# Die Tagebücher des Grafen August von Platen

August Platen (Graf von), Georg Laubmann, ...



# Die Tagebücher

des

# Grafen August von Platen.

Aus der Handschrift des Dichters

herausgegeben von

G. v. Laubmann und L. v. Scheffler.

Erster Band.




Stuttgart 1896.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

# Vorbericht.

Unter den im Jahre 1870 aus dem Nachlasse des königl. Obermedizinalrates Professor Dr. Karl von Pfeufer für die königl. Hof- und Staatsbibliothek in München erworbenen „Plateniana“ befinden sich auch die Tagebücher des Dichters in 18 Bänden. Die Benützung der Originale in den letzten fünfundzwanzig Jahren war — bei der Eigenart der im Jahre 1860 von Pfeufer bei Cotta edierten Engelhardtschen Bearbeitung derselben — eine so intensive, daß ich als Bibliotheksvorstand glaubte, der Litteratur es schuldig zu sein, für unverkürzte Herausgabe der Tagebücher zu sorgen. Daß ich in meinem Mitherausgeber, der den Platenschen Nachlaß für seine Biographie des Dichters vielfach an Ort und Stelle benützte, ein verständnisvolles Entgegenkommen und einen unermüdlichen Editor fand, ließ den langjährigen Plan rasch zur That werden.

G. Lbm.

Die Tagebücher Platens, deren erste Hälfte wir dem Leser hiermit vorlegen, verdienen nur in bedingtem Sinne diesen Namen. Zum größten Teile Memoiren, Kapitel dann wieder einer lange nach den erfahrenen Eindrücken verfaßten Selbstbiographie, werden sie erst mit dem Ende ihrer „Bücher" zu dem, was man unter Diarien zu verstehen pflegt. Platen nennt den einzelnen Abschnitt „Memorandum". Doch tritt dafür, sobald er von dem Ganzen seiner Aufzeichnungen spricht, stets der Ausdruck „Tagebuch" ein. Der Dichter deutet damit auf die Kontinuität, den inneren Zusammenhang in den vorgeführten Selbstbekenntnissen hin. Nur die Geschichte ihrer Entstehung kann daher auch den Wechsel in Form und Inhalt dieser „Memoranden" erklären.

Platen begann nach eigener Angabe ein Tagebuch zu schreiben am 22. Oktober 1813. Der sechzehnjährige Page weilte damals auf Ferienbesuch bei seinen Eltern in Ansbach. Die große Zeit und mehr noch der übermächtige Drang eines plötzlich erwachten Gefühlslebens gaben ihm die Feder in die Hand. Die Blätter sollten „die jedesmalige Stimmung seines Herzens wiedergeben". Sie dienten diesem besonderen Zwecke auch während der folgenden Jahre. Offizier geworden und als solcher selbst in die Campagne nach Frankreich gerückt, vertraut Platen seinem Tagebuche doch wesentlich die Erfahrungen seines inneren Lebens an. Die äußeren Vorgänge dienen denselben nur als ein zufälliger Rahmen. Nichts Sonderbareres zum Beispiel, als wie er, der Militär, uns den Feldzug von 1815 erzählt! Ja, in dieser rein subjektiven Fassung gewinnt das Tagebuch für den Verfasser selbst ein steigendes Interesse. Platen hat Verse vor und nach dem Feldzuge gedichtet und damit vor sich und anderen wohlberechtigten Beifall gefunden. Die Aufzeichnungen der Diarien stehen ihm höher! „Ich habe nie etwas Gutes gemacht," schreibt er am 6. Juni 1816 in sein Tagebuch, „doch wenn je etwas Ersprießliches aus meiner Feder floß oder fließen

wird, so sind es diese Diarien, die immer einen gewissen Wert behalten, wenn sie auch von dem unbedeutendsten Menschen handeln, da sie aufrichtig sind und seine allmähliche Entwickelung deutlich entfalten."

Damit war ein neuer Zweck für diese Blätter, eine bestimmtere Aufgabe auch für ihre äußere Form gefunden. Noch trägt der junge Offizier im Sommer 1816 die Chronik einer Schweizerreise in seine Diarien ein (dasjenige „Buch" unter den älteren Aufzeichnungen, welches noch am meisten von den äußeren Eindrücken spricht!); dann geht er im August desselben Jahres an eine durchgreifende Revision der bisherigen Memoranden. „Ich werde alle früheren Hefte ganz umbilden, ihnen mehr die Form einer fortlaufenden Erzählung als eines Diariums geben und sonach besonders viel von dem wegschneiden, was späterhin ohne Folgen geblieben ist. Das Ganze wird in ungefähr neun bis zehn Bücher abgeteilt, und ich füge im ersten und zweiten Buch noch etwas von meinen Kinderjahren und denen, die ich im Kadettencorps und als Page verlebte, hinzu, so daß das Ganze zu einer vollständigen Biographie wird. Wenn ich einmal nicht mehr bin, wird es doch immer meine Freunde ergötzen, dergleichen zu lesen." In der That hat denn auch Platen noch im Herbste 1816 das „erste Buch", welches von seiner frühesten Jugend berichtet, niedergeschrieben, im folgenden Jahre mit Buch 2 und 3 die Lücke bis zum Jahre 1814 ausgefüllt, und indem er auch die „alten halbzerrissenen, schlechtgeschriebenen Tagebuchhefte" sämtlich redigierte und kopierte, ein vorläufiges Ganzes geschaffen, welches die Selbstbiographie bis zum Schluß des Jahres 1817 führt und den Inhalt des heute Dargebotenen ausmacht.

„Erst mit dem 16. Buche beginnt das Original meines Tagebuchs." Der Leser empfindet es sofort an den flüchtigeren, unregelmäßigen Schriftzügen, welche die meist leidenschaftlich erregte Augenblicksstimmung begleiten. Spuren derselben sogar auf dem einzelnen Blatte: ausgestrichene Worte, Flecken, die dadurch entstanden — Thränen!! Das Pathos, das diese folgenden 14 Bücher (der Erlebnisse der in Würzburg und Erlangen — 1818—1826 — zugebrachten Jahre) erfüllt, ist dabei stellenweise ein solch phantastisch bewegtes, daß man eher einer frei ersonnenen Dichtung als wirklicher Lebensschilderung gegenüberzustehen meint. Platen selbst empfindet die äußeren und inneren Geschehnisse wie die aufregenden Kapitel eines Romans, die sich steigernden Akte eines Dramas. „Ich schließe diesen Roman," schreibt er am 30. November 1818, „zum zweitenmal; ich will ihn keine terza jornada fortspielen." Er fühlt

andererseits, daß der Inhalt des Tagebuchs zu einseitig werde, daß „ein Gegenstand alles andere neidisch ausschließe“. Er will deshalb neben diesen Diarien nach Lichtenbergs Vorgang ein sogenanntes Waste-book führen, welches auch noch andere „Reflexionen“ bringe, die wiedergegebenen Eindrücke erweitere und ergänze. Bei alledem glaubt der Dichter, in den Memoranden an seinem Hauptthema streng festhalten zu müssen: „die Schwäche des menschlichen Herzens in aufrichtiger Treue zu entfalten“, eine „fortlaufende Geschichte seiner Empfindungen“ hier zu geben.

Man begreift danach, von welchem Werte diese Aufzeichnungen für Platen werden mußten, wie er sie zu Zeiten als das „einzige betrachtete, was die Muse gewähre“, als „belebte Erinnerungen seiner Schmerzen“! Sobald letztere Herz und Phantasie nicht mehr bewegten, tritt auch in die Schilderungen seines Tagebuchs ein gewisses Gleichmaß der Empfindung, ein sehr viel objektiverer Ton. Das sind, wie gesagt, die abschließenden Kapitel seiner Selbstbiographie, die am meisten den gewöhnlichen Diarien ähneln, die letzten drei „Bücher“ seines Tagebuchs, die er während seines Aufenthaltes in Italien geschrieben hat. Auch äußerlich schon unterscheiden sie sich von den vorhergehenden Heften. Das Format derselben ist kleiner, die Sätze knapper, die Handschrift klein und eng zusammengedrängt; Raumersparnis, wie sie auf großen Reisen geboten erscheint.

So hatte Platen seine Selbstbekenntnisse in 17 zum Teil starken Manuskriptbänden gesammelt, als er im April 1834 in München zu der Reise sich rüstete, von der er nicht mehr zurückkehren sollte. Wie im Vorgefühl auch baldigen Scheidens verteilte der Dichter seinen handschriftlichen Nachlaß unter seine Freunde. Hermann, der Nationalökonom, erhielt die Manuskripte zu den gedruckten und ungedruckten poetischen und historischen Arbeiten zur Verwahrung; Pfeufer wurde im besonderen Vertrauen die Schatulle mit den Tagebüchern übergeben. Der junge geniale Arzt hatte in München zuletzt Platen am nächsten gestanden. Der Dichter freute sich schon bei seinem ersten Besuche aus Italien (im Herbste 1832), den Freund dort wiederzufinden. Er hatte es nicht vergessen, wie anteilvoll sich der zehn Jahre jüngere Student damals in Erlangen bei der Aufführung von „Treue um Treue“ gezeigt. Auch nach sieben Jahren fand er Pfeufer „noch immer so lebendig und an allem teilnehmend.“ Ja in der gewollten Vereinsamung des letzten Münchener Winters ist es Pfeufer allein, der zu Platen „oft kommt“, und mit dem der Dichter „gern spazieren geht“. So gehe ich wohl auch

nicht fehl, wenn ich das letzte Tagebuchheft Platens (rot in Saffian gebunden und mit einer poetischen Widmung am inneren Deckel versehen) für ein Abschiedsgeschenk Pfeufers halte. Der Dichter füllte die Blätter in Italien nur zur Hälfte aus. Die letzten Zeilen sind am 13. November 1835 zu Syrakus, drei Wochen vor seinem am 5. Dezember daselbst erfolgten Tode, geschrieben. Das Büchlein bildet den 18. Band in der angeführten Reihe.

Platens Tagebücher sind bis zu seinem Ableben arcana geblieben. Manche wußten von seinen Aufzeichnungen, aber nur ein einziger Freund hat sie wirklich gesehen. Für Pfeufer und Schelling war mit ihrem Inhalte eine völlige Ueberraschung geboten. Ersterer öffnete, als man zur Nachlaßregulierung des verstorbenen Dichters schritt, die ihm anvertraute, bis dahin verschlossene Schatulle. Er vertiefte sich in die umfangreiche Lektüre der darin vorgefundenen Tagebücher so lange, daß er die Geduld Schellings auf eine harte Probe setzte. Dieser, welcher als nicht minder treuer Freund Platens der Mutter in diesen für sie schweren Tagen namentlich beigestanden, erwartete das Größte von dieser „heiligen Reliquie“ des Dichters. Aber so wie Pfeufer schon die „Tagebücher“ seine Frau nicht hatte lesen lassen (ich entnehme alle diese Einzelheiten den Briefen der Gräfin Platen aus jenem Jahre), so war auch Schelling, nachdem er sie endlich kennen gelernt, gegen eine Veröffentlichung ihres Inhalts. Er war „gerührt und bewegt“ davon, scheute aber, vor allem für seine eigene Person, irgend welches Vorgehen in dieser Sache. Unter solchen Umständen entschied die Gräfin, daß dann auch nur der Freund noch die „Tagebücher“ lesen und behalten solle, der dem Verständnis ihres Sohnes im Leben am nächsten gekommen, der allein auch seine Biographie zu schreiben im stande wäre: Graf Friedrich Fugger. Das Bild des seltenen Mannes ist dem deutschen Leser durch den im Jahre 1852 veröffentlichten Briefwechsel zwischen ihm und dem Dichter nahe getreten. Mehr noch werden seine Bedeutung für Platen die folgenden Memoranden erweisen.

Graf Fugger in Augsburg war, nachdem die Gräfin ihn in ihr Vertrauen gezogen, in umfassender Weise für die Verwertung des litterarischen Nachlasses seines Freundes thätig. Er stellte, wie bekannt, den Text für die erste Gesamtausgabe der Werke Platens (Stuttgart und Tübingen 1839) zusammen, er dachte auch daran, das Leben des verstorbenen Freundes seinem Volke in einer ausführlichen Darstellung zu erzählen. Er starb, ehe er beide Arbeiten fertig vor sich gesehen. Denn es ist unrichtig, daß sich von Fuggers Platen-Biographie nichts erhalten.

Zwei anonyme, dahingehende Fragmente unter den Münchener Plateniana sind nach der Handschrift zweifelsohne dem Grafen zuzuweisen. Sie geben den zweifachen Ansatz zu einer Lebensschilderung wieder. Der eine hält sich dabei fast wörtlich an Platens eigene Angaben in seinen Tagebüchern; der andere ist bei freierer Behandlung durch ein vorzügliches Charakterbild des Dichters eingeleitet. Als Bruchstücke blieben jedoch diese Papiere unter den Nachlaßpapieren Platens verborgen, wie denn auch die „Tagebücher“ nach Fuggers Tode in Pfeufers Hände zurückkehrten. Mehr als zwanzig Jahre vergingen, bis letzterer selbst die in seinen Besitz übergegangenen Manuskripte herauszugeben beschloß. Er legte dabei seiner Edition eine Bearbeitung der Tagebücher zu Grunde, die von dem Theologen Engelhardt in Erlangen herrührt. Während Platen an der dortigen Universität sich aufhielt, hatte dieser zu seinen näheren Freunden gehört. Er war jedoch schwerlich dazu berufen, ein Leben des Dichters — zu welchem Zwecke Pfeufer ihm das Tagebuch überlassen hatte — zu schreiben, wie auch die Herstellung des oben genannten Textes von einem seltenen Mißverstehen der besonderen Aufgabe zeugt. Ist, was Pfeufer in seinem liebenswürdigen „Vorwort“ von der Absicht seiner Veröffentlichung sagt, ein Gedanke Engelhardts, so ist alles andere, nur nicht der ausgesprochene Zweck mit dieser Tagebuchedition vom Jahre 1860 erreicht. Nur „was Platens Bildung zum Dichter erkläre“, wolle man geben, „weglassen alles, was diesem Zwecke nicht dient“. Und übrig bleibt die grausamste Verstümmelung des Originaltextes, von dem überdies die drei letzten „Bücher“ in der Bearbeitung gänzlich fehlen. Die Enttäuschung über „Platens Tagebuch“ war eine allgemeine. Weit entfernt, uns den Dichter und Menschen näherzuführen, trug dieses trockene Resumé der Beziehungen Platens zu seinem äußeren Leben, seinen Studien, seiner Lektüre nur dazu bei, das abstrakte Bild, welches sich das deutsche Publikum vom Verfasser der „Verhängnisvollen Gabel“ inzwischen gemacht, zu verschärfen. Man lese zum Beispiel, was ein so feiner Kenner der Menschenseele, Kuno Fischer, in „Schellings Leben“ über Platen sagt! Das Beste, nur freilich sehr Wenige, an dieser Edition bleibt Pfeufers „Vorwort“, die Schilderung des Dichters, die er aus eigener Erfahrung darin gibt. Was hielt ihn ab, mehr zu sagen? Aus welchem Grunde billigte er überhaupt diese Engelhardtsche Revision?

Die Frage führt uns ein Vorkommnis aus Platens Leben in die Erinnerung zurück, welches als solches die Zeitgenossen mächtig erregte und zweifelsohne auch den Freunden jene übertriebene Behutsamkeit eingegeben hat: Heines schamloser Angriff auf Platens Dichtung! Er er-

folgte nicht ohne des letzteren Schuld. Eine unzarte Anspielung in dem „Romantischen Oedipus“ hatte den Menschen in Heine schwer gekränkt. Er antwortete mit den „Bädern von Lucca“, in denen er wiederum das Menschliche im Dichter Platen mit unerhörtem Cynismus an den Pranger zu stellen suchte. Der giftige Pfeil wendete sich auf den Schützen zurück; nur Heine, der bald darauf Deutschland verließ, hatte davon den Schaden. Aber wie nach Fuggers richtiger Bemerkung nicht nur kleinliche Rache hier gesprochen hatte, sondern es immer Leute gibt, „die gerne Verleumdungen hören“, so war eine „gewisse Wirkung“ der Heineschen Worte nicht zu verkennen. Man war unsicher in der Beurteilung Platens geworden, man fühlte, daß ihm großes Unrecht geschehen, aber man sah gewisse dunkle Seiten seines Wesens auf einmal in einem grellen, unheimlichen Lichte. Anstatt sie vollends in die Klarheit einer ruhigen, vernünftigen Erörterung zu führen, erklärte man sie für Geheimnis. Nur so ist das Vorgehen Pfeufers und Engelhardts zu verstehen. Sie, die als Freunde des Dichters in erster Linie berufen waren, volle Wahrheit zu geben, haben, wie die Herausgabe seines „Tagebuchs“ zeigt, dem System der Vertuschung nur noch weiter Thür und Thor geöffnet.

Auch heute noch darüber zu schweigen, wäre eine mehr als übel angebrachte Prüderie. Heine hat Platen vor aller Welt einer unnatürlichen Sünde geziehen. Nicht daß er es gethan (das mochte er und mögen die, welche es ihm bis in die neueste Zeit hinein nachsprechen, vor sich verantworten), sondern wie er es that, ist für die Beurteilung der Frage von Interesse. Denn nur in dem Hineintragen eines Mißverständnisses (das dem großen Publikum sofort faßlich war) und in dem bewußten Festhalten an demselben liegt die Perfidie des Angriffs. Von Knabenliebe ist nach Heine in den Platenschen Gedichten die Rede. Der Pamphletist übersieht hierbei geflissentlich, daß nicht Knaben, sondern junge Männer es waren, welche den Dichter für seine Poesie begeisterten; er verschweigt ebenso absichtlich, daß dieser besondere Schönheitskultus in edlen Seelen nichts Ungewöhnliches, ja daß er als Eros der Hellenen Vorbedingung größter Thaten auf dem Gebiete des rein Geistigen, der Kunst und Poesie gewesen ist; er sucht das Vorbild für das Phänomen anstatt auf griechischem Boden vielmehr auf dem römischen! Nero und der Harem seiner Lustknaben wird der reinen Freundschaftspoesie Platens gegenübergestellt!! Hier sei der „antike Uebermut“, den der Dichter nur heuchlerisch zu parodieren vermocht hätte, in seiner wahren Gestalt zu finden!!! ... Der uralte Unverstand, mit dem immer wieder zu kämpfen.

Das Vermengen der „himmlischen Aphrodite“ — um mit Platon zu reden — mit der „gemeinen“. Nur letztere, zu welcher ja nicht minder die Knabenliebe (die gar nichts spezifisch Antikes ist, sondern dem Libertinismus aller Zeiten und Zonen angehört) als die gemein sinnliche Weiberliebe zählt, nur diese, die Venus vulgivaga, haben die Römer verstanden. Sie darum als „illüstre Lust“ auch dem Dichter Platen zu imputieren, war um so gewissenloser, als die Anklage sich allein auf einige Licenzen des poetischen Sprachgebrauchs (die Anrede „Junge“, „Knabe“ hier und da in den Gedichten anstatt „Freund“), auf die Ungenauigkeit des deutschen Ausdrucks „Knabenliebe“ als solchen (auch Schiller bezeichnet die ideale Männerliebe, die das Freundespaar in seinen „Maltesern“ verbindet, mit dem zweideutigen Worte) und auf die rohe Vorstellung, welche die Ungebildeten unter den Hohen und Niederen damals wie auch heute noch damit verbinden, gründet.

Die empörende Kränkung erfuhr übrigens Platen nicht zum erstenmal. Wie wir jetzt erst aus seinem Tagebuche ersehen, ward sie ihm schon von der Leidenschaft eines aufgebrachten Freundes entgegengeschleudert. Das war der dramatische Höhepunkt in seiner Erotik, den er uns mit der ganzen Aufrichtigkeit seiner großen Seele schildert. Ein Vorgang aus seiner Würzburger Studentenzeit, vom Herbste 1819. Was zu erwarten war, trat bald darauf ein. Der Beleidiger sah sein Unrecht ein; die Freunde versöhnten sich. Von Bedeutung ist dabei nur, daß Platen in seiner tödlichen Verwundung keinen anderen Ausweg weiß, als daß er einem treuen Kameraden — sein Tagebuch zu seiner Rechtfertigung vorlegt. Das ist der einzige Freund, den ich oben andeutete, Lieutenant Max v. Gruber in Würzburg, der Platens Memoiren zum Teil gelesen hat.

Wie der Dichter damals that, thun wir auch heute. Nicht als ob die Heineschen Anklagen von neuem zu widerlegen wären, aber doch überzeugt, daß Unbefangenheit in der Beurteilung von Platen erst dann eintreten kann, wenn seine Lebensakten klar und offen dem Leser vorliegen. Nach diesen unverfälschten Zeugnissen habe ich in meiner eigenen, demnächst erscheinenden Biographie des Dichters berichtet. Ich kann deren Resultate hier nicht vorwegnehmen. Nur auf einen Punkt möchte ich zur Wegweisung bei der Wanderung durch Platens Innenwelt noch besonders aufmerksam machen. Der Dichter hat sich einen Märtyrer seines Eros' genannt. Er war es, indem „die Ideale, wie sie ihn seit seiner Kindheit begleiteten“, sich nie im Leben verwirklichen ließen, die Freundschaft, wie er sie verstand, stets annähernd nur und dann auch vorüber-

gehend stets ihren Gegenstand in einer liebenswürdigen Persönlichkeit seines eigenen Geschlechtes finden konnte. Dafür ward ihm jedoch die Poesie gegeben, die ihm als „schaffende Sehnsucht“, wie sein so bezeichnender Ausdruck lautet, seine ungestillten Wünsche milderte und das Bewußtsein ihn nicht verlieren ließ, daß, wie „seine Neigung auf eine edle Weise sich in ihm gestalte, sie auch auf das tiefste und beste Gefühl im Menschen begründet“ sei. Tragisch hat allein eine andere Gemütskraft sein inneres Leben beeinflußt, die als solche freilich wieder aufs engste mit seinem Lieben und Dichten vereinigt erscheint: seine übermächtige Phantasie. Uebelwollenden Beobachtern von Platens Jugendentwickelung war so schon eine gewisse Absonderlichkeit in der Anordnung seiner kindlichen Spiele, in der kapriziösen Art, wie er dabei mit seinen Spielgefährten umging, aufgefallen. Neues und Erleuchtendes über diesen Zug teilt jedoch namentlich Graf Fugger aus seinen Erinnerungen in dem obengenannten biographischen Fragmente mit. Er spricht von der gemeinsam verlebten Kadettenzeit: „In diesem beschränkten Kreise zeigte sich denn bald die lebendige Thätigkeit seines Geistes und vorzüglich seine Phantasie. So wußte er die gleichgültigsten Gegenstände umzugestalten, zu beleben und den anderen Knaben Dinge davon zu erzählen, die sie mit Verwunderung anhörten und nicht verstanden .... Zuweilen dehnte er seine Visionen auf die Genossen selber aus und war im stande, einen derselben mehrere Tage lang etwa für eine Eule auszugeben, indem er ihm bald scheu aus dem Weg ging, bald mit dem Tuche ihn zu verscheuchen suchte. Die Knaben ließen sich das gefallen und ertrugen solche Launen, wie sie es wohl von anderen nicht leicht ertragen haben würden. Dieses eigentümlich willkürliche Spiel der Phantasie verließ ihn selbst in späteren Jahren nicht gänzlich“ (Fugger fügt unter anderem als Beispiel an, wie Platen eine Katze, die sich in einer Neapolitaner Trattorie täglich auf seinen Schoß zu setzen pflegte, mehrere Tage lang für eine verwandelte Prinzessin ausgab und mit solchen Träumereien die vertrauten Freunde zu ermüden suchte und neckte), verhängnisvoll mußte es für den Dichter erst dann werden, wenn es sich in die Leidenschaft seiner erotischen Gefühle mischte. Denn wie „die Phantasie hier ihm oft einen Anteros vorgaukelte“, der in der Wirklichkeit nicht existierte, verleitete sie ihn auch, dem geliebten Gegenstande Empfindungen zuzuschreiben, die, als von ihm demselben erst übertragen, ihn wechselsweise hoch beglückten und tief kränkten. Ungefährlich, wenn ein solcher Roman im Bereiche reiner Vorstellung sich bewegte. Und dieser erste Band des Tagebuchs enthält zum Beispiel Beziehungen

zu angebeteten Freunden, die als solche nur in seiner Phantasie lebten, die er niemals kennen lernt, flüchtig sieht, ja deren nähere Bekanntschaft er meidet und fürchtet, weil dadurch das Ideal, das sein liebender Enthusiasmus sich von ihnen gebildet (wie er zu seinem Schmerz auch bei dem einen von ihnen erfährt), sofort zerstört werden würde. Tragisch, wenn dieser, von solcher Phantasie begleitete Eros in die eigentliche Wirklichkeit tritt, wenn diese „Klötze", die ihn nacheinander während seiner Würzburger und Erlanger Jahre begeisterten, ihn in ihrer begreiflichen Unempfindlichkeit zu einer Höhe phantastischer Liebesglut treiben, daß er die Fittiche des Wahnsinns um sich schlagen zu hören meint. „Gestalten des Wahns" hat denn auch Platen die in seinem Tagebuche wiedergegebenen Empfindungen genannt, hinzufügend, „daß der Wahn nun einmal der einzige Trost solcher Leute, wie ich bin", sei; „Poesie" nennen wir sie, in deren rein individuellem und deshalb oft geradezu erschütterndem Ausdrucke der wahre Schlüssel erst zum Verständnis des bisher für das große Publikum „kalten", in der That aber leidenschaftlichsten deutschen Dichters gefunden wird.

Die Selbstbiographie Platens ist in diesem Bande bis zum Ende des Jahres 1817 geführt, ein Ziel, das ungefähr mit dem Abbruch von des Dichters militärischer Laufbahn zusammenfällt, die er im folgenden Jahre mit dem akademischen Leben auf der Würzburger Hochschule vertauscht. Der Darstellung ist ein erklärender Kommentar hinzugefügt worden, den ich nicht als gelehrten Prunk zu betrachten, ersuche. Er schien mir nötig, weil durch Zurückführung der zahlreichen Citate auf ihre Quellen der geistige Gesichtskreis des auf der einen Seite sich mit seiner Vorliebe auf gewisse Lektüre beschränkenden und dann dieselbe wieder maßlos erweiternden jungen Dichters eine nicht unwichtige Beleuchtung erfährt, und die entrückte Zeit, in Personen und Dingen, doch auch mancher Erläuterung bedurfte. Daß mein verehrter Mitherausgeber, dessen hochherzigem Entschlusse ja überhaupt nur diese wichtige Edition zu danken ist, mir mit gelegentlicher bester Hilfe hierbei zur Seite stand, sei mit besonderer Erkenntlichkeit hervorgehoben. Doch auch in Weimar hier durfte ich mich freundschaftlichen Rates erfreuen. Auf das liebenswürdigste bemüht waren der Vorstand der Großherzogl. Bibliothek, Geheimrat P. von Bojanowski, und sein Sekretär, Herr Sträubing, mir die Benutzung des umfangreichen bibliographischen Materials zu erleichtern, und auch den Herren vom Goethe-Schiller-Archiv, ihrem Direktor Herrn Professor Suphan und besonders noch den Herren Dr. Rudolf Steiner und Dr. Fresenius bin ich für gewährte Unterstützung aufrichtig ver-

pflichtet. — Das „R" in den Anmerkungen endlich weist auf Redlichs treffliche Ausgabe von Platens Werken hin, dessen Textkritik mir desgleichen eine dankenswerte Vorarbeit gewesen.

Für die Orthographie des Textes ist die nunmehr gebräuchliche gewählt. Es lag um so weniger Grund vor, von ihr abzugehen, als das Manuskript in der Rechtschreibung äußerst schwankend und ohne besondere Grundsätze verfährt. Diese hatte sich Platen erst in einer Zeit gebildet, welche die Schlußhefte dieser Edition behandeln. Sie erstrebten, ihrer Zeit vorangehend, eine Reform, die der ähnlich, die jetzt in Deutschland durchgedrungen ist.

Wir feiern in diesem Jahre des Dichters hundertjährigen Geburtstag. Als eine Festgabe stellt sich somit diese Herausgabe seiner Selbstbekenntnisse dar. Möchte sie als solche erfaßt und aufgenommen werden! „Vielleicht ist keines Menschen Leben ganz uninteressant", lasen wir oben. Dieses aber, welches der Dichter uns hier erzählt, entfaltet einen Zauber, den seit Rousseau so viele erstrebt und so wenige erreicht, eine Macht, die ein edles Gemüt von jeher in ihren Bann geschlagen und auch heute es so thun wird; er nennt sie selber: Aufrichtigkeit!

Weimar, im Oktober 1896.

L. v. Scheffler.

# Inhalt.

# Memorandum meines Lebens.

---

## Erstes Buch.

Begreift einen Zeitraum von vierzehn Jahren, teils meine erste Jugend, teils meinen Aufenthalt im Kadettenhause zu München.

„Die Erinnerung ist das einzige Paradies,
aus dem wir nicht getrieben werden können."
Jean Paul.

Keine Freundschaften pflegen dauerhafter zu sein, als die, welche in früher Jugend geknüpft werden. Knigge[1].

[1]) Adolph Frhr. Knigge, „Ueber den Umgang mit Menschen". Sechstes Kapitel („Ueber den Umgang unter Freunden"): „Keine freundschaftlichen Verbindungen pflegen dauerhafter zu sein, als diese, welche in der frühen Jugend geschlossen werden."

## 1. Kinderjahre.

Ich bin am 24. Oktober 1796 geboren, und zwar zu Ansbach in Franken, das damals noch unter preußischer Regierung stand. Der letzte, kinderlose Markgraf[1]) hatte resigniert und war mit seiner zweiten Gemahlin, einer Lady Craven[2]), nach England gezogen, wo er noch einige Jahre, obgleich nicht glücklich, lebte. Er übergab sein Land Friedrich Wilhelm II.[3]), dem Vorgänger des jetzt regierenden Königs.

Meine erste Erziehung war in den Händen einer frommen und sanften Mutter[1], der zweiten Frau[4]) meines Vaters[5]), welcher von seiner ersten[6]) geschieden war, von der er sechs Kinder hatte, worunter fünf Töchter. Sie wurden meist verheiratet, während ich heranwuchs, und ich kannte sie kaum, lernte sie auch später nicht kennen[2], da ich das elterliche Haus frühe verließ. Das jüngste jener meiner Stiefgeschwister war mein Bruder Alexander, der jedoch gleichfalls mehr als zehn Jahre vor mir voraus hat. Er ist, indem ich dies schreibe, Hauptmann in bayrischen Diensten, und war damals Fähndrich im preußischen

---

[1]) Karl Alexander (1736—1806).

[2]) Elisabeth Berkeley (1750—1828); von ihrem Manne 1781 verlassen, kommt sie nach Ansbach, wo der Markgraf 1790 sich mit ihr vermählt. Die Lady war auch Schriftstellerin; Reisebeschreibung, Memoiren.

[3]) Als dem Lehnserben, im Jahre 1791.

[4]) Christiane Luise, Freiin Eichler von Auritz (geb. 19. November 1763, gest. 20. März 1846), Tochter des königl. preuß. Wirkl. Geheimrats und markgr. ansbachischen Oberhofmarschalls Frhr. v. E. A., vermählt 1795 mit dem Oberforstmeister Grafen von Platen.

[5]) Graf August Philipp (geb. 22. Juni 1748, gest. 8. Juni 1831), lernte als hannöverischer Offizier auf einer Reise in England den Markgrafen Karl Alexander kennen, der ihn als Oberforstmeister nach Ansbach berief.

[6]) Friederike von Reitzenstein, Tochter des markgräflichen Oberstallmeisters v. R.



Regiment Tauentzien, das zu Ansbach garnisonierte. Ich faßte als Kind einen Widerwillen gegen ihn, da er mich beständig neckte. Ich hatte außer ihm noch einen wirklichen Bruder, der ein Jahr jünger als ich war, aber schon in seinem vierten Jahre starb, gerade als mein Vater auf ein Jahr lang nach Schwabach versetzt worden war. Nach unserer Rückkehr von dort fiel ich selbst in eine langwierige Krankheit, so daß selbst der berühmte Doktor Hildebrand aus Erlangen meinen Eltern erklärte, daß mir nicht mehr zu helfen sei. Ich kam aber wieder davon, indem ich ein altes Sprichwort bewährte, denn ich war sehr böse, und noch zehn Jahre später hat mich mein Bruder mit meinem damaligen Eigensinn aufgezogen.

Was ich noch von meiner frühesten Erziehung weiß, ist, daß ich zum mindesten in physischer Hinsicht keineswegs verzärtelt wurde und man mich lehrte, zu meinen Eltern du zu sagen und immer freimütig und offen gegen sie zu sein. Daß ich von Adel, aus einem alten Hause sei u. dgl. m., sagte man mir niemals.

Meine ersten Jugendgespielen waren ein gewisser Simon Langenfaß und der Sohn eines französischen Sprechmeisters, Jeannot Asimont, wie auch die zwei älteren Söhne des nunmehr zu München angestellten Oberappellationsrats Liebeskind [1]), mit deren älterem, Adalbert, ich noch jetzt in freundschaftlichem Verhältnis stehe. Oefters kam ich auch aufs Schloß, um mit der kleinen Prinzessin [2]) zu spielen, einer Tochter des Prinzen Ludwig von Preußen [3]), Bruder des Königs [4]). Ihre Mutter [5]) vermählte sich nach ihres ersten Mannes Tod mit dem Fürsten von Solms-Braunfels [6]) und wohnte zu Ansbach. Nun ist sie an den Herzog von Cumberland [7]) verheiratet, und die junge Prinzessin mit einem Prinzen von

---

[1]) Dr. J. Heinr. Liebeskind, seit 1797 königl. preuß. Regierungsrat in Ansbach, 1807 im bayrischen Dienste in obiger Stellung zu München; gest. 1849 als emeritierter Appellationsgerichtsdirektor zu Eichstädt.

[2]) Friederike (1796—1849).

[3]) 1772—1806.

[4]) Friedrich Wilhelm III.

[5]) Friederike, Tochter des Herzogs, späteren Großherzogs Karl II. von Mecklenburg-Strelitz, geb. 1778, gest. 1841; erster Gemahl Prinz Ludwig von Preußen (1795 bis 1796); zweiter Gemahl Prinz Friedrich von Solms-Braunfels (1798—1814); dritter Gemahl Ernst August, Prinz von Cumberland, späterer König von Hannover (1815 bis 1841).

[6]) Friedrich, Prinz von Solms-Braunfels (1770—1814).

[7]) Ernst August (1771—1851), Sohn König Georgs III. von England. Seit 1837 König von Hannover.

Anhalt-Dessau [1]). Ich kann mich der Fürstin Solms noch entsinnen; sie ist blond und eine der langblühenden Schönheiten. Auch ihre beiden Schwestern, die Fürstin von Thurn und Taxis [2]), und die Königin Luise mit ihrem erlauchten Gemahle, erinnere ich mich in Ansbach gesehen zu haben. Später bewohnte der jetzige Staatskanzler Hardenberg [3]) das Schloß.

Mein Vater war öfters genötigt, kleine Reisen zu machen, um die Forsten zu besichtigen, über die er gesetzt war; ich blieb dann mit meiner Mutter allein. Sie las mir viel vor und suchte mir frühe Geschmack für Lektüre einzuflößen, den ich auch fand, obgleich es mir sonst nicht an Spielsachen fehlte, deren ich von allen Sorten hatte und die sich jeden Geburts- und Weihnachtstag beträchtlich vermehrten. Lesen und Schreiben lernte ich ziemlich frühe. Das erste, was ich selbst las, war der „Kinderfreund" von Weiße [4]), aus dem ich mir besonders die kleinen Komödien heraussuchte, da ich nichts so sehr liebte, als das Theater. So oft ich nur durfte, ging ich ins Schauspielhaus, sobald eine Truppe in Ansbach war. Ich selbst spielte fast nichts als Komödie mit meinen Kameraden. Meine ersten Arbeiten und alles, was ich als Kind schrieb, war dramatisch. Ich erinnere mich noch eines Schäferspiels, das ich machte und an meinen Freund in Schwabach, George Benkher, schickte. Es mag der erste meiner Versuche gewesen sein und war in ungebundener Rede geschrieben. Ich hatte damals ungefähr mein siebentes Jahr zurückgelegt.

Um diese Zeit war die Oper „Das Donauweibchen" [5]) sehr in Schwung und eines meiner Lieblingsstücke. Zugleich fiel mir Schillers Macbeth in die Hände, von dem ich jedoch nur die Hexenscenen [6]) las. Diese Schriften gaben mir Anlaß zu einer Reihe von Komödien in Knittelversen, in denen es von Feen, Hexen, Nixen und Zauberern

---

[1]) Leopold Friedrich (1794—1871), seit 1818 mit Prinzessin Friederike von Preußen vermählt; 1817 Fürst, später Herzog von Anhalt.

[2]) Therese (1773—1839), Gemahlin des Fürsten Karl Alexander von Thurn und Taxis (1770—1827).

[3]) Karl August, Fürst von Hardenberg (1750—1822), 1790 Minister der Fürstentümer Ansbach und Bayreuth, 1791 preuß. Staats- und Kabinettsminister, 1810 Staatskanzler.

[4]) Christian Felix Weiße, der Dichter (1726—1804), dessen „Jugendfreund" in 24 Bdn. 1776—82 erschien.

[5]) „Das Donauweibchen", ein Volksmärchen mit Gesang von A. F. Hensler, Wien 1802. Die Musik dazu war von Ferd. Kauer (1751—1831) komponiert.

[6]) Akt I, Scene 4 und Akt IV, Scene 3 und 4.

wimmelte [1]). Noch in späteren Jahren kamen mir ein paar davon zu Gesichte. Sie waren sehr kurz und, versteht sich, ohne allen Plan geschrieben. Was meine Phantasie noch bereicherte, war besonders die Mythologie, die ich schon ziemlich inne hatte. Die Liebesabenteuer Jupiters gingen an mir vorüber, ohne Eindruck zurückzulassen oder Neugierde zu erwecken. Für die wahre Unschuld giebt es noch keine verderblichen Bücher. Die Liebe hielt ich damals für nichts als einen theatralischen Ressort. — So viel ich auch Gespenster und Zauberer in meinen Komödien erscheinen ließ, so war ich doch nichts weniger, als abergläubisch, oder vielmehr deswegen. Man hätte mich eher ungläubig nennen können. Als einer meiner Lehrer mit mir von der Hölle sprach, sagte ich ihm: „Es giebt keine Hölle." Er geriet außer sich darüber und hielt mich wenigstens für einen achtjährigen Atheisten. Ich hatte es aber so böse nicht gemeint und unter Hölle nur jene Flammengrube verstanden, in welcher die Seelen gebraten werden.

Meine Mutter, die sich ganz von der Welt zurückzog, um sich mehr meiner Erziehung zu widmen, ermunterte mich in meinen Arbeiten, und ich bildete mir nicht wenig auf dieselben ein. Sie ließ mich auch frühe Briefe schreiben, unter anderen an eine junge Engländerin meines Alters, Eliza Douglas [2]). Ihre Mutter war die Freundin der meinigen, da sie beide zusammen in Lausanne erzogen worden. Jene war eine geborene Schweizerin und hatte einen Engländer geheiratet. Beide Freundinnen

„Hatten frühe schon
Töchterchen und Sohn
Braut und Bräutigam voraus genannt" [3]).

Doch als später des Krieges wegen die Korrespondenz mit England unterbleiben mußte, ward auch jenes Projekt zu den vergessenen gelegt.

## 2. Reisen nach Sachsen und Bayern.

Um eine Enkelin [4]) meines Vaters, ein Fräulein von Gemmingen, die ihr Stiefvater von Berlin nach Leipzig brachte, abzuholen, begab

[1]) Titel und Personenverzeichnis einer solchen, mit Kinderhand auf ein grünes Zettelchen geschrieben, hat sich noch in den Münchener Nachlaßpapieren des Dichters erhalten. „Veluzi, Lustspiel in zwei Akten. Zweiter Teil der Hexennacht. Geschrieben Sonntag den 29. Juni 1806. August von Platen". Mss. Mon. Platen. 25.

[2]) Ein Antwortsschreiben derselben, datiert Salisbury, 20. Dezember 1805, findet sich im Platen-Briefwechsel der Mss. Mon. 69.

[3]) Goethe, „Die Braut von Korinth", Strophe 1.

[4]) Tochter der ältesten Schwester des Dichters, Karoline. Diese war seit 1796

sich meine Mutter in Begleitung des Vormunds der kleinen Karoline und seiner erwachsenen Tochter dahin und nahm mich mit. Ich war äußerst erfreut über diese Reise; doch schwebt mir jetzt nur wenig mehr davon vor. Wir nahmen den Weg über Nürnberg und Baireuth, von welchem Ort ich mich nur noch der beiden großen Gärten entsinne, welche die Eremitage und Fantaisie heißen, und die eine Schwester Friedrichs des Großen, Markgräfin von Baireuth[1]), anlegte. Sodann ging die Reise über Hof, Schleiz, Gera und Zeitz. Von Leipzig blieb mir noch das Schauspiel am lebendigsten. Man gab „Ines de Castro"[2]), und ich sah zum erstenmal eine vorzügliche Bühne. Von Leipzig gingen wir über Meißen, wo wir die Porzellanfabrik besuchten, nach Dresden. Dort lebte meiner Mutter eine Freundin, die mit ihr erzogen worden war, eine Gräfin von Senft-Pilsach[3]). Ihr Mann war Minister des Königs[4]). Wir wurden sehr gut empfangen. Ich erinnere mich noch wohl, in einer schönen Gondel auf der Elbe gefahren zu sein, ihre landhausbebauten Ufer zur Seite, und unter jener berühmten Brücke hinweg, die der Sturm der Zeit zerstörte. Auch des ungeheuern Saals der Bildergalerie entsinne ich mich noch. Wir besuchten auch das Schloß und sahen den damaligen Kurfürsten von Sachsen[5]) mit seiner Familie in die Messe gehen.

Der Rückweg bis Hof führte uns über Freiberg, wo man uns die Bergwerke zeigte, Chemnitz, Zwickau, Plauen. Karoline von Gemmingen, die nur ein paar Jahre jünger als ich war, blieb in unserem Hause; wir lebten aber fast beständig im Unfrieden. Um jene Zeit war's, als die Festung Ulm durch General Mack an die Franzosen übergeben wurde[6]).

---

vermählt mit Frhrn. von Gemmingen-Guttenberg; nach Scheidung von demselben heiratete sie einen Herrn von Schauroth.

[1]) Wilhelmine (1709—58), 1731 vermählt mit Markgraf Friedrich von Bayreuth.

[2]) Vgl. Jul. von Soden „Schauspiele", Berlin 1788—91. IV. Bd., b) „Ignez da Castro".

[3]) Henriette, Tochter des Grafen Werthern-Beichlingen, Nichte des Freiherrn zum Stein.

[4]) Friedr. Christian Ludwig von Senft-Pilsach, der bekannte antipreußische Staatsmann; erst 1809 mit Genehmigung Napoleons sächsischer Staatsminister, bis dahin kursächs. Hof- und Justitiarrat. 1806 Gesandter in Paris. 1809 ging er aus Widerwillen gegen die preußische Hegemonie in Norddeutschland in österreichische Dienste über. Metternich verwendete ihn als Gesandten an den italienischen Höfen. 1832 findet ihn Platen so in Florenz wieder.

[5]) Friedrich August III., 1750—1826, König (August I.) seit 1806.

[6]) 17. Oktober 1805.

Meine Vaterstadt war überschwemmt von armen flüchtigen Kaiserlichen, die elend und in Lumpen einhergingen. Sie erhielten viel in unserem Hause, und ich faßte den ersten Widerwillen gegen die Franzosen, als die Feinde unserer Nation. Die Schlacht von Austerlitz [1]) vollendete das Unglück der Oesterreicher.

So kam denn das verhängnisvolle Jahr 1806 heran, so unendlich fruchtbar an beispiellosen Unglücksfällen für die Deutschen und an Bonapartes höchsten Triumphen. Gleich im Anfange nahmen die Könige von Bayern und Württemberg [2]) diesen Titel an. Der Kurfürst von Sachsen, obgleich sein Haus an Königsscepter gewöhnt war, that erst elf Monate später [3]) dasselbe, nachdem das Reich bereits untergegangen.

Im Februar kamen die Franzosen nach Ansbach unter Bernadotte, nunmehrigem Kronprinzen in Schweden [4]). Er verlegte die Demarkationslinie, da Verträge den Franzosen von jeher ein Spiel waren, und nahm das Land für Bayern weg [5]). Ich kann mir ihn noch wohl vorstellen. Er ist groß und stark, sehr gebräunt von der Sonne, und hat schwarze, geringelte Haare. Sie blieben lange bei uns und mästeten sich und ließen, wie allenthalben, ihren Uebermut fühlen.

In demselben Jahre wurde jener gehässige Bund, dem der Rhein ungern seinen Namen lieh, der deutschen Fürsten mit einem fremden Kaiser gegen ihren eigenen geschlossen. Er dauerte sieben Jahre, die übrigens für einige Fürsten, dem Scheine nach, die „sieben fetten Kühe Pharaonis“ [6]) waren.

Der Neffe Josephs II. war gezwungen [7]), die römische Krone niederzulegen, die Krone Karls des Großen, die tausend Jahre lang deutsche Stirnen geschmückt hatte. Das Reich, das in Wirklichkeit lange nicht mehr existiert hatte, ging nun auch dem Namen nach unter. Die ur-

---

[1]) 2. Dezember 1805.

[2]) Maximilian I. und Friedrich I. nahmen nach den betreffenden Artikeln des Preßburger Friedens (26. Dezember 1805) die Königswürde an.

[3]) 11. Dezember 1806.

[4]) Jean Baptiste Jules Bernadotte (1764—1844), seit 1804 Marschall; 21. August 1810 auf Vorschlag Karl XIII. zum Kronprinzen von Schweden ernannt. Der spätere Karl XIV. Johann.

[5]) 24. Februar 1806.

[6]) Mos. 1, Kap. 41. Durch die Mediatisierungen.

[7]) Franz II. (1768—1835) dankt 6. August 1806 als römisch-deutscher Kaiser ab, nachdem er sich nach dem Preßburger Frieden zum Erbkaiser (Franz I.) von Oesterreich erklärt hatte.

alten Insignien unserer Kaiserkrone waren wohl von den berühmtesten Trophäen Bonapartes[1]). Der Reichsadel verlor nun seine Rechte[2]).

Meine Landsleute waren nunmehr unter bayrische Herrschaft gekommen. Sie hatten in demselben Jahre noch den Kummer, die preußische Monarchie Schlag auf Schlag in unendliches Unglück gestürzt zu sehen. In einem der Sommermonate kam der bayrische General Werneck[3]) nach Ansbach. Er war Chef der Kadettenschule zu München, und als Jugendbekannter meines Vaters schlug er demselben vor, mich in jenes Institut zu schicken. Den 18. September reiste ich mit meiner Mutter von Ansbach ab, über Weissenburg, Eichstätt, Ingolstadt nach München. Ich war noch nicht zehn Jahr alt.

## 3. Eintritt ins Kadettencorps.

Im Anfange gefiel es mir ganz und gar nicht in meiner neuen Lage. Der Abschied von meiner Mutter hielt sehr schwer, und das Leben im väterlichen Hause war mir noch zu sehr im Gedächtnis. Besonders hart fielen mir die steife Kleidung und schwere Kopfbedeckung. Bald aber trugen der Reiz der Neuheit, die vielen jungen Leute, die ich traf, die allmähliche Gewohnheit der schlechten Nahrung, der Besuch des Schauspielhauses, der uns von Zeit zu Zeit gestattet war, die wenige Zeit, die man uns übrig ließ, über unsere Lage nachzudenken und Vergleichungen anzustellen; bald, sage ich, trug dies alles bei, mich zu beruhigen und ganz zufrieden zu stellen. Ich traf auch Adalbert Liebeskind[4]) wieder, der mit mir in dasselbe Institut gekommen war.

Wir wurden alle zusammen examiniert; doch scheint es, daß ich nicht am besten bestanden bin, da ich in die erste Klasse gesetzt wurde. Von meinen Hofmeistern, deren ich zu Hause drei nacheinander hatte, mochte ich nicht viel profitiert haben. Ich strengte mich auch in jener Klasse nicht viel an; doch hatte ich manches vor anderen voraus und erhielt am Ende des Jahres eine Prämie. Man war in dieser ersten Zeit außer-

---

[1]) Ist nicht buchstäblich zu nehmen. Die kaiserlichen Kroninsignien befinden sich zu Wien.

[2]) d. h. der unmittelbare Reichsadel, zu dem auch Platens Familie bisher gehört hatte, wurde durch die Rheinbundsakte „mittelbar" gemacht.

[3]) Reinhard, Frhr. von Werneck, königl. Kämmerer und Generallieutenant, stirbt 1841 zu Tegernsee, 85 Jahre alt.

[4]) Siehe S. 4.

ordentlich mit mir zufrieden. Ich hatte aber nicht das geringste Verdienst dabei, denn ich lebte nicht viel besser, als eine Pflanze. Meine Schriftstellerei wurde gänzlich vergessen, weil mich niemand aufmunterte und ich keine übrige Zeit hatte. Wir waren mit zu viel Gegenständen überhäuft, als daß von jedem etwas Bedeutendes hätte hängen bleiben können. Man machte mich in vielen Dingen rückwärts gehen, und ich verlernte mehr, als ich lernte, da ich schon zu wissen glaubte, was man mich zu Hause gelehrt hatte, und nun Altes und Neues vergaß. Ich wußte vorher ziemlich viel für mein Alter, nun aber war ich ein ganz gewöhnliches Kind. Meine Wißbegierde hörte gänzlich auf, weil ich meinte, daß man uns ohnehin alles mögliche einpfropfte und es gar nicht mehr von mir abhänge, viel oder wenig zu lernen. So ging viele Zeit fast ganz ungenützt vorüber, da der Wille und Fleiß fehlte. Religionsunterricht hatte ich keinen eigenen, sondern mußte denselben mit den Katholiken hören, und wenn ich gefragt wurde, wieviel Sakramente es gäbe, antworten: „Sieben," was mir gar nicht behagen wollte. Gleichwohl wurden wir wenigen Protestanten Sonntags pünktlich in die Kirche gebracht, welche im Schloß für die lutherische Königin [1]) eingerichtet war. Wir hörten die Predigt, verstanden aber noch wenig davon und waren froh, wenn wir schlafen konnten. Später, als sich die Zahl der Protestanten vermehrte, erhielten wir besonderen Unterricht.

Des Sonntags war es uns erlaubt, Besuche zu machen in der Stadt, und man durfte uns zu Tische bitten. Mit Liebeskind kam ich öfters zu dem Oberappellationsrat von Schaden, der auch einen Neffen gleichen Namens im Institut hatte, und dessen Frau aus Ansbach war und zwei Töchter ungefähr in meinem Alter von ihrem ersten Mann hatte. Er selbst war der eifrigste aller Anhänger Bonapartes und starb aus Verdruß über seinen Sturz, nachdem er übergeschnappt war. Ich kam auch zuweilen zu dem Direktor Schelling [2]), dem Naturphilosophen, solange seine erste Frau [3]) lebte. Bei ihm traf ich einmal den Doktor Gall [4]),

---

[1]) Karoline, Gemahlin Max Joseph I., Tochter des Erbprinzen Karl Ludwig von Baden (1776—1841).

[2]) Friedr. Wilh. Jos. von Schelling (1775—1854) lebte, nachdem er seine akademische Lehrthätigkeit in Würzburg aufgegeben, seit 1806 als „Generalsekretär" der Akademie in München.

[3]) Karoline Michaelis (1763—1809), seit 1803 Schellings Gattin, nachdem sie 1784—88 mit dem Bergmedikus Böhme, 1796—1803 mit August Wilhelm Schlegels vermählt gewesen. Sie starb zu Jena 7. September 1809.

[4]) Franz Joseph Gall, der berühmte Phrenolog (1758—1828); damals vielleicht auf der Durchreise nach Paris in München (1807).

der damals durch München reiste und mir meinen Schädel begriff, aber nichts Wahres sagte. Adalberten gab er viel Witz schuld, wobei Schelling bemerkte, daß er erst kommen müßte.

Späterhin ward einer meiner Verwandten, ein Herr von Schele[1]), westfälischer Gesandter in München, und ich besuchte sein Haus alle Sonntage. Er hatte Familie und einen Sohn, der Ludwig hieß, in meinem Alter. Er dient nun bei den hannöverischen Truppen.

Auch zu General Werneck oder vielmehr zu seiner Nichte, Fräulein von Gumppenberg, kam ich im Anfange häufig. Ihr jüngster Bruder Joseph war im Kadettenhause und ist nun bei meinem Regiment. Sie selbst hat den Herrn von Freyberg in Ansbach geheiratet.

## 4. Einrichtung des Hauses.

Das Haus, in dem wir eingesperrt waren, ist ein Teil des sehr geräumigen Jesuitenklosters[2]), nunmehr zu mehreren öffentlichen Anstalten gebraucht. Es fehlte keineswegs an Platz in dem ungeheueren Gebäude. Der erste Stock enthielt meist Zimmer für die Vorstände, Professoren und Offiziere, wie auch die Krankenzimmer, die in einem besonderen Nebengebäude, das dem Lärm nicht so ausgesetzt war, eingerichtet wurden. Es war der einzige Teil des Hauses, unser Fecht- und Tanzzimmer ausgenommen, das auch im ersten Stock war, wo man Aussicht auf die Straße hatte. Die Lehrstuben und der große Saal, die der zweite Stock enthielt, gingen nach dem Hof zu. Der große Saal, in dem gegessen wurde und wo sich alle in den Freistunden aufhielten, hatte zwar zwei Reihen Fenster; doch waren diejenigen nach der Stadt zu so klösterlich hoch, daß man nicht hinaussehen konnte, man hätte denn zwei Stühle übereinander gestellt. In den Lehrstuben hatten wir Bänke und Tische,

---

[1]) Georg Frhr. von Schele (1771—1844), hervorragendes Mitglied der Osnabrücker Ritterschaft. Seit 1807 im Dienste des Königreichs Westfalen; 1808 Gesandter in München, jedoch nur zwei Jahre, da seine deutsche Politik der französischen Polizei verdächtig wurde. 1813 sogar französischer Staatsgefangener mit Zwangsaufenthalt in Paris. Seit 1837 hannöverischer Staats- und Kultusminister.

[2]) d. h. das an die St. Michaels- (früher Jesuiten-) Kirche anstoßende gewaltige Gebäude des Jesuitenkollegiums. Als der im Jahre 1559 nach Bayern berufene Orden unter der Regierung Karl Theodors wieder aufgehoben wurde, ward das Kollegialgebäude der Akademie der Wissenschaften und anderen weltlichen Bestimmungen überwiesen.



die an den Boden festgemacht waren; im Saale kleine, harte Stühlchen ohne Lehne. Der ganze Saal ruhte auf zwei Reihen gevierter Säulen, zwischen denen die Tafeln standen, auf denen gegessen und auch gearbeitet wurde. Wir waren über hundert, die sich zugleich darin aufhielten. An beiden Enden war ein Ofen. Lichter hatten wir keine, sondern Lampen. Das Essen wurde von den Bedienten auf großen Tragbahren hereingebracht. Es war wenig und äußerst schlecht gekocht, und es wurde deshalb beständig geklagt; doch ohne Erfolg. Die Köchinnen selbst und die Bedienten waren unreinlich. Wir selbst wurden nicht sehr zur Reinlichkeit angehalten und konnten nicht Wäsche wechseln, wenn wir wollten.

Das dritte Stockwerk enthielt einen noch viel größeren Saal, als der untere, und er war zum Schlafen bestimmt. Die Betten standen in doppelten Reihen auf beiden Seiten, und jeder hatte einen kleinen bestimmten Raum zum Ankleiden. An Ordnung in Aufbewahrung unserer Habseligkeiten gewöhnte man uns nicht. Wir hatten gar nichts Verschlossenes. Wäsche, Kleider &c. wurden aufgehoben und an bestimmten Tagen ausgeteilt. Unsere Waffen hingen im unteren Saal und wurden von den Bedienten geputzt, deren jeder ein paar Dutzend zu besorgen hatte, da es sehr wenige Bedienten gab. Für unsere Schriften und Bücher hatten wir einen sehr beschränkten Raum, so jedermann offen stund. Im unteren Gange waren hierzu Schränke aufgestellt, deren Schlüssel die Bedienten hatten, und worinnen jedem ein kleines Fach angewiesen war. Alles wurde numeriert, Wäsche, Kleider, Bettstätte. Diese Nummern wurden nie gewechselt, und jeder behielt die seine. Bücher durfte man wenige haben; die Lehrbücher erhielt man von Zeit zu Zeit. Es war ein Bibliothekzimmer da, man kam aber niemals hinein, und es wurden äußerst selten Bücher davon ausgegeben.

Gefängnisse waren zwei im mittleren Stock. Man wurde nicht stundenweise, sondern ganze Tage lang darin eingesperrt, ja sogar wochenlang. Das eine davon war so schlecht, wie man es Mördern und Räubern kaum in Polizeigefängnissen oder Kriminalkerkern anweist; man konnte sich darin kaum umkehren und konnte nicht einmal ausgestreckt liegen. Kein Tageslicht fiel hinein, man durfte nicht lesen. Hierzu kam noch, daß die Hände in eine Art ledernen Muff geschnürt wurden, weil man glaubte, daß die jungen Leute aus Langeweile auf die Selbstbefleckung fallen könnten. Man erhielt oft nur Wasser und Brot, das man vor Ekel kaum genießen konnte, da die Hände den Geruch des Leders annahmen und in Schweiß kamen. Man hätte den freien Gebrauch der Hände leicht verhindern können, ohne sie einzuhüllen und ohne Pressung

der Pulse. Noch ekelhafter war das andere Gefängnis, obgleich geräumiger und mit einem Fenster versehen. Es war ein Kämmerchen, in dem die Zöglinge gekämmt wurden, wozu eine eigene Frau bestimmt war. Der Eingesperrte aß auf demselben Tische, auf dem den folgenden Morgen andere Geschöpfe die kärglichen Ueberreste seiner Mahlzeit verzehren konnten, wenn sie anders Liebhaber davon sind. Man sieht schon aus diesen beiden Aufenthaltsorten für Straffällige, daß Furcht vor der Strafe der große Hebel war, wodurch man alles ins Geleis zu bringen suchte. Ob sie gehaßt oder geliebt wurden, kümmerte die Vorstände wenig, und geläuterte Begriffe von Erziehung hatten sie keine. Es war ihnen bloß für den Augenblick zu thun. Solange man unter ihnen stand, mußte man thun, was sie für gut fanden. An die Zukunft dachten sie nicht. Daß die Erziehung für das ganze Leben dauern müsse, vergaßen sie. Davon später ein mehreres.

Das Gebäude hatte noch zwei größere Höfe, teils zum Tummelplatz bestimmt, teils um kleine Gärtchen darin anzulegen. Dies war eine angenehme Unterhaltung in den Erholungsstunden und kostete übrigens nicht viel Schweiß, denn die Gärtchen waren sehr klein. Sie wurden nicht regelmäßig ausgeteilt. Meist hatten viele zusammen eines und viele gar keines, da es ihnen wenig Vergnügen machte. Was man zu diesen Arbeiten nötig hatte, mußte man sich selbst anschaffen; sonst brauchte man fast gar kein Geld. In dem einen Hofe waren mehrere Schaukeln und Balken und Stangen zum Klettern, in dem anderen mußten wir einmal eine Schanze anlegen, die aber nicht vollendet wurde.

In einem Seitenturme des Hauses wohnte der nunmehrige Oberst Tausch mit seiner Familie. Er war der Erste unserer Oberen nach dem General. Ich gehe zu ihnen über.

## 5. Vorgesetzte und Lehrer.

Wir waren beständig unter Aufsicht; in den Hörsälen unter der der Professoren, unter der der Offiziere in unseren Frei- und Spielstunden, im Schlafsaale unter jener der Bedienten. Offiziere waren immer sechs bis acht von verschiedenen Regimentern kommandiert, die im Kadettencorps wohnten und überdies noch eine Zulage hatten. Sie waren aber nicht zu beneiden, hatten viel zu thun und wechselten tagweise ab. Ueberhaupt wurden sie öfters gewechselt, da es wenigen lange gefiel. Zuweilen nahm man solche, die schon als Kadetten im Institut waren, und

von denen man annehmen konnte, daß sie ein Joch um so drückender auflegen würden, je drückender sie es selbst empfunden. Diese Offiziere haben das Recht, Strafen zu erteilen und sie dann dem Obersten anzuzeigen. Derjenige, an dem die Reihe war, kam des Morgens in den Schlafsaal, sobald aufgestanden werden sollte, sorgte, daß wir uns schnell anzogen und wuschen, wozu wir keine Waschbecken, sondern große hölzerne Tröge hatten, und ließ das Morgengebet verrichten. Zu diesem, wie zu dem Mittag- und Abendgebet, waren bestimmte, nicht sehr ansprechende Formeln vorhanden, denen das Vaterunser angehängt wurde, und so einer, der genannt wurde, laut vorbetete, indem er vor die Mitte trat. Auch bei jedem Stundenwechsel mußte der dienstthuende Offizier zugegen sein, wo man jedesmal aus der Lehrstube hinausging, um für die nächste Stunde das Nötige zu holen. Er war dabei, wenn wir unser Frühstück einnahmen, das in einem Stück Brot bestand, welches gewöhnlich von 9 bis 10 Uhr im Hofe verzehrt wurde. Während des Mittagessens ging er gleichfalls im Saale auf und ab, so auch in jenen Stunden, wo wir alle zusammen für uns arbeiteten, was man Privatstudien nannte. Auch mit uns spazieren zu gehen, lag den Offizieren ob. Wir hatten viele nacheinander; doch habe ich nie einen gemögt.

Auch unter den Lehrern der mathematischen Wissenschaften waren einige Offiziere, wie z. B. der nunmehrige Major Bauer [1]) im Generalstab. So hatten wir auch einen alten langen Artilleriehauptmann, der uns Unterricht in der Geometrie gab. Major Herdegen lehrte uns Planzeichnen. Als Lehrer in der Historie und Erdbeschreibung hatten wir den Professor Eisenmann [2]), der in Bayern durch viele Schriften in diesen Fächern bekannt ist; im deutschen Stil den Professor Reichardt [3]),

---

[1]) Karl von Bauer (1771—1847), hervorragender Generalstabsoffizier und Militärschriftsteller. Nachdem er als württembergischer Artillerielieutenant mehrere Feldzüge seit 1796 mitgemacht, auch der helvetischen Republik gedient hatte, trat er 1805 zur bayrischen Armee über. Er erhielt zugleich die Lehrstelle für Kriegswissenschaft am Kadettencorps. Am Tiroler Feldzuge (1809—12) war er, als dem Generalstabe zugewiesen, beteiligt. In letzterem ist er auch seit 1813 verblieben; er starb als Generalmajor und Generalquartiermeister.

[2]) Joseph Anton Eisenmann (1776—1842), zu Würzburg gebildeter Priester. Seit 1808 Professor der Geschichte, Landeskunde und deutschen Litteratur am Kadetteninstitut. Er schrieb unter anderem: „Leitfaden beim ersten Unterricht in der Erdbeschreibung“ 1809, „Grundriß der allgemeinen Welt- und Völkergeschichte“ 1810, und vorher eine Reihe philosophischer Schriften. Er starb als Domkapitular in Bamberg.

[3]) Michael Reichardt, starb 1841 (69 Jahre alt) als königl. Kollegienrat in München.

einen guten Mann, der sich nie recht an den Geist des Instituts gewöhnen konnte; aber er war viel affektiert. Ich hatte viel Zank mit ihm. Latein und Religionslehre gaben mehrere Geistliche, wovon einer Wohlfahrt hieß, so einen Höcker hatte und später im Würmsee ertrank. Er meinte es gut; doch seine körperliche Beschaffenheit setzte ihn Anspielungen aus. Ueberhaupt hatte die üble Gewohnheit bei uns stark eingerissen, unseren Vorgesetzten etwas anzuhängen, und nun vollends, wenn einer schon etwas angehängt hatte. An Lehrern im Französischen fehlte es nicht, da man damals noch diese Sprache für die Grundlage aller Erziehung hielt, und eine Art von Schande mit der Unkenntnis derselben verbunden war. Unsere Klasse hatte den Professor Hennequin, einen Emigrierten aus Lothringen. Er war, wie alle Franzosen, gesprächig, munter, verständig; doch sogleich einseitig und borniert, sobald von der Politik oder Litteratur seines Vaterlandes die Rede war. Durch die Demonstration der Notwendigkeit der französischen Sprache feierte er zugleich einen kleinen Triumph der französischen Macht. Von beiden weiß man nun nichts mehr;

„— tout a changé de face,
Dès que dans ce pays les Dieux ont renvoyé
L'amour et de la gloire et de la liberté [1]).

An Lehrern in der Kunst der Terpsichore und in der Fechtkunst hatten wir auch nicht Mangel. Unser Tanzmeister mußte auch zugleich den Geiger machen. Auch singen lehrte man und Musik, so ziemlich alle Instrumente. Sobald ein Lehrer oder Offizier eine Klage hatte, so waren hierfür große Bücher bestimmt, in die man sie einschreiben mußte. Des anderen Morgens wurden diese Bücher dem Oberstlieutenant Tausch [2]) vorgelegt, der die Beklagten auf sein Zimmer führen ließ. Dieser Gang kam uns immer sehr sauer an. Zuerst fragte er gewöhnlich, ob man

---

[1]) Frei nach Racine, „Phèdre", Akt I, Scene 1.

[2]) Georg Tausch (1766—1836). Der von Platen zu hart beurteilte, strenge, aber vorzügliche militärische Erzieher ist der eigentliche Schöpfer des Kadettencorps. Nachdem er 1783 als Gemeiner in die pfälzische Artillerie eingetreten und sich 1794 bei Verteidigung der Rheinschanze ausgezeichnet hatte, kam er 1799 als Oberfeuerwerkmeister nach München. Wissenschaftlich gebildeter Militär, 1800 Lieutenant, 1802 Professor der Geniewissenschaft an der königl. Pagerie, erhielt T. 1805 den Auftrag, den Lehrplan für das neu zu errichtende Kadetteninstitut zu entwerfen. Nach Genehmigung desselben ward T. als Major dem Kommandanten des Corps zur Seite gesetzt, und rückte als Lehrer, endlich Leiter des Instituts bis zum Range eines Generallieutenants empor.



wisse, weswegen man vor ihm stehe, um allenfalls zufällig noch eine zweite Schuld herauszulocken. Er war überhaupt schlau, lauernd und heimtückisch. In die Thüren der Hörsäle hatte er längliche Schaulöcher schneiden lassen, durch die wir oft sein verhaßtes Auge erkannten. Ich sah ein paarmal, daß ihm einige die Hand vorhielten. Manchmal konnte er einem überaus schön thun; doch mochte er keinen besonders leiden. Demut und Höflichkeitsbezeugungen waren ihm angenehm. Er verstand sich auf seinen Vorteil in Hinsicht der Verwaltung. Er hatte einige Kenntnisse in den mathematischen Wissenschaften, sonst war er unwissend. Es war ihm keiner gut, zum mindesten nur auf kurze Zeit; denn er konnte sehr schmeichlerisch zureden. Er pikierte sich zuweilen, den Vater zu spielen. Er soll eine gemeine Erziehung genossen haben und aus niedrigem Stande sein. Anders war der General von Werneck[1]. Da er der Erste war, so hatte er niemals nötig, heimlich zu grollen. Er war sehr jähzornig und immer spöttisch, sobald er aufgebracht war, was seine Lehren um so verhaßter machte. Er blieb lang bei einer angenommenen Meinung. Einige waren, die er besonders begünstigte und auszuzeichnen suchte. Um mit ihm in ein sicheres und gemütliches Verhältnis zu treten, war er zu sehr Hofmann. Er ließ sich so weit herab, eine Zeitlang einer niederen Klasse französische Stunden zu geben; doch schien der Erfolg sein Bemühen nicht zu krönen. Im Privatleben sieht man ihm den Höfling nicht an; er ist oft lustig bis zur Ausgelassenheit, und er mag wohl in seinen alten Tagen die Worte Guarinis erproben:

„Non è pena maggiore
Chè'n vecchie membra il pizzicor d'amore“ [2]).

Ich werde noch einmal später auf ihn zu sprechen kommen. Ich verscherzte sehr freventlich seine Gunst.

## 6. Einrichtung des Instituts.

Um Soldaten nach der jetzigen Ansicht zu bilden, nämlich Sklaven, die sich alle Tyrannei gefallen lassen, in der Hoffnung, selbst einmal zu tyrannisieren, war unsere Einrichtung angemessen. Der Befehl war die Tugend, der wir nachstrebten. Es gab weder Recht noch Unrecht, nur

---

[1]) Siehe S. 11.

[2]) Guarini, Il Pastor Fido, Att. I, sc. 1, v. 115—116.

Gehorsam und Widersetzlichkeit. Durch die Ausbildung der Vernunft und Urteilskraft Liebe zum Guten und Haß gegen das Böse in die jungen Herzen zu flößen, war unnötig; man ging den kürzeren Weg. Der Grund und die Ersprießlichkeit einer gegebenen Order wurden uns niemals angedeutet; es reichte hin, daß wir gehorchten. Man hielt es für überflüssig, uns Vertrauen gegen diejenigen beizubringen, die uns Befehle gaben. Es war uns, wie den Soldaten, Erlaubnis erteilt, uns über ein Unrecht zu beklagen; aber erst, wenn wir dafür gebüßt hatten. Man wollte uns zeigen, daß die Gewalt herrsche, nicht die Vernunft. Es mußte so sein, weil der Stand so war, für den wir erzogen wurden. Alles Nachdenken suchte man zu hintertreiben, indem man uns keine Zeit ließ. Auf schöne Gefühle suchte man ein lächerliches Licht zu werfen, überhaupt auf alles Große und Rührende: den Nutzen sollten wir als das Höchste erkennen. Um mit Goethe zu reden, alles, was phantastisch hervortrat [3] [1]), ward für lächerlich und verwerflich geachtet. Als man gehört hatte, daß ich Verse machte, wurde es mir unaufhörlich und bei jeder Gelegenheit vorgeworfen, als wenn es ein Verbrechen wäre. Man wollte keine Auszeichnung durch sich selbst dulden; sie mußte von den Oberen herstammen, um geehrt zu werden. Man war darauf bedacht, die Gleichheit unter den verschiedenen Zöglingen so viel als möglich aufzuheben. Wir wurden dem Range nach in Eleven, Kadetten, Unteroffiziere, Fahnenkadetten u. s. w. eingeteilt. Einer war gezwungen, auf den anderen zu pressen. Die Unteroffiziere tyrannisierten uns mehr, als die Oberen selbst. Wir wurden bestraft, sobald sie uns etwas Schuld gaben und durften nichts einwenden. Einige hatten ihren größten Spaß daran, uns Verdruß zu machen.

Es versteht sich, daß alles aufs pünktlichste nach der Uhr ging. Durch eine Glocke oder Trommel oder Trompete wurde uns das Zeichen zum Aufstehen, zum Frühstücken, Essen, Stundennehmen, Spazierengehen, ja sogar zur Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse gegeben. Wir waren so viel als möglich immer in Reihe und Glied, und nur selten wurde uns auf Spaziergängen erlaubt, gemischt untereinander zu gehen. Wir gingen fast täglich zwei Stunden spazieren, aber da wir auf diesen Promenaden unsere Gesellschaft nicht selbst wählen durften, und da man uns rücksichtslos bei der strengsten Kälte und Hitze umherjagte, um uns abzuhärten, so machten sie uns nichts weniger als Vergnügen. Im

[1]) Siehe Anmerkung [3].

Winter war es nicht erlaubt, Handschuhe zu tragen, so daß die meisten immer rauhe und erfrorene Hände hatten. Hierzu kam noch, daß wir auf diesen Spaziergängen immer wie die Schafe getrieben wurden und nicht nach unserer Bequemlichkeit gehen durften. Kein Wunder, daß uns zur Last wurde, was andere junge Leute zumeist ergötzt.

Zur Billigkeit wurden wir nicht gewöhnt, insofern als unsere Vorgesetzten sich öfters Dinge erlaubten, die nichts weniger als billig waren. So verfuhr man z. B. sehr genau mit unserer Lektüre. In alle Bücher, die wir lasen, mußte der Oberst seinen Namen gekritzelt haben, oder sie waren nicht erlaubt, und man nahm sie uns ohne Schonung weg und behielt sie; eine Vorsicht übrigens, die wenig umfassenden Blick verrät. So entblödete man sich auch nicht, Briefe der Zöglinge zu lesen, wenn es zu etwas führen konnte, eine häßliche Gewohnheit, die uns vielleicht am meisten fühlen ließ, daß wir tyrannisiert wurden.

Was die Lehrgegenstände betrifft, so erhielten wir so ziemlich in allem Unterricht, und außer den gewöhnlichen Wissenschaften noch in der Musik, dem Zeichnen, Schönschreiben, Fechten, Tanzen, Voltigieren, sogar auch in Pappendeckelarbeit. Ein Instrument zu lernen, war dem freien Willen anheimgestellt. Den mathematischen Wissenschaften wurde, als unserem künftigen Stande wesentlich, bei weitem der erste Platz eingeräumt, und man ging hierin, im Vergleich mit anderen Gegenständen, rasch vorwärts. Unter den Sprachen konnte man nur die französische erlernen; doch brachten es nur wenige zum Sprechen, weil die Uebung und Gelegenheit mangelte. Auch findet sich in vielen jungen Leuten unserer Nation anfänglich ein Widerwille gegen diese Sprache, der bei uns auch von dem Schamgefühl, wie wenig wir die eigene verstanden, herrühren möchte. Man ließ uns zwar unsere Gedanken in der Muttersprache aufs Papier bringen; allein in Hinsicht der Aussprache und der freien Redeübungen versäumte man uns gänzlich. So streng und kleinlich man in den Ordnungsregeln unseres Benehmens war, so wenig wurde dies auf die Studien angewandt. An angestrengte, ununterbrochene Arbeiten suchte man uns nicht zu gewöhnen. Wir konnten kaum einen Gegenstand fest ins Auge fassen, als wir schon auf einen anderen überzuspringen genötigt waren. Sonach war die Zerstreuung eine Art Tugend geworden. Unsere Stundenfolge bot das artigste Quodlibet von der Welt. Wir wurden daher mehr gebildet, allerlei zu wissen, als etwas zu verstehen. Ob man bei den höheren Klassen einem anderen Plane gefolgt ist, weiß ich nicht zu sagen.

## 7. Vergnügungen und Strafen.

Es fehlte in beiderlei Hinsicht nicht an Ermunterung zur Pflicht. Am Ende jedes Monats mußten die Lehrer Bemerkungen über unseren Fleiß und Fortgang einreichen. Diese wurden in jeder Klasse auf eine große Tafel zusammengetragen und eine Art von Rang danach bestimmt. Man hielt die Tafel für einen großen Hebel guten Betragens bei jungen Leuten. Deswegen wurden nach jenen Noten unsere Tische in gute, mittlere und schlechte eingeteilt. Die in den guten saßen, bekamen am meisten; am wenigsten aber zu essen, die am schlechten saßen. Ich schwang mich nie bis zu dem guten Tisch empor, sank auch kaum zum schlechten herab, befolgte also den Phöbischen Ratschluß:

„Inter utrumque tene: — medio tutissimus ibis“ [1]).

In den letzten Tagen des Augusts wurden die Examina und eine Verteilung der Prämien gehalten. Es wurden dieselben nicht aus jedem Gegenstand einzeln, sondern nach einer summierten Rangordnung ausgegeben. Ich erhielt mehrmals eines, doch nie das erste. Diese Preise reizten unseren Ehrgeiz nicht wenig. Den Monat September hatten wir frei und durften ihn zu Hause bei unseren Eltern zubringen. Diejenigen, welche zurückblieben, machten eine kleine Reise mit einigen Offizieren und Lehrern. Auch während des Lehrjahres machten wir manchmal tagelange Partien über Land, die uns wirklich zur angenehmen Erholung gereichten, besonders da man freundschaftlichen Umgang ungestört genießen konnte. Ich habe schon erwähnt, daß wir des Sonntags Besuche machen durften; doch mußten wir hierzu eingeladen sein und bekamen noch obendrein ein Urlaubsbillet mit, das von dem Einlader unterschrieben sein und zugleich Zeugnis über unsere gute Aufführung während unserer Abwesenheit ablegen mußte. Auch sagte ich, wenn ich nicht irre, bereits, daß wir zuweilen teilweise in das Hoftheater geführt wurden. Wir hatten einen Platz für ungefähr zwölf Personen im zweiten Parterre. Doch traf dieses Glück nur selten, und wir hatten die Wahl der Stücke nicht, sondern wurden hineingetrieben, wie es kam. Das Ballett wurde für unanständig gehalten und nicht besucht. Ueberdies hatten wir noch unser eigenes Theater, das man uns, als wir selbst eines zu bauen

[1]) Zusammengestellt aus Ovid, Metam. lib. II, Vers 137 und 140.

versucht hatten, bauen ließ. Die Tage aber, an denen darauf gespielt wurde, waren rare Festtage, denn es kam selten etwas zu stande. Der Mangel an Damen beschränkte uns auf eine kleine Anzahl Stücke, welchem einige aus unserer Mitte mit eigenen Kompositionen abhalfen. Den Zuschauern gewährte solch ein Schauspiel große Lust; doch wurde im ganzen wenig geleistet und unsere Oberen wußten es zu keinem heilsamen Zweck zu benutzen. Ich selbst spielte nie. — Zu unseren vergnügteren Stunden gehörten auch die, die wir im Hofe und bei unseren Gärtchen zubrachten. Des Abends nach oder vor dem Nachtessen hatten wir gleichfalls eine Freistunde, die zu mancherlei Spielen verwandt wurde. Nunmehr bleibt mir noch etwas über unsere Strafen und Pönitenzen zu sagen übrig, und leider kann ich davon sprechen, da ich oft straffällig erkannt worden bin. Von unseren Gefängnissen und der Behandlung daselbst habe ich schon geredet. Sie waren meist für die Widerspenstigen, Rebellen oder sonstigen Kriminalverbrecher bestimmt. Eine zweite Strafe war der Verlust des Säbels, ohne welchen man auf den Spaziergängen erscheinen mußte. Auch Hausarrest und Komödienarrest waren häufig. Eine gewöhnliche Pönitenz war der Verlust des Abendessens, was sehr leicht zu erwirken war. Für die Erzfaulenzer hatte man Eselskappen von grauem Papier gemacht, die im großen Saale aufgehangen waren und einen annehmlichen Prospekt gewährten.

## 8. Ferienreisen und deren Folgen.

Im Jahre 1807 besuchte ich meine Eltern nicht, sondern machte mit anderen Kadetten und mehreren Vorgesetzten eine Fußreise nach Tirol bis Innsbruck. Ich weiß, daß ich mich auf dieser Wanderschaft immer gut unterhielt, viele Bilder schweben mir noch ziemlich lebhaft vor; im ganzen aber, da ich noch zu jung und klein war, und da schon neun Jahre seitdem verstrichen, so sind jene Erinnerungen zu unerheblich, um ihrer zu erwähnen[4]. Unser Hinweg ging durch das Städtchen Aibling, wo wir, wie ich mich noch wohl entsinne, in das Lustspiel einer wandernden Schauspieltruppe gingen, durch Rosenheim, wo wir die Bäder besuchten, über Wörgl, Rattenberg, Schwaz und Innsbruck. Ich denke noch der schönen Kirchen daselbst und der steilen Martinswand mit ihrer Blende. Die Tiroler lernte ich damals als gutmütige, herzliche Leute kennen. Die Rückreise führte uns über Zierl, Mittenwald, an dem romantischen Wallersee und dem Kochelsee vorbei, über Benediktbeuern, Tölz und Holz-

kirchen nach München zurück. Wir wurden ziemlich gut gehalten; doch mußten wir die Nächte auf Stroh schlafen.

Von den übrigen Jahren, die ich im Kadettencorps zubrachte, war ich den Septembermonat über zu Ansbach. Aber ich gefiel mir dort so gut, die Gesellschaft meiner Eltern erschien mir im Vergleich mit jener der fremden, kalten Menschen so wohlthätig, die Unabhängigkeit und der Mangel an Sklavenzwang wirkten so fühlbar auf mich; ich gewann die Bequemlichkeit im elterlichen Hause so lieb, daß ich mit dem äußersten Widerwillen in meinen Käfig zurückkehrte, der mir für immer verhaßt blieb. Meine Eltern konnten dem kindischen Verlangen, mich sogleich aus dem Institut zurückzurufen, kein Gehör geben; doch später bewirkte diese dauernde Unzufriedenheit, daß man mir den Platz eines Pagen zu verschaffen suchte. Ich verhehlte nicht, wie sehr mir alles mißfiel, und machte mir dadurch den Oberst Tausch für immer zum Feind. Mein Trotz hielt seinem Groll das Gleichgewicht, und Strafen folgten auf Strafen. Hierzu kam noch eine andere Geschichte. Unser Professor des deutschen Stils, Reinhart, hatte besonders die Deklamationsübungen in Schwung gebracht, und da er mich nicht ganz unfähig fand, so fiel er über mich her, um mich zum Deklamator zu machen. Es wollte mir aber nicht behagen, und unter uns gesagt, deklamierte ich ziemlich erbärmlich und monoton. Wir gaben zuweilen kleine Konzerte, zu denen viele Fremde aus der Stadt gebeten wurden. Hier wurde dann nicht nur Musik gemacht, sondern auch deklamiert. Ich mußte ein paarmal öffentlich etwas vortragen, einmal Tiedges „Elegie auf dem Schlachtfelde von Kunersdorf“[1]) und dann den zweiten Monolog aus Schillers Mädchen von Orleans[2]). Einst wollte der König ein solches Konzert mit seiner höchsten Gegenwart beehren. General Werneck schrieb selbst einen prosaischen Prolog, in dem der König „Eure Majestät“ genannt wurde und was dergleichen mehr war. Ich, der ich den Verfasser noch nicht kannte, war so arrogant und unüberlegt, diese Antrittsrede ein trockenes Gewäsche zu nennen. Der General, dessen Absicht gut gewesen, indem er mich dem Könige bemerkt machen wollte, geriet in den heftigsten Zorn und ließ mich sogleich einsperren. Ich deklamierte den Prolog zwar nicht, zog mir aber des Autors dauernden Haß zu. — Ich hatte noch mit einem anderen Lehrer häufige Verdrießlichkeiten. Es war war der Dekan Rabus, der

---

[1]) Christoph August Tiedge (1752—1841), vgl. „Elegien“. Erstes Bändchen. Halle 1803, S. 84 ff.

[2]) „Jungfrau von Orleans“, Akt IV, Scene 1.

uns Lutheraner in der Religion unterrichtete. Teils um mich in meiner Ueberzeugung zu stählen, teils aus Geist des Widerspruchs brachte ich bei ihm vieles zum Lobe des Katholizismus vor, den ich zum Schein verteidigte. Er, der sehr bigott war, verklagte mich bei dem Obersten, als hätte ich mir üble Aeußerungen gegen die katholische Religion erlaubt, und stellte mich überhaupt als einen unchristlichen Menschen dar. Auch dies brachte mir viele Unannehmlichkeiten zuwege. Man hatte recht, meinen starren Eigensinn zu bestrafen, allein es war lächerlich, die ersten Schwingübungen einer allmählich flügge werdenden Vernunft für Freidenkerei zu halten. Der Mensch muß durch alle Schulen.

## 9. Freunde und Bekannte.

Ich komme nun zu dem liebsten Abschnitte dieses Buches, und nachdem ich lange nur das Thema „Jeder Stand hat seine Plage" variierte, könnte ich nun die zweite Zeile des Verses „Jeder Stand hat seine Lust" obenan setzen. Denn nichts machte unseren Zustand erträglicher, als die Menge von Kameraden, die wir hatten, und unter denen wohl jeder eine gleichgestimmte Seele ausfinden konnte. Die Freundschaft war unsere Göttin. In jenem finsteren Hause, das unsere Jugend einschloß, wurden manche heitere und für ein ganzes Leben dauernde Bande geknüpft. Auch ich gehörte einem Zirkel von Freunden an, die Gemütseigenschaften und Neigungen mit mir gemein hatten.

„La maggior parte amica
Fu delle sacre Muse" [1]).

Mein erstes Vertrauen (wie auch mein spätestes) hatte Friedrich Schnizlein, der dieselbe Vaterstadt mit mir teilte und auch 1808 mit mir die Reise ins Ansbachische machte. Er ist von denen, welchen man gern vertraut, verschwiegen, treu, zuverlässig. Er war so ziemlich mit allen bekannt, während ich meinen Umgang mehr auf eine geringere Zahl einschränkte. Meine früheren Arbeiten las er alle, und ich war gewohnt, ihm sogar manches in die Feder zu diktieren. Wir sind immer im gleichen Verhältnis zusammen gestanden, hatten uns immer gleich lieb und waren nie ernsthaft entzweit. Für das Sentimentale in der Freundschaft war er gar nicht, und er erinnerte an die Goethischen Worte:

---

[1]) Guarini, Pastor Fido, Prologo v. 76—77.

„Wem die Grazien fehlen,
Der kann wohl viel besitzen, vieles geben;
Doch läßt sich nie an seinem Busen ruhn“ [1]).

Er war mit mir in derselben Klasse und ist nunmehr [2]) Lieutenant im bayrischen Artillerieregiment, wie auch ein anderer meiner früheren Bekannten, Ludwig von Lüder. Da er, gleich Schnizlein, Protestant ist, so war es vielleicht die gleiche Religion, die uns frühe vereinigte. Es war immer ein wohlwollendes Verhältnis zwischen uns, und auch ihm teilte ich damals etwas von meinen Schreibereien mit. Er war mir in Kenntnissen voraus und in einer höheren Lehrabteilung, wo er beständig den ersten Rang unter seinen Mitschülern zu behaupten wußte. Er fand frühe Geschmack an den Wissenschaften, war immer klar in seinen Ansichten und strebte sich zu bilden. Er blieb immer still und solid, ohne ungeregelte Neigungen und hatte immer meine Freundschaft, obgleich wir später als Offiziere unserer verschiedenen politischen Meinungen wegen öfters in Streit gerieten, der sich aber nie auf etwas anderes erstreckte.

In meiner Klasse waren besonders auch ein Graf Sprety, Casimir Bäumler (beide nun bei den in Frankreich kantonierenden Chevauxlegers), Karl Gas, der jetzt Oberlieutenant bei meinem Regiment ist, ein Baron Tettenborn und Leoprechting, mit denen ich viel umging. So auch mit Ernst Wiebeking, der mit mir zugleich das Institut verließ und nun in holländischen Diensten steht. Seinen Bruder Karl lernte ich erst späterhin kennen. Unter den genaueren Bekannten aus anderen Klassen waren auch Karl und Alexander Welden, Krazeisen, Brand, Käser, Normann, Wilhelm und Joseph Gumppenberg, zwei Vettern rc.

Mehr aber als diese galt mir Max von Gruber, der jetzt bei dem 2. Regiment steht und damals in unserer Klasse war. Seine natürlichen Anlagen schienen im Anfange nicht die besten, allein er zeigte, was Fleiß und fester Wille auch in Knaben vermag. Er schwang sich bald über uns alle hinaus, machte die Mathematik zu seinem Hauptstudium, vernachlässigte aber auch nichts anderes, liebte sogar Poesie und behauptete beständig den ersten Platz. Er war immer sehr eifrig im Studieren, schien aber unbeholfen in seinem Benehmen. Jetzt aber benimmt er sich gänzlich ungezwungen, wenn auch nicht mit Grazie. So sehr die Erziehung im Kadettencorps dazu hinzog, so ist er doch nichts weniger als

---

[1]) Goethe, „Torquato Tasso“, Akt II, Scene 1:
„Und wem die Gaben dieser Holden fehlen“ u. s. w.

[2]) 1816.

engbrüstig, sondern frei in Red' und That. Er würde Voltaire seinen Atheismus verzeihen, wenn er ihn nicht so oft widerrufen hätte, und tadelt keine von Bonapartes schlimmsten Thaten, wenn sie nur nicht kleinlich waren und er seiner Rolle als berühmter Eroberer treu blieb. Das heißt, er liebt alles Große und Feste. Schade nur, daß er immer mit abwechselnden Kränklichkeiten zu kämpfen hat. Seit unserer Rückkehr aus Frankreich stehe ich mit ihm in Briefwechsel [5].

Noch ein anderer meiner Freunde, der mit mir zugleich aus der Militärakademie trat und mit dem ich nun seit sechs Jahren korrespondiere, war Gustav Jacobs [1]), der dritte Sohn des bekannten Philologen [2]), der damals in München lebte und eine Professorstelle am Gymnasium hatte. Ich sah Gustav zuerst bei Wiebekings [3]), und später kam er selbst in unser Institut. Er war offen, frei und unüberlegt; deshalb nicht beliebt bei den Oberen. Dennoch blieb er stets fröhlich und guter Laune, und schalt mich oft über meine Lamentationen, wie er die Unzufriedenheit mit meiner Lage nannte. Eine warme Anhänglichkeit für die Musen zeichnete ihn aus. Er erweckte in mir die erloschene Liebe zu ihnen und machte viel Wesens aus meinen poetischen Produktionen, da ich noch sehr jung war. Ich lernte von ihm eine sehr monotone Art, Gedichte zu lesen. Allzu aufmerksam in den Lehrstunden war er nicht. Ueberhaupt war ihm alles Geregelte und Pedantische zuwider. Nunmehr ist er Offizier in sächsisch-gothaischen Diensten, hat, wie seine Briefe zeigen, die heitere Laune noch nicht abgelegt und liebt die Damen.

Vorzüglich war ich noch zwei Brüdern geneigt, der ältere hieß Fritz, der jüngere Joseph Graf Fugger. Letzterer war mir besonders seines sanften, stillen, freundlichen Charakters wegen lieb, und er war es allen, die ihn kannten. Sein Bruder [4]) war ein großer Freund der deutschen Litteratur, und es war besonders dies, was uns vereinigte. Auch ihm wurden meine Versuche mitgeteilt. Er war ein großer enthusiastischer Verehrer von Goethe und machte mich mit mehreren seiner Schriften

---

[1]) Geb. 1795.

[2]) Friedrich Jacobs (1764—1847), ward 1807 als Professor der klassischen Litteratur an das Lyceum zu München berufen, nahm jedoch schon 1810 seine Entlassung.

[3]) Karl Friedr. von Wiebeking (1762—1842), Architekt und Ingenieur, aus Pommern gebürtig, seit 1805 Ministerialchef für Straßen- und Wasserbau in München, später Generaldirektor in derselben Sektion.

[4]) Friedrich, Graf von Fugger-Hoheneck, geb. 28. April 1795, gest. 16. September 1838, der treueste Freund des Dichters.

bekannt. Ich nahm gegen ihn Schillers Partei, und wir suchten oft ziemlich kleinliche Umstände herbei, beiden großen Dichtern gegenseitig etwas anzuhängen. Später lernte ich jedoch ihn ebenso sehr verehren, als mein Freund. Mein Verhältnis zu Fritz war jedoch damals mehr geistig als herzlich, da ich, als ich ihn näher kennen lernte, mit einem anderen Jüngling, von dem ich nachher sprechen werde, zu sehr verbunden war, um noch für andere viel Raum im Herzen übrig zu haben. Uebrigens hielt sich auch Fugger vorzüglich an Wilhelm Gumppenberg, da sie beide eine große Liebe zur Tonkunst gemein hatten, da ersterer denn auch Polyhymnien den anderen Musen vorzog, und bei den Versen besonders viel auf den Wohlklang und die Melodie der Worte hielt, welche Neigung er mir mitgeteilt [1] haben mag. Uebrigens hat er mit mir die Liebe zur möglichsten Zartheit in der Poesie gemein, liebt zum Beispiel die Trinklieder nicht, konnte aber doch ziemlich cynische Reden führen. Er ist jetzt bei dem Chevauxlegersregiment Prinz Max zu Dillingen und sein Bruder im 15. Infanterieregiment zu Aschaffenburg, ihrer Heimat.

Ich komme nun zu Joseph Xylander [2], dem spätest erworbenen, aber damals bei weitem innigsten meiner Freunde. Wir waren mehr als drei Jahre in einem Hause beisammen, ehe wir uns näher kennen lernten. Erst im März 1810 (im Herbst dieses Jahres verließ ich das Institut bereits) brachte uns ein gegenseitig sympathischer Zug plötzlich näher. Ich muß gestehen, daß eine kleine Intrigue dabei im Spiele war; doch darf ich kühn sagen, daß mich mein Freund so sehr liebte, als ich ihn. Wir waren einander alles. Wir genossen einige Monate lang das reinste, höchste Glück, das die Freundschaft zu gewähren im stande ist. Nur war unser Bund zu schwärmerisch und kam zu sehr der Liebe gleich. Wir vergaßen so ziemlich alles über uns selbst, sehnten uns beständig nacheinander und brachten sogar die wenigen Minuten des Stundenwechsels pünktlich bei einander zu. Auch Bäumler fühlte sich sehr zu Xylander hingezogen, konnte aber nie in ein innigeres Verhältnis mit ihm kommen. Er grollte jedoch nicht mir, sondern, wie mir einer seiner noch übrigen Briefe sagt, es war ihm sogar leid, als ich das Kadettencorps verließ,

---

[1] Graf Fugger spricht in seiner biographischen Skizze (siehe Einleitung) diese Neigung vielmehr Platen, als eine dem Dichter von Anfang ursprüngliche, zu.

[2] Jos. Karl Aug., Ritter von Xylander (1794—1854), einer rein militärischen Familie Münchens entstammend, hat er sich als Militärschriftsteller und auch Sprachforscher (worüber später) ausgezeichnet, und ward dann als Militärbevollmächtigter und Bundestagsgesandter Bayerns allbekannt. In letzterer Stellung starb er auch zu Frankfurt.

weil ich ihm, wie er sich ausdrückte, immer eine hilfreiche Hand reichte. Hingegen war er eine Zeitlang sehr auf Schnizlein erbost, der gleichfalls Ansprüche auf Xylanders Freundschaft zu machen schien, und dem er allerlei Intriguen schuld gab; denn wir bildeten in dieser Hinsicht eine kleine Welt. Aus jener Korrespondenz habe ich noch die sonderbare und für Psychologen vielleicht merkwürdige Bemerkung gezogen: daß nämlich Xylander Bäumlern sein leidenschaftliches, schwärmerisches Wesen auf die vernünftigste Weise als lächerlich vorstellte, während er doch zu gleicher Zeit gegen mich in denselben Enthusiasmus verfiel. Uebrigens durften wir beide mit vollem Recht Youngs schöne Worte nachsprechen:

„Celestial happiness, whene'er she stoops
To visit earth, one shrine the goddess finds,
And one alone; to make her sweet amends
For absent heaven — the bosom of a friend;
Where heart meets heart, reciprocally soft,
Each other's pillow to repose divine" [1].

Doch hätten vielmehr die folgenden Zeilen von uns sollen überlesen werden:

„Beware the counterfeit: In passion's flame
Hearts melt; but melt like ice, soon harder froze" [2].

Doch darf man nicht glauben, daß sich unsere Freundschaft nicht auf gleichgestimmte Gemüter gegründet hätte; wäre dies gewesen, so würde sie jetzt nicht existieren und längst dahin sein. Was uns fehlte, war mehr gegenseitiges Vertrauen; so viel wir beisammen waren, so wenig redeten wir zusammen, riefen immer noch einen dritten zur Unterhaltung herbei, der die Flamme des Gesprächs schüren mußte. „Ich war zu voll," schreibt Xylander in einem späteren Briefe, „um mit Dir von gleichgültigen Dingen zu sprechen, und zu schüchtern, um von dem zu sprechen, was ich in so hohem Grade empfand."

So gestaltet konnte unsere Zuneigung der Zeit und Entfernung nicht trotzen. Ich ward Page, wir sahen uns seltener. Ich fühlte, daß wir es nicht recht angefangen hatten, konnte aber nicht recht klar über mich selbst werden. Der Zwang, den wir uns, wenn er mich besuchte, vor meinen neuen Kameraden anthun mußten, artete auf meiner Seite in Kälte aus. Auf zwei sehr überspannte Briefe antwortete ich ihm frostig und fast spöttisch. Er war durch unser Verhältnis von der Möglichkeit

---

[1]) Young, Night-thougts, II, v. 415—420.

[2]) Ibid. v. 422—423.

einer so zärtlichen Freundschaft überzeugt worden, er glaubte auch an die Möglichkeit ihrer Fortdauer. Als er schon Offizier, nämlich bei dem Ingenieurcorps, geworden und in Augsburg garnisonierte, brach ich unseren Briefwechsel vollends ab. Als ich aber selbst späterhin die Pagerie verließ, um den Degen zu tragen, knüpfte er diese Korrespondenz wieder an, mir Glück wünschend, nachdem mich mein übereilter Schritt längst gereut hatte. Wir lernten uns wechselseitig kennen und schätzen und werden immer Freunde bleiben.

So ließ ich denn die vorzüglichsten meiner damaligen Jugendverbindungen an mir vorbeigehen. Alle diese werden häufig in diesen Blättern erwähnt werden. Durchlebte Jahre und Widerwärtigkeiten verbinden uns um so fester. Wir waren nicht, wie es bei späteren Freundschaften der Fall ist, schon formiert, als wir uns kennen lernten, sondern wir bildeten uns gleichsam selbst untereinander und machten uns wechselseitig zu dem, was wir sind. Jedoch waren die Genannten sich untereinander nicht das, was sie mir waren. So zum Beispiel stand der ältere Fugger mit Grubern in keiner Verbindung, Lüder und Xylander waren in derselben Klasse, liebten sich aber nicht. Schnizlein kannte sie alle gleich gut. Adalbert Liebeskind verließ frühe das Kadettencorps, um Offizier zu werden. Ich hatte wenig Umgang mehr mit ihm, da er unter die despotischen Unteroffiziere gehörte.

## 10. Schriftstellerei.

Da die Manie zu schreiben nicht ohne merklichen Einfluß auf mein Leben blieb, noch bleiben wird, so mag es wohl nicht am unrechten Orte sein, meinen damaligen Versuchen und Arbeiten einen besonderen Abschnitt zu widmen. Wenn durch lange Uebung allein in der Poesie jemals etwas geleistet werden könnte, so würde ich einst etwas leisten können; denn ich fing früh an zu schreiben, und zwar viel zu schreiben. Ich erwähnte schon, daß es vorzüglich Jacobs gewesen sei, der mir die vergessenen Musen wieder lieb machte. Ich las mit ihm die lyrischen Gedichte Schillers, die mich wunderbar begeisterten. Ich fühlte ein neues Leben in meiner Brust. Es schien, als dehnte sich ein neues unabsehliches Land vor mir aus, das ich bebauen und befruchten sollte. So brachte ich zuerst eine Reihe von lyrischen Produkten zu Papier, von denen nur ein paar noch übrig sind. Sie wurden ganz planlos hingeworfen; von den Versmaßen hatte ich keinen Begriff, ich wechselte sie

oft, ließ mir aber wenige Fehler dagegen zu schulden kommen, da mein Gehör gut war. Ich weiß nicht, ob es Täuschung oder Wahrheit ist; aber ich finde in jenen ersten, holperigen Produktionen einen ursprünglichen Funken von poetischem Talent, den ich in meinen späteren und gereifteren Gedichten vergebens suche. Ich habe nicht mit den Jahren gewonnen. Die Bekanntschaft mit allzu vielen Mustern hat mich verdorben. O allzuglückliche Zeit, wo ich noch unbekannt mit den Einschränkungen der Regel, noch unbekümmert, in diesen oder jenen Fehler zu fallen, diesen oder jenen Schriftsteller nachzuahmen, sorglos die ersten Früchte einer jugendlichen und durch nichts gefesselten Phantasie niederschrieb! Du warst nur von kurzer Dauer. Ich schrieb und begann damals so ziemlich alles, Novellen, Komödien, Schauspiele. Auch die komische Muse und die alten Knittelverse wurden wieder hervorgesucht. Ich arbeitete an einer Parodie der Jungfrau von Orleans, die einen Krieg zwischen Schneidern und Schustern darstellte; aber durch diese und andere Satiren wurden mir manche meiner Kameraden feind, weil ich sie lächerlich machte, obgleich es nicht böse gemeint und ich zu unbefangen war, um es viel zu beachten. An Xylander schrieb ich eine ganze Reihe von Gedichten, die einige Ereignisse unserer Freundschaft feierten, die er aber, soviel ich weiß, nie zu lesen bekam. Eines, das noch vor seiner Bekanntschaft gemacht wurde, habe ich noch übrig oder vielmehr später zufällig eine Abschrift davon erhalten. Es fängt an:

Holde Freundschaft, Gottverwandte,
Die so süße, traute Bande
Um die Ird'schen schlingt 2c. 2c. [1])

Ich bitte darin um eine gleichgestimmte Seele. Jene obengenannten Versuche wurden jedoch alle schon im Kadettencorps vernichtet, was mich freilich späterhin reute. Die Gewohnheit, aus gelesenen Schriften Auszüge zu machen und schöne Gedichte, die ich nicht gedruckt hatte, abzuschreiben, worin ich vielen Fleiß besaß, stammte von früh her. Ich hatte es von Jacobs gelernt. Dieser nahm mir einst, da wir nichts Verschlossenes hatten, meine Sammlung von einigen lyrischen Gedichten eigener Komposition und teilte sie seinen sämtlichen Bekannten und Verwandten in der Stadt mit. So gab er sie auch unserer damaligen Lehrer einem, dem jetzigen Major Bauer [2]), der viel Vergnügen daran fand und mich

[1]) Mit demselben Gedichte beginnt auch eine früheste schriftliche Zusammenstellung von Poesien aus dem Jahre 1810; es ist betitelt „An die Freundschaft", vgl. Mss. Mon. Platen. Nr. 2.

[2]) Siehe S. 14.

aufmunterte zu schreiben. Er mochte sich einbilden, daß noch etwas aus mir werden könne, da ich damals noch sehr jung war. Jene Versuche brachte er auch der Frau von Schaden, die eine Abschrift davon meiner Mutter schickte. So waren meine Schreibereien plötzlich unter die Leute gekommen. Man machte mir viele Lobsprüche, um mich aufzumuntern; ein berühmter Musikus, der Abbé Vogler [1]), den ich bei Schaden traf, bot mir sogar an, meiner Lieder eines in Musik zu setzen. Die erwähnte Dame gab mir Wielands Oberon zur Lektüre, aber ich muß gestehen, daß er das erste Mal nur einen geringen Eindruck auf mich machte. Ganz anders begeisterte mich der Homer, den mir Major Bauer in einer deutschen Uebersetzung [2]) lieh. Ich war in eine andere Welt versetzt, in die reichste und schönste Periode der griechischen Fabelzeit. Ich sah mich von einer Reihe so großer und doch so menschlicher Heldenbilder umgeben, zu denen die edlen Göttergestalten selbst vom Olymp herabstiegen; und das schöne Ganze rollte königlich auf den stolzen Wogen des Hexameters dahin.

Doch genug von jener Zeit. Wer spräche gern von Blüten, die keine Früchte hervorbrachten?

Außer mir beschäftigten sich noch manche andere mit Schreiben. Jacobs machte artige Gedichte, meist komischen Inhalts, und mit Wilhelm Gumppenberg schmierte er eine Menge von Schauspielen in Knittelversen zusammen, auf die aber auch nicht die geringste Mühe verwendet wurde. Fugger, der ältere nämlich, half zuweilen auch dazu, machte auch sonst mehrere lyrische Arbeiten, aber selten. Als Wilhelm Gumppenberg komponieren lernte, schrieb er ihm Opern zu diesem Behufe. Fritz Weech war immer mit Ritterromanen, Schauspielen und Erzählungen beschäftigt, die er zuweilen öffentlich vorlas. Auch ein gewisser Biller, mit dem ich viel umging, schrieb dergleichen Rittergeschichten.

## 11. Parteien.

Im Jahre 1809, da die Kriege mit Oesterreich anfingen, wurden viele aus unserer Mitte zu Offizieren gemacht. Nie war in Bayern die Franzosenliebe und die Liebe zu deren Kaiser so hoch gestiegen als damals.

---

[1]) Georg Joseph Vogler (1749—1814), Tonsetzer und Priester, gründete 1775 die Musikschule zu Mannheim, lebte seit 1783 an verschiedenen Wohnsitzen, bis er 1807 Hofkapellmeister in Darmstadt wurde, wo er starb.

[2]) In der Vossischen natürlich.

Er war der allverehrte Abgott der Menge. Die siegreichen Schlachten, welche die Bayern mit den Franzosen[1]) gewannen und von denen von Zeit zu Zeit die Nachrichten einliefen, vermehrten den Enthusiasmus, der sich auch in unserem Institute verbreitete. Der Feldzug lief sehr unglücklich für die Oesterreicher ab; jedoch kamen sie nach München, und einige Offiziere besuchten auch das Kadettencorps. Ich weiß nicht, sprach der alte Preuße aus mir oder war es Haß gegen die Franzosen, ich wünschte den kaiserlichen Truppen Heil und Segen und allen Welschen den Untergang, wenn auch die Bayern mit ihnen alliiert waren. Doch durfte ich diese Gedanken nur vor sehr wenigen laut werden lassen. Abneigung gegen die allgemeinen Sieger und einen Mann, der damals auf der höchsten Zinne seiner Macht stand, würde man für Verbrechen gehalten haben. Auch den Tiroleraufstand, der durch unüberlegte Behandlung bayrischerseits gegen dies Volk veranlaßt wurde, konnten ich und mehrere nicht von der Seite betrachten, von der man es gewöhnlich ansah. Man legte den Tirolern alle erdenklichen schimpflichen Namen bei. Major Bauer machte diesen Krieg mit und hat ihn beschrieben[2]).

Mehr vielleicht noch als diese politischen Zwistigkeiten bewegten uns Religionsstreite. Die Katholiken hatten bei weitem die Mehrzahl; doch waren wir um kein Haar toleranter als sie. Hier ereiferte sich besonders Jacobs, und hatte auch mehr Ursache als wir anderen. Ich habe noch Fragmente von zwei Gedichten aus jener Zeit übrig, wovon das eine an Luther gerichtet ist und eine Hymne zu seinem Lobe enthält[3]). Das andere führt den Titel: „An Christine, Königin von Schweden“[4]), worin sie heruntergemacht wird, daß sie katholisch geworden. Es war eines der allerfrühsten meiner lyrischen Produkte. Darin heißt es unter anderem:

Mußtest so den Ruhm dir suchen
Auf der falschen Bahn,
Deine biedern Schweden fluchen
Deinem ird'schen Wahn.
Unter Karl Gustav bieten
Sie dir ewig Hohn,
Hast verscherzt den Seelenfrieden,
Und den nord'schen Thron.

---

[1]) Bei Abensberg (20. April) und Eckmühl (22. April).

[2]) „Der Krieg in Tirol während des Feldzugs 1809—12.“

[3]) Ein Blatt unter den Mss. Mon. Plat. Nr. 2.

[4]) Kein Fragment, sondern ausgeführtes Gedicht in verschiedenen Versionen in den „Poetischen Versuchen von 1810“ und „Gedichte von A. Platen“ (1810) handschriftlich erhalten. Mss. Mon. Plat. Nr. 1 und Nr. 2. R. I, 376.

Doch bewegte dieser Streit nicht uns allein, er kam von außen; ganz München, Bayern darf man sagen, nahm daran teil. Unter die Worte Nord- und Süddeutschland, worüber eine Menge von Flugschriften erschien, verbarg man die Namen Luthertum und Katholizismus, weil man sich einer solchen Intoleranz geschämt haben würde; doch selbst die Verschiedenartigkeit des Glaubens lieh nur den Mantel zu einer Verfolgung mehrerer norddeutscher, meist sächsischer Gelehrten, die man nach Bayern hatte kommen lassen, und die als Ausländer, denen man gute Stellen eingeräumt hatte, verhaßt waren. Herr Aretin [1]) stand an der Spitze der Katholiken. Man sagte späterhin, daß die Protestanten diese Sachen zu ernsthaft aufgenommen hätten, es war aber nichts weniger als Scherz. Professor Thiersch [2]) erhielt des Nachts auf der Straße einen Stich in die Gurgel, und Hofrat Jacobs kehrte, beständig von Schikanen verfolgt, nach Gotha zurück [3]).

## 12. Schluß.

Im September 1810 verließ ich das Kadettencorps, da man mir eine Pagenstelle ausgewirkt hatte. Ich war vier Jahre darin und hatte vier Klassen durchgemacht. In den Studien war ich vielleicht nicht sehr vorgerückt; ich studierte erst später aus wahrer Neigung. Am wenigsten sprachen mich die mathematischen Wissenschaften an, und ich entschuldigte mich damit, daß ich keinen Kopf dafür habe. Durch alles, was ich von der strengen und kleinlichen Disciplin hatte leiden müssen, war mir eine entschiedene Abneigung gegen den Soldatenstand eingeflößt worden, die sich späterhin wieder verlor, je weniger ich ihn von der Nähe sah. Eh ich meine neue Bestimmung antrat, brachte ich noch zwei Monate bei meinen Eltern zu. Der Abschied von Xylander hielt ziemlich schwer, und der erste Brief, den ich ihm schrieb, mag noch ziemlich sentimental gewesen sein. Ich war vierzehn Jahr alt, als ich Page wurde. Es war

---

[1]) Johann Christoph Anton Frhr. von Aretin (1772—1824), der hervorragende Staatswissenschaftler.

[2]) Friedr. Wilhelm Thiersch (1784—1860), der berühmte Philolog war seit 1809 Professor am Gymnasium zu München. Ueber das in der Nacht vom 11. Februar auf ihn gemachte Attentat vgl. „Friedrich Thiersch' Leben", ed. H. W. J. Thiersch, Bd. I, S. 69 ff. und 75.

[3]) Ausführliches über die „Aretinischen Händel" bringt Jacobs in seinen „Vermischten Schriften", Bd. VII, S. 92 ff.

mir dabei um nichts zu thun, als nur nicht mehr in der Militärakademie zu sein und meinem Trieb zu sanfteren Studien folgen zu können.

---

Dieses erste Buch wurde im Herbste des Jahres 1816 geschrieben, als ich von einer Reise in die Schweiz zurückkam und meinen zwanzigsten Geburtstag noch nicht erreicht hatte. Es ist also nicht zu verwundern, wenn man die Spuren einer jugendlichen Feder und ungereiften Einsicht darin entdeckt.

---

# Memorandum meines Lebens.

## Zweites Buch.

Begreift einen Zeitraum von drei Jahren, und die größere Hälfte meines Pagenlebens am Münchener Hofe.

„Die Erinnerung ist das einzige Paradies,
aus dem wir nicht getrieben werden können."
Jean Paul.

„Errorem blandis tardat imaginibus."

Propertius[1].

[1]) Propert. El. Lib. I, XX, 42.

## 1. Das Pagenhaus.

Als ich nach Hofe kam, hatte sich kaum eine Reihe von Festlichkeiten geschlossen, die unserem Kronprinzen [1]) zu Ehren gefeiert wurden, der sich mit der Prinzessin Therese von Hildburghausen [2]) vermählte [3]), die seine freie Neigung war.

Mein Bruder, der damals in München sich aufhielt, stellte mich meinem künftigen Vorstande vor und führte mich in die Pagerie. Die ersten Eindrücke waren nicht unvorteilhaft; nur schien mir hier gerade das gebrechen zu wollen, was mich im Kadettencorps über alles tröstete — Freunde! Es kam mir vor, als sähen mich alle mit spöttischen Gesichtern an, als dürfte ich keinem trauen. Doch hatte ich bereits zwei Bekannte, die schon mit mir in der Militärakademie gewesen waren, wovon der eine Graf Kunigl hieß, mit dem ich ehmals viel Umgang gepflogen hatte und der mir auch jetzt hilfreich an die Hand ging. Die ganze Behandlung war weit von derjenigen verschieden, der ich mich vorher hatte unterwerfen müssen. Die Lehrer und Inspektoren betrachteten uns nicht als Sklaven und Untergebene, sondern sie begegneten uns mit Achtung und Höflichkeit. Viel mehr Reinlichkeit und Bequemlichkeit herrschte. Wir hatten bei Tische viele Gerichte, die nicht so hart und ungenießbar waren, als jene bei den Kadetten. Man wußte nichts von jener militärischen Pünktlichkeit in den kleinsten Dingen. Die Kleidung war weit und bequem, nicht eng und drückend. Man wußte nichts von Reih und Glied; unsere Spaziergänge waren angenehm, weil sie ungezwungen waren. Die Ordnung war nicht so genau bestimmt, daß sie nicht zuweilen Ausnahmen erlitten

---

[1]) Ludwig, geb. 25. August 1786.

[2]) Therese, geb. 8. Februar 1792.

[3]) 12. Oktober 1810.

hätte. So zum Beispiel führte uns der Inspektor, der im Hause wohnte, öfters auch zu Stunden spazieren, die gerade nicht dazu gewidmet waren, und ließ uns oft an schönen Sommermorgen einige Lektionen im Freien, in einer Laube des Englischen Gartens nehmen. Man zählte uns nicht alles wie kleinen Kindern vor: wir hatten unsere Wäsche und Habseligkeiten selbst zu verschließen, und jeder hatte einen Schreibtisch und Kleiderschrank. Wir konnten Kleider wechseln, wenn wir wollten. Ich erwähne dies alles, weil es im Kadettencorps nicht so war. Unsere Zimmer waren eleganter eingerichtet, und wir konnten selbst zur Verschönerung derselben beitragen. Der Dienst bei Hofe brachte manche Abwechslung in unsere Lebensart. Wir waren nicht so viele, um uns wechselseitig zu hindern, und man konnte immer ein apartes Zimmer finden, wenn man ungestört arbeiten wollte. Man ging oft ins Theater. Man konnte sich besondere Lehrer, z. B. Sprachmeister, halten. Man konnte durch vernünftige Vorstellungen oder Bitten zu seinem Zwecke gelangen. Unsere Lektüre wurde nicht so genau untersucht, und von klassischen Werken konnte man alles lesen, da der Oberst Tausch seinen Untergebenen sogar den Schillerschen „Wallenstein“ verboten hatte, weil er die Zeile: „Das Wort ist frei“ [1] für anstößig hielt. Es konnte daher nicht fehlen, daß ich den Unterschied mit meinem vorigen Aufenthaltsorte auf eine wohlthätige Weise empfand.

Unser Haus, an die Residenz angebaut, war nicht sehr geräumig und nur zwei Treppen hoch. Anfangs war es in viele kleine Zimmer abgeteilt, in welchem wir teilweise wohnten und schliefen. Im Herbste 1811 jedoch wurden diese Stuben durchgebrochen und große Zimmer daraus gemacht, so daß wir später in einem Saale zusammen schliefen, in zwei anderen uns während der Freistunden und wenn wir Privatstudium trieben, aufhielten. Zu ebener Erde waren demnach der Fecht-, Speise- und Studiensaal, über eine Treppe der Schlafsaal, die Garderobe und die Wohnung eines Inspektors. Der zweite Stock enthielt die Wohnung des Pagenhofmeisters, und ein Zimmer, das Museum genannt wurde und ausschließlich für Lektionen bestimmt war. Dort befand sich auch die unbedeutende Bibliothek.

Ohne gut bedient zu sein, fehlte es uns nicht an Bedienung. Wir hatten vier Bedienten, die uns frisierten und unsere Kleider besorgten, dann drei andere, die uns bei Tische aufwarteten, ein paar weibliche

---

[1] „Wallensteins Lager“, Akt I, Scene 6:
„Was ich denke, das darf ich sagen,
Das Wort ist frei, sagt der General.“

Domestiken, denen die Reinigung der Zimmer und die Betten oblagen, und überdies noch einen Heizer und dergleichen mehr. Von diesen allen wohnte aber nur einer im Hause, oder vielmehr zwei.

## 2. Vorstand und Lehrer.

Die Oberaufsicht über uns hatte der Oberststallmeister Herr v. Keßling. Er war ein feiner Hofmann, hatte aber nur die allgemeinsten Begriffe von Erziehung. Er besuchte uns meist nur, um einigen Verweise zu geben, setzte jedoch nicht leicht hierbei seine zur zweiten Natur gewordene Artigkeit aus den Augen. Er hielt viel auf äußerlichen Anstand und die französische Sprache. Zuweilen lud er ein paar von uns zu Tische, wo es aber ziemlich steif herging. Er hatte von seiner Frau, deren erster Mann ein Herr von Freyberg war, vier erwachsene Stiefkinder, eine Tochter, die sehr groß war, und drei Söhne, Karl, Max und Wilhelm, die früherhin alle Pagen gewesen waren. Der mittlere ist ein sehr solider Mensch, der älteste ist Legationssekretär, der jüngste Rittmeister im Garde-du-Corps-Regiment.

Unser Pagenhofmeister war der Obristlieutenant von Stückradt, ein Mann in den Siebzigern, der sich fast um nichts mehr kümmerte. Er ist nun pensioniert, hätte es aber längst vorher sein sollen. Als Militär war er kleinlich und accurat, was aber keinen Einfluß hatte. Uebrigens hatte er ziemlich viel Geist, verstand Latein, Französisch, Italienisch und Englisch, und beschäftigte sich immer mit Verfertigung kleiner Gedichte und Rätselchen, die er uns zuweilen aufzuknacken gab. Er hatte sich selbst, aus Besorgnis für sein Leben, die strengste Tagesordnung für sein Leben vorgeschrieben, von der er nicht im geringsten abwich. Er besuchte gerade sieben verschiedene Häuser in der Stadt, wovon er des Sonntags in dieses, des Montags in jenes u. s. w. ging. So hielt er es mit allem. Er war geizig und habsüchtig, obgleich seine Besoldung beträchtlich und er ohne Ausgabe war.

Hierauf folgten zwei Inspektoren. Der eine davon, Professor Schlett [1]), der zugleich Geschichte und Geographie lehrte, war ein redlicher Mann, aber immer mißmutig, barsch und launisch im Umgange, übrigens immer gerade und offen. Er war gereist, sehr gebildet, verstand alle Sprachen. Er hatte Familie, liebte aber seine Frau nicht mehr und lebte in Un-

---

[1]) Joseph Schlett.

frieden, obgleich er sie früher entführt hatte, denn sie war von Adel. Seine Tochter suchte er bei der königlichen Oper unterzubringen. Er selbst war ein großer Musikus und komponierte. Er hat mehreres herausgegeben, unter anderen ein Trauerspiel „Tassilo, Herzog von Bojoarien“ [1]). Um die Anstalt, von der er Aufseher war, bekümmerte er sich allzuwenig und wünschte immer einen anderen Platz.

Mit ihm in ewiger Entzweiung lebte der andere Inspektor, Professor Hafner, der Monarch des Instituts, der alles in allem war, der seine Vorgesetzten wie seine Untergebenen beherrschte, der alles lenkte und regierte, sehr stolz, sehr geschmeidig, sehr um sich greifend, ein katholischer Geistlicher, wie sich denken läßt, der im Institut wohnte und uns unter beständiger Aufsicht hielt. Er war fleißig, unermüdlich; er gab zweien Klassen deutsche, griechische, lateinische Stunden, Religionsunterricht und lehrte zuweilen auch andere Gegenstände mehr. Er gab viel mehr Stunden, als er zu geben verbunden war, und suchte sich so unentbehrlich als möglich zu machen. Sein Bestreben,

„Auf daß das Gute wirke, wachse, fromme“ [2]),

war unverkennbar und verehrungswert; aber trotz seines Eifers taugte er zu keinem Erzieher. Bald war er so herablassend, mit uns zu spielen, Ball zu schlagen und dergleichen mehr, bald verlangte er steife Ehrerbietung. Er wechselte schneller und öfter Launen, als man Kleider wechselt. Er wollte keine fröhliche Ausgelassenheit, die der Jugend eigen ist, gedulden; keine tobenden Spiele, keine gymnastischen Uebungen. Zwei allgemeine Fehler der katholischen Geistlichkeit waren ihm fremd, die Ausschweifung nämlich und die Intoleranz. Er hatte Luthers Bild in seinem Zimmer. Seine Kenntnisse waren nicht ausgebreitet, hatten keinen Umfang, keine Tiefe; doch suchte er sich immer mehr auszubilden. Was er vom Griechischen verstand, reichte nicht weit. Durch sein Französischsprechen machte er sich lächerlich; die gute Aussprache und der Wortreichtum fehlten ihm; doch schämte er sich nicht zu fragen. Seine deutsche Aussprache war affektiert und erreichte den höchsten Grad dann, sobald er zornig ward, welches oft geschah. Er vergaß dann die Rücksichten der Höflichkeit. Er bildete sich ein, alles zu lenken, und wer ihm schmeicheln wollte, konnte ihn wie Wachs in der Hand formen. Er war sehr

---

[1]) München 1806.

[2]) Goethe, „Epilog zu Schillers Glocke“, Strophe 7:
„Damit das Gute“ u. s. w.

empfindlich, verlangte Höflichkeitsbezeugungen mehr als alles, war leicht aufzubringen, leicht versöhnt. Nichts hatte er lieber als eine Abbitte auf seinem Zimmer; man konnte dabei alles von ihm erlangen. Beleidigungen gegen seine Person rügte er am strengsten. Man konnte des Tags zehnmal sein Liebling und zehnmal sein ärgster Feind sein. Wir sagten ihm oft die stärksten Impertinenzen und machten sie dann durch eine zuvorkommende Artigkeit auf der Stelle wieder gut. Er ging so weit, uns auf der Stelle einen Verweis zu geben, wenn man vergessen hatte, ihm guten Morgen oder guten Abend zu wünschen, und er bemerkte es genau, so daß ihm keiner entkommen konnte. Solange er mit einem entzweit war, mußte er diese Höflichkeitsbezeugungen missen; deshalb versöhnte er sich gern. Den Obristlieutenant brachte er immer mehr unter seine Botmäßigkeit und riß eines seiner Rechte nach dem anderen an sich. Das Wort Page konnte er nicht leiden, er nannte uns immer Edelknaben, und wenn er recht böse war, sagte er Knäblein. Er kam mit keinem lange aus, und hatte nur so lange Ruhe, als man etwas von ihm haben wollte. Er mischte sich in alles. Seine Gunst war widerlich, sein Groll verächtlich; ich habe den letzteren immer vorgezogen. Er belächelte mit uns die Schwächen des alten Obristlieutenants und nahm doch wieder seine Zuflucht zu ihm, unsere Fehler bestrafen zu lassen. Er machte sich des Tags tausenderlei unnötigen Aerger, frühstückte mit Galle, aß mit Galle, legte sich mit Galle zu Bett. Mit ihm umzugehen, war hart, von ihm abzuhängen, sehr hart. Jetzt hat er durch einen neuen Hofmeister einen großen Teil seiner Macht verloren. Daß er viel Verdienst um das Institut hat, ist nicht zu leugnen. Nach ihm folgte der Lehrer der französischen Sprache, ein gewisser Abbé Roger, ein gewöhnlicher Franzose, der wenig deutsch sprach und sehr eitel war. Er ging später wieder nach Frankreich zurück und erhielt eine Pfarre bei Paris, und hinterließ viele Schulden in München. Nach ihm wurde der Professor Hennequin angestellt, dessen ich schon im Kadettencorps erwähnte. Gegen Hafner verhielt er sich kleinlaut und furchtsam. Sowohl er als der Hofmeister und die Inspektoren hatten den Tisch bei uns.

Lehrer der Mathematik, der Physik, des Geschäftsstils war Professor Prändel, ein guter Mathematiker, der viele Schriften über allerlei Gegenstände [1]) herausgab und sogar Verse machte. Bei seinen Lektionen schritt

---

[1]) J. G. Prändl; so, außer solchen über Mathematik, Geographie und Landwirtschaftskunde, „Vollständige Anleitung zur deutschen Versekunst" 1797; „Dichtungen in Nebenstunden" 1802.

nichts vorwärts, da er immer beim Alten stehen blieb, und ich in der Mathematik niemals so weit kam, als ich schon im Kadettencorps war. Er war ganz aus gemeinem Stande und daher roh und völlig Naturmensch. Das, was man Scham nennt, kannte er gar nicht. Er hatte sich die Erlaubnis ausgewirkt, alle Freitage mit uns zu essen, da an den Fasttagen der Obristlieutenant auf seinem Zimmer speiste. Diese Erlaubnis stammte nur vom Herrn Hafner; dennoch war jener so unverschämt, sich nach Tische Fische einzupacken und mit nach Hause zu nehmen, und wenn er wegen Krankheit nicht kommen konnte, so schickte er seine Tochter, um seine Portion zu holen. Er nahm alles an, was man ihm gab. Wir schenkten ihm öfters Papier, Käse, Siegellack 2c.; er dankte, ohne sich dadurch bestechen zu lassen. Trotz seiner Roheit war er hinwiederum sehr weichherzig und weinte bei geringen Anlässen. Ich schrieb einmal ein satirisches Gedicht in zwei Gesängen gegen ihn, doch da er nun tot ist, darf hiervon die Rede nicht mehr sein [1]).

Auch an anderen Lehrmeistern fehlte es uns nicht. Von musikalischen Instrumenten konnte man das Klavier, die Violine und Flöte unentgeltlich lernen. Im Zeichnen, im Fechten und Voltigieren hatten wir dieselben Lehrer, die hierzu im Kadettencorps angestellt waren. Auf die Reitschule gingen wir dreimal die Woche. Es war so ziemlich unsere liebste Stunde, obgleich die Bereiter sehr grob waren. Unser Tanzmeister war ein achtzigjähriger Franzose, Monsieur Legrand, der ehmals Balletmeister gewesen war. Er konnte uns wenig mehr lehren, und er wußte nichts als seine alten Tänze, Gavotte à la Vestris [2]) und Menuet à la reine. Die besseren Tänzer ließ er gewöhnlich nach der ersten Viertelstunde wieder abtreten.

## 3. Studien.

Unsere Anzahl belief sich auf sechzehn bis zwanzig, die in solche zerfielen, welche studierten, und solche, die sich für den Militärstand bestimmt hatten. Ich gehörte anfangs zu den ersteren, da ich wenig Lust zum Soldaten hatte. Die es schon weit in den Studien gebracht hatten, besuchten die höheren Klassen des Gymnasiums, die übrigen, unter denen

---

[1]) Vollständig erhalten unter den Mss. Mon. Platen. Nr. 3. „P. P. Ein Gedicht in zwei Gesängen.“

[2]) Genannt nach dem berühmten Tänzer an der Pariser Großen Oper G. Vestris (1729—1808).

ich war, lernten zu Hause bei den schon erwähnten Lehrern, die übrigens auch verbunden waren, mit den Schulgehenden zu repetieren. Wir hatten viele Stunden, wie z. B. Geschichte, deutschen Stil 2c., mit den Militärs gemeinschaftlich. Der Religionsunterricht war zu allgemein, als daß nicht auch die Protestanten daran teil hätten nehmen können. Ich erhielt sogar einmal den Preis daraus. Im deutschen Stil gehörte ich auch zu den Besseren; im Griechischen machte ich anfangs gute Fortschritte und erhielt eine Prämie; aus der Geschichte und Geographie bekam ich es ebenfalls zweimal. Leider gehörte nicht viele Anstrengung dazu, und ich hätte aus allen wissenschaftlichen Gegenständen die Preise davontragen können, wenn ich mich mehr bemüht hätte. Uebrigens war ich bei weitem fleißiger, als dies im Kadettencorps der Fall war; besonders strengte ich mich im Lateinischen an und übersetzte viel. Wir lasen den Cäsar, Sallust und Ovidius, im Griechischen den Xenophon und Homer, von Spezialgeschichte studierten wir die deutsche und bayrische.

Die italienische Sprache lernte ich meist für mich, da ich mir zu Hause während der Ferien einen Sprachmeister genommen hatte; im Englischen hatte ich mit noch ein paar anderen einen Lehrer, aber erst kurz vorher, ehe ich die Pagerie wieder verließ. Im Zeichnen habe ich nie das Geringste geleistet; Klavier fing ich zu spielen an, gab es aber bald wieder auf.

Am Ende des Schuljahres hatten wir zwei Examen, ein kleines, wobei nur der Oberststallmeister und ein paar Fremde nebst den Professoren zugegen waren, das über die wissenschaftlichen Gegenstände, wie auch über die Exerzitien abgehalten wurde, und wozu es einer guten Vorbereitung bedurfte, und sodann ein großes, wie man es nannte, wobei sich viele eingeladene Zuschauer einfanden, vor denen sich aber nur Tänzer, Musiker, Fechter, Deklamatoren produzierten. Die Preiseverteilung war damit verbunden. Aus jedem Gegenstande wurde eine Prämie ausgegeben. Auch mit Deklamieren wurde ich hier wieder geplagt. Einmal mußte ich „Die Kraniche des Ibykus", ein andermal „Die Götter Griechenlands", ein andermal „Hero und Leander" [1]) vortragen.

Unter meine eigenen Arbeiten der früheren Zeit gehörte eine Tragödie in Jamben, die „Bartholomäusnacht"; jedoch erhielt sie nie mehr als drei Akte und ward verbrannt. So schrieb ich auch die zwei ersten Gesänge eines Heldengedichts, „Arthur von Savoyen" [6], nach dem Vorbild des „Oberon"; es ward aber längst verworfen. Ich beschäftigte mich auch viel mit Rätseln

---

[1]) Die Schillerschen Balladen.

und Charaden [1]). Auch die Geschichte der Charlotte Corday gab mir Stoff zu einigen dramatischen Scenen, die auch vernichtet wurden. Später wurde dieses Sujet wieder hervorgesucht und sollte ein Trauerspiel [2]) werden. Zu den besseren abgerissenen Gedichten jener ersten Periode meines Pagenlebens gehören: „Die Träume der Jugend" [3]), „Die Prüfung" [4]), die Romanze „Vergißmeinnicht" [5]), so auch die Epistel „Sappho an Phaon" [6]), zu der nicht die Ovidische Heroide, sondern Popes „Heloise to Abelard" in der Uebersetzung Bürgers [7]) Anlaß gab. Die Balladen der damaligen Zeit sind gänzlich mißlungen.

## 4. Einrichtungen und Verordnungen.

Man wurde nicht sogleich Page, wenn man das Pagenhaus betrat; es waren nur zwölf oder vierzehn wirkliche Edelknaben; die anderen nannte man Surnuméraires. Der Unterschied bestand darin, daß letztere die Alltagsuniform, jene nämlich, die bloß zum Ausgehen, aber nicht nach Hof angezogen wurden, nicht tragen durften. Man nannte sie Reitschulfrack, da sie vorzüglich zum Reiten bestimmt war. Uebrigens hatten die wirklichen Pagen noch monatlich 12 Gulden, welches Geld zum Ersatz für den Wein hergegeben wurde, da wir bei Tische Bier tranken. Sobald ein neuer Sürnumerär aufgenommen wurde, mußte er dem Hofmeister ein ansehnliches Geschenk in Geld machen und 60 Gulden Einstandsgeld erlegen; dieselbe Summe, wenn er wirklicher Edelknabe wurde, und dieselbe, wenn er das Haus wieder verließ. Dafür erhielt ein Studierender in der Zeit, die er auf der Universität hinbrachte, jährlich 600 Gulden vom König und überdies noch 500 Gulden zur Ausmusterung. Ein Militär bekam nur in allem 500 Gulden, um sich zu equipieren. Zur Aufnahme wurden acht Ahnen von jeder Seite erfordert, doch konnten zuweilen auch vier hinreichen.

---

[1]) Mss. Mon. Plat. Nr. 3. „Charaden, Rätsel, Logogriphe" (1812).

[2]) August 1820 ward daraus die dramatische Skizze „Marats Tod", vgl. „Vermischte Schriften" 1824, Seite 1—24.

[3]) Vgl. das Gedicht „Der Wahn der Jugend" Mss. Mon. Nr. 3 (1811). R. I, 378.

[4]) Ibid. Nr. 3 (1812).

[5]) Ibid., zuerst gedruckt „Lyrische Blätter", I, S. 110; vgl. R. I, 344.

[6]) Verloren gegangen. Vgl. Pope, Alex. (1688—1744) „Poetical Works", Eloisa to Abelard in der Ausgabe von 1788, p. 467—478, und Ovid. Her. XXI.

[7]) „Heloise an Abelard. Frei nach Popen" (1792). „Sämtliche Werke" (Göttingen 1844) I, 437.

Im Ausgehen hatten wir keine Freiheit; nur Sonntags nachmittags war es uns erlaubt, Besuche zu machen. Daß einige doch auch unter der Zeit entwischten, ging mit durch. Ferien hatten wir zwei Monate, September und Oktober. Das Gebet geschah immer laut und öffentlich; einer betete vor, und zwar nichts als das Vaterunser und Ave Maria, des Morgens und des Nachts lateinisch (später erlaubte Hafner, es deutsch zu beten) und vor und nach dem Essen französisch, da es überhaupt verboten war, über Tische eine andere Sprache als Französisch zu reden. Dieses Gebot wurde täglich gebrochen, jedoch selten ohne Verweise nach sich zu ziehen. Ueberhaupt sah man viel auf Anstand über Tafel, und wir mußten immer in einem vollständigen Anzuge bei derselben erscheinen, da man es damit des Morgens über nicht so genau nahm. Von Zeit zu Zeit wurden sowohl unsere Lehrer als auch die Professoren des Gymnasiums zu Tische geladen.

Uns einander zu duzen, war verboten; wir gewöhnten uns daher an, einander Er zu heißen.

Alle drei oder vier Monate mußten die Lehrer Noten über unser Verhalten einreichen. Der Hofmeister ließ uns sodann auf sein Zimmer kommen und uns dieselben vorlesen. Für jede schlechte Note erhielt man regelmäßig einen Verweis und mußte einmal aus dem Theater wegbleiben. Sonst gab es wenige Strafen. Die gewöhnlichste war, nicht an die Tafel zu dürfen. Man wurde auch eingesperrt, aber niemals länger als zwei oder drei Stunden.

Eine unserer besten Einrichtungen war, daß man uns einen Garten vor dem Schwabinger Thor gemietet hatte, in dem sich mehrere Obstbäume befanden, und den wir größtenteils selbst bebauten. Wir hatten auch eine Kegelbahn anlegen lassen und eine Schaukel. Des Winters über gingen wir zu wenig aus. Es waren die ganze Woche hindurch nur zwei Stunden zum Spazierengehen bestimmt; doch wurde diese Verordnung oft übertreten, besonders wenn die Zeit des Schlittschuhlaufens kam, das ich späterhin lernte, und das meiner angenehmsten Unterhaltungen eine wurde.

## 5. Unser Dienst.

Ich gestehe es, daß ich meinen Pagendienst ziemlich schüchtern antrat; ich glaubte immer eine Ungeschicklichkeit zu begehen; doch sah ich bald, daß es keine Hexerei sei. Sobald ein neuer Page in Dienst kam, stellte ihn der König der Königin vor. Der König nannte uns gewöhnlich

du. Unser Hauptdienst war die Tafel; sie fing um drei Uhr an und endigte um fünf oder halb sechs. Sie bestand aus achtzehn bis vierundzwanzig Gedecken gewöhnlich und war oft sehr angenehm, wenn Fremde oder sonst gebildete und gesprächige Herren daran teilnahmen. Damen wurden in München an der Tafel keine eingeladen; doch waren die Hofdamen der Königin und Kronprinzessin, sobald sie in München war, zugegen. Wir bedienten die königliche Familie; doch trugen wir keine Speisen auf, sondern überreichten nur, was die hinter uns stehenden Bedienten uns gaben. Nach der Tafel mußten wir in den Salon der Königin folgen, wo der Kaffee serviert wurde. Bei jeder Gelegenheit mußten wir die Schleppen der fürstlichen Damen tragen, wenn sie welche anhatten. In den Privatzimmern des Königs hatten wir gar nichts zu thun, denn er liebte das Zeremoniell nicht. Bei den Hoffesten, das heißt Hofbällen, Konzerten, Akademien waren wir gegenwärtig; doch bei den kleinen Spielpartien, die der König gewöhnlich des Abends gab, erschienen wir nicht. Auf den Hofbällen war es uns erlaubt zu tanzen. Bei all diesen öffentlichen Gelegenheiten mußten wir dem Könige mit langen Fackeln vorleuchten, sowohl über die Gänge als durch die Zimmer. Bei den Kirchenzeremonien hatten wir viel zu thun, versteht sich immer die, welche den Dienst hatten. Jeden Sonntag mußten wir in der Hofkapelle erscheinen und während des Amtes zweimal vor dem Hochaltar mit brennenden Fackeln heraustreten und unsere eingelernten Reverenzen machen. Einer der Hauptzeremonientage war das Ritterfest vom St. Georgsorden, dessen Großmeister der König ist. Ich sah unter anderen den Prinzen Karl zum Ritter schlagen. Es gab außerdem noch allerlei Zeremonien in anderen Kirchen, wohin wir fahren mußten, und mehrere Prozessionen, von denen die am Fronleichnamstage die bedeutendste war. Sie geht durch die Hauptstraßen der Stadt. Wir mußten dabei öfters niederknieen, und zuweilen mitten in den Kot. Es wurden auch jährlich noch Totenämter für den letztverstorbenen Kurfürsten und seine Gemahlin gehalten, wobei wir auch zu thun hatten. Ein sehr feierlicher Gottesdienst, der immer vielen Eindruck auf mich machte, war der, welcher am Abend vor dem Neujahrsmorgen begangen wurde. Ueberhaupt nehmen sich die katholischen Zeremonien bei weitem besser in der Nacht aus. Eine andere sehr rührende Feierlichkeit, der ich beiwohnte, war die Taufe des Prinzen Max [1], ältesten Sohnes unseres Kronprinzen. Es war hier nicht um ein leeres Zeremoniell zu thun, sondern das Herz nahm daran An-

---

[1]) Geb. 1811.

teil. Der Sohn eines verehrten Mannes, der Enkel des Monarchen, unser einstiger König war es, den wir hier in die Gemeinschaft der Christen aufgenommen werden sahen. Die Taufe wurde in einem großen Saale des Schlosses abgehalten, der die Galerie heißt. Er war gedrängt voll; aber in einem Augenblicke lag die ganze Versammlung auf den Knieen. Der König war Pate des Kindes. Schon als es geboren wurde, obgleich die erste Niederkunft seiner Mutter mit ungewöhnlichen Wehen verbunden gewesen, war die Freude, besonders des Kronprinzen, unendlich, der nichts Sehnlicheres als einen Sohn gewünscht hatte. —

Sobald der Hof im Sommer nach Nymphenburg zog [1]), hatten wir wenig zu thun. Nur selten wurden dort große Konzerte gegeben, bei denen wir servieren mußten. Nymphenburg ist ein lieblicher Aufenthalt, besonders durch die Gärten, die nicht pompös, sondern in einem edeln und ländlichen Geschmacke ausgeführt sind.

Ich leugne nicht, daß der Glanz des Hofes zuweilen angenehme Eindrücke in mir zurückließ. So kleinlich manches näher untersucht sein mag, so hat doch alles äußerlich den Schein des Großen und Sorgenfreien. Er gewährt wie die Zauberspiele eines Gauklers einen erfreulichen Anblick, wenn man dem inneren Maschinenwerk nicht nachspürt. Er ist eine Bühne, die von mancher hohen Königsgestalt betreten wird, und welche man nur genießen kann, wenn man nicht selbst mitspielt und nicht wahrnimmt, was hinter den Coulissen vorgeht. Alles gewinnt ein Ansehen von Wichtigkeit; nie wird das Auge durch den Anblick des Mangels, der Dürftigkeit, der Mühseligkeit beleidigt; denn alles, was diesem gleich sieht, wird von dem Monarchen entfernt. Er sieht gewöhnlich nur lächelnde Gesichter, wenn er nicht in den Spiegel sieht.

Ich liebe die Fürsten nicht und würde insonderheit jetzt wenig mehr nach Hofe taugen; doch war ich damals nicht ungern dort und ergötzte mich an seinen bunten und lachenden Farben. Bei den Hoffesten hatten wir wenig zu thun; die Uniform, die wir dabei anzogen, war nicht besonders reich; dunkelblau mit Silber gestickt.

## 6. Königliche Familie.

Der König [2]) hatte zu wenig Hoffnung auf den bayrischen Thron, um sich würdig darauf vorbereiten zu können. Er war in seiner Jugend

[1]) Das nahe bei München gelegene, unter Kurfürst Ferdinand Maria 1663 begonnene Renaissanceschloß.

[2]) Maximilian I., Joseph, geb. 27. Mai 1756, als Sohn des Prinzen Friedrich

Oberst eines französischen Regiments, das zu Straßburg [1]) lag; er soll ein hübscher Mann und dabei ziemlich leichtfertig gewesen sein. Zu den Regierungsgeschäften widmet er nur einige Stunden des Vormittags, da er den übrigen Tag nicht mehr Zeit findet. Er dürfte weniger gütig und leutselig sein, um noch von dem Volke geliebt zu werden. Nach der Tafel giebt er jedermann, der zu ihm will, Audienz; allein da er die ihm überreichten Bittschriften nicht selbst besorgt, so ist das von wenig Folgen. Er macht viele Geschenke und oft beträchtliche Summen; aber nicht immer an die Würdigsten. Er versteht zu wenig abzuschlagen und ist mehr splendid, als er sein sollte. So hat er zum Beispiel, als er in Paris war [2]), sämtlichen Edelknaben des Kaisers ansehnliche Präsente geben lassen, während der Kaiser in München nur diejenigen beiden Pagen beschenkte, die bei ihm Dienst hatten.

Bei dem Lever des Königs ist nur sein erster Kammerdiener zugegen, der ihm die Stadtneuigkeiten mitteilen muß. Dann liest er die Zeitungen. Er hat mehrere Bastarde, die aber im stillen erzogen werden. Er liebt die Bequemlichkeit; doch unterzieht er sich geduldig jedem Zeremoniell und hält fast täglich große Tafel, weil ihm die Gesellschaft bei Tische angenehm ist. So liebt er auch die bonne chère und gute Weine. Bei allen Hoffestlichkeiten spielt er und zieht sich überall bald zurück, weil er sehr früh zu Bette geht. Er sieht viel auf Aeußerliches und Kleinigkeiten, weil sich sein Geist mit nichts Großem beschäftigt. Er spricht lieber französisch als deutsch. Seine Kinder liebt er alle zärtlich.

Auch gegen uns konnte der König zuweilen sehr artig sein. Als einmal einer von uns erkrankt war und, wegen der Nähe des Leibarztes, ein Zimmer im Schloß erhielt, besuchte ihn der König fast täglich und nahm auch manchmal die Königin mit. Zuweilen erlaubte er sich aber auch eine Spötterei, so zum Beispiel hörte ich ihn einmal einen meiner Kameraden aufziehen, weil er einen großen Fuß hatte. Auch ein glimpflicher Scherz wird sehr häßlich in eines Königs Mund; nicht nur weil man ihm nichts darauf erwidern kann, sondern auch, weil schon zwanzig Mäuler in Bereitschaft zu lachen stehen, sobald er witzig sein will.

Zu Zeiten pflegte der König ein Air von Ernst und Wichtigkeit

---

von Zweibrücken-Birkenfeld, folgt 1795 seinem Bruder Karl II. als Herzog in Pfalz-Zweibrücken, nach Karl Theodors Tode 16. Februar 1799 Kurfürst von Bayern, nimmt 1. Januar 1806 den Königstitel an. Gest. 13. Oktober 1825.

[1]) Regiment d'Alsace.

[2]) 1810, der Tirolfrage wegen.

anzunehmen, das ihm nicht wohl anstand. Manchmal affektierte er auch, alles verstehen zu wollen.

Als ich Page wurde, war die Königin bereits über die ersten Jahre des Gefallens hinaus [1]), doch blieb sie immer eine Dame von majestätischem Ansehen. Sie ist eine treue Mutter ihrer Kinder. Sie ist Protestantin und schenkt den Armen viel durch ihren Hofprediger. Sie zeichnet viel und liebt die Lektüre, mit der sie sich gewöhnlich bis tief in die Nacht beschäftigt. Sie ist eine Freundin der Musen. Sie ist gar nicht geziert und furchtsam wie andere Weiber, und stach hierin oft sehr von der Kronprinzessin ab. Die Feste liebt sie mehr als der König. Früher soll sie Schwächen für einige Männer gehabt haben. Sie gab ihrem Gemahl sechs Mädchen, die noch nicht erwachsen sind, und einen Prinzen, welcher starb. Von seiner ersten Gemahlin [2]) hatte der König vier Kinder. Die beiden Töchter wurden unglücklich verheiratet. Prinzessin Charlotte [3]), eine liebenswürdige, wenn auch eben nicht schöne Dame, mußte sich von dem Kronprinzen von Württemberg trennen, der ihr nie eheliche Rechte eingeräumt hatte. Ihre Schwester Auguste [4]) war ehemals ein Muster von himmlischer Schönheit, und bei einem Gemälde, das ich noch von ihr gesehen habe, könnte man in die Worte Ariosts ausbrechen:

„Tal saria
Beltà, se avesse corpo o leggiadria“ [5]).

Sie wurde einem Stiefsohn Bonapartes, dem Herrn von Beauharnais, anvermählt, von dem sie viele Kinder hat und mit dem sie nunmehr in München lebt. Er sank mit dem zum Nichts herab, der ihn aus dem Nichts erhob, und erinnert an die Verse des Dichters:

---

[1]) Geb. 13. Juli 1776.

[2]) Wilhelmine Auguste, Tochter des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Darmstadt, Gemahlin Max Josephs von 1785—96.

[3]) Charlotte (Karoline) Auguste, geb. 1792, gest. 1873. Seit 1808 vermählt mit dem Kronprinzen Wilhelm von Württemberg, der sie nach zwei Jahren verließ und die Ehe 1814 endgültig löste. 1816 ward sie dafür Kaiserin von Oesterreich.

[4]) Amalie Auguste, geb. 1788, gest. 1851, ward am 13. Januar 1806 dem Sohne der Kaiserin Josephine, Eugène de Beauharnais, vermählt, der damals Vizekönig von Italien, im folgenden Jahre von Napoleon an Sohnesstatt erhoben wurde. Nach dem Sturze des letzteren erhielt der Prinz von der Krone Bayern die Fürstentümer Eichstätt und Leuchtenberg. Er starb als Herzog von Leuchtenberg in München 1824.

[5]) Ariosto, Orlando Furioso, Tom. prim., Cant. Sest., LXIX.

The cease of majesty
Dies not alone; but, like a gulf, does draw
What's near it, with it" [1]).

Der erste Lobspruch, den man unserem Kronprinzen [2]) geben kann, ist, daß er ein ausgezeichneter Mann sein würde, auch ohne Prinz zu sein. Er hat eine vortreffliche Erziehung erhalten und sich wissenschaftlich gebildet. Sein Aeußeres ist nicht vorteilhaft; er stottert etwas und hört nicht gut; auch mag er oft ziemlich oberflächliche Gespräche führen, denen ein Prinz nicht entgehen kann. Er ist von jenen Menschen, die man, wie ein Shakespearesches Trauerspiel, näher betrachten muß, um ihren Wert zu erkennen. Sein ganzes Streben geht dahin, sich zu einem großen und verdienstvollen Regenten zu bilden. Nichts darf ihm fremd bleiben; von allem verlangt er genaue Wissenschaft; das Größte wie das Geringste interessiert ihn. Er kennt und spricht nicht nur die neueren Sprachen, sondern studiert auch die alten, und oft sah man ihn in Salzburg [3]), den Homer in der Hand, die Berge besteigen. Er ist aufgeklärt, unterwirft sich aber den Gebräuchen der Volksreligion. Er ist nicht nur ein Bayer, sondern auch ein Deutscher, glüht für den Gesamtverein von Deutschland, liebt auch die deutsche Tracht. Die französische Tyrannei haßte er von jeher. Er verehrt auch die Musen, macht sogar selbst Verse, die gut genug für einen Prinzen sind. Seine Kunstliebe ist bekannt. Er hat eine große Anzahl von Gemälden und Antiken, für die er ein herrliches Gebäude, die Glyptothek [4]), aufführen läßt, um sie öffentlich auszustellen. Auch wird er einen Tempel unter dem Namen Walhalla [5]) bauen lassen, in dem er die Büsten großer, unsterblicher Deutscher versammeln will. Häusliche Sparsamkeit und ein prunkloser Hof machen ihn zu solchen Ausgaben fähig. Er lebt sehr gut mit seiner Gemahlin. Seine erste Liebe besaß eine Sängerin des Münchener Hoftheaters, die freilich verheiratet war. Uebrigens scheint er sich keine Ausschweifungen zu erlauben, er ist sehr mäßig, liebt die starken Getränke

---

[1]) Shakespeare, „Hamlet", Akt III, Scene 3, 15.

[2]) Ludwig, geb. 25. August 1786 zu Straßburg, Kronprinz von Bayern seit 16. Februar 1799, besteigt 13. Oktober 1825 den Thron, gest. 29. Februar 1868.

[3]) Als er als Gouverneur des Salzachkreises seit 1810 dort residierte.

[4]) Seit 1816 durch Leo Klenze. Die Skulpturensammlung (seit 1805) ward in diesem Jahre abgeschlossen.

[5]) Der Plan dafür 1807 bei einem Aufenthalte in Berlin gefaßt; der Grundstein des „Tempels deutscher Ehren" aber erst am 18. Oktober 1830 durch den König gelegt.

nicht, trinkt sehr wenig Wein; alles nicht unwichtige Dinge für einen König. Einige Ziereien mißfielen mir an ihm.

Die Kronprinzessin[1]) ist keine Schönheit, klein von Gestalt; aber doch dabei sehr hübsch, einnehmend und liebenswürdig. An unserem Hofe war sie immer die schönste Dame. Sie ist ohne alle Ziererei und Koketterie, voll Natürlichkeit, leutselig, gutmütig. Ihr Lächeln und alle ihre Gebärden sind unwiderstehlich. Mit ihrem Gemahle lebt sie sehr zutraulich. Nichts liebte sie mehr, als das Schauspiel, selbst das schlechte in Salzburg, wo sie unter anderen einmal eine Sängerin entfernen ließ, weil sie den Kronprinzen in dieselbe verliebt glaubte.

Ich komme nun zu dem zweiten Sohne des Königs, dem Prinzen Karl[2]). Wenn ein ziemlich hübsches, obgleich ausdrucksloses Gesicht, eine schlanke Gestalt, schöne Beine, viele Artigkeit und sinnliche Neigung gegen die Damen und der höchste Grad von männlicher Koketterie Verdienste geben, so hat niemand so viel Verdienst, als dieser Prinz. Er würde einnehmend sein, wenn nicht seine Affektation unerträglich wäre. Er ist ein vollendeter Geck. Alles, was er thut, verrät eine so große Eitelkeit, daß er sich mindestens für den schönsten Mann im Königreich halten muß, und Schönheit für die beste Auszeichnung. Alle seine Gebärden, wenn er sich öffentlich zeigt, scheinen allen Frauenzimmern das gebieterische „dammi il tuo cuor“ [3]) zuzurufen. Uebrigens soll er Bravour als Offizier haben und wohnte den beiden Feldzügen 1814 und 1815 gegen die Franzosen bei; dasjenige, weswegen ihn sein Bruder beneidet. Taktische Kenntnisse, selbst ohne Genie, traue ich ihm weniger zu; und wenn man ihm auch in früheren Jahren manches gelehrt hat[4]), so scheint er nun treulich für das Vergessen zu sorgen, und macht hierin vielleicht artige Fortschritte. Zum wenigsten kann ich nicht glauben, daß man bei einer ganz gemein epikuräischen Lebensart auch das Studium lieben könne. Da der Prinz sehr auf militärische Kleinigkeiten erpicht ist, so ist dies das sicherste Zeichen, daß er nichts Großes versteht. Niemandem würde man es weniger übel nehmen, als ihm, wenn er sich nicht mit Geringfügigkeiten abgäbe. Er ist einmal einem Offizier bis in das Innere eines Hauses, wohin sich jener vor ihm geflüchtet hatte, nachgeschlichen, weil er an ihm den Hemdkragen über das Halstuch hervor-

[1]) Therese (siehe S. 47), geb. 8. Juli 1792, gest. 26. Oktober 1854.

[2]) Geb. 7. Juli 1795, gest. 16. August 1875.

[3]) Guarini, Pastor Fido, Att. II, sc. 1, v. 89.

[4]) Seit 1809 war sein militärischer Erzieher der oben (S. 15) erwähnte Oberst Tausch.

stehend bemerkt hatte und er ihn auf einem so gesetzwidrigen Verbrechen ertappen und beschämen wollte. „Wie!“ wird hier mancher Vaterlandsfreund ausrufen, „noch in so zarten Jahren und so viel Verdienst um den Staat! Sollte man jenen Halskragen nicht an einem öffentlichen Orte aufbewahren, daß noch mancher künftige bayrische Prinz Thränen davor vergießen könnte, wie vor des Miltiades großen Trophäen der thatenlose Themistokles?“

Wer möchte hier nicht gerne eine Parallele zwischen diesem Prinzen und seinem Bruder ziehen, wenn er bedenkt, daß dieser Bruder es ist, dem das Geschick das Recht der Erstgeburt (jetzt nicht mehr um Linsen verkäuflich) und der Thronfolge zusicherte, und dem es gottlob nicht an Nachkommen fehlt. Wem möchte sich hier die Betrachtung nicht aufdrängen, daß oft auch Männern ein allzu vorteilhaftes Aeußeres zum Schaden gereicht? Wer weiß, was aus unserem Kronprinzen geworden wäre, wenn ihn die Natur wie seinen Bruder gebildet hätte.

Die bejahrte Schwägerin des Königs, die Herzogin von Zweibrücken [1], eine sächsische Prinzessin, welche immer einen Teil des Jahres in München zubringt, ist eine gebildete und äußerst gütige Dame. Sie ist die Witwe des früh verstorbenen Herzogs Karl von Zweibrücken [2].

Eine Frau von ganz anderem Schlage ist die verwitwete Gemahlin [3] des vorherigen Kurfürsten von Pfalzbayern Karl Theodor [4]. Sie kommt öfters nach München und an den Hof, so daß ich Gelegenheit hatte, sie zu beobachten. Sie ist in demselben Alter wie unsere Königin und wurde sehr jung an ihren steinalten Gemahl verheiratet, der sich vergebens bemühte, ihre Liebeshändel mit jungen Männern zu unterdrücken, da sie ihn und seine Wachen beständig überlistete. Obgleich sie hinkt und sehr braun von Gesicht ist, so mag es ihr doch ehemals nicht an jener Schönheit gefehlt haben, die italienischen Frauen eigen zu sein pflegt. Sie bezeugt, wie wenig Einfluß die frühe Steifheit einer Hoferziehung auf ein zur Ungezwungenheit geneigtes Gemüt hat. Ich sah

---

[1]) Maria Amalie, Tochter des Kurfürsten Friedrich Christian von Sachsen, geb. 1757, gest. 1831.

[2]) Karl II., geb. 1746, gest. 1795.

[3]) Maria Leopoldine, Tochter des Erzherzogs Ferdinand, Herzogs von Modena, geb. 1776, gest. 1848, ihre Mutter war Maria Beatrix, Tochter Herkules' III., des letzten Herzogs aus dem Hause Este.

[4]) Karl Theodor, geb. 1724, gest. 1799. 71 Jahre alt (1795) vermählte sich der Kurfürst zum zweitenmale mit der 19jährigen Erzherzogin.

sie nie etwas mit Affektation thun; sie wollte weder besser noch anders scheinen, als sie war, und verbarg auch ihre Fehler nicht. Sie hatte gar nichts Fürstliches an sich. Leute wollen sie sogar in München auf den Markt haben gehen sehen, um selbst einzukaufen. Sie ist sehr reich und hat sich viel durch jüdischen Handel erworben. Die meiste Zeit bringt sie auf ihren Landgütern zu, wo sie die unmittelbare Aufsicht über ihre Güter führt. Ein gewisser Graf von Arco[1]) ist so niedrigen Geistes, daß er sich mit ihr auf die linke Hand trauen ließ und den Kindern, die sie von ihren Liebhabern hat, seinen ehrlichen Namen leiht, während es die ganze Welt weiß, daß sie nicht von ihm sind. Die Kurfürstin selbst spricht sehr frei von dergleichen Dingen. Ich hörte einmal, daß der Kronprinz sie bei Tafel fragte, ob nicht ein gewisser Graf Rechberg[2]), der beiden gegenüber saß und es mit anhörte, zu ihren Liebhabern gehört hätte, worauf sie ihm sehr naiv zur Antwort gab: „Monseigneur, il n'a jamais voulu de moi“. Ihr Anzug war immer unordentlich und nicht fürstlich genug, obgleich es ihr nicht an Schmuck fehlte. Um ihre Shawls zu schonen, trug sie immer kleine Halstücher. Wenn sie bei Hof aß, packte sie immer ganze Düten voll Zuckerwaren für ihre Kinder ein, als wenn sie nicht reich genug wäre, ihnen so viele Konfitüren, als sie nur wollte, zu verschaffen. Der König begegnete ihr mit vieler Auszeichnung, man darf sagen, mit einer Art von herzlicher Innigkeit, da er ihr Dank schuldig war. Als ihr fürstlicher Gemahl starb, war sie schwanger, und man wollte sie bereden, das Kind für den Sohn des Kurfürsten auszugeben, wie es nicht der Fall war. Sie war aber zu ehrlich für diesen Betrug und erklärte das Gegenteil, mit Aufopferung ihres damals noch guten Rufes, wodurch sie dem jetzigen König den Kurfürstenhut verschaffte.

Es war noch ein junger Prinz Waldeck[3]), ein Verwandter des Königs, öfters bei Hofe und im bayrischen Militär angestellt. Er war ein artiger, lustiger junger Mann, und starb in seinem neunzehnten Jahre an in der Schlacht bei Hanau[4]) empfangenen Wunden.

Bei der ersten Niederkunft der Kronprinzessin waren ihre Eltern,

---

[1]) Ludwig.

[2]) Ob hier der bekannte Staatsmann, Graf Alois Franz (1766—1849), oder dessen Bruder Joseph, der General (1769—1833), oder endlich der Generaladjutant des Königs, Graf Anton Rechberg (1776—1837), gemeint sei, ist schwer zu entscheiden.

[3]) Johann Ludwig, geb. 1794, gest. 8. Oktober 1814 als bayrischer Rittmeister.

[4]) 28. Oktober 1813.

der Herzog [1]) und die Herzogin von Hildburghausen, zugegen. Der Herzog war beinahe taub, schien auch kein gutes Gesicht zu haben und hatte ganz das Aussehen eines Blödsinnigen. Dafür hielten ihn auch viele bei Hofe und belächelten ihn. Ich war jedoch aus seinen Reden veranlaßt, ihn für einen aufgeklärten und gebildeten deutschen Fürsten zu nehmen, der sich mit Zurückhaltung an einem größeren Hofe betrug. Weniger bescheiden war seine Gemahlin, eine ältere Schwester der unsterblichen Königin von Preußen und der Herzogin von Cumberland [2]). Sie hielt sich sehr lange in München auf, obgleich man sah, daß der König sie gerne fortgehabt hätte, denn sie fiel ihm lästig, da er in kein herzliches Verhältnis mit ihr kommen konnte. Zuweilen spöttelte sie sogar über seinen bayrischen Dialekt. Ferner hatte sie eine Hofdame, die vollends arrogant war und die Gelehrte spielte. Sie hieß Fräulein von Feuchtersleben.

Ein Schwager der Kronprinzessin war der Erbprinz von Nassau [3]), der auch an unseren Hof kam. Sein Aeußeres war ebenso einnehmend, als er sich später, nach Vaters Tod, als ein weiser und edler Fürst zeigte.

Die Schwester unserer Königin, Prinzessin Amalie von Baden [4]), war eine hochmütige Dame. Wir sahen auch den Prinzen von Koburg [5]) längere Zeit bei uns, welcher nun der Gemahl der Prinzessin Charlotte von Wales ist. Er verriet viel Verstand und war ein großer, hübscher Mann.

## 7. Mitpagen.

Ich habe schon erwähnt, daß ich mit meinen Bekannten im Pagenhause weniger zufrieden als mit denen im Kadettencorps war, und daß ich mich so innig an keinen anschloß, daß es von Lebenseinfluß gewesen wäre. Louis Berger, ein Freiherr von Guttenberg, der jetzt bei meinem

---

[1]) Friedrich I., geb. 1763, seit 1780 Herzog von Hildburghausen, seit 1825 Herzog von Sachsen-Altenburg, gest. 1834.

[2]) Charlotte, geb. 1769, gest. 1834, siehe S. 4.

[3]) Wilhelm, geb. 1792, gest. 1856, Sohn des Fürsten Friedr. Wilhelm von Nassau, Herzog seit 1816. Seine Gemahlin Luise (1794—1825) war desgleichen eine Tochter des Herzogs Friedrich von Hildburghausen.

[4]) Katharina Amalie (1776—1823) stirbt unvermählt als Dechantin von Quedlinburg.

[5]) Leopold, geb. 1790, gest. 1865, vermählt seit 2. Mai 1816 mit Charlotte, König Georgs IV. von Großbritannien Tochter, welche schon 5. November 1817 starb. 1831 ward er der erste König der Belgier.

Regimente ist, und Baron Massenbach betraten das Institut fast zu gleicher Zeit mit mir. Letzterer, ein guter und braver Mensch, wurde nach und nach derjenige, dem ich am meisten vertraute und welchen ich den übrigen vorzog. Louis Berger war einer von jenen jungen Leuten, die eine angenehme Gesichtsbildung mit einer beständigen äußerlichen Heiterkeit verbinden, die sie bei jedermann beliebt macht, weil fast alle Menschen gerne lächelnde Mienen sehen. Er hatte noch einen älteren Bruder in der Pagerie.

Unter denen, die ich bereits daselbst antraf, waren besonders Leopold von Velden, dessen jüngere Brüder ich im Kadettencorps kennen gelernt hatte, und ein Graf Lodron Laterano, deren Umgang mir erfreulich war. Letzterem pflegte ich öfters Verse zu machen, die ihm im Gymnasium aufgegeben worden waren. Er flößte mir zuerst Sehnsucht nach der italienischen Sprache und ihren Dichtern ein, die er las. Velden, der nunmehr Husarenoffizier ist, war sehr fleißig und solid. Nicht viel minder ein Herr von Frauenhofen, der jetzt Kammerherr ist. An Herrn von Gohren hatte ich nichts auszusetzen, als daß er ein Elsässer war, und es sehr mit den Franzosen hielt, sich auch viel darauf einbildete, den Degen Bonapartes berührt zu haben. Prielmayer war ein sauertöpfischer, unjugendlicher Mensch, der fast nichts als Politik sprach, sonst aber brav. Er war übrigens die Witzwurfscheibe der anderen. Graf Cajetan Berchem und Graf Saporta sind nun Offiziere in meinem Regimente, beides rechtschaffene Leute; doch hatte ersterer mehr Studium als Geist, und letzterer war von denen, die alles ihnen Obliegende mit einem blinden, rücksichtslosen Eifer betreiben und bei denen die Heftigkeit größer ist als die Einsicht. Wenig Gutes kann ich von dem Herrn von St. sagen. Er war ein ausgezeichneter Kopf, aber ein sittenloser und verdorbener Mensch. So oft mich seine Kenntnisse anzogen, stießen mich seine Arroganz und Spötteleien wieder von ihm weg.

> „Wohl denen, die des Wissens Gut
> Nicht mit dem Herzen zahlen“ [1]).

Er machte artige Verse und deklamierte vortrefflich. Doch hatte er einen lächerlichen Stolz. Jeder mied ihn so viel als möglich, denn wer sich an ihn machte, den überhäufte er mit einem beredten Strome von Schimpfreden und derben Beleidigungen. Man sagte ihm nach, daß er bereits Vater wäre. Ein mehr verderbtes Herz hatte sein liebster Freund, ein

---

[1]) Schillers Gedicht „Licht und Wärme“, Strophe 3.

Freiherr von Z. Er war glatt wie eine Schlange, und wenn man noch so verbittert gegen ihn war, konnte er einen durch unaufhörliche Schmeichelei wieder besänftigen. Er hatte einen verdächtigen Umgang mit St. Gegen Professor Hafner bediente er sich der äußersten Heuchelei, die aber endlich gänzlich entlarvt wurde. Er ist sehr reich und nun bereits, auf einem böhmischen Gute lebend, verheiratet. Er bewies, wie viele Verdorbenheit und List in einem jugendlichen Herzen bestehen kann. Er war sehr feig und wagte es nie, hart und trotzig sich zu benehmen; aber sein Spott trieb jeden, den er traf, aufs Aeußerste.

Ich komme nun zu den späteren Bekannten. Graf Yrsch war in einem französischen Institute zu Straßburg erzogen worden und konnte diese französische Erziehung keineswegs verleugnen. Er hatte ganz die Flatterhaftigkeit und das charakterlose Wesen eines Franzosen, das sich nie zu einer gewissen Bestimmtheit der Denkungsart steigern läßt. Er war auch jedermanns Meinung. Nichts liebte er mehr als den Hof. Für wahre Freiheit spürte er weder Drang noch hatte er Begriff davon. Einen nicht ganz diesem unähnlichen Charakter entfaltete sein Freund, Herr von D., nur daß er in allem ein Deutscher war und selbst in seinen Fehlern mehr Festigkeit zeigte. Die Klugheit galt ihm alles, und er war der einzige, der niemals in Streit mit Professor Hafner geriet. Yrsch widerfuhr dies oft; doch bat er sogleich wieder um Verzeihung, und Hafner achtete ihn deswegen nicht einmal. Uebrigens waren sowohl er als D. sehr angenehme Gesellschafter, und man gewöhnte sich leicht an sie.

Mit einem Herrn von Pöllnitz erstreckte sich mein Umgang darauf, daß wir zusammen die Schillerschen Tragödien, besonders aber den „Wallenstein“ und zwar unzähligemal, lasen und desselben nie müde wurden. Von Baron Perglas kommt später in diesen Blättern noch sehr vieles vor, so brauche ich jetzt weniger von ihm zu sagen. Am meisten ging ich nicht mit ihm um, da er sehr zanksüchtig war und bei keinem sehr beliebt. Sein Fleiß war eisern, wurde aber nicht genug durch den Erfolg belohnt, obgleich ich nicht an seinen guten Anlagen zweifle. In der späteren Zeit hielten wir uns in unseren Studien beständig zusammen. Wir wurden auch miteinander und in Gesellschaft eines gewissen Sch. Offiziere. Dieser letztere war ein Mensch ohne alle Kenntnisse und der deutlichste Beweis, daß die Einfältigsten nicht die Guten sind. Verstellung, Thränen, Lügen, Verleumdungen kosteten ihm sehr wenig. Perglas war jedoch der einzige, den er hinters Licht führte, und, wie ich glaube, noch thut. Wir anderen kannten ihn. Auch Hafner nahm ihn lange in Schutz und hielt ihn für einen gutmütigen und von uns dörflicher Manieren

wegen verfolgten Landjunker und für den unschuldigsten Menschen von der Welt. Er war aber nichts weniger als das und war zu plump für lange Verstellung. Es ist natürlich, daß oft der Arglos-Kluge durch einen Dummkopf hintergangen wird, weil es ihm unmöglich ist, denselben für so schlecht zu halten. Sch.s schöne Tugenden kamen aber nicht aus einem bösen Herzen, sondern aus einem gänzlich verwahrlosten Verstande her. Zu ihnen gesellte sich noch ein niedriger, unausstehlicher Geiz. Ich würde diese Person gar nicht erwähnt haben, wenn sie nicht später noch vorkäme; wie ich denn überhaupt von einer großen Anzahl meiner Kameraden nichts sagte, nur der Bedeutenderen gedenkend. Eigentlich ist nichts unbedeutend bei den Umgebungen des Menschen. Jede, auch die geringste, trägt ihren Teil zur Bildung und Formierung dessen bei, was sein Ich ausmacht.

## 8. Miscellaneen.

Meine Begriffe von Religion waren in der damaligen Zeit noch ziemlich schwach, unvollständig, kleinlich. Ich war noch zu kindisch für ein angestrengtes Streben nach Tugend. Fromm zu sein, hielt ich zwar für etwas Vortreffliches, aber es kam mir fast unbequem vor, und ich ermangelte an ernsten Entschlüssen. Brünstiges Gebet erschien mir nur selten, nur in unangenehmen Situationen als etwas Tröstliches; doch ganz hatte ich das Gebet niemals vergessen, und ganz zur Plauderei ist es auch niemals bei mir herabgesunken. Meine Konfirmation, die am 7. Junius 1811 in der protestantischen Hofkapelle der Königin vor sich ging, weckte in mir viele Vorsätze und Wünsche nach Frömmigkeit. Es traten auch mehrere Kadetten, unter anderen Schnizlein, mit mir in die Gemeinschaft der Christen.

---

Im Herbste desselben Jahres verlor ich einen Freund in Graf Lodron, der die Pagerie verließ und nach Mailand ging. Noch einige Jahre unterhielt ich einen Briefwechsel mit ihm [1]. Ein noch viel größerer Verlust schien mir 1812 zu drohen, als die deutschen Fürsten ihre Truppen nach Rußland schickten. Obgleich dies große Land ein großes Grab wurde, so wurden doch auch viele falsche Todesgerüchte ausgestreut. So verbreitete sich auch in München unter Jacobs Bekannten eines, daß derselbe

---

[1]) Von dem nichts erhalten ist.

geblieben sei. Ich glaubte es eine geraume Zeit lang als klare Gewißheit und beklagte seinen Tod.

---

Unterdessen fehlte es auch in unserem häuslichen Kreise nicht an Zwist und Hader. Wir waren beständig in zwei Parteien geteilt: solche, welche entweder Schlett oder Hafnern den Vorzug gaben. Die meisten vergaben dem ersteren sein mürrisches Wesen, aber dem letzteren seine Launen nicht. Es wurde alles hervorgesucht, ihn lächerlich zu machen. So zum Beispiel trug er auf Spaziergängen immer den Hut unterm Arme, worauf man die Worte Langbeins auf ihn anwandte:

„Warum geht Herr X. X. stets mit unbedecktem Kopf?
Was thut der Deckel auch auf einem leeren Topf!“ [1])

Uebrigens läßt sich nicht leugnen, daß er vieles that, um uns Vergnügen zu machen; teils durch Spaziergänge, teils daß er uns zuweilen an interessante Plätze führte, in die Gemäldegalerie, das Münzkabinett, die Schatzkammer, in die Sammlungen der Akademie u. s. w. Es las sehr gerne vor, und wenn wir uns zu Bette legten, gab er uns immer noch einige Erzählungen vor dem Einschlafen zum besten. Leider plagte auch er mich durch die Deklamation. Einmal mußte ich bei dem Examen die „Kraniche des Ibykus“, ein andermal „Hero und Leander“ [2]) vortragen, schlecht genug und monoton, wie schon gesagt.

---

Im Herbste 1812 besuchte ich meine Eltern. Ich machte einen ziemlichen Umweg und reiste mit Massenbach und Louis Berger über Landshut und Regensburg, wo ich bei den Eltern des letzteren wohnte. Besonders gefiel mir die Donaubrücke zu Regensburg. Stadt am Hof lag noch größtenteils in Schutt von dem Kriege von 1809. Von dort aus setzte ich meinen Weg über Amberg und Nürnberg fort. Ich ging beständig mit dem Postwagen und traf noch ziemlich amüsante Gesellschaft. Die Rückreise machte ich mit Graf Berchem, der in Ansbach Verwandte besuchte, über Nürnberg, Weißenburg, Donauwörth und Augsburg. In letztere Stadt kam ich damals zum erstenmal.

---

[1]) Aug. Friedr. Ernst Langbein (1757—1835), „Gedichte“ 1788, S. 341. „Der leere Topf“:

„Stets geht Amand mit unbedecktem Kopf,
Was soll der Deckel auch auf einem leeren Topf?“

[2]) Die Schillerschen Balladen.

## 9. Erstere Hälfte von 1813.

Dies Jahr wird besonders durch den lebenswichtigen Entschluß bezeichnet, den ich faßte, den Militärstand zu ergreifen. Er war nicht die Frucht der Ueberlegung, und mancherlei Gründe, die mich dazu bewogen, dichtete ich erst später hinzu. Es war damals eine allgemeine Zeit des Kriegs, während bei Zivilämtern schon wegen der Menge der Kandidaten wenig zu hoffen war. Jener Stand, wußte ich, würde mir mehr Muße geben als jeder andere; er würde mich in stand setzen, die Welt zu sehen. Uebrigens stand es immer noch in meiner Macht, umzusatteln, obgleich man mir militärische Lehrer gegeben hatte, die jedoch keine großen Kenntnisse und am wenigsten eine Methode besaßen. Später leistete mir auch Perglas Gesellschaft, da er es trotz seines Fleißes auf der Schule zu nichts brachte und sie deshalb verließ. In den Pfingsttagen dieses Jahres machten wir Pagen zusammen mit Professor Hafner eine recht angenehme Partie an den Würmsee, deren ich mich noch mit Freuden erinnere. Wir hielten uns zu Berg auf, waren auch zu Starenberg und machten viele Fahrten auf dem Wasser. Ich empfand zuerst ein inniges Wohlbehagen an den Reizen einer milden Natur. Jener See, ohne besonders ausgezeichnete Umgebungen zu besitzen, hat doch lieblich malerische Ufer.

Wir kehrten von diesem sanften Schauspiele zurück, um ein kriegerisches sich entfalten zu sehen. Der Krieg mit Oesterreich schien gewiß zu sein. Bei München wurde ein Lager errichtet, in dem sich 25000 Mann bayrischer Truppen versammelten. Einmal war auch eine große Revue, welcher der Hof beiwohnte. Diese Leute waren nicht nur durch beständigen Regen geplagt, sondern am 30. Junius des Abends erhob sich plötzlich ein so ungewöhnlicher Sturm, daß er nicht nur die Zelte, sondern sogar die hölzernen Marketenderhütten samt ihren Bierfässern entführte. Er entwurzelte halbe Wälder und richtete auch in den Umgebungen von München mancherlei Schaden an. Auch uns überfiel er auf dem Spaziergange, als wir jedoch schon in der Nähe des Hofgartens waren.

Aber nicht allein in München, auch in meinem Herzen hatte jenes Jahr mancherlei Stürme und Veränderungen erregt, und da ich von meiner äußeren Umgebung so detailliert gesprochen, wie dürfte ich verschweigen, was in mir vorging? Es wird mir schwer, einer seltenen Thorheit zu gedenken, die mir so viel fruchtlosen Gram verursachte; aber die Aufrichtigkeit verbeut, sie zu umgehen.

Mein Herz fing an, das Bedürfnis inniger Mitgefühle zu empfinden. Ich wollte Liebe; aber ich hatte bisher nur die Sehnsucht nach Freundschaft gefühlt. Weiber sah ich keine, als jene affektierte Klasse, die nach Hof kam. Sie konnte mich nicht anziehen. So mag es gekommen sein, daß meine erste wärmere Neigung einem Manne galt. Ich darf nicht hinzusetzen, daß ich von unplatonischer Liebe noch keinen Begriff hatte; auch möchte ich es fast mehr die innigste Hochachtung als eigentliche Zuneigung nennen, was ich damals empfand. Ich hätte mit Tasso ausrufen mögen:

„O hätt' ein tausendfaches Werkzeug mir
Ein Gott vergönnt, nie drückt' ich dann genug
Die unaussprechliche Verehrung aus" [1].

Auf einem Hofballe am 10. Februar sah ich zuerst den jungen Grafen M. D. [2]), Bruder des **schen Gesandten an unserem Hofe. Noch begreife ich kaum, welche plötzlichen Eindrücke sein Bild in mir zurückließ. Er war nicht schön, auch nicht sehr groß, blond und sehr schmächtig. In ihm hatte ich plötzlich ein Ideal gefunden, auf das ich die edelsten Eigenschaften der menschlichen Seele übertrug. Je öfter ich ihn sah, desto lebhafter wurde meine Sehnsucht. Ich habe ihn nie gesprochen und nie etwas von seinem Charakter erfahren. Fast täglich glaubte ich ihn abgereist und schwebte in beständigen Sorgen:

„Res est solliciti plena timoris amor" [3].

Er entfernte sich aber erst, als ihn politische Verhältnisse dazu zwangen. Eine ähnliche, doch schwächere Anziehungskraft übte einige Monate später der Prinz von — — [4]) über mich aus, obgleich M. nichts weniger als vergessen war. Jener Prinz war erst neunzehn Jahre, bekleidete aber eine ansehnliche militärische Charge. Er erreichte sein zwanzigstes Jahr nicht mehr. Ich sah ihn in allem nur dreimal. Ich kannte ihn nicht, aber nach seinem Tode hörte ich aus mehr als einem Munde sein überschwengliches Lob. Massenbach war der Vertraute meiner Empfindungen. Er nahm teil daran, so sehr er sich eigentlich darüber verwunderte. Ob er auch später davon reinen Mund gehalten, kann ich nicht sagen.

---

[1]) Goethe, „Torquato Tasso", Akt II, Scene 2:
„O hätt' ein tausendfaches" u. s. w., „kaum drückt' ich dann genug"

[2]) Graf Mercy D'Argenteau, Bruder des französischen Gesandten.

[3]) Anklingend an Ovid. Heroid. Ep. VIII, 76.

[4]) Prinz Karl Anselm von Oettingen-Wallerstein, geb. 6. Mai 1796.

Es ist zu verraten, daß ich auch meiner Feder die Gefühle des Herzens mitteilte. So entstand eine lange Reihe von Blättern, die noch übrig sind. Sie handelten nur von meiner Neigung im engsten Sinne. Ich werde einige Fragmente daraus ausheben, um einen Begriff meiner damaligen Thorheit zu geben. Sie möchten nicht lange mehr unvernichtet bleiben; ganz sollen sie aber nicht verloren gehen. Obgleich ohne Verdienst, malen sie doch den Zustand meiner Seele.

## 10. Fragmente.

Will das Schicksal mir günstiger werden? Will es mir die unseligen Stunden wieder einbringen? Oder ist es vielleicht der letzte Gnadenblick des Glücks, um mir seinen Tempel auf immer zu verschließen? Alles stürmt auf mich los. Der einzige Freund, der mich verstund, der gleiche Neigung und Denkweise mit mir teilte, diesen einzigen hast du geraubt, Schicksal, auf immer. Ich verlange Ersatz; ich habe große Forderungen an dich zu machen. Es lebt einer, der mir das alles ersetzen könnte, gestern hab' ich ihn wieder gesehen. Glücklich war ich, eh ich ihn sah; glücklicher, als ich ihn sah; doch elend werde ich sein, da ich ihn nicht mehr sehen werde. — O es ist seltsam mit des Menschen Wünschen. Ich verlange nur Mitgefühl, und alle glänzenden Güter der Erde ekeln mich an. Schätze! Würden! Ruhm! Was sind sie für unser Herz? Vereine sie alle auf dein gepriesen Haupt, wer bürgt dir für die Lücke in deinem Busen.

---

Eine Hütte möchte ich in einer wilden Gegend. Des Morgens schweifte ich dann durch die weite Natur; dann setzte ich mich nieder und schriebe von ihm, über ihn, an ihn, und ich glaube, es würde mir besser werden. Vielleicht auch nicht. Ich muß alles von der Zeit abwarten; sie ist ein langsamer Arzt, aber ein trefflicher und erprobter Helfer.

Als ich ihn gestern so ansah und meine Augen so fest auf seinen Zügen ruhten, da dachte ich, es wird eine Stunde kommen, wo ich diesen Augenblick heiß zurückwünschen werde, wo ich ihn mit allem, was ich habe, zurückerkaufen möchte. Diese Stunde war längst da; doch was helfen meine Wünsche!

---

Wie wohl ist mir in seiner Nähe, wie geht mir das Herz auf. Eine sanfte Regung erfüllt meine Seele. So muß es einem heiligen Geiste

sein, der in Elysium eintritt. Ihn erschüttert nichts mehr, was ihn auf Erden bewegt hat. Er lebt nur der sanften Freude, die überall auf seine Sinne wirkt, der schönen Natur, die ihn anlächelt, und geht wonnetrunken den Blumenweg.

---

Ich möchte ein Maler sein; dieser Wunsch steigt oft in mir auf. Wie glücklich ist, wer die teuren Züge auf der Leinwand nachbilden und den Gegenstand der Liebe im Werke seiner eigenen Kunst immer betrachten kann. Wenn mir das zu teil geworden wäre, dann wäre er mir immer nahe, und täglich würde ich mich an seinen Zügen weiden.

---

Mein großes Vorbild wird mich verlassen, und irre werden meine Blicke umherschweifen, wie ein verlorener Planet in einer wüsten Schöpfung, die die Sonne verlassen hat. Er ist meine Sonne, und eine Wohlthat ohnegleichen ist mir sein Anblick. Jede seiner Bewegungen und Gebärden ist mir lieb geworden. Ich möchte ihn stets umschweben, wie der Indikator den König der Tiere.

---

Das Wiedersehen ist so schön wie jenes erste Erblicken, als mir aus seinen Zügen und meinem Herzen ein neues Leben hervorging. Ja, mir sagt's eine Stimme in meinem Inneren: Du wirst ihn wiedersehen. Es ist nicht ganz umsonst, dieses unbefriedigte Streben, nicht ganz umsonst jene überschwengliche Neigung. Sollte sie nur leben, um am Opferherde der Zeit geschlachtet zu werden? Ich traue auf die Lenkerin, die Vorsehung, die wunderbare, unbegreifliche Führerin.

---

Da sah ich ihn denn an, ununterbrochen, unbeweglich, wie der fromme Beter das Heiligenbild, vor dem er im Staube liegt. Da kömmt's ihm vor, als gaukelten Engel mit ihren Lilienstäben um ihn her, auf einer roten, glänzenden Wolke, und streuten unvergängliche Blüten auf sein Haupt. Da fühlt er sich vor Liebe und Andacht, vor Seligkeit und frommen Entschlüssen durchdrungen, da betet er laut unter Thränen und glaubt den Himmel zu sich herabzuziehen. So ist mir's, wenn ich ihn sehe. Diese Nacht hab' ich von ihm geträumt, ein freundlicher, schöner Traum, wie er selbst freundlich und schön ist. Meine Hand lag in der seinigen; das wird nimmer in Wahrheit geschehen, meine Hand wird nie in der seinigen liegen. — Sollt' ich ihn nicht mehr sehen, o Gott, so

laß doch diese Liebe nicht auslöschen. Es ist die Liebe zu allem Schönen und Wahren und Vollkommenen; zu allem, was uns heiße Thränen der Rührung und Ausrufungen der Bewunderung ablockt. Sie ist eine ewige Mahnung zur Tugend, eine ewige Warnung vor allem, was das Gute verdammt. In ihm sehe ich alles Himmlische vereinigt.

---

In meinem Herzen muß ich sein Bild auslöschen, das ein gutgeführter Griffel mit festen Zügen gegraben hat. Die Zeit wird mir ihre Hilfe leihen, die sie keinem abschlägt; aber jetzt will ich noch genießen, was der günstige Augenblick mir darbringt. Ich will frohlocken, wenn ich ihn sehe, und trauern, wenn ihn meine Augen nicht finden können. Ich will von ihm denken und reden und träumen; ich will ihn lieben bis zur Schwärmerei; ich will seinen Namen rufen, wenn ich allein bin, in feuriger Ekstase! Was er mir teuer ist, dieser Name, was er meinen Ohren so wohl klingt, was er mir so bekannt ist, wenn ich ihn nennen höre. Wenn ich ihn sonst gehört habe, wie gleichgültig war er mir, wie fremd. Ich wußte nicht, wie teuer er mir werden sollte.

---

Grausames Schicksal, warum kann ich nicht
Von diesem süßen Himmelstraum genesen?
Beim Sonnenstrahl, der sich am Abend bricht,
Muß ich im zweifelhaften Licht,
In jedem Schatten seine Züge lesen.
Aus jedem klaren Bache quillt,
Von lebenswarmer Phantasie gezeichnet,
Sein teures, nie vergeßlich Bild,
Das seine hohe Schöne nicht verleugnet.
Laß, Schicksal, lieber diesen süßen Traum,
So schön er ist, auf immerhin erblassen,
Kann ich im unerfüllten Raum
Nur Schattenbilder wesenlos umfassen.

---

O halte ihn hier fest, Schicksal, und wenn die Pflicht ihn ruft, so laß mich ihn niemals vergessen, laß immer mich glauben, daß mich jede Handlung an sich in seiner Gunst sinken mache, die nicht den unverkennbaren Stempel des Edlen trägt. Mache mich glauben, daß ich in jeder Verletzung der Tugend und Wahrheit seine eigene innigstgeliebte Person verletze. Verkörpert muß uns das Höchste erscheinen, zu unerreichbar ist

uns die Gottheit. Ich fühle es, die Liebe muß einen Gegenstand haben, an den sie sich festhält.

---

Ich hab' ihn im Traume gesehen, das weiß ich; aber was er gethan, was er gesprochen, ich weiß es nicht mehr: so schwach ist das Gedächtnis, daß es die Dinge vergessen kann, die uns am liebsten sind. Wären es Träume, was ich fühle, hätt' ich es auch vergessen; allein es ist mehr als das. Zwar so viele tausend gerechte Wünsche sind Sterblichen versagt worden. Der Lauf der Dinge wälzt sich seine Bahn im breiten Flußbette der Gewohnheit. Muß er nicht dasselbe verlassen, nicht besondere Wege und Krümmen erwählen, um mich M** entgegenzuführen? — Mein erwünschtes Ziel hängt in den Wolken und mein Arm ist nicht lang genug, es zu erreichen. Wenn es nicht eine gütige Gottheit heruntersenkt, muß ich stets danach seufzen.

---

O ich bin oft bei wachenden Augen in Träume vertieft. Da war mir's heute, als ging ich in einer schönen Gegend; ich kam an einen dichten Wald und durchwanderte ihn die ganze Nacht, und als die Sonne wieder aufstieg, war ich am Ende des Waldes. Ich trat aus dem letzten Gesträuche und vor mir lag das ungeheure Meer. Ein Kahn hatte eben das Ufer verlassen, aber im Kahn saß er, den meine Augen überall suchen. Er lächelte, in der Hand das Ruder, und sah in die grünlichen Wellen. Aber die Gondel entfernte sich immer mehr von der Küste; ich sah ihm nach, soweit meine Augen reichten, und als er schon in kaum sichtbarer Entfernung war, schien mir's, als winkte er mir ein Lebewohl zu. Ich breitete die Arme aus, da entschwand die letzte Spur des Fahrzeugs meinen Blicken. Ich warf mich hoffnungslos ans Ufer nieder. Da gewahrte ich eine Muschel, welche die Wellen bespülten, mit goldenem Ranfte und perlenbesät. Ich hob sie auf, ich sah in ihre Höhlung und, o Wunder! was sah ich. Die launenhafte Hand der Natur hatte M**s Bild hineingezeichnet, trotz dem besten Maler, treffend wie der getreuste Spiegel. „So bleibt mir doch sein Bild“, rief ich aus, „und weilt er auch am entfernten Strande, so bleibt mir doch sein Bild und sein teures Andenken!“

O seliges Gefühl, das Menschen an Menschen kettet, Herzen zu Herzen zwingt, warum lässest du so oft eine Flamme auflodern, die von keinem anderen ergriffen wird. So bin ich denn ausgeschlossen von der Zahl jener Glücklichen, die durch Mitgefühl und Freundschaft ein

Leben voll Wonne genießen. Warum mußte mich jener Mann mit gewaltigen Banden fesseln, der heute oder morgen dies Land verläßt. Die große Kraft der Sympathie wirkt zerstörend im Herzen.

## 11. Fortsetzung.

Immer dieselben Anklänge, wo ich sie berühre, die Harfe der Seele, und alle Gedanken eng vereinigt in einen einzigen Punkt!

---

Wie traurig verstrichen mir die ersten Tage des Frühlings. Es ist wahr, die Natur hat einen beseelenden Trost. Des Morgens stärkt sie den Leidenden mit froher Hoffnung, des Abends führt sie ihn in die Arme der Wehmut, und beide lösen den Schmerz auf. Aber jetzt, in diesen schrecklichen Tagen, was kann sie mir geben?

Ist denn dem Schicksal nichts abzugewinnen? O wende diesen Schlag von mir mit deinem unversehrbaren Arme, mein Schutzgeist! Ich will ja alles leiden und thun, laß ihn nur in meiner Nähe bleiben. Oder, wenn ich den Mut habe, hinauszuwandern in die offene Welt, versprichst du mir, mich ihm nahe zu führen? O wenn du das versprechen könntest, bangte mir vor keinem Entschlusse. Fort mußt' ich, wohin der Geist mich ruft.

---

Ich kann nicht ohne ihn sein. Ich fühle eine unbeschreibliche Leere. O Wohlthat seines Anblicks, die mir nur selten zu teil geworden, o unabsehbare Reihe von Tagen, die ich ohne ihn werde verleben müssen! Und gezwungen sein, sich so hinzuschleppen; im Gefühle des Elends so auszudauern und an nichts eine Nahrung des Geistes oder Herzens zu finden! Ich kann nicht ohne ihn sein.

---

Ich habe ihn wiedergesehen. Womit verdiente ich diese Güte, o Vorsehung? Und noch mehr Gnade ließest du mir zu teil werden. Als das Schauspiel zu Ende war, schlich ich mich in die Loge des Grafen M** und nahm dort den Anschlagzettel, den er vielleicht in der Hand hielt. Zum mindesten war er in seiner Nähe, das ist genug.

---

Selige Tage von ehedem, als ich noch neben ihm stand und keinen Blick von ihm verwandte. Da glaubte ich einen glänzenden Regenbogen zu sehen mit sieben schimmernden Farben, und oben saß er auf dem schönsten der Throne, von perlendem Tau gewoben. In seinen Haaren war eine Krone, von den Blumen des Paradieses geflochten. Ja, damals spielten die schönsten Bilder um mich her. O kehrt wieder, ihr Tage, ich beschwör' euch; nur noch einmal laßt mich kosten von eurem olympischen Nektar. Oder können eure späteren Brüder nicht dieselben Blüten zurückbringen? Einen neuen Lenz mit neuen Rosen? Dieselben Mauern schließen sich mit ihm ein, warum kann ich nicht zu ihm hingehen und sagen: „Ich liebe dich, stoße mich nicht zurück!"

---

Daß ich nicht selbst an meinem Glücke arbeiten kann, daß ich alles dem launigen Zufall überlassen muß! Man sagt, er sei blind; doch die Blinden lassen sich leiten, er aber geht stets seinen eigenen Weg.

---

Da draußen, da regt sich's im heftigen Sturm,
Der Himmel ist finster umgraut;
Es leuchtet in zackigen Formen der Blitz,
Es stürmt vom erhabenen Wolkensitz
Der Donner mit schrecklichem Laut.

Und der Regen stürzt in die plätschernde Flut,
Er fällt auf das schützende Dach,
Er schlägt an die Fenster, so feucht und kalt,
Er schreckt mich mit lärmender, wilder Gewalt
Vom Traume, dem lieblichen, wach.

Doch könnt' ich ihn sehen und sprechen, und hielt'
Zehn Meilen von hier er sich auf,
Und zuckte der Blitz auch noch einmal so stark,
Und heulte der Donner durch Wiesen und Park,
So ging ich, und sucht' ich ihn auf.

---

Oft, wenn ich so über ihn nachsinne, da denke ich mir ihn als einen strahlenden Heiligen mit golddurchwirkten Gewändern und um die Schultern blonde Locken; unendlich reizend und lächelnd wie eine wohlwollende Gottheit. Da darf ich niederfallen vor ihm und den Saum seines Kleides küssen. Und die Besinnung vergeht mir — eine himm-

lische Musik tönt in meinen Ohren: da genieße ich einer unsäglichen Wonne, wie eine erlöste Seele, die zum Himmel auffliegt, geläutert von den Mängeln der Erde.

---

Heute nacht sah ich ihn ein Werk der Wohlthätigkeit ausüben. Er kam in die Hütte eines Armen, der sich im kläglichsten Elend befand. Er befriedigte seine ungestümen Gläubiger, er tröstete ihn, er half ihm wieder auf. Ich sah das alles, ohne von ihm bemerkt zu werden. Da hielt ich mich nicht mehr. Thränen stürzten aus meinen Augen; ich ergriff mit Heftigkeit seine Hand und drückte sie schluchzend an meine Lippen. „O M**," rief ich aus, „wie groß sind Sie, wie gut, zu göttlich für diese Erde!" Er sah mich an und lächelte und drückte mir die Hand. Da war Traum weg und Ruhe und alles.

---

Hoffend auf der Vorsicht Güte,
Die Vertrauen von uns heischt,
Wähnt' ich, daß mir Glück erblühte,
Doch ich ward so sehr getäuscht.

Statt der Wonne fühlt' ich Schmerzen,
Deren Macht sich stets erneut,
Statt der Ruh' in meinem Herzen
Fand ich Ruhelosigkeit.

Hält ihn nichts mehr, daß er säume,
Treibt ihn unbezwinglich fort?
Meine Wünsche, meine Träume,
Hielt von allen keiner Wort?

---

Diese Nacht streifte ich durch eine finstere, mondleere Gegend. Ich hatte eine Fackel in der Hand und mir war's, als müßte ich, der Ceres gleich, jeden Winkel der Erde durchsuchen, ihn aufzufinden. Da hörte ich von ferne das Rauschen eines Bachs, und vermöge seines hörbaren Getöses kam ich bis an sein Ufer. Welch einen Anblick hatte ich, als ich mit der Fackel umherleuchtete. Ein sanft hingleitendes Bächlein drängte seine silbernen Wellen durch duftende Blumen, die mir mehr durch ihren Geruch als durch den matten Schein meines Lichtes kennbar wurden. Aber am Ufer des Baches, da lag mein schlafender M**. Seine äußersten Locken netzten sich in den Wellen und die Fackel gewährte mir den Anblick seiner holden Züge. Aber ich bemerkte an einer schnellen Bewegung, daß ihn der helle Schein beunruhigte. Ich steckte daher meine Leuchte umgekehrt in den Boden, daß sie auslöschte, und begnügte mich, vor ihm niederzuknien und ihn vor jeder falschen

Wendung zu sichern, die ihn in den Wellen hätte begraben können; denn seinen Schlaf wollte ich nicht stören. Ich beugte mich über ihn hin, obgleich ihn die Nacht meinen Blicken verbarg, und so wollte ich die Morgenröte erwarten. Sie kam endlich. Herrlich entfaltete sich die Landschaft um mich her, ein Thal bildend, das rings von hohen Bergen umschlossen war. Den Samen aller Blumen, die sonst unter Gärtners Hand nur gedeihen, hatte Natur hier ausgestreut. Aber was war mir dies gegen Endymions Schlummer? Wie wünschte ich, daß er aufwachte, um alle Vergißmeinnichte durch seine Augen zu beschämen. Ich sollte zu bald erhört werden. Noch war die Gegend nur vom Dämmerscheine erhellt, der keine Strahlen von sich warf. Kaum brach der erste derselben durch die erleuchteten Wolken, als M** erwachte, und ich mit — ihm. — So floh mich der neidische Traumgott gerade da, wo er mich aufs höchste gespannt hatte.

---

Gewährt mir seine Gunst das gnädige Geschick,
O so gewährt es mir zugleich auch Ruh' und Glück;
Bleibt mir an M**s Hand noch eines zu verlangen,
So hat das Schicksal stets die Menschen hintergangen,
So thu' ich leicht Verzicht auf jedes Gut der Zeit,
So ist's ein leeres Wort um die Zufriedenheit.

---

Wie das Auge so gern auf der Abendröte verweilt, wenn man hineinblickt in ihren roten Schimmer, wenn man den Wagen hinunterlenken sieht und den Weg mit Rosenblättern bestreuen, die sie herabwirft, so werde ich angezogen von seinen Blicken. Zwar sehen wir die Göttin, so ist sie auch schon bereit, zu verschwinden, und der neidische Poseidon lockt ihre Rosse, sein eigen Geschenk, an die marmorne Krippe des unterirdischen Palastes. Aber sie kommt wieder, mit neuen Rosen geschmückt sehen wir sie wieder. Möchte ich ihn auch wiedersehen, und die schönsten Rosen wollte ich am Altare der Freundschaft niederlegen.

---

Die Erinnerung ist süß, weil sie die Hoffnung mit sich führt: was da war, kann ja wieder werden.

---

O noch denk' ich mit Lust der lieblich dämmernden Mondnacht,
Welche dem Abend gefolgt, der mich so selig gesehn.
Ach, es war nicht Nacht, es war nicht der schimmernde Morgen,
Silberne Dämmerung hing über die ganze Natur.
Und so sah ich den Mond verbreiten den freundlichen Abglanz,
Sah durch der Bäume Gezweig, das er so ruhig beschien.

Und da konnte der Schmerz nicht Wurzel fassen im Herzen;
 Denn die gesamte Natur sprach ja nur Frieden und Ruh'!
Schweigend ging die Erinnrung vorüber in freundlichen Bildern,
 Nicht an den bittern Verlust dacht' ich, den künftigen, mehr.
Ach ich hatte sie beide gesehn, die hohen Gestalten,
 Und mir noch einmal im Geist wandelten beide vorbei.
In mich selber ging ich zurück und wog mir den Anteil,
 Wog die Gefühle mir ab, welche mich fesseln an sie.
Ach, und sie waren mir lieb, sie waren mir teuer vor allen,
 Und in den mildesten Traum flocht sie mein liebendes Herz [1]).

## 12. Betrachtungen über das Vorige.

Die Blätter, aus welchen vorhergehende einzelne Auszüge genommen sind, waren von ziemlich beträchtlicher Anzahl, und besonders reich an Versen, von welchen ich nur wenige anführte. Ich bestrebte mich, in diesen Fragmenten das Charakteristische meiner Neigung herauszuheben und zugleich eine Probe meines damaligen Stils und poetischen Ideenkreises zu geben; denn ich war erst fünfzehn Jahre alt, als ich sie niederschrieb. Eigentlich sind sie nur für mich merkwürdig, und ich möchte sie als die ersten Abdrücke einer liebenden Empfindung nicht leicht missen. Ich fühle sogar noch eine Art von Sehnsucht nach den Tagen, die sie malen.

Nicht so fast durch sich selbst, durch ihre Folgen ward diese Neigung bedeutend. Ich gewöhnte mich, meine Hoffnungen und Träume der Liebe an Personen meines eigenen Geschlechts zu verschwenden und suchte in ihrer Freundschaft dasjenige Ziel zu erringen, das der Liebende in der Ehe sucht. Ich gewöhnte mich, die Frauen mehr zu verehren als zu lieben, die Männer mehr zu lieben als zu verehren. Ich bin schüchtern von Natur, aber am wenigsten bin ich's in ganz ungemischter Gesellschaft von Weibern, am meisten in ungemischter Männergesellschaft. Am meisten gefiel mir die Zartheit der Weiber, aber ich sah sie nicht als etwas Auswärtiges, sondern als etwas auch meinem Wesen Innwohnendes an. Ich glaubte, daß der beschränkte Geist einer Frau nicht fähig wäre, mich lange zu fesseln, und daß bei weitem der größte Teil des schönen Geschlechts durch Affektation verderbt sei. Ich glaubte, daß sich bei einem Gegenstande der Neigung meines eigenen Geschlechtes treue Freundschaft und reine Liebe eng vereinigen ließen, während bei Weibern die Liebe

[1]) Wesentlich verändert zuerst in „Vermischte Schriften", S. 126. R. I, 434.

immer mit Begierde vermischt sei. Der Verfolg wird zeigen, daß M** und der Prinz von * nicht die letzten waren, die mich mächtig anzogen. Als ich die Abreise des **schen Gesandten[1]) und seiner Familie vernahm, richtete ich meine ganze Hoffnung auf den Prinzen. Ich hatte ihn bisher nur zweimal gesehen, da er nicht in München garnisonierte.

Als mir M** alles war, bemerkte ich noch gar nicht, daß meine Neigung eine von anderen ganz verschiedene Richtung genommen hatte, und ich dachte nicht an den Unterschied der Geschlechter. Ich glaubte an gewisse sympathetische Träumereien und eine reciproke Gewalt der Liebe, war daher immer unglücklich und betrogen; denn niemals hatte der geliebte Gegenstand die entfernteste Idee von dem, was in mir vorging.

## 13. Schluß.

Die Monate September und Oktober des Jahres 1813 brachte ich zu Hause bei meinen Eltern zu. Meine vorzüglichste Beschäftigung war die italienische Sprache, die ich dort anfing zu lernen. Es war damals eine berühmte Zeit. Das Deutsche Reich machte sich von sklavischen Ketten frei. Alle Fürsten und alle Völker fühlten, daß nun der Tag der Freiheit und Vergeltung gekommen sei. Friedrich Wilhelm hatte das Beispiel allen Königen gegeben. Der Rheinische Bund trennte sich von seinem tyrannischen Protektor. Bayern schloß nach langer Feindschaft einen Allianzvertrag mit Oesterreich[2]). Ganz Deutschland schwebte in freudigem Erstaunen, und jeder pries sich glücklich, noch erlebt zu haben, was keiner mehr zu hoffen wagte; so fest schien die Macht der Despotie gegründet. Auf einmal wurden alle Zungen gelöst; man durfte wieder frei sprechen und denken und handeln. Es hatte den Anschein, als wollten die Deutschen wieder ein Volk werden. Noch aber hatten die fremden Horden unseren Boden inne, da erfolgte am 18. Oktober die Völkerschlacht bei Leipzig, und der Korsikaner eilte dem Rhein zu.

---

[1]) Des französischen.
[2]) Den von Ried, 13. Oktober 1813.

# Memorandum meines Lebens.

---

## Drittes Buch.

Enthält die zweite Hälfte meines Pagenlebens bis zu meiner Ernennung zum Offizier.

„Die Erinnerung ist das einzige Paradies,
aus dem wir nicht getrieben werden können.“
Jean Paul.

„Dulce ridentem Lalagen amabo
Dulce loquentem."

Horatius[1].

[1]) Horat. Carm. Lib. I, XXII, 23 f.

## 1. Eingang.

Vom 22. Oktober 1813 fing ich an, ein förmliches Tagebuch zu schreiben, das sich in der ersten Zeit mit ermüdender Weitschweifigkeit über alles verbreitete, dessen Inhalt ich hier angeben werde und zugleich Auszüge daraus mache, um die jedesmalige Stimmung meines Herzens und Reife oder vielmehr Unreife meines Geistes anzudeuten. Jene Blätter wurden zu Ansbach begonnen zwei Tage vor meinem siebzehnten Geburtstage.

Ich beginne meine Diarien mit Ausdrücken der Freude über das Wiedersehen mehrerer guter Bekannten bei verschiedenen Regimentern, welche sämtlich, von Oesterreichs Grenze kommend, durch Ansbach marschierten, um, wie es später verhängt wurde, den Franzosen bei Hanau zu begegnen. Unter diesen Bekannten waren vorzüglich Fritz Fugger, mit dem ich mich lang unterredete, Künigl, Wilhelm Gumpenberg. Vor allem aber erfreute mich die Gegenwart des Prinzen von ***. Die Reflexionen an meinem Geburtstage sind unbedeutend. Auf der Rückreise nach München mit Fritz Dörnberg über Ingolstadt und Eichstädt begegnete nichts Bemerkenswertes.

Am 3. November erfuhren wir die Nachricht von der Hanauer Schlacht [1]) und vom Tode des Prinzen von *** [2]), der mir unendlich weh that. Ich faßte den thörichten Entschluß, an die Fürstin, seine Mutter, zu schreiben, um sie um ein Andenken von ihm zu bitten. Dies geschah wirklich. Der seltsame Brief wurde in mein Tagebuch eingetragen, bleibt aber hier als ungehörig weg. Er war gerade in keinem schlechten Stil und gefühlvoll geschrieben, wie es in meiner damaligen

---

[1]) 28. Oktober.

[2]) Oettingen-Wallerstein. Siehe S. 58.

Lage nicht anders sein konnte; allein der Inhalt selbst war gar zu sonderbar. Ich liebte meinen Toten, den ich dreimal gesehen hatte. Was aus meinem Briefe geworden, weiß ich nicht; Antwort erhielt ich keine; doch mag er ohne Zweifel angekommen sein. Dieser Schritt, der bisher für mich ohne Folgen war, kann doch mir noch einmal zu einer Art von Beschämung gereichen, da ich nicht weiß, wem und wie vielen mein Schreiben, vielleicht schon seiner Seltenheit wegen, mitgeteilt worden. Jene Blätter enthalten ferner oft Klagen über meine wenigen poetischen Anlagen, über Gustav Jacobs vermeinten Tod[1]). Sie wurden auch zuweilen französisch geschrieben. Durch Briefe Schnizleins aus der Gegend von Gotha, wohin ihn der rauhe Kriegsbesen fegte, erfuhr ich zuerst, daß Gustav nicht tot sei und daß man ihn aus Rußland zurückerwarte.

In diese Zeit fällt auch die Bekanntschaft eines gebildeten jungen Menschen Namens Messerschmid, auf dem Münchener Gymnasium studierend, die aber übrigens ohne Folgen blieb. Ich war damals so arm an Freunden, daß ich nach allen Seiten danach umhertappte. Ich sah Messerschmid öfters in den abonnierten Konzerten und auch auf dem Eise des Biedersteiner Sees, denn ich lernte damals den Wasserkothurn regieren. So verstrich das Jahr 1813.

## 2. Bruchstücke dieser Zeit.

24. Oktober, Ansbach. — Die Erinnerung ist um so süßer, wenn uns noch ein Zeuge der vergangenen Freuden bleibt, welcher gleichsam auf eine ferne Verbindung der getrennten Wesen hindeutet. Sei es auch der unbedeutendste, lebloseste Gegenstand, wir geben ihm einen Wert, um dessentwillen wir ihn verehren. So besuchte ich am gestrigen Nachmittag zweimal die Stelle, wo ich ihn vorgestern sah, den Mann mit den freundlichen Zügen: so werde ich sie die kurze Zeit, die mir noch hier zu bleiben vergönnt ist, täglich besuchen. —

27. Oktober. — Wenn die Welt und das Schicksal gegen einen großen Mann verschworen sind, wer anders muß noch seine Partei ergreifen, als der Dichter? Ihm gebieten die Musen die Würdigung jedes Verdienstes. Er muß den Helden zu den Sternen erheben; sein Lied muß ihn reinigen von den Mängeln der Erde. Der Kaiser, von den

---

[1]) Siehe S. 58.

Seinen verlassen, darf nun im Unglücke, was er nicht im Glücke gedurft, auf unsere Neigung Anspruch machen. Sein Stolz ist dahin, mit ihm unser Haß. Staunen verdient er immer,

„Des Glückes abenteuerlicher Sohn,
Der, von der Zeiten Gunst emporgehoben,
Der Ehre höchste Staffeln sich erstieg“ [1]).

Meine Wünsche drehen sich im engeren Kreise. ***s Freundschaft oder nur ein Gärtchen auf der lieben Stelle, wo sein Fußtritt auf der Erde, meine Blicke aber auf seinen Zügen geruht haben. Vielleicht betrat ich sie heute zum letztenmal. Es ist nicht Schwärmerei, was mich an sie fesselt, es ist eine wunderbare Neigung. Hat nicht jeder sein Ideal, das er verehrt, und ist meines nicht wert der Verehrung?

3. November. — Nur mit Mühe gewöhnt man sich an einen fast vergessenen Schlendrian, den man wieder mitzumachen gezwungen ist. Für den, der wahrhaft für seine Bildung besorgt ist, ist ein gewisser Zwang im Studium unerträglich; und wie kann man auch etwas festhalten, wenn man nach Verlauf einer Stunde wieder unterbrochen und mit anderen Gegenständen beschäftigt wird? Man hat auf unseren deutschen Schulen der Ueberhäufung mit so vielen Gegenständen zugleich noch keine Schranken gesetzt, und ich zweifle, ob es je geschehen wird. Man sieht zu wenig auf das Genie jedes einzelnen. Man sollte junge Leute die Zeit nicht so viel mit Sachen hinbringen lassen, die sie weder fassen noch benützen können, noch wozu sie einen natürlichen Trieb und Talente haben. Freilich ist hier von jungen Leuten die Rede, die die Kinderschuhe bereits ausgetreten haben. Einen Knaben zum Beispiel, der weder Anlage noch Lust zum Zeichnen hat, in die Zeichenschule zu schicken, ist eine Thorheit; er wird mit seiner mechanischen Hand nie etwas zu stande bringen.

## Nach des Prinzen Tod.

Es ist nichts Bleibendes unter der Sonne; Blüten fallen, ohne Früchte zurückzulassen; in jeder Freude verborgen liegt der Keim des Schmerzes, der fackelsenkende Genius rast, einer Furie gleich, unter den Erdgeborenen, daß wieder Staub werde, was vom Staube genommen.

Diesen Nachmittag hörte ich von Yrsch die unselige Nachricht, W. ist

---

[1]) Schiller, Prolog zu „Wallensteins Lager“, Strophe 8:
Der, von der Zeiten Gunst emporgetragen,
Der Ehre höchste Staffeln rasch erstieg“.



nicht mehr unter den Lebenden! Was der Blitzstrahl, der jenen Alexius traf, auf Luthers Herz, das war mir dies schmerzliche Wort. Er ist tot; gebrochen die sanften Augen, der schwarzen, finsteren Erde gehört der blühende Jüngling. Es ist nichts mehr von ihm übrig hier oben, wer kann es fassen, wer kann den Tod begreifen, diese thränenbringende Gottheit?

Dahin sind meine Hoffnungen alle; die wilde Fackel des Kriegs verzehrte das prangende Gebäude meiner Wünsche und Pläne. Ich war voll schöner Träume, eine glückliche Zukunft lag zum mindesten als Möglichkeit vor mir —

„— Da kömmt das Schicksal. — Roh und kalt
Faßt es des Freundes zärtliche Gestalt,
Und wirft ihn unter den Hufschlag seiner Pferde —
Das ist das Los des Schönen auf der Erde!“ [1])

Dort oben weilt er nun unter den reinen, verklärten Gestalten, denen er schon hier unten glich; von dorten vielleicht sieht er hernieder und sieht auch mich und sein Andenken in meinem Herzen. O wenn ich das wüßte, wenn mir diese Beruhigung geworden wäre! Wer möchte sich weise nennen in dieser kargen Beschränkung? Nur eine Minute möchte ich auf seinem Hügel sitzen, auf der Stelle, wo seine Gebeine ruhen.

---

Sonst, wenn ich mein Nachtgebet verrichtet hatte, dachte ich an ihn, erweiterte ich meine Hoffnungen und sah mich schon an seiner Seite, und war glücklich in Erinnerung und Erwartung. Was soll ich jetzt thun?

„Fahret wohl, ihr goldgewebten Träume,
Paradieseskinder, Phantasien!“ [2])

Ach, vielleicht ist dies nicht der letzte Schlag, der mich treffen soll, vielleicht — hab' ich der wilden Bellona noch ein Opfer zu bringen. Ich will nicht fragen, es wird mich früh genug ereilen, mein feindliches Schicksal.

---

Ich habe jede frohe Aussicht des Lebens verloren. Ich liebe diesen Toten mit allen Kräften meiner Seele, und er ist nicht mehr. Ich bin einsam und verlassen.

---

[1]) Schiller, „Wallensteins Tod“, Akt IV, Scene 12 a. E.
[2]) Schillers Gedicht „Die Kindsmörderin“, Strophe 2.

„— Die Welt ist leer,
Und weiter giebt sie dem Wunsche nichts mehr" [1]).

Darum kann ich an keiner Freude Anteil nehmen, ich fliehe die Geschäfte, und die Erinnerung ist mein einziges Element. Nur eines könnte mich trösten: etwas von ihm zu besitzen. Und soll mir auch im Tode nicht vergönnt sein, was mir im Leben versagt war? Soll ich nicht alles wagen um dieses Besitztum, nicht alles um diesen heiligen Talisman?

---

Gestern hörte ich den näheren Bericht jener Schlacht [2]), die dem liebenswürdigen Prinzen das Leben kostete. Wie fürchterlich muß sie gewesen sein, wo Kraft gegen Kraft, Verzweiflung gegen Heldenmut sich riesenmäßig empörten. So ist denn der große Tag gekommen, wo mit dem Franken ringt der deutsche Mann, wo ganz Europa die köstliche Perle ihrer Freiheit behauptet, wo ganz Deutschland nur von einem einzigen Gedanken beseelt wird. Ich fühle es, die Vaterlandsliebe ist das höchste, heiligste Gefühl in der Brust des Menschen. Wehe dem, der sie nicht kennt! Sie ist es, die die verschiedenartigsten Gemüter, die streitendsten Extreme in der Brust des Menschen vereinigt. Glücklich sind, die für das Vaterland fallen, sagten schon die Völker des Altertums. So bist auch du glücklich, teurer W.; allein wir sind keine Spartaner mehr; wir weinen auch noch am Grabe derer, die den schönsten Tod sterben.

---

Wie glücklich war ich damals noch, als ich Ansbach verließ, und ich fühlte es nicht; ich war in ernster und mißmutiger Stimmung. O die kleinste, geringfügigste Hoffnung ist noch wohlthätiger für Herz und Phantasie, als die beste Erinnerung. Die Erinnerung möchte ich einer Hyazinthe vergleichen, die zwar angenehm duftet, aber ein sehnsüchtiges Gefühl in uns zurückläßt. Und wohin zieht sie mich, meine Sehnsucht?

„Es ist nur ein Ort in der Welt!
Wo er bestattet liegt, zu seinem Sarge!" [3])

Jedermann bedauert ihn, der ihn kannte. Es giebt Menschen, deren erster Anblick Ehrfurcht und Liebe einflößt.

---

[1]) Schiller, „Die Piccolomini", Akt III, Scene 7.
[2]) Bei Hanau.
[3]) Schiller, „Wallensteins Tod", Akt IV, Scene 11.

Rasch, unerwartet zerreißt die Parze die Fäden des Lebens,
Launig und mitleidlos waltet das höchste Geschick,
Und der Jüngling bedarf, wie der Greis, des Caduceus Leitung,
Und auch die Jugendgestalt tritt in den nächtlichen Kahn.
O warum rufst du zum Freunde der silberlockigen Schatten
Blühend den Jüngling hin? Rede, du stygischer Gott!
Welchem das Leben noch lacht, und duften die Kränze der Liebe,
Der noch mit munterer Schar hüpft durch den paphischen Hain?
Der noch, eh' er mit Bacchus' Geschenk die rosigen Lippen
Netzt, dem olympischen Gott freudig die Opferung gießt.

## 3. Einzelnes.

Ich lese jetzt den Laokoon. Dieser Lessing ist ohne Zweifel der erfahrenste, belesenste und auch scharfsinnigste Kunstrichter. Die Meisterwerke der Alten werden immer unerreichbare Muster bleiben. Lessing giebt die Schönheit als das Ideal der Künste und ihren höchsten Zweck an.

---

Wir waren gestern im „Vetter in Lissabon", ein Familiengemälde von Schröder [1]), welches sich mir von seiten des Verfassers durch Mannigfaltigkeit der Handlung, wie durch treffliche Schilderung der Empfindungen des Herzens, von seiten der Schauspieler aber durch die richtigste Darstellung auszeichnete. Wohlbrück besonders, als Herr Wagner, war seiner Rolle in einem hohen Grade Meister. Es sind solche Stücke, wie die Schröderschen, von denen man mit Recht sagt, daß sie teils durch ihre trefflichen Wahrheiten, teils oft durch zufällige Aehnlichkeit der Charaktere und Handlungen zur Besserung der Gemüter beitragen.

---

Gestern schrieb ich die ersten Strophen zu einer Epopöe nieder, deren Gegenstand Gustav Adolf sein soll. Noch bin ich nicht über Form und Ausführung einig. Für die moderne Epopöe verliert der Hexameter viel von seinem Reize, und die Oktaven können hier viel zur Verschönerung und zu einer anziehenden Lebhaftigkeit nicht sowohl als zur Annehmlichkeit beitragen. Der große Schwedenkönig ist in jeder Hinsicht ein würdiger

[1]) Friedr. Ludw. Schröder (1744—1816), „Der Vetter in Lissabon", Berlin 1786.

und erhabener Held eines epischen Gedichts. Schon Schiller hatte die Absicht, ihn dazu zu machen. Wie schön würde sich dieser große Dichter in einem Heldengedichte verherrlicht haben, wenn es ihm gefallen hätte, ein solches Werk zu unternehmen, worin er seinen hohen Geist, seine poetische Fülle, seine seltenen Gaben aufs vollkommenste hätte entwickeln können. Er würde unser Tasso geworden sein, dieselbe Kraft, dieselbe Würde, dieselbe Zartheit. Ein modernes Heldengedicht im Geschmack des Mäoniden, das heißt in welchem sich das jetzige raffinierte Leben wie das einfache der Homerischen Helden entwickelte, in welchem sich der neuere Zeitgeist abspiegelte, wäre die höchste Aufgabe eines Dichters unserer Tage. Nichts ist rühmlicher, als den Homer nachzuahmen, wenn die Nachahmung gelungen ist.

---

Ich habe heute den „Agathokles" der Karoline Pichler [1]) gekauft. Wenn ein Roman in Hinsicht auf Inhalt, Ausführung, Moralität und Darstellung gerühmt zu werden verdient, so ist es dieser. Der Stil hat alle Vorzüge. Die Verfasserin weiß uns noch dadurch besonders an das Interesse ihres Helden zu fesseln, da die Größe seiner That noch durch die Folgen erhöht wird, deren wohlthätige Wirkung gleichsam auf uns noch übergeht. Die einfach richtige Entwickelung des Lebens der Alten, die Gegeneinanderstellung zweier weiblicher Charaktere mit so viel Feinheit und Menschenkenntnis gezeichnet und die reine, christliche Moral, die das Ganze durchzieht, sind große Vorzüge dieses Buches. Die Briefform wird für den Roman immer die beste bleiben, da sie uns in das Innerste des Herzens sehen läßt und wir die handelnden Charaktere besser erkennen, als in der weitläufigsten Schilderung des erzählenden Stils.

---

Ich lese die „Urania" [2]) wieder. Dies Buch ist das Werk einer wahrhaft göttlichen Muse. Es ist die reinste Moral mit dem innersten Leben der Poesie unzertrennbar verwebt. Tiedge hat eine ausgezeichnete Sprache vor allen anderen deutschen Poeten, die ihn nie verläßt. Eine Metapher drängt die andere. Das Ganze ist wie ein reicher Garten, den wir mit Lust durchwandeln und wo wir das „utile" dem „dulci" [3]) vereint finden. Der vierte Gesang von der Unsterblichkeit ist mir der liebste. Was mir,

---

[1]) **Karoline Pichler (1769—1843), „Agathokles", Wien 1808.**
[2]) **C. A. Tiedge, „Urania", 1801.**
[3]) **Horat. Epp. II, 3, v. 343.**

obgleich Nebensache, immer ein gewisses Mißbehagen zurückließ, waren die idealen Namen Hehra, Mali, Holdy, deren Erfindung mir nicht geglückt scheint.

---

Wenn ich mich einem Teile der Poesie besonders widmen möchte, so wäre es die Epopöe und Heroide, beide in Deutschland noch wenig bearbeitet. Aber ich bringe nichts zu stande; jedes Versmaß widersteht mir. In Distichen, worin Ovid seine Episteln schrieb, würde sich die neue Heroide schlecht ausnehmen, die Trochäen sind mir in den Tod zuwider. Der Alexandriner ist zu verrufen, doch glaubte ich durch den Reim zu gewinnen. Ich kann niemand um Rat fragen, mit dem ich mich über meinen Lieblingsgegenstand unterhalten könnte. Diesen Mangel fühle ich stündlich.

---

Soeben höre ich, daß auch der Prinz Waldeck an seinen Wunden gestorben [1]) ist. So greift dieser Krieg räuberisch in die Blüten der Jugend. Ich denke an Tiedges Worte:

„Dort fand mancher Jüngling, welcher mutig
Einen Namen sucht', ein stummes Grab,
Manche Hoffnung riß der Tod hier blutig
Vom Idol der goldnen Zukunft ab!" [2])

---

Es hat mich immer empört, daß der große Friedrich so sehr Verächter seiner Sprache und seines Vaterlandes war und daß er das Verdienst jeder anderen Nation eher anerkannte, als das seiner eigenen. So oft ich eine Lobrede auf ihn las, fiel mir unwillkürlich ein, wie er einmal sagte, daß man außer Frankreich wohl gesunde Menschenvernunft, aber keinen Verstand haben könne. Doch wäre ihm dieses noch zu verzeihen, wenn man bedenkt, daß er von Voltaire [3]), d'Alembert ꝛc. umgeben war, geistvollen, für ihr Vaterland höchst eingenommenen Franzosen. Aber heute las ich zufällig einen Brief dieses Monarchen an Voltaire, worin folgende Stelle: „Je n'entends plus parler des Grecs modernes.

---

[1]) Siehe S. 51.

[2]) Tiedge, „Elegien und vermischte Gedichte", Halle 1803, Bd. I, S. 84 (Elegie auf dem Schlachtfelde bei Kunersdorf): „Hier fand" u. s. w.

[3]) Voltaire lebte 1750—53 bei dem Könige; d'Alembert (1717—83), der bekannte Encyklopädist, folgte der Einladung Friedrich II. nicht, bezog jedoch ein Jahrgehalt von demselben.

Si jamais les sciences refleurissent chez eux, ils seront jaloux qu'un Gaulois, par sa Henriade, ait surpassé leur Homère, que ce même Gaulois l'ait emporté sur Sophocle, se soit égalé à Thucydide, et ait laissé loin derrière lui Platon, Aristote et toute l'école du Portique." [1]) Konnte Friedrich dergleichen wirklich glauben? Oder wo nicht, wie floß diese unerhörte Schmeichelei aus der Feder eines deutschen Königs an einen kleinen aufgeblähten Franzosen. Welcher von diesen hyperbolischen Lobsprüchen ist der ungeheuerste? Die Henriade und der Homer! Platons und Aristoteles' frühe, große Weisheit und die Voltairesche Philosophie! Ein Mensch, der die Vorzüge so vieler vorzüglicher Menschen in sich vereinigte, müßte wenigstens vom dritten Himmel herabgestiegen sein. Schon deswegen, weil die Alten früher schrieben, kann sich keiner mit ihnen vergleichen, der aus ihnen geschöpft hat.

---

Wir waren gestern im „Indienfahrer", Schauspiel von Arresto [2]), wahrscheinlich ein fingierter Name. Die Handlung hat keine Verwicklung und das Sujet ist ziemlich abgenutzt. Eine Tochter, die aus Liebe zu ihrem unredlichen Vater einem reichen, aber ältlichen Manne ihre Hand reichen will, den sie nicht liebt, ein schon in der Wiege verlorenes Kind, das sich wiederfindet, zwei Liebende, die man durch Kabalen zu trennen sucht: alles längst ausgedroschene Hülsen, wozu noch ein adelstolzer Hofmann kommt, die alltäglichen Zierden unserer Bühnen. Dennoch wußte der Verfasser das Publikum zu gewinnen: teils durch Lächerlichmachen der Hofsitten, teils durch Anspielung auf den Mißbrauch der Empfehlungen, besonders aber durch Seitenhiebe auf unsere jetzigen politischen Feinde. So sagt einmal der Neffe zum Oheim: „Sie scheinen das System der Franzosen anzunehmen?" Und als dieser darauf antwortet: „O bleibe mir mit den Franzosen vom Leibe," erhob sich auf dies vom Oheim anders genommene Wort ein unbändiges Klatschen und Bravorufen im ganzen Parterre. Ebenso bei der Stelle, wo gesagt wird: „Sie werden höher steigen und höher, so hoch wie der Herkules auf der Wilhelmshöhe zu Kassel, auf kurze Zeit Napoleonshöhe genannt". Das Volk freut sich, auszusprechen, was es lange verschweigen mußte.

---

[1]) „Correspondance de Frédéric II", Tome VIII. p. 169 (Berlin 1853); Brief vom 16. September 1770.

[2]) Christ. Georg Heinr. Arresto, genannt Burchardi (1768—1817), Schauspieler und Theaterdichter. „Der Indienfahrer, Schauspiel in vier Akten, Hamburg 1805".

Was mir in jenem Stücke sehr unnatürlich vorkommt, ist, daß der Fürst aufs feurigste von seiner Liebe spricht, und eine Minute darauf zu einem anderen sich vernehmen läßt: „Sie liebten, wo ich nur berauscht war" [7]. Wie kann diese Veränderung in ihm vorgehen? Er hört, daß er sich in die Neigung eines liebenden Paares drängt; er kann großmütig, dem Freunde zu lieb, der angebeteten Geliebten entsagen; aber in diesem Augenblicke muß er sich selbst als einen unglücklichen Liebhaber und seine Abtretung als ein Opfer betrachten.

---

Ich habe heute den „Armin" von Joseph von Hinsberg [1]) durchlesen, ein neues Heldengedicht, konnte ihm aber wenig Geschmack abgewinnen. Es mag wohl einen Wert haben in Betracht auf die jetzige Zeit, aber wenig rein poetischen. Uebrigens will ich dem Verfasser seine Talente nicht absprechen; nur meine ich, ein Epos, dessen Gegenstand Hermann, sollte in Hexametern geschrieben sein. Das Ganze scheint nicht mit Fleiß gearbeitet, sondern nur das Werk einiger Tage. Wenn ich an seiner Stelle gewesen wäre, würde ich die schönen altdeutschen Mythen mehr benützt haben, die Herr von Hinsberg ganz aus dem Spiele läßt. Wir sind arm an Heldengedichten; doch weiß ich nicht, ob uns dieses bereichert. Besonders weiß ich nicht, wozu die Episode der vereitelten Flucht mit Eginhard dienen soll. Das Epos fordert Episoden, aber sie müssen mit dem Ganzen vernarbt sein, wie Rosettens Geschichte mit dem Schicksal des Helden im Oberon. Schon der Titel Armin ist nun einmal nicht deutsch. Die Verse sind oft hart; zum Beispiel:

> „Er flog davon, und mit entschloßner Hand
> Bracht' er den Frau'n Schild, Helm, Speer und Gewand."

oder:

> „Mit neuem Grimme trat Mann gegen Mann."

So weit erstrecken sich unsere prosodischen Freiheiten schwerlich, um die Worte Schild, Speer, Mann in der Mitte für kurze Silben zu geben.

---

[1]) Joseph von Hinsberg (1764—1836), Rheinbayer, gest. als quiescierter Oberappellationsgerichtsrat in München. Deutscher Patriot, der in Wielands „Teutschem Merkur" und anderen Tagschriften und Taschenbüchern seine Vorliebe für die altdeutsche Sprache in gelungenen Nachbildungen bethätigte. „Armin, der Cheruskerfürst, ein Gedicht in vier Gesängen", erschien 1814, München.

Auch stößt man auf viel Veraltetes, wie zum Beispiel „stund", „zwo" rc., und manches Unedle, wie:

„So ist der Wanst, den Schwelgertafeln dehnen,
Es wahrlich nicht, was Männern Stärke schafft" [1]).

Diese Bemerkung an sich selbst ist gemein, wie der Ausdruck. Einzelne Stellen sind übrigens sehr gelungen, wie die letzte Rede der Aurinia [2]).

---

Das passende Sujet für eine Tragödie wäre gewiß der Tod Konradinos, ob ihn gleich bis jetzt noch keiner mit gutem Glück bearbeitet hat. Das Stück begönne mit der Schlacht bei Taglicazzo und würde bis zum Richtplatz fortgeführt. Die Freundschaft des jungen Friedrichs mit Konradin würde manche schöne Scene ausfüllen, und auch die Rosen der Liebe ließen sich leicht in diesen Kranz flechten. Konradin würde dann ein geliebtes Mädchen in Deutschland zurückgelassen haben, das ihm heimlich in männlicher Kleidung nach Italien folgt, ihn unentdeckt auf seiner Flucht nach der verlorenen Schlacht durch die Gebirge führt und treu bis ans Ende begleitet. Dies ungefähr würde mein Plan sein.

---

31. Dezember 1813. München. — Die letzte Sonne einer verflossenen Laufbahn steigt diesen Morgen empor; ein Jahr neigt sich zu seinem Ende. Vielleicht habe ich es nicht ganz verloren, vielleicht etwas für meine Bildung gethan. Viele Blüten brach ich im Lauf dieses Jahres; viele Blüten hat der Sturm zerknickt. So viele Veränderungen gingen in meinem Innern, so viele in der großen Welt vor. Ewig wird dies Jahr denkwürdig bleiben in den Annalen Europas. Zwei große Nationen brachen unwürdige Fesseln, ein groß Gestirn neigt sich zum Untergang. Jener waltende Sieger, der Fürsten entthront, Völker gedemütigt, Länder erbeutet hatte, dessen Glück unerschütterlich, dessen Triumphbogen der Himmel zu sein schien, diesen verlassen an einem Tage sein Glück, seine Lorbeeren, seine Sterne. Bei demselben Leipzig, wo einst Tilly, der Niegeschlagene, seinen Ruhm verlor [3]), wurde auch Bonaparten zugerufen:

„Ton bras est invaincu, mais non pas invincible" [4]).

---

[1]) Die angeführten Stellen finden sich im „Armin", S. 48, 68, 106.

[2]) a. a. O. S. 109 ff.

[3]) 17. September 1631 bei Breitenfeld.

[4]) Corneille, „Le Cid", Akt II, Scene 2.

Diesen Abend, als den letzten des Jahres, war eine Zeremonie in der Hofkapelle, wobei ich den Dienst hatte. Dieser Akt ist einer von denen, die mir am besten gefallen. Die Feierlichkeiten der Katholiken gewinnen bei Nacht, was sie am Tage durch den Kontrast der Sonnenhelle mit den Kirchenlichtern verlieren.

## 4. Erstes Jahresviertel von 1814.

Dies waren die letzten drei Monate, die ich im Pagenhause zubrachte. Es ist von dieser Zeit wenig mehr zu sagen, als daß ich viele Verse machte, die englische Sprache anfing zu lernen und immer die Sehnsucht nach einem Freunde fühlte. „Mir wird kein glänzendes Los zu teil werden," heißt es hierüber einmal, „ich werde nie eine Rolle in der Welt spielen, warum soll ich nicht zum wenigsten auf die stillen Freuden der Freundschaft Anspruch machen dürfen?" Uebrigens gewann ich in diesem Zeitraume zwei entfernte Freunde wieder. Ich erhielt Briefe von Gustav Jacobs [1]), den ich kaum mehr unter den Lebenden glaubte, und von Xylander, mit dem ich durch meine Schuld entzweit war. Er wünschte mir Glück, als ich zum Offizier ernannt wurde.

In diesem Zeitraume schien sich auch die Weiberliebe in mein Herz zu schleichen. Die Tochter der Marquise von B. [2]), einer emigrierten Französin, die ich bei Hofe häufig sah, machte auf mich einen starken Eindruck. Aber vielleicht war dies bloß das Bedürfnis, zu lieben. Was die äußeren Umstände betrifft, war ich gerade nicht unglücklich, wie das Folgende lehrt; aber das Verhältnis war schon zu ungleich; die liebenswürdige Französin war mir an Jahren voran. Diese Neigung erlöschte mit der Zeit; denn wo keine rechte Hoffnung ist, ist auch keine Liebe. Würde ich ihre Bekanntschaft nicht gemacht haben, so wäre ich vielleicht heute noch in sie verliebt. Hier folgen Auszüge:

## 5. Fragmente.

Am Neujahrstage 1814. — Ich stand heute voll Lebensmut und voll Hoffnung auf, gefaßt auf alles, was mir im Laufe dieses Jahres begegnen könnte. Vielleicht sehe ich das Ende desselben nicht mehr, viel-

[1]) Brief datiert „Gotha, 23. Februar 1814", vgl. Mss. Mon. Platen. 68, 4, c.

[2]) Als Marquise Euphrasie de Boisseson später genauer bezeichnet.

leicht droht mich mancher Schlag, der mich unendlich schmerzhaft treffen wird. O wie wohlthätig ist der Schleier über die Zukunft! So kann ich es froh betrachten, das halbverwischte Nachtstück meiner kommenden Tage und nicht begierig, die dunkeln Schatten darauf zu enträtseln, nehme ich sie als Boten des Glücks und der Freude.

---

Wir waren gestern in einem Schauspiel von Kotzebue: „Armut und Edelsinn“ [1]), das gewiß viele Vorzüge hat. Der Verfasser scheint in der Scene, wo der Major seiner Tochter vom Schmerz über den Verlust seiner Gattin erzählt, auf seine eigene Flucht nach Paris anzuspielen, die man ihm so übel ausgelegt hat. Die Acteurs erfüllten jede Erwartung, wie es immer bei diesen Familiengemälden der Fall ist; so haben sie hier das Unglück, dem hiesigen Publico zu mißfallen und die Kassen nicht zu bereichern. Und sind es nicht diese Stücke, die moralischen Nutzen gewähren?

---

Ich beschäftigte mich mit Knigges „Umgang mit Menschen“. Welch eine klare Ansicht des Lebens mußte dieser Mann nicht haben, wie belehrend mußte seine Gesellschaft sein. Es ist gar schön, was er über den Umgang mit Frauenzimmern und von der Liebe sagt. So gefiel mir auch besonders, was im zehnten Kapitel des dritten Bandes vom Verhältnis des Schriftstellers und Lesers vorkommt. Doch läßt sich kein Unterschied treffen, da alles den edeln und erfahrenen Mann beurkundet, und alle seine Lebensregeln so vorzüglich sind. Doch hat mich vor allen anderen das Kapitel über die Freundschaft angezogen, und ich habe manchen süßen Trost, manche ersprießliche Lehre daraus geschöpft [2]).

---

Der Abschnitt im Alexandriner, den die französische Deklamation genau beobachtet, ist ihr wesentlich, um einer kraftlosen Sprache etwas mehr Accent und Stärke zu geben, und kraftlos ist die französische Sprache in Betracht mit anderen gewiß, wenn man erwägt, daß selbst bei dem größten Schreier die Wutscenen, wenn ich sie so nennen darf, woran das französische Theater nicht arm ist, doch jene Stärke nicht erhalten, die

---

[1]) „Armut und Edelsinn, Lustspiel in drei Aufzügen, 1795“. Die erwähnte Scene findet sich als elfte im zweiten Akt.

[2]) Die angeführten Kapitel finden sich Bd. II, 5, 4, III, 10 und II, 6.

ihnen in einer anderen Sprache schon die Kraft der Worte giebt. Uebrigens bin ich kein blinder Tadler der französischen Dramaturgie:

„Es ist ein Reich des Wohllauts und der Schöne,
In edler Ordnung greifet Glied in Glied“ [1]).

Doch ist mir der kleine Geist so vieler hofmännischen Schriftsteller verhaßt.

Ein Gedanke, der oft sehr lebhaft in mir wird, ist, in die weite Welt zu gehen, mein Glück zu versuchen, meine Schicksale selber zu bauen, meinen Wert an den Menschen zu prüfen. Ich möchte meine Jugend durchwandern, mir selbst meinen Unterhalt verschaffen, Erfahrungen sammeln, Menschen kennen lernen. Aber ohne Sprachen, ohne Kenntnisse, wie ich bin, geht das nicht.

---

22. Januar. — Die Avantgarde der Kosaken soll vierundzwanzig Stunden von Paris sein. Welch ein rascher und glücklicher Erfolg, welche schnelle Wendung der Dinge! So wird nun vielleicht jene Hauptstadt der Welt die Barbaren des Nordens aufnehmen müssen, die sie stets verachteten; so werden nun die spottbeladenen Preußen den alten Hohn von sich abwälzen, so wird ihnen diesmal das Glück in Frankreich günstiger sein, als vor zwanzig Jahren. Napoleon sieht nun den Fall seines Ruhmes vor Augen. Er hat so viele Jahre gearbeitet, Schlachten geliefert, Länder erobert, und nun ist der Lohn seiner Mühen die Vernichtung ihrer Folgen und der Fluch der Völker. Welcher Eroberer auf Erden konnte sich je dieses Glücks rühmen? Aus dem Staube der Niedrigkeit auf den größten Thron verpflanzt, trug er oft das Schicksal von ganz Europa in seinen Händen, stellte halb Deutschland unter seine Fahnen, vernichtete insonderheit den Ruhm der preußischen Waffen, schickte in alle Weltgegenden seine Kreaturen — plötzlich fällt das Glück von ihm ab und stemmt sich ihm mit Riesenkraft entgegen. Alles wünscht den Frieden, und der mächtige Kaiser — wird ihn unterzeichnen.

---

Diese Tage habe ich einen hübschen Aufsatz über das Alter der Erde im „Morgenblatt“ [2]) gelesen. Der Verfasser setzt es, aller Wahr-

[1]) Schiller, Gedicht „An Goethe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte“, Strophe 9.

[2]) Jahrgang 1814, Beilage Nr. 14, S. 53 ff. und Nr. 17, S. 66 ff.

scheinlichkeit zufolge, weit über die jüdische Zeitrechnung hinaus. Er führt Beweise aus der Physik, aus der Geschichte, aus Volkssagen und Denkmälern an. Die sichersten sind von den Lavaschichten, dem Teberone und den madreporischen Inseln. Die Indier behaupten, seit Millionen dreimalhundertundzwanzigtausend Jahren Könige gehabt zu haben.

---

Der „Horace“ des Corneille ist meine beständige Lektüre. Obgleich diesem Trauerspiel die Einheit der Handlung fehlt, so enthält es doch unendlich viel schöne Stellen. Corneilles Alexandriner ist sehr reich an glücklichen Wendungen und liebt die Kürze des Ausdrucks. Der „Horace“ ist ein trefflicher Gegenstand für eine französische Tragödie, wo so viel auf den Prunk der Worte und Reden ankommt, die den abwechselnden Empfindungen, die in dieser Handlung stattfinden, reichlich Stoff bieten. Etwas unnatürlich scheint es mir, daß Sabine in der ersten Scene des ersten Akts auf den Rhein und die Pyrenäen zu reden kommt, von denen sie nicht wohl etwas wissen konnte [1]). So mißfällt mir auch die vierte Scene des dritten Akts. Wozu dieser Streit zwischen zwei Frauen, welche mehr Recht zu Trauer und Thränen hätte. Sollte er auch selbst der Natur gemäß sein, so ist er zum wenigsten nicht poetisch. Sehr schön ist die Stelle, wo der alte Horaz durch Valerius den Ruhm seines Sohnes erfährt und seiner Freude Raum giebt [2]). Die letzten Verwünschungen der Kamilla gegen Rom sind bekannt [3]). Doch muß ich gestehen, daß der rauheste Grad von Römertugend dazu gehört, so wenig Anteil an dem Tod zweier Söhne und einer Tochter zu nehmen, als es der alte Horatius thut [4]). Die Anklagegründe des Valerius gegen den Schwestermörder im fünften Akte hätte stärker gewählt und dennoch verdunkelt werden können durch die herrliche Rede des alten Horace, voll Kraft, voll hoher, begeisternder Suada [5]). Corneille neigte sich, so oft es möglich war, zu einem günstigen Ausgange in seinen Tragödien. Die unverbesserlichen Situationen liebte er nicht. Dies zeigt der „Cid“, „Cinna“, „Horace“.

Heute habe ich eine Scene aus dem „Horatius“ übersetzt, als dieser

---

[1]) „Je voudrois déjà voir tes troupes —
— — — franchir les Pyrénées.
— — — — — — — — — — — — — —
Va sur les bords du Rhin planter tes pavillons.“

[2]) Akt IV, Scene 2.

[3]) Akt IV, Scene 5.

[4]) Akt V, Scene 1.

[5]) Akt V, Scene 2.

nämlich mit seiner Schwester zusammenkommt[8]. Es ist ein Versuch in Alexandrinern, also eine undankbare Mühe. Wir können diesem Vers im Deutschen durchaus keinen Wohlklang, keine Abwechslung geben. Die meisten fühlen den Trieb, was sie Schönes in einer fremden Sprache lesen, der ihrigen anzueignen; aber man sollte es billig bleiben lassen. Es führt oft die der Sprache Unkundigen zu falschen Urteilen, und es ist billig, daß die Kundigen für ihre Mühe belohnt werden.

## 6. Fortsetzung.

Man gab gestern ein neues Lustspiel von Kotzebue in vier Akten: „Der Russe in Deutschland"[1]. Diese Komödie ist in Alexandrinern geschrieben, eine Versart, die man bei uns nur in kleineren Lustspielen mit Glück anwendet. Das Ganze ist übrigens auch nicht mehr als eine Kleinigkeit seines Wertes nach und hat gar keine Verwickelung. Die Verse sind oft sehr hart durch Wortversetzungen, und diese Art Härte fällt in Alexandrinern besonders auf; darum haben ihn die Franzosen mit so viel Glück bearbeitet, weil sie eine bestimmte Wortfolge haben. In einem versifizierten Lustspiele klingt nichts abscheulicher, als wenn wir eine allgemeine Redensart durch Versetzung der Worte verdreht hören, um sie in einen Vers zu drechseln. Es hat ganz das Ansehen der Knittelverse und hat sich auch im gestrigen Stücke bewährt. Und ein Lustspiel in Versen, und besonders in einer schleppenden, gezwungenen Versart, ist an sich schon Unsinn. Manche Seitenhiebe über den Mangel an Nationalität der Deutschen kamen meist zu spät. Das Stück enthält viel Lob der Russen. Es kam auch eine Anspielung auf den französischen Kaiser zum Vorschein:

„Daß große Männer doch die Kunst nie lernen wollen,
Sich zur gehör'gen Zeit aus dieser Welt zu trollen ꝛc."

Und gleich darauf auch etwas über die Schriftsteller, die ihren Ruhm überlebt haben[2], das wahrscheinlich auf Goethe gemünzt war.

---

[1] „Taschenbuch auf das Jahr 1807, herausgegeben von Kotzebue und Huber, Tübingen 1806."

[2] a. a. O. S. 28:

„Daß große Männer u. s. w.
„Fein zu gehör'ger Zeit sich aus der Welt zu trollen",

und weiterhin:

„Der Dichter, weiß er nicht zu rechter Zeit zu sterben,
So stirbt sein Publikum und setzt ihn selbst zum Erben
Von seinen Schriften ein."

Noch hängt ein dichter Schleier über den nächsten merkwürdigen Tagen der Zukunft, noch zweifelhaft ist der Ausgang. Der Kaiser soll sich mit seiner Gemahlin zur Armee begeben haben. Man sagt, England wolle das Haus Bourbon wieder auf den Thron der Kapetinger bringen. Diesem Vorhaben stehen in der Ausführung noch zu viele Schwierigkeiten entgegen. Die Engländer werden dem Hause Bourbon die französische Krone ebensowenig wieder verschaffen, als die Franzosen dem Hause Stuart die englische verschafft haben.

„Doch wer weiß,
Was in der Zeiten Hintergrunde schlummert“ [1]).

Auf die Kombinationen und Weissagungen der Geschichtskundigen halte ich wenig; es giebt keine Propheten mehr. Wie wenige mögen sein, welche die Reformation der Deutschen noch bei Bonapartes Lebzeiten vermuteten?

---

1. Februar. — Wir haben heute unsere erste englische Stunde bei Herrn Young genommen. Das Englische ist gewiß, besonders für uns Deutsche, keine schwere Sprache; aber die Aussprache erfordert unendliche Anstrengung, um sie am Ende doch nur mittelmäßig zu erlernen. Ob ich gleich ziemlich überhäuft bin, darf ich doch keine von jenen Sprachen vernachlässigen, denen sich kein Gebildeter entschlagen darf.

---

2. Februar. — Es geht ein Gerücht, als wenn die alliierte Armee in Frankreich eine Niederlage erlitten hätte, was ich aber nicht glauben kann, obgleich dem Feldherrntalent Napoleons dergleichen zuzutrauen wäre, und dem Glück der Franzosen, denen schon einmal ein Mädchen aus der Not half. Ueber die Ereignisse las ich gestern ein Heft, „Freiheitsblüten“ betitelt, ein paar Gedichte von hiesigen Studenten enthaltend, J. E. Wanner und E. Stürper, wovon ich den erstern kenne. Man sieht aber, daß beide Verfasser gewordene und nicht geborene Poeten sind. Deutschland ist ohnehin mit so vielen unechten Söhnen Apolls überschwemmt, daß sich zum mindesten keiner ex officio zu seinem Dienste zwingen sollte. Aber wie manche halten sich, ein paar mittelmäßiger Reime wegen, für den Stolz und die Zierde des Aganippischen Quells.

---

[1]) Schiller, „Don Carlos“, Akt I, Scene 1.

„Denn sie und ihr Gelichter
Verstehn die Worte nie:
Der Vers macht nicht den Dichter,
Ihn macht die Phantasie" [9].

Uebrigens sage ich keineswegs, daß ich nicht auch zu diesem Gelichter gehörte, bin auch fast mit allen meinen Versuchen unzufrieden; aber ich werde nie dahin kommen, meine Schande püblik zu machen; gleichsam, als wenn es meine Eitelkeit nicht zuließe, daß etwas immer verborgen bliebe, was höchstens von einer Fertigkeit zeugen könnte, die so viele mit mir gemein haben, in der mich noch mehr übertreffen.

---

Die Katholiken beklagen sich immer über die protestantischen Historiker, ihrer Parteilichkeit wegen; mich dünkt aber, sie geben das reichlich zurück. So habe ich neulich in einer Geschichte von Pfalzbayern [1]) gelesen, daß man die Erklärung Luthers gegen den Ablaßhandel dem Umstande zuschreibe, daß jener vom Erzbischof von Mainz, bei Erwählung eines Ablaßkrämers (welches Tetzel ward), übergangen worden sei, da er als ein gelehrter Mann bekannt gewesen wäre! Diese Behauptung taugte etwa für einen Jesuitenkatechismus, aber für ein Geschichtsbuch ist sie ein wenig dumm und impertinent. So versunken glaubte also der Verfasser jenes Zeit- alter, daß er nur demjenigen ein lautes Vernunftwort zutraut, der durch gemeines Interesse dazu verführt wird.

---

Unter den Bruchstücken von „Sängers Reise" im Morgenblatt [2]) hat mir heute besonders eine Stelle gefallen, die der Verfasser niederschrieb, als er bei den Quellen bei Ortenstein die Steine bemerkte, die Vorübergehende hingelegt, um die rieselnden Tropfen aufzufangen, damit sie auch den künftig Kommenden zur Labe dienen könnten. „Verdienst um Menschheit!" fängt er an, „hohe Worte in einer thatenarmen Zeit!" Er verbreitet sich über verschiedene Arten, wodurch Menschen das Verdienst suchen, indem er endet:

---

[1]) Ob dies „Geschichte und Erdbeschreibung von Pfalzbayern, für Lehrer und Schüler herausgegeben von den Verfassern der Kinderakademie", 1787, 2. Aufl. 1797 sei, ist schwer zu entscheiden.

[2]) Beiblatt Nr. 23—25, S. 89—103.

„Und wer hier, ungekannt von ihnen,
Die durst'gen Wanderer erquickt,
Mag mehr um Menschheit sich verdienen,
Als wen der blut'ge Lorbeer schmückt."

Und er hat recht. Die Hände, die den nachkommenden Unbekannten wohlwollend einen Trunk bereiten, sind sie nicht gesegneter, als die Faust des Eroberers?

---

Noch las ich im Morgenblatt [1]) einen Aufsatz über die letzten Tage des verewigten Jacobi [2]). Er starb am 3. Januar zu Freiburg im dreiundsiebenzigsten Jahre seines Alters, als ein heiterer, glücklicher Greis. Seine Lieder haben mich immer besonders angesprochen. Noch in seinen letzten Tagen schrieb er ein Gedicht auf das neue glorreiche Jahr der deutschen Freiheit, die er noch erleben durfte. Er starb, gleichsam die Leier im Arm. So verwelken nach und nach alle Epheukränze unseres klassischen Vaterlands.

## 7. Fortsetzung.

Dippold behauptet in seinen „Skizzen der allgemeinen Geschichte" [3]) bei Gelegenheit des macedonischen Helden, daß nur die Nachwelt Richterin sein könnte über die Großthaten eines solchen Mannes; aber er gesteht auch, daß oft die Nachwelt einen Helden zum Himmel erhebt, den die Mitwelt verfluchte. Ob jenes auch bei dem Kaiser der Franzosen der Fall sein wird, wage ich nicht zu beurteilen. Was ihn schon bei seinem Leben traf, der Haß und der Fluch der Völker, den sie laut und ohne Scheu offen tragen dürfen, wird er nicht auch die kommenden Geschlechter lehren, zu welchen Namen der Geschichte sie den seinigen schreiben sollen? Er wird so bald keinen Curtius finden. Er ist nicht jener freiherzige, offene, edle Mann, den der jugendliche Mut zu Thaten trieb, wie Philipps großmütiger Sohn, der Thränen vergoß am Leichnam des Darius. Es ist ein finsterer, fürchtender wie gefürchteter, in Jahren gereifter Herrscher. Während der Macedonier in Mitte seines Ruhms dahinstarb, wird dieser

---

1) Ibid. Nr. 25, S. 9 ff.

2) Johann Georg Jacobi (geb. 2. September 1740, gest. 4. Januar 1814). Die Dichtungen, auf die P. hier hindeutet, sind seine „Poetischen Versuche", 1764, worin die erwähnten „Lieder."

3) Hans Carl Dippold, „Skizzen der allgemeinen Geschichte", Berlin 1812, vgl. Bd. I, S. 233.

Korse vielleicht entlorbeert in die Gruft steigen. Man weiß, daß auch Alexander gehaßt wurde, daß er stets mit Empörungen der unterjochten Nationen zu kämpfen hatte, aber er dämpfte sie, mit ihnen die halbe Erinnerung an ihre Veranlassung. Ich sage keineswegs, daß der Philippide nicht denselben Weg gegangen wäre, wie der Held unseres Zeitalters, wenn er in demselben gelebt hätte: nun aber wird er immer glänzender dastehen, als sein kühner Nachahmer, den das Mißlingen eines einzigen großen Plans plötzlich vom Adlergipfel seiner Macht gestürzt hat. Ich bin keiner von denen, die sich wider alles Ungemeine auflehnen, die einen Cäsar nicht des Gesanges wert hielten. Wen sollte der Dichter sonst besingen? Ich fühle ganz den Einfluß jenes erhabenen Sterns, der über dem gebeugten Haupte des Wägers der europäischen Schicksale waltete. Keiner wird ohne Staunen zu der Höhe emporschauen, wohin ihn, aus dem Schoße der Niedrigkeit, sein Geist und die Gunst der Stunde trug, und jeder wird mit dem Dichter ausrufen:

„Si jam non tenuit, magnis tamen excidit ausis“ [1]),

aber jeder wird auch bedauern, daß Ehrgeiz und Mäßigung so stets getrennte, unvereinbare Wesen in sich einschließen, daß jeder Triumph ein Stachel ist zu Triumphen. Aber wer von denen, die ihn tadeln, möchte sich unterfangen zu sagen, anders gehandelt haben zu wollen mit dem Gemüte eines Helden, wenn ein gleich günstiger Erfolg seine Thaten gekrönt hätte.

„Der große Kopf hat andere Versuchungen, als der gemeine,“ sagt Fiesko [2]), und dies Wort verdient Beherzigung.

---

Wenn ich gewiß wüßte, daß ich keineswegs zum Dichter geboren ward, würde ich sogleich alle meine Versuche ins Feuer werfen, und weiß ich das nicht fast gewiß? Meine Gedichte gefallen mir selbst nicht, und das ist alles gesagt. Und wenn auch der bloße Leser das Gedicht schon in seiner Vollendung vor sich liegen hat, während der Dichter bei Durchlesung desselben auch an die Zusammenstoppelung, wenn ich es so nennen darf, denkt, so sagt man doch, daß niemand so verliebt in seine Kinder wäre, als ein Poet; und wenn dieser sie nun selbst mit der Rute der Mißbilligung züchtigt, was soll er von Fremden hoffen?

[1]) Ovid. Metam. Lib. II, 328.

[2]) Schiller, „Verschwörung des Fiesko“, Akt III, Scene 2: „Der erhabene Kopf hat andere“ u. s. w.

11. Februar. — Diesen Morgen war, der erfochtenen Siege in Frankreich wegen, ein Tedeum in der Hofkapelle, wo ich den Dienst hatte. Es ward mir die Freude zu teil, die junge Marquise von B.[1]) zu begegnen, gewiß das schönste Fräulein an unserem Hofe. Sie spricht auch deutsch, wie ich mich heute überzeugte.

---

Ich erhielt einen Brief von Schnizlein mit einer Schachtel. Er schreibt mir noch von Forchheim, von wo er bald zum Belagerungscorps nach Hüningen abmarschieren wird. Er freut sich sehr darauf; doch mangelt ihm die Gesellschaft eines Freundes, dem er sich mitteilen könnte. In der Schachtel war eine Tasse von der Gothaer Porzellanfabrik, die er mir zum Geschenk macht. Sie ist mit dem Bildnis des großen Friedrichs in erhabener Arbeit geziert. Doch scheint er mir nicht getroffen.

---

Ich las gestern eine Schrift über die Verwirrungen in Spanien, vom Aufstand zu Aranjuez bis zur Versammlung der Junta in Bayonne, abgefaßt von Cevallos[2]), Staatssekretär des gefangenen Ferdinand VII., aus dem Spanischen übersetzt. Der Verfasser belegt alles mit den dazu gehörigen Aktenstücken, die in seiner Hand waren. Hier sieht man die Intriguen und das treulose Verfahren des französischen Kaisers aufgedeckt, den Aufwand von List und Ueberredung, den er gebraucht, um den König nach Bayonne zu locken, und die empörendste Gewaltthat, die ihn sein kühner Geist begehen hieß. Man sieht hier, wie wenig der Ehrgeiz die schlechtesten Mittel scheut. Wie niedrig, wie tief unter der Würde eines Monarchen ist nicht jene Verstellung, die er noch eine halbe Stunde früher gegen den König Ferdinand ausübte, ehe er ihm die empörende Erklärung machen ließ, das Haus Bourbon habe aufgehört in Spanien zu regieren. Es ist unerklärbar, wie es ihm gelang, den alten König so wider seinen Sohn einzunehmen, daß er diesem zwischen der Abtretung und dem Tode die Wahl ließ. Aber der schlaue Korse hatte sich diesmal in etwas verrechnet; er kannte die Nation nicht, deren Fürsten er gefangen hielt. Weit entfernt, dieses Volk verderben und es seiner

---

[1]) Siehe S. 82.

[2]) Don Pedro de Cevallos (1761—1838), spanischer Staatsmann. Seine Memoiren, die C., nachdem er den Dienst König Joseph Napoleons verlassen, in London schrieb, hat P. wohl in der französischen Uebersetzung gelesen. „Memoires relatifs aux Revolutions d'Espagne“, Paris 1813.

Eigentümlichkeit berauben zu können, mußte er vielmehr, ein blindes Werkzeug in der Hand der Vorsehung, dazu beitragen, die bisher unthätige Nation der Spanier zu erleuchten und zu erwecken, die eine Kraft zu Thaten und Wirkungen, die nicht ohne Früchte bleiben werden. Er verherrlichte ihren Namen in der Geschichte, indem er den seinigen beschimpfte. Der Tag ist nicht mehr fern, an dem der verdrängte Ferdinand in Madrid unter einem Jubel wieder einziehen wird, der beispiellos sein wird in Europas Annalen. Die Nation hat sich ihren geliebten Monarchen mit ihrem Herzblute erkauft, er wird dankbar sein.

---

Ich zweifle, ob unter tausend Ausländern zwei sein mögen, die sich mit unserer Sprache völlig befreunden können. Sie hat auf den ersten Blick einen Anstrich von Rauheit, und so spät eigentlich unser Vaterland gegen Frankreich, Italien und England anfing, große Originalschriftsteller und Dichter zu haben, so möchte es doch in Hinsicht der Sprache noch zu früh gewesen sein. Die Italiener, Engländer und Franzosen, die ihre Mundart aus anderen Sprachen herbildeten, haben nicht die Hälfte Zeit gebraucht, ihr Idiom zu vervollkommnen, als solche Nationen, die eine Ursprache besitzen, worunter die deutsche gehört. Wie lange Jahre haben die Römer nötig gehabt, ihrer Sprache jene Schönheit, jenen Wohlklang und jene Energie zu geben, die wir an ihrem Cicero und Virgil bewundern. Die deutsche Sprache ist noch einer großen Ausbildung fähig, die aber nicht zu stande kommen kann, weil das eingetretene goldene Alter unserer Litteratur sie fest bestimmt hat.

---

Es fand sich gestern eine Kritik der Uebersetzung des „Tasso" von Gries im Morgenblatt [1]), worin sie sehr gelobt wird, und ich denke, sie verdient es auch. Der Verfasser ist seiner Sprache in hohem Grade Meister und hat eine große Gewandtheit in der Versifikation und im Reimen. Eine gewisse Steifheit ist das einzige, was man ihm vorwerfen könnte.

Auch las ich im Morgenblatt ein schönes Beispiel der Vaterlandsliebe eines preußischen Fräuleins [2]), das mich sehr gerührt. Sie war mit ein paar Freundinnen an einem öffentlichen Orte, wo man für die

---

[1]) Intelligenzblatt zum Morgenblatt 1814. Nr. 3, S. 11.
[2]) Nr. 37, S. 144.

allgemeine Sache einsammelte. Ihre Freundinnen gaben ihre Ohrringe und Ringe; da sie sehr arm war, und keine solchen hatte, ging sie hinaus, ließ einen Friseur kommen, sich von ihm die Haare abschneiden, und verkaufte sie ihm, da sie vorzüglich schön waren, obgleich diese Schönheit gleichsam ihr einziger Reichtum gewesen. Das erlöste Geld legte sie in die Kollekte. Aber ein edler Mann erfuhr diese edle Handlung. Er löste die Haare wieder ein, ließ davon eine große Anzahl Ringe verfertigen, und nachdem er die Geschichte bekannt gemacht hatte, verkaufte er jeden der Ringe um einen Dukaten, und hatte in kurzer Zeit keinen mehr übrig. Was er damit gewonnen, wurde im Namen des Fräuleins auf den Altar des Vaterlands niedergelegt, die ihn so reicher als irgend eine begabt hatte.

---

Ich bin noch immer zur Ergreifung des Militärstands entschlossen; allein viele, die mich kennen, raten mir davon ab. Die viele Muße, die Hoffnung, die Welt zu sehen, der Aufenthalt in der Hauptstadt, die mir außer vielen Vorteilen auch noch den einer großen Bibliothek darbietet, alles dies sind Dinge, die meine Neigung bestimmen, Offizier zu werden. Hierzu kommen noch die schlechten Aussichten beim Civilstande, das mir verhaßte Leben auf Universitäten, wo man entweder sich gänzlich der ungeselligen Einsamkeit, oder dem allzu geselligen Strudel übergeben muß, die Furcht vor Provinzstädten und manches andere.

---

23. Februar. — Gestern fand der letzte Hofball in diesem Karneval statt. Ich sprach zuerst mit der jungen Marquise, die ich zum Tanz aufzog. Sie schlug es mir auch nicht ab; doch war es eben eine Ecossaise, die nicht getanzt wurde, weil sich zu wenige Tänzer einfanden. So ward ich um dieses Vergnügen betrogen. Ich weiß nicht, ob ich es Liebe nennen soll, was ich für diese Französin empfinde. Zum wenigsten ist es das nicht mehr, was M** aus den Tiefen meiner Seele unwillkürlich hervorlockte. Mein Herz war öd, und suchte sich wieder zu bevölkern. Das ist vielleicht der Grund dieser Neigung.

---

Gestern abend schrieb ich ein Sonett nieder, „Die Grazien unseres Hofes"[1]) betitelt. Ich verstehe unter ihnen die Kronprinzessin, die junge

---

[1]) Nicht erhalten.

Marquise von B. und die Gräfin B. Die erstere erfüllt das erste, die zweite das letzte Quadrain, und die Terzette beschäftigen sich mit dem Lobe der letzteren. Diese drei holden Wesen wären es wert, von einer besseren Feder gepriesen zu werden, als von der meinigen.

---

Was meine künftige Bestimmung betrifft. Ich hoffe bis gegen Monat April Offizier zu sein. Reue soll mich nie quälen. Der Stand, den ich wähle, bietet so manche Vorteile, daß sich jeder damit zufrieden stellen kann. Wenn ich auch glaubte, auf der diplomatischen oder einer anderen Laufbahn eher mein Glück gemacht zu haben, so tritt doch nun die Notwendigkeit ein und heißt mich schweigen.

---

Ich habe einige Nachrichten von der schönen B. eingezogen, die mir alle erwünscht waren. Sie ist zwanzig Jahre alt. Sie wohnt am Promenadeplatz, dem Haus des ehemaligen russischen Gesandten gegenüber. Der Rittmeister P. macht ihr nicht den Hof, wie ich glaubte. Ihr Taufname ist Euphrasie.

## 8. Fortsetzung.

Vor einigen Tagen habe ich dem schlechten Reime in Boileaus Manier [1]) eine fragmentarische Lobrede in Alexandrinern gehalten, die, weil ich gerade keinen anderen Ort weiß, hier aufbehalten sein mag:

Wer scheltet noch den Reim, die Würzung aller Lieder?
Wer nennt ihn abgeschmackt und der Natur zuwider,
Sagt, daß auf's Aeußerste er manchen Dichter treibt,
Daß er die Feder nagt, daß er die Stirne reibt,
Sagt, daß den Phantasus in seinen süßen Träumen
Nichts hindern darf und soll, am wenigsten das Reimen,
Sagt, daß der lust'ge Reim nicht unsern Sinn ergötzt,
Und daß ein zartes Ohr der gleiche Klang verletzt?
Wer mahnt mit Frevel noch: Es dulde nun nicht länger
Des Reimes Tyrannei der freie deutsche Sänger;
Da, reimefrei zu sein, die Musen uns verliehn,
Und wir dem Sklavenjoch uns willig unterziehn.
Wer sagt noch, daß die Kunst, dem Reime nicht zu zollen,

---

[1]) Boileau-Despréaux (1636—1711), der berühmte französische Dichter, dessen „Satiren" und „Episteln" sich P. hier zum Vorbild nahm.

Wir als ein Erbteil Roms und Hellas' achten sollen:
Ich widerleg' ihn keck und zeige, daß der Klang,
Der stets sich wiederholt, erhebe den Gesang.
Wie schön ist's, wenn sogleich des Lesers Geist zum Teile
Die zweite Zeil' errät am Schluß der ersten Zeile;
Gleichwie in der Natur liegt in der Frucht der Keim:
Zwei Verse sind gemacht, hat man nur einen Reim.
Wie schön ist's, wenn der Geist, singt er das Lob der Sonne,
Nicht schwankenden Gefühls, alsbald zergeht in Wonne.
Und schildert der Poet der Lieder süße Kunst,
So steht ihm Wunsch und Reim nur nach der Musen Gunst.
Wie freut's den Leser nicht, wenn bei dem Worte „Liebe"
Er gleich auf Triebe rät, und sieh, es kommen Triebe!
Und schließt der erste Vers sich mit der Silbe Schmerz,
Wer anders leidet ihn, als das gequälte Herz?

Ich hätte noch lange so fortfahren und im Gegensatze auch gegen jene eifern können, die einen Reim, wenn er nur selten und abenteuerlich ist, jedem andern schönen, aber gewöhnlichen vorziehen. Aber ich wollte mich doch nicht ganz mit dem armen Reime befeinden, der uns manchmal recht nötig wird. Was den Reim der Franzosen und Italiener betrifft, so ist darüber nicht zu streiten, er erhebt, er versöhnt die Poesie, und ist der Sprache gleichsam angeboren.

6. März. — Es wurde mir heute eine große Freude zu teil, die ich vor einigen Monaten noch für eine Unmöglichkeit gehalten habe: ich erhielt einen Brief von Gustav Jacobs aus Gotha [1]). Er langte am 14. Januar des vergangenen Jahres mit dem Reste seiner aufgeriebenen Division in Danzig an. Das Elend in jener Stadt soll entsetzlich gewesen sein. Auch Gustav lag drei Monate lang am Nervenfieber danieder, und das während der Zeit, als ich die Nachricht seines Todes erfuhr. Erst am 11. Januar dieses Jahres marschierte er wieder seinen heimischen Gegenden zu. Aber sein Aufenthalt in Gotha dauerte nicht lang, da er morgen, als den Siebenten, wieder hinweg muß, um für sein, für unser aller Vaterland jenseits des Rheins zu streiten. O ich hatte es gewußt, daß er mich nicht vergessen hat, daß er mir wieder schreiben würde. Ich bin so froh, daß auch er die Wiedergeburt der Deutschen erlebt hat. Doch leider erfuhr er nicht alle jene heiteren Ge-

[1]) Siehe S. 82.

fühle, die sonst die Krieger ergreifen, die, nach langer, gefahrvoller Wanderung, in die Heimat zurückkehren. Der Schmerz, den ihm die Nachricht vom Tode seiner Mutter machte, war der Wermut seines Nektars:

„Jamais nous ne goûtons de parfaite allégresse,
Nos plus heureux succès sont mêlés de tristesse“ [1]).

So geht es auch mir, der ich meinen Freund, kaum der Gefahr entronnen, einer neuen entgegen ziehen sehe.

---

Meine nächste Zukunft hat sich entschieden. Bis gegen Ostern werde ich Offizier sein. So habe ich keine Wahl mehr und gehe mit Freudigkeit meiner Bestimmung entgegen. Dürfte ich doch nur dorthin, wo Jacobs mir vorangeht, um teilzunehmen an den Thaten des entflammten Westen.

Ich beschäftigte mich diese Tage mit Goethes „Natürlicher Tochter“ [2]), und gewann ihr diesmal mehr Geschmack als sonst ab. Aber was ließe sich nicht von Goethe erwarten. Für die Bühne scheint mir dies Stück nicht zu taugen; es fordert ein zu sehr gebildetes Publikum. Der Dialog ist dem französischen nachgebildet; abgerundet, bündig, mit Antithesen geziert. Das Ganze ist eine Reihe von Scenen, von denen fast jede einzelne für sich bestehen könnte, da sie meistens Sentenzen und Reflexionen enthalten. Goethe, der den Versbau oft vernachlässigt, bildet ihn in der Tragödie mit vorzüglicher Strenge aus. Die Jamben der „Natürlichen Tochter“ sind ohne Zweifel die besten, die in Deutschland geschrieben wurden. Die Schillerschen sind weniger kräftig, insofern sie weniger bündig sind. Uebrigens scheint jene Tragödie nur der einzeln eingestreuten philosophischen Wahrheiten wegen da zu sein. Die Scene zwischen dem Weltgeistlichen und dem Herzoge, die beiden Unterredungen Eugeniens mit dem Gerichtsrat und jene mit dem Mönch [3]) müssen jede Erwartung befriedigen. Die Geschichte, selbst bis auf Nebenumstände herunter, nur den Schluß ausgenommen, ist diejenige der Prinzessin von Bourbon-Conti [4]), die sie selbst geschrieben, und die ich einmal gelesen habe.

---

[1]) Corneille, „Le Cid“, Akt III, Scene 5.

[2]) Erschien 1804.

[3]) Akt III, Scene 4, Akt IV, Scene 2, Akt V, Scene 9 und Akt V, Scene 7.

[4]) Der von Ludwig XV. legitimierten natürlichen Tochter des Prinzen Louis François de Conti (1717—76). Die Prinzessin beschrieb ihr abenteuerreiches Schicksal in ihren „Mémoires historiques“, Paris 1797.

Ich werde zugleich mit Perglas und Sch. Offizier werden. Gestern schrieben wir bereits unsere Bittschriften um eine Lieutenantsstelle bei dem hier garnisonierenden ersten Regimente, und morgen werden wir sie dem Kriegsminister übergeben. Wahrscheinlich werde ich mit Perglas wohnen. Uebrigens bin ich fest entschlossen, der großen Welt nicht zu entsagen.

---

Gestern gab man „Blinde Liebe" [1]) von Kotzebue. Der Charakter ist ohne Zweifel übertrieben, obgleich es viele kühne Aventüriers giebt, die die Unverschämtheit auf den höchsten Grad steigern. Herr Stentsch [2]) ist ganz für diese Art Rollen, gewandt, flüchtig, ohne das geringste steife Wesen. Herr Augusti [3]) stach als Lieutenant Salm genug dagegen ab, er war noch ein wenig hölzerner, als seine Rolle. Es ist seltsam, daß in vielen deutschen Familienstücken die Offiziere ernsthafte und sentimentale Personen spielen.

15. März. — Gestern nachmittags fingen wir unsere Exerzierstunden an. Der Unteroffizier, der uns unterrichtet, ist wirklich einer von den Gebildeten seiner Klasse, ohne jenes steife Wesen zu besitzen, das gewöhnlich dem Gemeinen unter den Soldaten anhängt.

18. März. — Wir waren heute nach langer Pause wieder in unserm Garten vor dem Schwabinger Thore. Doch liegt noch alles öd und wüst, und noch zum Teile mit Schnee bedeckt. Dennoch wurde ein wunderbares Gefühl in mir wach beim Anblick dieser leeren Fläche. Ich dachte der Zeit, wo ich sie zum erstenmal, und im Frühlingsschmucke angethan, betreten hatte. Wie ganz anders stand es damals um mich. Damals gehörte mein ganzes Sein und Leben und Denken dem Grafen *** [4]). Nur in ihm war ich meiner selbst bewußt. Die ganze Schöpfung lächelte mich blumenvoll an. In diesem Garten war's, wo jeder Sommerabend seinem Andenken gewidmet war. Dort suchte ich im Werther, in den Bürgerischen Gedichten eifrig jene Stellen auf, die mich ansprachen; dort machte ich selbst die meisten meiner Verse an ihn. O ihr harmlosen, unvergeßlichen Tage! Sollte der nicht verzweifeln,

[1]) Erschien 1806.
[2]) Karl Stentsch wirkte 1799—1819 als jugendlicher Heldendarsteller in München.
[3]) 1784—1831.
[4]) Siehe S. 58.

dem ihr dahin seid, da er weiß, daß ihr nur einmal erscheint im menschlichen Leben, nur einmal in eurer blühenden Schöne, eurer beseelenden Reinheit?

## 9. Bruchstücke aus den letzten Tagen meines Pagenlebens.

18. März. — Soeben höre ich, daß der Armeebefehl, der mich zum Offizier ernennen wird, bereits unter der Presse. Ich werde in kurzer Zeit meine neue Bestimmung antreten. Ich gestehe, daß ich ihr mit einiger Beklemmung entgegen gehe. Ich lebte doch einige schöne Stunden am Hofe. Es kommt mir vor, als wenn ich aus meiner glücklichen Jugend heraustrete.

---

Ich fing an, den Horace des Corneille in deutsche Jamben zu übertragen; doch mehr um mich in dieser Versart und in einer echt deutschen Umbildung der französischen Diktion zu üben, was nicht ganz leicht ist, als in der Absicht, dem Originale gleich kommen zu wollen, was großen Dichtern bei andern französischen Trauerspielen mißlungen ist.

19. März. — Ich aß heute bei dem Major Fürstenwerther, der kürzlich geheiratet und sich eingerichtet hat. Seine Frau ist weder hübsch, noch jung; aber ich glaube, daß es sich gut mit ihr leben läßt, und daß sie das Hauswesen versteht. Man lebt doch gleich ganz anders an der Seite eines weiblichen Wesens, als allein; besonders gilt dies von einem Offizier, der das Rauhe und Steife seines Standes gewöhnlich nur durch Umgang mit Weibern mildert. Man lernt auch für andere sorgen und besorgt zu sein. — Ich lernte den Major Ribaupierre vom zehnten Regiment kennen.

---

21. März. — Der Armeebefehl, der uns zu Lieutenants macht, ist nun wirklich erschienen. Doch da wir erst für unsere Equipierung zu sorgen haben, so wird es noch einige Zeit dauern, bis wir unseren neuen Stand in der That antreten können. Ich thue es mit Freuden.

---

25. März. — Wie schön kommt oft ein günstiger Zufall unseren liebsten Hoffnungen entgegen und läßt uns neue Hoffnungen in die Zukunft bauen.

Wir waren beschäftigt, uns Quartiere zu suchen, und ich war schon im Begriff, mit Perglas gemeinschaftlich eine Wohnung auf dem Schrannenplatze zu nehmen; als ich erfuhr, daß in demselben Hause, in dem die Marquise wohnt, zwei Zimmer zu vermieten seien. Ich besah sie, sie sind sehr artig. Perglas gefallen sie nicht, er will durchaus in jene andere Wohnung. Ich kann aber durchaus nicht davon ablassen und werde daher mit Sch. zusammen wohnen, und Perglas anderswo allein. Bis künftigen Monat werden wir einziehen. Dieser Zufall hat mich zu einem Gedichte veranlaßt.

---

In einem Konzerte, das wegen des Jubiläums des Kapellmeisters Winter [1]) gegeben wurde, gab mir Madame Liebeskind [2]), wie sie früher versprochen hatte, eine Abschrift jenes Gedichts, welches der Kronprinz in die „Zeitung für die elegante Welt" [3]) drucken ließ. Es heißt: „Empfindungen eines deutschen Fürsten beim Ausmarsch der Nationalgarde." Der Geist, das Gefühl darin ist sehr lobenswert. Es drückt den feurigen Wunsch aus, aufgetrieben von einer müßigen Ruhe, im Gewühl der Schlachten, für Deutschlands Freiheit, auf Frankreichs Boden zu kämpfen. Es übertrifft hundert der neuen Dichterlinge, obgleich das Ganze von einer noch unsicheren Hand zeugt, wie es nicht anders von einem Mann zu erwarten ist, der die wenigste Zeit seines Lebens den Musen zu widmen hat.

---

Heute hatte ich zum letztenmal Tafeldienst beim König. Von was ich mich ungern trenne, fast ist es kindisch, es niederzuschreiben, ist nichts anderes, als mein Galakleid, das mir so teuer ist, als weiland Werthern sein blauer Frack, in dem er Lotten zum erstenmal gesehen hatte. Auch mich knüpfen süße Erinnerungen an dies Kleid, auf welchem einen Augenblick M**s [4]) schöne Hand ruhte.

---

29. März. — Der kommende Frühling regt die Sehnsucht, fremde Länder und fremde Menschen zu sehen, wieder mächtig in mir auf. Besonders zieht es mich nach Italien:

---

[1]) Peter von Winter (1754—1825), Schüler Voglers in Mannheim; seit 1788 Hofkapellmeister in München; Opernkomponist.

[2]) Siehe S. 4.

[3]) Jahrgang 1814, Nr. 30, S. 232.

[4]) Graf Mercy. Siehe S. 58.

„Neapels Götterau'n,
Verklärung, Belvedere
Und Kapitol zu schaun" [1]).

Ja, vor allem die Hauptstadt der alten Welt, den Sitz der Kunst, das Vaterland von Pompejus und Cato, den großen Schauplatz jener Herrlichkeit mit halbverfallenen Säulen seiner Pracht, den Thronsitz der stolzen Statthalter Christi, der Könige im Gedankenland, mit einem Worte — Rom! Als ich aber einst in einem Briefe an Jacobs diesen Wunsch gestand, antwortete er mir mit den Worten Schillers:

„Aber Rom in allem seinem Glanze
Ist ein Grab nur der Vergangenheit;
Leben duftet nur die frische Pflanze,
Die die grüne Stunde streut" [2]).

---

Ich beschäftige mich mit den Briefen der Marquise von Pompadour [3]). Sie vereinigen mit sehr viel Geist alle Grazien eines einnehmenden und fließenden Stils.

Vorgestern abend trat eine fremde Schauspielerin, Madame Rottmaier, in der Rolle der Maria Stuart auf; wenn aber etwas noch schlechter als schlecht sein kann, so war es ihr Spiel. Wie weit stand sie hinter ihrer Gegnerin, der Madame Reinhard [4]) als Elisabeth, zurück. Es war unmöglich, einigen Anteil an ihr zu nehmen. Sie sprach so leise, daß die Hälfte unverstanden blieb, und in der Scene mit der Elisabeth war's, wo sie ein einziges schönes und wahres Wort sagte: „Ich bin nur noch der Schatten der Maria" [5]). Burleigh, Paulet, Kennedy spielten nicht viel besser.

---

31. März. — Heute endlich, nachdem wir equipiert sind, traten wir in unsere Funktionen. Des Morgens acht Uhr gingen wir zu Herrn von Keßling, der uns viele Ermahnungen gab, uns vor dem Spiel, den

[1]) Matthisons Gedichte (Tübingen 1811) Bd. 1, S. 173 („Die Kinderjahre").

[2]) Das Citat aus Schillers Gedicht „An die Freunde", Strophe 4, vgl. Mss. Mon. Plat. Nr. 68, 4 e. Brief aus Gotha vom 13. November 1811.

[3]) „Lettres." Londres 1773. Die Marquise gest. 1764.

[4]) Charlotte Henriette, geborene Salbach (1775—18?), Gattin des nicht minder hervorragenden Schauspielers Karl Reinhard (1765—1836). Seit 1805 auf der Münchener Hofbühne thätig, erregte sie durch ihr Talent und ihre Schönheit gleiche Bewunderung.

[5]) Akt III, Scene 4.

Weibern und Ausschweifungen, kurz allen dem zu hüten, was junge Leute in's Verderben stürzt. Er überreichte uns hierauf unsere Degen, mit der dabei üblichen Ceremonie, indem er uns nämlich einen Backenstreich gab, hinzufügend, man solle dies von ihm, doch keinem andern leiden. Wir vertauschten dann unsere Pagenröcke mit der Uniform des ersten Regiments, und Herr von Keßling führte uns zu Seiner Majestät. Der König empfing uns im Vorsaal der Königin. Er ist der gütigste Monarch von der Welt, und es ist mir leid, nicht so oft mehr in seiner Nähe sein zu dürfen. Wir gingen hierauf in Begleitung unseres Oberstlieutenants zum Kriegsminister, dann zum Stadtkommandanten, und endlich zum Oberstlieutenant Graf Ysenburg, der die hier zurückgebliebene Reserve kommandiert. Er beschied uns um halb zwölf auf die Parade, wo wir zum erstenmal erschienen.

## Schluß.

So war ich denn Offizier geworden. Was uns im Anfange besonders schwer fiel, war, daß wir alle Wachdienste vom gemeinen Soldaten angefangen, durchmachen mußten. Das Regiment war im Feld, es befanden sich nur fünf oder sechs meist junge Offiziere da, von denen mir keiner gefiel. Ich mischte mich wenig in ihre Gesellschaft, und besuchte kein Kaffeehaus. Professor Hennequin führte mich in der Harmonie ein, wo ich alle Zeitungen und Journale fand.

Mit meinem Quartier war ich sehr zufrieden. Ich wohnte bei der Witwe eines Hofmusikus, Madame Schwarz. Es war die Schwester unseres Schreiblehrers bei den Pagen, Sekretär Mailer, durch den ich auch in dies Haus gekommen war. Madame Schwarz hatte noch ihre alte Mutter, Madame Mailer, bei sich. Ich lebte sehr gut mit beiden Frauen, war oft in ihrer Gesellschaft, aß auch später mit ihnen, und sie waren für mich wie für einen Sohn besorgt.

# Erwähnte Schriften.

Schillers Gedichte.
Laokoon von Lessing.
Agathokles von Caroline Pichler.
Urania von Tiedge.
Armin von Hinsberg.
Le Cid, Horace, Cinna par P. Corneille.
Skizzen der allgemeinen Geschichte von Dippold.
Befreites Jerusalem von Gries.
Natürliche Tochter von Goethe.
Lettres de la Marquise de Pompadour.
Umgang mit Menschen von Knigge.
Goethes Gedichte.
Beckers Weltgeschichte.
Meißners Skizzen [1]).
Goethe: Hermann und Dorothea, Wilhelm Meister, Werther, Götz ꝛc.
Schiller: Macbeth.
Der Kinderfreund von Weiße.
Schillers Theater.
Deutscher Dichterwald [2]).

[1]) Leipzig 1778—96.
[2]) Deutscher Dichterwald von Just. Kerner, F. de la Motte Fouqué, L. Uhland u. a.; Tübingen 1813.

# Memorandum meines Lebens.

## Viertes Buch.

Vom April bis November 1814.

„Im Feuer seines liebenden Gefühls
Erhoben sich, mir selber zum Erstaunen,
Des Lebens flach alltägliche Gestalten."

Schiller[1]).

[1]) Wallensteins Tod, Akt V, Scene 3.

Am 5. April 1814 München.

Diese Tage waren Jean Pauls „Dämmerungen für Deutschland“ [1]) meine Lektüre. Es entwickeln sich immer viele neue Ideen in mir bei der Lektüre dieses Schriftstellers. Er hat eine ungeheure Belesenheit, oder vielmehr all sein Wissen ist in einen so engen Raum zusammengedrängt, daß sich ihm sogleich das Passende und Brauchbare darbietet. Sein Stil ist nun einmal gar zu sonderbar, und oft durch sinnschädliche Zwischensätze dunkel. Deswegen ist er auch kein Lieblingsschriftsteller der Weiber. Für die Engländer ist er ebenso wenig als für die Franzosen eingenommen. Zu übersetzen ist er kaum. Er hat mit Rousseau gemein, daß beide über Erziehung schrieben, und gleichwohl beide ungezogene Kinder hatten und haben [2]).

Spätere Anmerkung:

Rousseau hatte gar keine Kinder, weil er sie nach der Geburt ins Findelhaus schickte.

---

Am 6. April 1814 München.

Ich hatte mir heute fest vorgenommen, einen Besuch bei der Marquise von B. abzulegen. Es war ziemlich kühn, mit meinen wenigen französischen Phrasen mich zu einer französischen Dame zu wagen, von der ich ebenso wenig wußte, als sie von mir. Aber so wankelmütig ich sonst sein mag, diesmal behielt mein fester Entschluß die Oberhand, ein Zeichen, daß Liebe auch Schüchternheit besiegt. Ich ging hinunter, ließ mich melden, wurde angenommen. Die Mutter kam mir allein entgegen. Ich stotterte ihr in einigen Worten eine Entschuldigung meiner Kühnheit vor, indem ich es, unter demselben Dache wohnend, für Pflicht

---

[1]) Tübingen 1809.

[2]) Anspielend auf J. J. Rousseaus „Emile“ 1762, und Jean Pauls „Levana oder Erziehungslehre“, 1807.

hielte, ihr meine Höflichkeit zu bezeigen. Sie hieß mich setzen, und nun mußte ich erfahren, daß man bei einer Französin nie in Gefahr kömmt, die Flamme des Gesprächs erlöschen zu lassen. Sie that mir tausend Fragen in einem Atem, und ich stellte in Gedanken eine deutsche Dame daneben, um den ungeheuern Unterschied zu bemerken. Ich empfahl mich bald; allein ich nahm doch jene Zufriedenheit nicht mit, die, wie ich glaubte, mich erfüllen müßte, wenn dieser erste Schritt gethan wäre. Es kömmt daher, weil ich mich nicht gut benommen haben mag. Sie sah mich ziemlich verwundert an, und mochte wohl in Gedanken die Freiheit, die ich nahm, sie zu besuchen, mit der Verlegenheit, die ich während des Besuchs zeigte, vergleichen.

Le 8 Avril 1814 Munich.

Les Alliés sont donc entrés dans Paris [1]), dans cette ville, qui depuis bien longtemps n'a jamais reçu des ennemis, pendant que les capitales de notre pauvre patrie y étaient obligées tant de fois. A Paris on voit déjà beaucoup de cocardes blanches, on y entend des voeux pour Louis XVIII. Les Alliés ne traitent plus avec Napoléon, ils se sont déclarés en faveur de l'ancienne maison de Bourbon. Il faut attendre ce que le temps nous apportera. Quant à moi, je souhaitrais d'oser joindre l'armée victorieuse, et de me battre encore, et de voir Paris et la France.

Le 10 Avril 1814 Munich.

Schnizlein m'a écrit de Weil, près de Basle. Il se plaint de manquer de bonne société. Il a été aussi a Schaffhouse; mais la chûte du Rhin n'a pas produite en lui ce grand effet, comme il s'était imaginé, avant de la voir. Il ne faut jamais ce faire une idée trop grande d'une chose, afin de n'être pas trompé.

Le 12 Avril 1814 Munich.

Je me suis occupé quelques heures des poésies de Monsieur Sendtner, Rédacteur de quelques journaux [2]); mais je n'y ai rien trouvé d'intéressant. Ce sont des vers boiteux, c'est de la prose versifiée. Un défaut général des poëtes bavarois c'est de ne savoir pas rimer à cause de leur fausse prononciation de l'Allemand.

---

[1]) Am 31. März.

[2]) Jacob Sendtner (geb. 1784), gest. 1833 als Professor und Redakteur der „Münchener politischen Zeitung". An der Universität lehrte er Aesthetik. Seine „Gedichte" erschienen 1812, Nürnberg. Im selben Jahre gab er auch das „Gesellschaftsblatt für gebildete Kreise" heraus.



Le 14 Avril 1814 Munich.

On dit partout que Napoléon sera banni sur l'isle d'Elbe, avec un salaire de 6000000 francs. Là, il conclura peut-être d'une manière désoeuvrée une vie si active. Qui l'aurait jamais crû? Il ne pouvait guère mettre plus de confiance en son bonheur, que le monde le faisait. Qui aurait jamais crû, que ce Roi de Prusse, le prince le plus malheureux de son siècle, rétablirait la gloire de son peuple et ses anciennes frontières et qu'il passerait en triomphe par les rues de Paris? lui qu'un destin acharné semblait choisi pour but de ses traits empoisonés, lui, que le malheur frappait coup à coup, à qui il ravissait la moitié de ses provinces et dans son épouse la plus belle, la plus touchante des femmes terrestres; lui enfin, dont le royaume puissant tombait par la paix de Tilsit au rang des états insignifiants. Mais Frédéric Guillaume III a mérité ce changement heureux par sa constance dans l'adversité, que Buonaparte même admira. Quelle allégresse publique le recevra à Berlin. Les cris de joie de son peuple lui seront un triomphe plus doux que les acclamations des Parisiens.

Le 15 Avril 1814 Munich.

Avanthier je m'occupai des poésies détachées de A. W. Schlegel [1]). On peut le nommer un des meilleurs de nos poétes, quoiqu'il n'est pas maître. Son „Ariane", son „Promethée", et même le „Pygmalion" [2]) sont trop longs, trop amples pour plaire. Il ne faut pas commencer par l'œuf, il vaut encore mieux de conduire le lecteur au milieu de son sujet. Le poême „La ligue de l'église avec les arts" [3]) est quelque chose pour messieurs les catholiques. Jamais je ne puis attribuer à l'office catholique ce colorit vif et serein, qui reposait comme un tapis de fleurs sur les fêtes réligieuses des Grecs. Quels rapports peut-on trouver entre le temple d'Apollon et les voûtes sombres d'une église gothique, avec tous ces ornements sans goût, sans symmétrie? C'est justement, ce qui ne me plait pas, que les plus grands peintres de l'Italie ont sacrifié tout leur art à l'histoire sainte. Notre office protestant non ressemble non plus à celui des Grecs; il porte le sceau de la sévérité, de la dignité, d'une grandeur simple, puisque c'est l'esprit du

---

[1]) 1800, Tübingen.

[2]) Die angeführten Gedichte befinden sich auf S. 38, 72 und 57.

[3]) „Der Bund der Kirche mit den Künsten," S. 143 ff.

cristianisme. Il ne convient pas à la poésie, convenant à la vérité. C'est sûr, qu'il n'oppresse pas les beaux arts, quoiqu'il ne leur permet pas des sujets, qui ne sont pas fait pour la réprésentation.

Quant aux Sonnets de Schlegel [1]), il est unique dans ce genre, mais il vaudrait mieux, s'il en avait pas fait imprimer un si grand nombre.

Le 16 Avril 1814 Munich.

Napoléon a versé des larmes à la nouvelle de son dethrônement

> Gieb ihm die Herrschaft über dich, o Welt,
> Dieweil er weinen kann [10].

Mais non ces vers ne fûrent pas écrits pour lui. Ce ne fût pas la misère de son peuple, ce ne fût que son propre malheur, qui lui causa des pleurs. Lorsqu'on lui offrait six millions de rente d'Elbe, il dit, que c'était trop pour un soldat. Mail il y apportera sûrements des trésors si considérables, qu'il n'aura pas besoin de pension.

A Paris on a projeté une constitution, qu'on ira proposer à Louis dix-huit.

Le 20 Avril 1814 Munich.

Hier nous fûmes présentés par notre lieutenant-colonel au prince royal qui partira pour Paris. On parle d'une assemblée de tous les princes dans cette ville. Louis XVIII y arriva le treize. Probablement le prince royal assistera à son couronnement.

> „Die Länder wird er sehen, die das wilde
> Gespann des Kriegs zertrat;
> Doch lächelnd grüßt der Friede die Gefilde
> Und streut die goldne Saat" [2]).

Ainsi les souhaits de son poème seront du moins exaucés à demi.

Le 22 Avril 1814 Munich.

Dans la maison où je dine, j'ai fait la connaissance d'un officier de Génie, qui s'appelle Lemus, et qui me parait un jeune homme de beaucoup d'érudition. Hier il m'a rappelé un livre, que j'avais le dessein de lire depuis longtemps. Enfin je me le suis

---

[1]) a. a. O. S. 159 ff.

[2]) Schillers Gedicht „Dem Erbprinzen von Weimar": „Die Länder wirst du sehen" u. s. w., vgl. S. 99.

procuré: Ce sont les „poésies allemannes“ de Hebel [1]. Je n'entends pas encore tout-à-fait l'idiome, mais déjà je suis enchanté de l'originalité et de la naiveté inimitable, qui règne dans ces productions.

Le 25 Avril 1814 Munich.

Hier matin je fus chez la Marquise de B. Euphrasie fut présente et me traita avec beaucoup de gentilesse. Mais une question que je lui faisais, me rendit triste. „Est-ce-que vous retournerez en France peut-être?“ „Oui, mais pas de si tôt.“ Mais pourtant oui!

Hier au soir j'eus encore le plaisir de lui parler. Il y avait une académie à la cour, où je me rendis avec Perglas.

Le 27 Avril 1814 Munich.

Je viens de la Marquise, où je passais la soirée. Elle m'avait invité. J'y trouvai la comtesse de Wyttgenstein, les trois demoiselles de Weichs, le général de Colonge, un abbé, que je ne connais pas et le vicomte qui est l'ami de la maison. On s'occupa de petits jeux amusants. Le „Jeu de la Cloche“, „La Lotterie“, „Vive l'amour“ etc. La plus belle de ce cercle eut la bonté de m'expliquer les jeux qui ne m'étaient pas encore connus. Aurais-je cru tout cela avant six semaines?

Am 4. Mai 1814 München.

Gestern nachmittags fuhr ich mit Lieutenant Lemus nach Schleißheim, der Bildergalerie [2]) wegen. Die Gesellschaft bestand noch aus zweien Kondukteurs vom Geniecorps, Zech und Ahlhaus, und einem jungen Ansbacher, Namens Schäfer. Die Gemäldesammlung ist in 42 Zimmern und 5 Sälen und besteht meist aus niederländischen Meistern, die mehr Kunst und Fleiß, als Genie verraten. Doch habe ich der Malerei noch nicht den rechten Geschmack abgewonnen. Wir konnten nur alles flüchtig durchsehen, da wir wenige Zeit hatten.

Am 6. Mai 1814 München.

Perglas und ich haben bereits unsere englischen Stunden bei Herrn Lechner angefangen. Er ist ein sehr höflicher Mann, und will uns binnen drei Monaten Lesen und Sprechen lehren. Den Gesandtschaftssekretär des

[1]) J. P. Hebel (1760—1826), „Alamannische Gedichte. Für Freunde ländlicher Natur und Sitten,“ Karlsruhe 1803.

[2]) Die sich in dem von Kurfürst Max Emanuel (1679—1729) Ende des 17. Jahrhunderts erbauten Schlosse befindet.

Mr. Rose lehrt er Deutsch. Er erzählt viel von London, und erweckt in mir die unbezwingliche Begier, diese Welt im kleinen zu sehen. Dort geht alles dem Handel, der Wirksamkeit entgegen, und der hohe Wohlstand erzeugt die Pracht, während in Paris und anderen großen Städten die ungeheure Volksmasse einzig und allein dem Luxus und den Vergnügungen opfert. Dennoch, wenn ich zu wählen hätte, würde, Hesperien zu sehen, England vorziehen. Hier waltet das reichste Leben, dort die Erinnerung des schönsten.

Ich kenne die reizende Natur so wenig, ich sah noch so wenig liebliche Gegenden, daß mich oft bei einem Gemälde stille Sehnsucht ergreift, wenn es eine einsame Landschaft mit umbuschtem Waldhügel, einen schäumenden Wasserfall oder eine halbzerfallene Kirche darstellt, durch deren waldige Umgebung ein reiner Bach seine plätschernden Wellen zieht.

Am 7. Mai 1814 München.

Was die Zufriedenheit, die ich in mir fühle, zuweilen vergällt, ist die zügellose Unsittlichkeit, die ich um mich her sehe. Ich war, mit dem Dichter zu reden, in strenger Pflicht aufgewachsen[1]), unbekannt mit der Welt, und glaube nun ein zweites Gomorrha zu finden. Alle Laster der Unzucht werden bei unserem Stande rühmend zur Schau getragen.

Am 9. Mai 1814 München.

Ich las heute im Moniteur[2]) die Landung Ludwigs XVIII. in Calais, die gewiß höchst rührend und feierlich sein mußte. Schon als das Schiff sich von ferne zeigte, erhob sich ein Jubelgeschrei auf der französischen Küste. Als dies vollends aber näher kam, als sich der geliebte König auf demselben zeigte, welcher, ganz ergriffen von der Feier des Augenblicks, die eine Hand auf die Brust gelegt, die andere aber, wie die Augen, die von Freudenthränen naß waren, gegen Himmel gerichtet, erschien; als er, nach zwanzigjähriger Verbannung, den Fuß wieder zum erstenmal auf dem Vaterlandsboden niedersetzte, da strömte von jedem Munde lautjauchzendes: Vive le Roi!

Le 11 Mai 1814 Munich.

Hier matin je me rendis chez la Marquise. Elle m'accueillit poliment. Quant à Euphrasie, je ne la vis que deux moments. En général je ne fus pas content de cette visite, tombant d'un embarras dans l'autre. Je donnerai une esquisse de notre conversation:

---

[1]) Worte Mortimers, „Maria Stuart", Akt I, Scene 6.

[2]) Nr. 120, 30. April 1814.

„Est-ce-que vous dansez, Monsieur?“
„Non, Madame.“
„Mais on apprend à danser aux pages?“
„Oui, Madame.“
„Aimez-vous le dessein?“
„Non, Madame.“
„Mais on apprend à dessiner aux pages?“
„Oui, Madame.“
„Êtes-vous musicien?“
„Non, Madame.“
„Mais on apprend la musique aux pages?“
„Oui, Madame.“

Je disai cela, en m'essuyant le front. Quelle idée elle se fera de moi.

Am 13. Mai 1814 München.

Gestern bezog ich als Sergeant die Hauptwache; als ich heute abgelöst wurde, und in meine Wohnung zurückkam, fand ich Schönbrunn bereits ausgezogen, der sich weder mit den Hausleuten noch mit mir vertrug. Ueberdies litt er an einer galanten Krankheit, was mir besonders nicht sehr appetitlich schien.

Für diesen Abend erhielt ich eine Einladung bei der Marquise von B. Ich kann sagen, daß ich mich sehr gut unterhielt. Die Gesellschaft bestand noch aus den älteren Fräulein Weichs, dem General Colonge, dem Vicomte und einer Dame, die ich nicht kannte. Wir spielten „Hammer und Glocke“.

Am 19. Mai 1814 München.

Am heutigen Himmelfahrtstage machte ich mit Lemus eine Promenade nach Föhring, wo ich unter anderen eine alte Bekanntschaft, den jungen Asimont aus Ansbach, traf, den ich lange nicht mehr gesehen hatte. Mit meinem Begleiter unterhielt ich mich von mancherlei. Er erzählte mir untern anderem, daß er in Rothenburg einen jungen Menschen gekannt habe, Namens Hesse, der sehr schöne Verse machte, und der, obgleich sehr bescheiden, doch so kühn gewesen sei, einige seiner Gedichte, mit einem Briefe begleitet, Goethen zu Beurteilung vorzulegen. Goethe hat ihm auf das verbindlichste geantwortet, hat seiner Poesie einen hohen Wert zuerkannt, und sich unterschrieben: „Ihr Sie liebender Freund Goethe“. [11] O daß an meinen Versen auch nur ein wenig etwas gelegen wäre, um ein gleiches Wagstück zu begehen! Aber ich bin kein Hesse. Ich muß

gestehen, daß mich dieser Gedanke verfolgt. Lemus sagte ich, daß ich zuweilen Verse schriebe, er mochte es aber für eine Prahlerei halten.

Am 20. Mai 1814 München.

Heute konnte ich nicht umhin, das Schauspielhaus zu besuchen. Man gab ein Mozartsches Meisterstück, „Don Juan". Die Musik ist groß und hinreißend, besonders Ende des zweiten Akts, als der Geist erscheint. Die Stimme des Herrn Mittermayer[1]) ist sehr sonor. Schauspieler ist er nicht. Ich saß eine Bank hinter den Pagen, und sprach viel mit Yrsch und Professor Hennequin. Zugleich hatte ich das Vergnügen, einen meiner ältesten Jugendbekannten, Adalbert Liebeskind[2]), anzutreffen, der nun aus der russischen Gefangenschaft zurückgekommen, wo er sich wenigstens viel von der Sprache jenes Volkes eigen machte. Er war sehr zuvorkommend gegen mich, versprach mich zu besuchen. Er ist hier beurlaubt.

Am 22. Mai 1814 München.

Liebeskind kam wirklich gestern morgens. Ich entdeckte noch lauter gute Eigenschaften an ihm. Er hat Erfahrung, und man kann sich auf ihn verlassen. Wie sehr sticht er nicht von Lemus ab, dem noch so viel zu einem festen, männlichen Geiste fehlt!

Am 28. Mai 1814 München.

Ich komme davon her, eine interessante Bekanntschaft zu machen, die ich Liebeskind zu danken habe. Er holte mich abends sieben Uhr zu einem Spaziergange ab, nachdem er mich schon vorher unterrichtet hatte, daß er mich einem jungen Mann, Namens Herrn Issel zuführen würde, den der Großherzog von Darmstadt als einen jungen Künstler reisen läßt. Ich glaubte nichts Besonderes zu finden, hatte mich aber sehr verrechnet. Welch ein Jüngling entfaltete sich mir in ihm! Welche Vielseitigkeit, welcher reine Geschmack, wie viel Kunstsinn, welche bündige Sprache! Und dann seine Liebenswürdigkeit im geselligen Umgange! Wie freundlich, wie zuvorkommend und wie ungezwungen war er gegen mich! Er ist viel gereist, und das drückt immer der Bildung eines jungen Mannes das Siegel auf.

Je suis fâché qu'il partira dans huit où neuf jours, comme il demeure à Munich déjà depuis trois mois. Quant à notre prome-

---

[1]) Georg Mittermayr, gest. 1858, nachdem er 1807—34 am Münchener Hoftheater thätig und sehr beliebt gewesen.

[2]) Siehe S. 4.

nade, nous étions au Prater, un endroit assez joli pour Munich. Il y a de belles arbres.

Issel apprit, que j'aimais la poésie. Il connait le jeune Voss [1]), fils du traducteur célèbre d'Homère. Celui-là fut parmi les amis de Schiller; il était présent, lorsque le grand homme mourût, et il lui coupa une boucle après la mort, laquelle il donna à Issel, comme il avait lui-même encore beaucoup d'autres reliques chéries du poëte. Issel m'a promis quelques de ces cheveux, que je garderai comme une chose sacrée. Retournés à la ville, Issel se rendit dans un café, où il avait un rendez-vous de billard, mais sa partie ne vînt pas. J'ai pu encore jouir de sa conversation. Liebeskind nous quitta bientôt. Il s'agit de beaucoup de choses, des langues, des ouvrages de Goethe, de la brièveté de la vie en rapport avec l'étendue de l'art. A onze heures nous quittâmes le café. Je l'accompagnai jusqu'à son logement, il m'obligea de monter. Il demeure auprès de Nathan Schlichtegroll [2]), dont il me conseilla de faire la connaissance. Nous parlâmes de la réformation, de Luther, aussi de l'école mystique, des Schlegel [3]), de Werner [4]), qu'il connait personnellement.

Issel se rendra en peu de temps en Italie, et il m'invita de l'accompagner, ce qu'il fallait refuser naturellement. Quand mes circonstances et mon état me l'accorderaient, rien ne pourrait être plus interessant, qu'un tel voyage à côté d'un tel jeune homme. Je ne conçois guère, comme un homme aussi spirituel peut s'interesser pour moi. Il me reconduit jusqu'à la Porte Neuve, et je lui dis, que je le quittais pour le retrouver dans mon journal. Il me pria, de n'y écrire rien de mauvais de lui. Je dis que non.

Le 30 Mai 1814 Munich.

Hier après midi je me rendis chez mon nouvel ami qui m'accueillit très cordialement, comme je l'avais attendu. Il jouait au piquet avec Madame de Hamberger, veuve de ce pauvre Saxon [5]).

---

[1]) Heinrich Voß (1779—1822), seit 1806 Professor in Heidelberg, nachdem er vorher (1804—6) Gymnasiallehrer in Weimar gewesen.

[2]) Sohn des bekannten Nekrologisten und Generalsekretärs der Akademie der Wissenschaften in München, Adolf Heinr. Friedr. Schlichtegroll (1765—1822).

[3]) August Wilhelm (1767—1845) und Friedrich Schlegel (1772—1829).

[4]) Friedr. Ludw. Zacharias Werner (1768—1823).

[5]) Julius Wilhelm Hamberger (1754—1813), wie Jacobs von Gotha als Bibliothekar nach München berufen, wo er, nachdem er in Wahnsinn verfallen, starb.

Après il me montra sa dernière peinture, représentant le Vatican à Rome. Il y ajoutait beaucoup de sa propre invention pour renchérir sur la nature. Ensuite il me lut une lettre d'un de ses amis, à cause de la bizarrerie, dont ce jeune homme extravagant et fantastique fait profession. Je n'en ai retenu qu'une seule phrase, qui en était la plus supportable: „Si l'arbre est planté pour l'amour de ses fruits, est-ce possible, qu'un cœur batte au sein du planteur?" Plus tard Liebeskind nous joigna avec Charles Wiebeking, dont je faisais la connaissance. Nous nous disposâmes à faire une promenade au Glasgarten. Puisqu'il commençait à pleuvoir, il fallut nous retirer dans un salon de jardin. Il y eut beaucoup de monde, la conversation devint générale. On parlait de musique et surtout de l'abbé Vogler [1]), en racontant plusieurs anecdotes à son égard. Nous nous retirâmes assez tard, et après que les deux autres s'étaient séparés de nous, Issel me pressa d'une manière passionée de le conduire chez moi, et de lui lire quelques choses de mes poésies, car disait-il, quand on parle autant de poëtes, il n'est impossible, qu'on essaye quelquesfois à composer des vers. Je m'y refusai constamment, mais il persista d'aller au moins chez moi, quoique je ne devrais pas être obligé de lui lire quelque chose. Mais arrivé dans ma chambre, il me pressa encore davantage, en me disant, qu'il n'avait jamais prié personne autant que moi. Il fallut donc bien tirer quelque chose de mon portefeuille, ce qui se faisait avec beaucoup de confusion. Je lisais deux petits chansons „Des Mädchens Nachruf" et „Abschiedsruf an den Geliebten" [2]), ce qu'était le dernier ce que j'avais fait. Il leur donna son approbation. Après cela je l'accompagnai chez lui, où il me faisait réciproquement la lecture de quelques uns de ses propres productions poétiques, composées, comme il me disait dans sa quinzième année. On voit bien que la poésie n'est pas son occupation principale, et ne doit pas l'être. Je voudrais lui donner le conseil de ne négliger pas l'harmonie et la forme, et de ne traiter pas des mètres ingrats de Klopstock.

Aujourdhui, ayant été encore au Glasgarten, en même société, Issel renouvela son empressement d'hier. Il ne se tranquilisa plutôt,

---

[1]) Siehe S. 29.

[2]) Mss. Mon. Nr. 5. „Des Mädchens Nachruf" auch in Nr. 4 („Puellis Jovis. Teils ganz verwerfliche, teils noch verbesserliche poetische Versuche von meinem fünfzehnten bis ins zwanzigste Jahr 1811—16") und zuerst gedruckt in „Lyrische Blätter" (Leipzig 1821) S. 103.

que je ne lui avais promis, d'aller le prendre à neuf heures et demi dans une rue où il voulait m'attendre. Cela se fit. Il vint, je fus la lecture de quelques pièces „Des Mädchen Friedenslieder“ [1]), „Der Schiffer“ [2]), „Rückkehr ins Vaterland“ [3]). Il voulut lire lui-même absolument quelques unes, p. e. „Der Verrat in der Laube“ [4]), „Der Liebling der Musen“, „Hesperien“ [5]). Mais je me sentais triste, lorsqu'il était parti. Comment pouvais-je découvrir aux yeux du connaisseur les sentiments les plus profonds de mon âme? sans que lui-même peut-être ait jamais prouvé ces inclinations qui en sont l'auteur. Il a détruit le paradis silentieux de mes tranquilles joies. Non, je ne ferai plus des vers! Jamais je n'aurais produit de grandes choses. Je serai encore plus solitaire que je n'étais jusqu'ici.

Le 31 Mai 1814 Munich.

Je jouis d'une belle soirée avec mon ami; nous nous promenâmes au jardin anglais. Issel me temoigna si vivement son amitié, en me montrant une pleine ouverture de cœur, il me communiqua les détails de sa situation. Il a le titre d'un sécrétaire de la chambre du grand Duc et son sailaire monte à 2000 fl., dont il jouit avec la permission de voyager en peintre. Il me conjura de renoncer à mon dessein, de ne composer plus de vers. Il voulut, que je lui donne un petit, poëme à son départ. Quant à lui il veut me faire présent d'un petit tableau.

Le 1 Juin 1814 Munich.

Aujourdhui Issel me donna quelques cheveux de la tête sacrée de Schiller. Nous etions au Glasgarten. Je m'en allai bientôt, mais je lui laissai une petite chansonette „Des Flüchtlings Wiederkehr“ [6]), où je lui promis, de retourner à la douce poesie par l'amour de lui.

---

[1]) Mss. Mon. Nr. 5, zuerst aufgenommen in „Lyrische Blätter“, S. 105 ff.

[2]) „Schiffers Lied,“ Mss. Mon. Nr. 4.

[3]) „Die Wiederkunft“, Mss. Mon. Nr. 5, vgl. „Heimkehr,“ „Lyrische Blätter“ S. 99.

[4]) Mss. Mon. Nr. 4.

[5]) Von letzteren beiden Gedichten „Der Liebling der Musen“, vielleicht in „Dichterschicksal“ Mss. Mon. Nr. 4 und zuerst gedruckt bei Schlichtegroll „Erinnerungen an Aug. Graf von Platen,“ München 1842, S. 65, erhalten, vgl. R. I, 379.

[6]) Schlichtegroll, a. a. O. S. 24.

Le 6 Juin 1814 Munich.

Issel connait ma famille par l'histoire d'une comtesse de Platen[1]), qui a joué un grand rôle à la cour du Duc de Brunswik, père de George I. Il en a composé même une tragedie dans sa jeunesse, mais elle était sifflée à Francfort. — Nous etions au jardin anglais. Je proposai une partie en bateau sur le lac; elle a été agréable. Nous récitâmes des morceaux en vers de quelques poëtes allemands. Il préfère Schiller à Goethe; moi presqu'aussi. En retournant, je rencontrai mon sergeant-major, qui me dit, qu'on m'avait destiné de transporter des voitures à Rattenberg en Tyrol, chargées de tentes. Cette nouvelle me déplût fort, mais Issel promit de m'accompagner. Après nous nous rendimes au café, où nous trouvâmes Liebeskind avec Nathan Schlichtegroll. Le premier proposa au second de boire fraternité et de se tutoyer. Schlichtegroll et Issel me firent la même proposition, que j'acceptai. Nous fûmes encore une visite à Perglas qui était de garde.

Le 8 Juin 1814 Munich.

Hier j'eus beaucoup d'affaires à cause de mon départ. Notre régiment, retournant de la campagne, entra dans la ville et fut accueillie solonnellement. Je revis mes camerades. Des autres aucun ne me parût intéressant. Le colonel, le baron de H., me parait un soldat sans égards et sevère. Aujourdhui Issel me présentait à Mr. de Harnier, ambassadeur du Grand Duc de Darmstadt et à Madame son épouse. Je me promets de belles heures de cette connaissance. Ils ont quatre enfants, bien élevés, deux filles et deux garçons. — L'empereur d'Autriche doit arriver demain, moi, je partirai.

Le 9 Juin 1814 Aibling.

Issel persistait de m'accompagner. Nous déjeunions ce matin chez lui, Liebeskind et moi. La voiture que nous avions, fut bien mauvaise. Nous partimes de l'arsénal à six heures du matin. Nous montâmes devant la porte de l'Isare, où Liebeskind prit congé. Il commençait à pleuvoir. Nous nous entretinmes des écrivains fameux,

---

[1]) Ernst August von Braunschweig-Lüneburg, regierte 1679—98, Gemahl der Pfalzgräfin Sophie. Die Gräfin Platen war die Frau seines Ministers, mit der er zum großen Kummer seiner sittenstrengen Gemahlin verbotene Beziehungen unterhielt.

entre autre de Gall[1], que Mr. Issel connait. Nous lûmes aussi au „Wallenstein". A. Peiss nous dinâmes ensemble. Ici nous arrivâmes assez tard. Cette petite ville ne me plait pas.

Le 10 Juin 1814 Flintschbach.

La vue des montagnes fait sur moi une impression agréable. Ce pays est beau. A côté d'Issel je jouis doublement de toutes les beautés de cette nature. Mais maintenant il ne veut m'accompagner que jusqu' à Kufstein, où il veut m'attendre. Je m'apperçus que ce n'était point ma société qui lui faisait souhaiter ce voyage. J'allai grimper une montagne, Issel se mit à dessiner. Je composai quelques vers. Après midi nous nous brouillâmes ensemble et ce mal n'est pas encore remedié. J'ai avec moi une petite caisse, et Issel me donnait son portefeuille pour le garder dedans. Comme je voulais y mettre quelque chose, il fallait tirer le portefeuille, et par inadvertance je laissais celui-ci sur la table en fermant la cassette. Issel survient, il croit que j'aie examiné son portefeuille. Il demande une explication sur cet accident. J'étais trop pour lui en donner et d'eloigner de moi un soupçon aussi mal fondé. Depuis nous ne nous causons plus ensemble. Je suis resolu de rester consequent, parceque lui même m'a souvent reproché de l'inconsequence. Il y a içi tout proche de l'Inn un vieux château sur la montagne, dont le nom est Falkenstein. Je le visitais cet après-midi. En montant mon ami où enemi me rencontrait, qui descendait des ruines. Je l'évitais, il me disait, en m'appelant, qu'il avait gravé mon nom sur une pièrre antique. La vue est belle d'en haut. Une fontaine murmurante serpente le long de la montagne par des arbres touffus. En retournant je trouvais Issel assi sur une colline, en rendant le paysage riant sur le papier. Il m'appelait, je ne l'écoutais pas. Dans l'auberge je copiais cette inscription:

„Gott lieben macht selig,  
Wein trinken macht fröhlich,  
Lieb Gott und trink Wein,  
Kannst fröhlich und selig sein."

C'est une pièce caracteristique pour ces Tyroliens. Ils sont de belles gens. Chez les femmes on trouve souvent des écrouelles. Néamoins les femmes sont généralement plus jolies dans les pays catholiques que chez les protestants, et Issel attribue cela à l'adoration

---

[1]) Siehe S. 10.

de la vierge, puisque dans presque chaque village il y a un image de la vierge, qui n'est pas mauvaise.

Le 13 Juin 1814 Flintschbach.

Je ne pouvais plus tôt écrire l'histoire de ces jours, qu'après avoir retourné ici. Ce soir (le dix), lorsque je partissais de Flintschbach, je continuai dans mon entêtement. Issel me persuada enfin à une promenade par les champs, je le suivis en silence. Une centaine de ses questions, de ses prières restèrent sans aucune réponse. Il me dit, que son honneur ne lui permettait plus de m'accompagner en de telles circonstances, qu'il retournera à Munic. Tous ses mots me firent du mal, puisqu'alors je l'aimais encore tendrement, mais je suivis ma fantaisie. Il parla affectueusement; mon cœur pleura, mais mes yeux ne furent pas mouillés. Je sentis deux ames en moi, qui se disputaient le rang. Lorsque nous étions arrivés auprès du village, il me dit adieu, et comme je demeurais insensible, il venait vers moi, et encore une fois il me répresenta tout mon procédé. Nous retournâmes à la promenade, mais une heure passa, jusqu'a mon meilleur moi-même remportait la victoire. Je lui dis quelques mots pour le prier de m'accompagner encore. Il me sembla tout-à-fait réconcilié. Il me demanda, si notre ancienne amitié pouvait être réduite à son premier état. Je dis que oui, parceque je le croyais. Mais l'issue prouvait, que je m'étais trompé. Je pris la ferme résolution, de lui faire pardonner et oublier mon entêtement par un procédé engageant et tendre. Mais tout cela fut en vain. Nous ne pouvions demeurer d'accord.

Puisque nous étions partis vers le soir, nous arrivâmes assez tard à Kuffstein, où il fallait attendre assez longtemps devant les barrières, jusque notre arrivée était communiquée au commandant. Je fus logé dans une auberge et nous nous y rendimes. Les fenêtres de notre chambre donnaient sur le Calvariberg. Le lendemain Issel dessinait ce paysage. Moi, je me rendis chez le commandant, le lieutenant-colonel Aicher. Il m'accueillit brusquement, ensuite il changea de ton. Après je m'allai promener avec Issel aux bords de l'Inn précipité avec l'impetuosité, et sur le Calvariberg. Ces contrées firent renaitre les images de la Suisse dans mon compagnon.

Notre départ fut retardé par manque de relais. En montant la voiture une nouvelle altercation naissait entre Issel et moi, causée par un rien, mais qui nous aigrit reciproquement. A Woergl nous

primes quelques verres de vin, et alors Issel, peut-être un peu échauffé, me disait des choses, qui étaient outrageantes au plus haut dégré. Je n'y répondais pas. Vers le soir nous arrivâmes à Rattenberg. Je me rendis chez le colonel, il n'était pas chez lui. A la grande garde je trouvai deux de mes compagnons de jeunesse de l'académie militaire, Rauner et Aschauer. Eux aussi furent condamnés par un mauvais génie dans cet enfer; car Rattenberg l'est surement pour chacun qui est jeté tout à coup entre ses tristes murs. Je n'ai jamais vu une ville aussi sombre, aussi sale, aussi mélancolique que celle-ci. La malpropreté et l'ennui semblent être ici des dieux publiquement adorés. Le major Gudden, qui est un homme poli, me désigna le meilleur logement qu'il y avait encore. Mais quelle idée me donna ce meilleur des mauvais.

J'ai trouvé encore un autre de mes compagnons de jeunesse, Normann, qui nous accompagna à Brixlegg, village une demie lieue de Rattenberg, et de là au château de Mähren, où réside un lieutenant de notre regiment, qui s'appelle Spessart. Je ne le connaissais pas encore, mais Issel le connait. Il est aimable et gai, mais c'est dommage qu'il est libertin. Il nous ramena à la ville. Il souhaite de pouvoir entreprendre quelque chose contre les Tyroliens, qu'il nomme un peuple méchant et dissimulé et qui n'a ni foi ni loi. Tout le monde expecte avec attention comme cette fermentation finira.

Du colonel Braun j'ai été accueilli cordialement. Il a une jeune femme et une sœur auprès de soi. Ils venaient de souper.

Notre logement nous déplût au soir encore davantage. La manière de bâtir est ici extrêmement sombre. Il n'y a point de rez-de-chaussée à cause de l'humidité excessive. Nos fenêtres donnaient sur l'Inn. Voilà ce qui nous consolait un peu; ce fleuve est beau, majestueux. Nous ne jouissions que d'un repos très court, en étendant nos habits et nos manteaux sur le lit, qui était bien sale. Au matin nous allâmes voir les fortifications, et de là je me rendis chez le quartier-maitre pour transmettre mes tentes. Cela a duré jusqu'à 12 heures et demi. Issel pendant ce temps se trouvait à Mähren, où il se plût beaucoup, et où il copia Brixlegg au crayon. A la parade je fis mon rapport au colonel, qui m'invita à diner. Je ne m'ennuyai point. Mr. le colonel est un homme de mérite, et un baron de Gumppenberg, qui y était, ranima tout par son heureux humeur. De là je m'en allai au théatre de paysans à

Brixlegg, qui était notre rendez-vous. On jouait „Cyrillus von Kappadocien oder das Blutzeichen Christi". et après une comédie „Kasperl, der lächerliche Medikum, macht die alten Leute jung". La première pièce s'était presque passée, lorsque j'entrai la salle: je ne vis que deux femmes sanglotantes à genoux devant le cadavre d'un enfant, en elevant un chant si terrible, que la tête m'en tourna. La comedie fut aussi bête que possible. Après nous nous rendîmes à l'auberge, où je fis la connaissance de quelques officiers, et enfin nous retournâmes à Mähren. C'est un vieux château où plutôt une tour sur une colline, dont s'étend une vue délicieuse. Dans le fond les montagnes, les flots de l'Inn passants avec bruit, le village paisible, au devant les eaux vives qui ruissèlent sur les cailloux, en formant de petites chûtes de temps en temps, et se faisant chemin par des bocages fleuris. Et même le meublement antique du château ajoutà au charme pittoresque de cet endroit solitaire. La, se pouvait former un jeune écrivain, qui eût des talens pour la poésie.

„The world forgetting, by the world forgot" [1]).

14 Juin 1814 Flintschbach.

Voilà qui vient encore un autre officier, ami de Spessart; ces trois boivent du vin et chantent, mais des chansons très frivoles et sales. Issel prend quelques verres de trop, il franche les bornes de la décence, quoique maintenant il n'en veut plus rien savoir. Pour la première fois il me semble un homme ordinaire. Il avait esquissé le château et le vallon, en souhaitant plusieurs fois de pouvoir rester à Mähren pour faire des tableaux. Enfin je lui dis, que je voulais bien le dégager de son obligation, de voyager avec moi. Au commencement il s'en réjouit, mais tout-à-coup il me tire à côté dans une fenêtre, me fait des reproches, en disant, qu'il voulait absolument m'accompagner, et que ses circonstances ne lui permettaient pas de faire un séjour en Tyrol. J'y consentis, en remarquant qu'il peut-être aussi inconséquent. Nous passâmes la nuit à Mähren, où Spessart nous avait arrangé un lit dans sa chambre, et nous primes congé le matin. A Rattenberg il fallait longtemps attendre notre chaise, et en attendant nous primes du chocolat à l'aigle. La première station fut Wörgl. A Kuffstein nous avions

---

[1]) Pope, Eloisa to Abelard, line 207.

déjà pris possession de notre ancienne, mais nous ne pouvions pas y rester, à cause de la foire, et de beaucoup de marchands, qui se trouvaient dans l'auberge. Nous partîmes donc sur le champ, en nous rendant ici. Nous arrivâmes à 5 heures et demi du soir. Issel descendit à l'auberge, moi au presbytère, ou je fus logé. Cette maison est claire, agréable, joliment située; ma chambre me plait beaucoup; je pourrais rester ici longtemps, en me réjouissant de ces montagnes pittoresques, de ces belles forêts de hêtre, de ces riants vallons.

Le curé n'y était pas, mais son adjoint, un homme assez bien élevé pour un prêtre de village. Il me montra une traduction de Young, qu'il avait dans sa bibliotheque. Ce, qui me paraissait drôle, est que la chambre était décorée des estampes d'après Angelica Kaufmann [1]), contenantes l'histoire d'Abélard et d'Heloise. Le matin je fis la connaissance du curé lui-même. Ces prêtres trainent une vie inconscieuse et douce; c'est dommage, que le bonheur du mariage leur manque. En attendant ils acceptent les consolations dont une cuisinière est capable. — Après-midi je montai le Petersberg; il y a une chapelle et une maison; la vue est belle. Je n'ai pas vu Issel pendant toute la journée; il m'avait offert des promenades avec lui, que je refusais. Enfin il m'écrit, ce qui suit: „Mon cher Platen! Il faut te voir aujourdhui, seulement voir et parler avec toi sur l'heure de notre départ; ton domestique ne me donne point d'espérance, que tu viendras me chercher; il me fâche bien, que je ne puis pas aller chez toi. Mais pour accomplir mes vœux, sans un grand sacrifice de ma part, je t'attendrai devant le presbytère, où je ferai une petite promenade. Je te salue, mon ami, de tout mon cœur.“ Mais je n'y consentis pas. Alors il vint chez moi, en me disant, que cette démarche lui avait couté extrèmement. Il parla avec chaleur et amoureusement, il me demanda en quoi il m'avait offensé. Je lui dis bien des choses, par lesquelles il m'avait blessé et irrité. Je lui dis, qu'à Wörgl il m'avait déclaré pour un jeune homme d'un caractère mauvais etc. Il revoqua solonnellement, je lui pardonnai, mais tout cela ne vaut rien.

---

[1]) Angelica Kaufmann (1741—1807), die bekannte Malerin und römische Freundin Goethes. Die Originalgemälde zu jenen Stichen, nämlich drei aus der Geschichte von Abälard und Heloise, befinden sich in der Sammlung des Lord Exeter in Burleighhouse in England.

Le 15 Juin 1814 Aibling.

Dans ce moment où j'écris mon compagnon de voyage part seul pour Munich. J'entends rouler la voiture, et claquer le fouet, c'était moi qui l'ai prêté quelques florins pour payer la poste, et c'est aussi moi, qui l'ai fait s'en aller. Notre tour de Flintschbach ici se passait sans discorde, ainsi le diner. Mais sur une petite promenade d'après-midi la vieille rancune s'est encore manifestée, et je commençai à voir que notre relation ne pouvait être rétablie comme auparavant. Rentré dans la maison je lui déclarai, que je souhaitais de rompre avec lui formellement, et de ne le voir plus. Après avoir dit et redit beaucoup de choses, il prit le parti de partir, et il partit. Il m'avait encore offert une correspondance; je la refusai. Ses lettres m'auraient pu être utiles et agréables. En aucun cas il était raisonable, de bannir un homme qui me voulait du bien. Mais c'est ainsi que le cœur humain se contredit. C'est sure, que son absence me sera sensible, c'est une sottise, que je dédaignais sa société, dont je pourrais encore jouir, et que je me montrais à lui pis que je ne suis, c'est tout-à-fait une folle bizarrerie. Je savais tout cela auparavant; pourquoi l'ai-je fait? Quand je ne renonçerai pas à cette opiniâtreté de caractère, elle me rendra malheureux, et elle éloignera de moi bien des hommes.

Le 16 Juin 1814 Aying.

Je ne prends aujourdhui la plume que pour chasser l'ennui. Je quittai Aibling à 7 heures du matin; le temps était pluvieux, le trajet lent, la voiture mauvaise. De Peiss on nous envoya ici, tout près du bourg. Je suis dans le presbytère, mais ce n'est pas comme à Flintschbach. Dans une maison obscure je n'ai trouvé qu'une chambre désagréable. En entrant chez le curé, une odeur répugnante m'a presque fait reculer hors de la chambre. Le pasteur, qui répand ces parfums monacals est un gros bon homme, hébété par ignorance, et qui ne sait de quoi parler. Il mange bien et il boit davantage, et la bière le rend encore un peu plus lourd, qu'il ne l'était avant le diner. Quand il respire on l'entend trois cent pas de lui.

Je me trouve seul. Depuis hier au soir Issel est à Munic. Son absence me rend compte de sa valeur. Quand il partit il me disait ces mots: „Je tâcherai d'apprendre à vous mépriser, mais je n'en serai point capable.“ Et moi je ne le ferai pas si même je pourrais le faire. Il a beaucoup d'amis, il m'oubliera bientôt. Ce

voyage a été intéressant, ces contrées sont belles, et si vive sa conversation. Mais aussi ces deux jours de solitude avaient des charmes. Je composai plusieurs chansonettes.

Le 18 Juin 1814 Munich.

J'arrivai hier. J'appris avec bien de plaisir, que Liebeskind restera ici, et sera établi à l'académie militaire comme officier inspecteur. Il venait pour me payer ce que Issel me devait; il me demanda des éclaircissements sur ma relation avec Issel. Le dernier l'avait dit beaucoup de mal de moi, et que j'eusse le cœur corrompu.

Le 19 Juin 1814 Munich.

Liebeskind venait me voir de bonne heure ce matin. Il me dit que. comme Mr. de Harnier nous a invité à diner, je ne devais pas craindre de l'être compromis par Issel, et que ni Schlichtegroll ni Mr. de Harnier étaient instruits de nos querelles. Le dernier avait interrogé Issel sur mon cœur; il lui repondit, qu'il était encore occupé de le mettre à l'épreuve. Issel se rendra au lac de Staremberg.

Le 21 Juin 1814 Munich.

Il faut de nouveau partir, à ce que je crois en Tyrole, el peutêtre pour y séjourner. On m'en avertit hier pendant la nuit, lorsque j'etais déjà couché.

Wolfrathshausen.

Nous avons marché jusqu'ici, faisant le temps le pire du monde. Nous nous rendrons à Mittenwald. Le capitaine Mendel est notre commandant. Les autres officiers sont les lieutenants Gönner et Schuberth. Je suis faché d'interrompre ainsi mes leçons anglais.

Le 23 Juin 1814 Mittenwald.

Cette petite ville ne me plait guère. Le temps est si mauvais, et il l'était durant notre marche de dix lieues sur les montagnes. Hier nous n'en fûmes que sept jusqu'à Benedictbeuern, dont les environs sont beaux. Nous étions logés, Mendel et moi, au cidevant convent, maintenant une possession de Mr. Utzschneider. Sa femme nous accueillit poliment. Elle me semble une dame éstimable, et les richesses, qu'elle possède ne sont pas mal placées.

Si je ne l'avais pas su, qu'il y avait ici une verrerie, je m'en étais bientôt apperçu. Tout ce qu'on trouve dans nos vastes chambres est également de verre, le sucrier, le sablier, le lavemain jusqu'au

pot de chambre. Ce matin nous passions les bords du Kochelsee et du Wallersee, lieux charmants, quand le temps l'est. Ici je suis logé chez un marchand appauvri.

Le 26 Juin 1814 Partenkirchen.

A peine nous étions arrivés ici, au lieu de notre destination, qu'on nous apprit, que nous serons relevés et que nous pourrons retourner à Munich. Je n'ai pas commencé ce voyage avec de bons auspices, je regrettais Munich, même les fêtes, qu'on donnera durant mon absence, mais à présent le séjour d'ici me plait et je voudrais bien y rester quelques semaines. Nous arrivâmes ici hier matin. Le chemin a été fatigant. Je demeure ici à la poste, et je suis content. Dans ces contrées on est accoutumé de peindre les faces des maisons. A Mittenwald j'avais vis-à-vis de moi le meurtre de Holoferne, ici je vois la reconciliation du Seigneur Esau et de son frère.

Durant ce voyage je me suis occupé beaucoup du Pastor fido de Guarini que j'ai pris avec moi. J'ai moi-même composé quelques chansons.

Le 27 Juin 1814 Murnau.

Le chemin de Partenkirchen jusqu'ici me paraît très agreable. On marche quelque temps entre la Loysach et des rochers, où tombent des chûtes d'eau de toute espèce. Plus tard nous trouvions la grande route tout-à-fait abimée. Le capitaine faisait un grand détour avec la compagnie pour échapper à ce déluge, mais conduit malheureusement par une vieille femme, qui a perdu l'esprit et ne s'avait pas trop bien les chemins. Le lieutenant Schuberth et moi nous passions en voiture, qu'on avait fait venir pour cela et pour transporter tous les soldats. Mais le capitaine préferait sa folle, et arriva longtemps après nous tout-à-fait mouillé de pluie, et nous gronda.

Le 28 Juin 1814 Weilheim.

Cet endroit est connu en Bavière à cause de la stupidité de ses habitants. Je n'en ai pas encore fait des expériences. Il n'y a que quatre lieues de Murnau ici. On voit le convent de Polling, un peu écarté de la route. Les environs de cette petite ville sont jolis, mais on n'en peut jouir à cause de la pluie continuelle. Après demain nous serons à Munich.

Le 29 Juin 1814 Buchhof.

L'endroit où j'écris cela est situé près de Staremberg, aux bords de ce beau lac, un des séjours favoris des habitans de Munich. Cet après-midi pour la première fois le ciel s'est éclairé et un air d'été nous venait surprendre. Je fis un petit voyage en bateau de Perch jusqu'à Staremberg. Lorsque je glissais pour la dernière fois sur ce miroir transparent, bien d'autres sentiments animaient mon cœur, maintenant désert. Je n'avais qu'une seule pensée. M. était à Munich. Dans chaque flot je voyais son image, je le croyais voir se promener sous toutes les ombres de ces chênes. O reverrez jours délicieux! Même à l'amour sans espérance un paradis me semble fleurir dans le désir, un paradis que nous aimons à habiter.

„O schenke nur den Schmerz mir wieder,
Der so gewaltig mich durchdrang,
Den tiefen Sturm der Klagelieder,
Der aus der wunden Brust sich schwang" [12].

Le 1 Juillet 1814 Munich.

Un plaisir imprévu m'attendait à mon retour — une lettre de Gustave Jacobs [1]) d'un village près de Maastricht. Il me croit à Landshut à l'université.

Le 4 Juillet 1814 Munich.

Une lettre de Lodron. Des campagnes fleuries de l'Italie il soupire après les forêts, après les amis de l'Allemagne. En voici l'homme! Et moi-même, suis-je content? Quel est mon avenir? Tout le monde me dit également, que je ne suis pas fait pour le militaire, que je devrais cultiver les sciences, que d'une autre manière je devrais servir la patrie. Cette vie des affaires pusillanimes et fatigantes détruit les facultés de mon esprit. Mécontentement de notre état actuel, voilà la production la plus pernicieuse du cœur. Qu'est-ce-que me consolera? L'espérance? Vaine reponse d'une âme chagrine. Les Muses? Je ne puis les forcer de m'être propices. La nature? Elle est sans charmes où je me trouve. Les études? Ils me donnent de la repugnance. Mes amis? Ils sont loin de moi. La lecture? Je manque de temps.

---

[1]) Nicht erhalten.

Le 9 Juillet 1814 Munich.

Moi aussi j'ai lu „la lyre et le glaive“ de Körner[1]. Le livre me faisait une impression neuve et profonde. Il faut que chacun de notre peuple, même le plus flégmatique soit enflammé par ces chansons, qu'une inspiration sainte et magnanime a dicté. Il n'y a rien des fatuités de nos poëtes modernes, il n'y a qu'un brûlant amour de la patrie, couronné des fleurs de la poésie. Quel sonnet p. e. son „congé de la vie!“ Il espire sur les lèvres harmonieusement.

Le 17 Juillet 1814 Munich.

Mr. de Harnier a lu une petite chanson que j'avais donné à Issel „Des Flüchtlings Wiederkehr“[2], et m'en fit des éloges. Je pourrais me féliciter, si je les avais mérités. Mais tout ce que j'écris ne sont que des rimes, des imitations, des fatuités amoureuses sans valeur ni esprit. Très rarement j'y remarque une pensée poétique, comme une étoile de faible lueur, qui perce les nues. Peut-être d'autres circonstances m'eussent rendu poète. Je suis trop imperfait comme homme. Peut-être l'amour me pourrait encore tirer quelques accords heureux, mais je me sens froid. Je voudrais que personne ne s'avait que j'ai fait des vers.

Le 27 Juillet 1814 Munich.

Comme les impulsions du monde sont-elles différentes! Le vilain désire la grandeur. Le grand ne se rejouit point de son élévation. L'un enferme ses richesses en des coffres d'airain, l'autre les met sur une carte trompeuse. Celui-ci s'enchaîne à son bureau, durant les heures les plus belles du jour; celui-là rode dans le pays sans travail et sans plaisir. L'un découvre les systèmes du monde, l'autre ne peut compter qu'à l'aide des doigts. L'un gagne son pain à la sueur de son visage, l'autre dévore ses faisans à la sueur de son embonpoint. Celui-ci s'enrichit par l'usure, l'autre par la tempérance; celui-ci se montre brodé d'or chaque pli de son habit, celui-la couvre sa nudité des haillons mal-cousus. L'un mendie des morceaux de pain, l'autre une place de ministre, l'autre un cœur chéri. Celui-ci trouve la divinité dans chaque bien d'herbe, celui-là ne la trouve guère dans toute la nature. Et cette différence peut subsister? Et

[1] „Leier und Schwert“, Berlin 1814, unter welchem Titel Christian Gottfried Körner die nachgelassenen vaterländischen Gedichte seines bei Gadebusch gefallenen Sohnes Theodor Karl K. (1791—1813) herausgab.

[2] Schlichtegroll, a. a. O. S. 24. R. I, 386.

tous, ils s'appellent des hommes. Et enfin, quel bien ambitionnent-ils? Un tombeau, plus on moins superbe. Il n'y a que peu, qui regardent au delà.

Le 28 Juillet 1814 Munich.

Les nôeuds avec Issel me tourmentent encore après être rompus. O que ces amitiés hâtives et intimes et fantastiques ne valent guère. Hier Perglas qui s'était apperçu de notre brouillerie me fit des reproches dures. „Je sais bien,“ ajoutait-il, „que mes exhortations seront vaines, car quand je vous de cœur, cela ne fait aucune impression sur vous, et je n'ai pas assez d'esprit pour vous rendre palpable la laideur et l'inconsequence de notre conduite.“ Ainsi il voulut adoucir les sottises qui me disait par une plus petite, qu'il faisait a lui-même. C'est Issel qui lui a insinué que j'avais le cœur endurci. Il ajouta, que je ne saurais jamais que ce que c'est que l'amitié, et que je ne pouvais jamais m'interesser à quelqu'un qui que ce soit à cause de ma singularité de caractère. Il avait appris notre séparation, lorsque je partis pour Partenkirchen, sans le charger d'un compliment à Issel, comme aux autres. Il croyait que c'était par oubli et voulait me corriger en lui disant quelque chose de ma part. Issel alors le conjura, si ce compliment venait de moi ou non. — Dans ce moment Perglas me fait part de la triste nouvelle, qu'Issel partira encore ce soir avec la poste parceque sa mère à Darmstadt est mourante. Schlichtegroll et Perglas l'accompagnent jusqu'à Augsbourg. Mes meilleurs souhaits l'accompagnent aussi, quoiqu'il ne le sait pas.

Le 29 Juillet 1814 Munich.

Comme l'art oratoire est bien negligé en Allemagne, et comme les collèges ne s'y mêlent pas, je voudrai qu'on érigera un club de rhétorique parmi les amis, pour y introduire une Muse bannie de la patrie injustement. L'avantage, que nous en pourrions tirer serait bien considérable. Cet art n'est pas seulement très utile dans la conversation commune, il éclaire aussi l'esprit, il facilite la marche des idées, elle nous rend maitre de notre langue.

Le 2 Août 1814 Munich.

Je lis maintenant le tome troisième de la „Vie de Goethe“ [1], qui m'interesse beaucoup. Goethe était heureux, tout contribuait

[1]) „Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit,“ Dritter Teil, von Goethe. Tübingen bei Cotta 1814.

pour le rendre illustre, pour compléter son éducation. Maintenant il est bien en état de regarder sa vie première avec impartialité. Elle a tant d'époques différentes, comme l'indiquent ses écrits, car croirait-on que le même auteur à écrit „Götz de Berlichingen" et „La fille naturelle"? Ce qu'il dit de Hamann [1], ont peut aussi l'appliquer à lui-même. Ses écrits sont parfois des livres sibylliniques, qu'on n'entend pas plus tôt, que lorsqu'on est parvenu à une situation s'emblable celle de l'auteur.

Dans le „Gesellschaftsblatt" j'ai lu une idylle de Mr. Sendtner [2], qui est ici regardé comme poëte. Il semble qu'un certain est né avec nous, parce qu'il y a tant de personnes qui ne peuvent l'aquérir ni par l'âge, ni par l'étude. Surtout dans l'idylle la naivete dégénère d'un côté en affectation, et de l'autre en platitude. On remarque ces deux défauts dans le poëme mentionné. L'auteur donne à des bourgeoises de Munic les noms de Laura, Terentia etc., et voilà un de ses hexamêtres:

„Und am glühenden Rost zischt unaufhörlich die Bratwurst."

Comme cela est naturel! On pourrait dire aussi:

„Und von des Hintern Druck knarzt unaufhörlich der Nachtstuhl."

---

Je m'occupe beaucoup de la litterature anglaise. Je lis le „Vicar of Wakefield" [3], and that famous epistle of Pope: „Eloisa to Abelard" [4]. Je lis de même Petrarche et le Dante. De même le

---

[1] a. a. O. S. 66. „Solche Blätter verdienen auch deswegen sibyllinisch genannt zu werden, weil man sie nicht an und für sich betrachten kann, sondern auf Gelegenheit warten muß, wo man etwa zu ihren Orakeln seine Zuflucht nähme," vgl. „Elegante Zeitung" 1814 Nr. 120, S. 953.

[2] Siehe S. 106 „Gesellschaftsblatt für gebildete Stände," 1814 Nr. 52—56. Die „Idylle" schildert à la Voß einen Ausflug von München nach Schwabing und dem Kleinhesseloher See. Die von Platen citierte Stelle findet sich in Nr. 55 (13. Juli 1814):

„Fernher rauschet Musik; im Gehölz dort hinter dem Hasen
Hüpft der Tanzenden Schar mit geschwinden beflügelten Schritten.
Vielmal wandert der Krug dort unter den Bäumen zum Keller,
Und auf glühendem Rost zischt unaufhörlich die Bratwurst."

[3] Von Oliver Goldsmith (1728—74). „The Vicar of Wakefield" erschien 1766.

[4] Siehe S. 42 Anmerkung [6]).

„Klingklingelalmanach" de Baggesen [1]. De même Percys „collection" [2], qui m'enchante.

Le 13 Septembre 1814 Munich.

Il y avait un concert a Nymphenbourg en honneur de l'Imperatrice [3], sœur de la Reine. Elle n'est pas belle, mais elle doit avoir des manières douces et affables. Je m'y suis plu.

Le 24 Septembre 1814 Munich.

J'ai encore trouvé une collection jolie de ballades anglaises en trois volumes, intitulée: „Tales of Wonder, written and collected by Lewis [4], Esqu., with Shakespeares motto:

„Black spirits and white  
Blue spirits and grey,  
Mingle, mingle, mingle,  
You that mingle may" [5].

Les originaux de cette collection sont en partie de Lewis luimême, de Southey [6], de Walter Scott [7], qui a traduit „Götz de Berlichingen, et de beaucoup d'autres. Il y a beaucoup de traductions du danois, le l'ouvrage de Herder „Les voix des peuples" [8] et aussi de l'Allemand de Bürger et de Goethe. La ballade du premier „Le féroce chasseur" et très bien traduit, de même celle du pêcheur. On y trouve aussi cette romance non achevée de Goethe „Der untreue Knabe". Où le poëte rompt, le traducteur ajoute encore:

„All arose with thund'ring sound,  
All th'expected stranger greet:

---

[1] Jens Baggesen (1764—1825), der dänisch-deutsche Dichter, parodierte in dem oben erwähnten Almanach (Tübingen 1812) die Romantiker in ihrer Sucht namentlich, die italienischen und spanischen Dichtformen nachzuahmen.

[2] Thomas Percy, Reliques of Ancient English Poetry. London 1765.

[3] Elisabeth Alexiewna, vorher Luise Marie Auguste, Prinzeß von Baden (1793 bis 1826).

[4] Matthew Gregory Lewis, T. of W., London 1801.

[5] „Macbeth", Akt IV, Scene 1.

[6] Robert Southey (1774—1843), einer der sogenannten Lakisten, d. h. der Dichter, die den Stoff für ihre idyllischen Dichtungen mit Vorliebe der reizenden Seenlandschaft von Cumberland und Westmoreland entnahmen.

[7] Sir Walter Scott (1771—1832), der berühmte schottische Dichter, trat mit den Nachbildungen von Bürgers „Lenore" und „Wildem Jäger" (1796) und Goethes „Götz" (1799) zuerst in die Oeffentlichkeit.

[8] Herders „Stimmen der Völker" waren seit 1778 bekannt.

High their meagre arms they wave,
Wild their notes of welcome swell:
Welcome, traitor, to the grave,
Perjur'd, bid the light farewell." [13]

Je lis aussi un journal de Kotzebue, intitulée „L'abeille“ [1]).

Le 3 Octobre 1814 Munich.

Nathan Schlichtegroll est parti hier pour Göttingen très en hâte. J'allais voir Carl Wiebeking cet après-midi. Voilà ce qu'il me dit de Mr. Issel. Il est trop exalté pour garder longtemps un ami, et il est trop egoïste, où, comme nous parlons toujours anglais, il se servit des mots comiques: „he is fallen in love with himself.“

Je traduis quelques morceaux du „Pastor fido“ [2]) et quelques autres des „Reliques de Percy [3]). J'ai aussi commencé à traduire une héroide d'Ovide „Dido Aeneae“ [4]). Une ballade „Geneviève“ [5]) est aussi une production de ces jours.

Le 16 Octobre 1814 Munich.

De tous les arts c'est sûrement la poésie qui est le moins aimée des hommes communs. La peinture et la musique ont toutes les deux quelque chose d'imposant, qui parle aux yeux et aux oreilles de la populace. La première a ses carricatures, ses pièces de bataille, ses portraits, dont la ressemblance frappe. La musique a ses sons bruyants, ses marches, son tambour turc. On peut dire que la poésie compose des chansons à boire etc., mais elles ne sont connues que par le mérit de la mélodie bonne ou mauvaise, et on n'en regarde jamais les paroles. Mais c'est peut-être un avantage de la poesie, qu'elle occupe seulement l'esprit, et qu'elle ne souffre point de profanes, comme les mystères d'Eleusis.

Le 17 Octobre 1814 Munich.

Je me suis rendu avec Gas à l'exposition de peintures pour la première fois. Je ne pouvais rester que peu de temps, comme on allait fermer les chambres à trois heures et demie. J'ai vu du moins le grand tableau de la bataille de Hanau. Je m'y attendais

---

1) Die „Biene“ gab Kotzebue seit 1808 heraus.
2) Siehe S. 124.
3) Siehe S. 129 oben.
4) Ovid. Heroid. VII.
5) Nicht erhalten.

avec joie, parcequ'on m'avait dit, que parmi beaucoup d'officiers distingués, qu'on y voyait tracés avec ressemblance, il y avait aussi le prince de *** [1]), et je désirais violemment de le revoir. Je le vis appuyé sur deux soldats et exhalant le dernier soupir de sa belle vie. Mais je n'y pus reconnaitre ses traits.

Es war nicht seine schlanke Gestalt
Und nicht der engel'schen Züge Gewalt,
Im Tod noch schön und hold;
Es war nicht sein ausdruckreiches Gesicht,
Und nicht sein bescheidnes Aug', und nicht
Der Locken gekräuselt Gold.
Er liegt auf kühlem Grund für immer,
Von kühlem Grund bedeckt,
Der Maler weckt die Züge nimmer,
Die Liebe nimmer weckt.

Le 22 Octobre 1814 Munich.

J'ai trouvé des trésors de poésie dans les „Voix des peuples“, que Herder a rassemblé et traduit. J'y trouvais quelques romances danoises qui m'ont charmé. Herder est un traducteur parfait. Il était bien difficile de rendre p. e. avec une fidélité scrupuleuse „The nutbrown maid“, ou cette chanson touchante et harmonieuse de Shakespeare: „Come away, come away death“ [2]).

Moi-même j'ai traduit la ballade de Schiller „Le Chevalier de Toggenbourg“ en vers anglais que j'y vais copier pour faire voir mon style anglais de ce temps. La traduction est sûrement aussi mauvaise qu'elle peut-être, mais c'est du moins un exercice.

## The Knight of Toggenburg.

A ballad.

I'll with a sisters tenderness
Your brethren love receive,
O knight, demand not more nor less,
Not more nor less I give.

I like to see you calm and glee
When you arrive and wend,
But why your eyes so sadly weep,
I can't it comprehend.

He does it hear with mute despair
He breaks him loose with force,
And in his arms he claspe's her
And mounts his noble horse.

He sends around to Switzerland
To all his warriors brave,
Upon their breast the cross impress'd
They seek the holy grave.

---

[1]) Prinz Wallerstein. Siehe S. 71 ff.

[2]) „Stimmen der Völker“ oder wie ihr Titel ursprünglich lautete: „Volkslieder“ (1778) I, 298 und II, 119.

And there of many a conquest proud
They win the fame and price
Their bushes flatter through the crowd
Of pagan ennemies.

The Swizzer knights victorious name
Affrightes the musulman,
But love did make, he cannot tame
His heart so sick and wan.

For evermore his peace is lost
A year the grief he bore,
But after this he left the host
He can it bear no more.

And he beheld upon the strand
A ship her sails she swells,
And to your country sai'ls the knight
Where his dear maiden dwells.

The pilgrim knocks on the castle's door,
But three times woe to him,
They open and he hears a word,
That shakes him ev'ry limb.

The maid you seek bears now the veil,
Is now the heaven's bride,
She took the blessing yesterday,
And for this world she died.

From his fore-fathers home adieu
Takes now the mournful lord,
Beholds no more his horse so true,
Beholds no more his sword.

An unknown man from Toggenburg
Descends he, for it bear
The shoulders of his comely maid
A garment made of hair. (?)

He built a hut from yonder place
Not far off, where in peace
The nunnery surrounded stood
With darksome linden-trees.

He tarried from the rising morn
Until the clear moon shone,
There he sate in his hopes forlorn
There he sate quite alone.

For hours beheld the cloisters he
In indisturbed calm
Beheld the windows of the nun,
Until she open'd them.

Until the comely-one was seen
Her image dear arose,
Down looking to the valley green,
In mild and sweet repose.

Contented then he went to bed
Slept without any fear,
And being cheerful, when again
The morning should appear.

And thus he sate there many a day
Many a year sate he there
Beheld the windows of the nun,
Until they open'd were.

Until the comely-one was seen
The image dear arose,
Down looking to the valley green,
In mild and sweet repose.

And thus he sate still when his fate
Did call him off to die,
And on the windows of the nun
Gazed still his broken eye.

Am 20. Oktober 1814 München.

Ich hatte gestern einen schönen Abend. Ich war mit Perglas der erste in der Gesellschaft, wiewohl gleich nachher ein ältlicher Herr kam, den ich aber nicht kannte. Hierauf folgte der württembergische Gesandte, hierauf der Oberst Gumppenberg mit Frau und Tochter, später kam General Berger mit seiner Frau und einem Verwandten. Es war ein geborener Schweizer, Namens Ernest, wiewohl in preußischen Diensten beim Regiment des Königs. Dann erschien die Marquise von Boisséson mit

ihrer schönen Tochter, dann Mr. James mit seiner Frau, Schwester des Lord Castlereagh[1]), wie mir Herr Lechner sagte. Hierzu kamen endlich noch der englische Ambassadeur, Mr. Rose, mit seiner Gemahlin, drei Söhnen und zwei Töchtern; seine Kleinen brachte er nicht mit. Ich unterhielt mich zuerst mit dem preußischen Offizier. Er hatte den Feldzug in Frankreich mitgemacht, die Leipziger Schlacht aber nicht, da er einige Zeit vorher verwundet worden. Ich fragte, ob er Körner gekannt habe. Er antwortete mir: „Sehr genau". „Körner," sagte er, „war ein großer, schöner, schlanker, junger Mensch, mit den herrlichsten und durchdringendsten Augen von der Welt. Er war sehr beliebt bei den Damen. Tiedge umfaßte ihn mit der wärmsten, väterlichsten Zuneigung. Ich und andere Freunde haben ihm sehr mißraten, bei seinem Freicorps zu bleiben, er ließ sich aber nicht abwendig machen; hätte er bei den regulären Truppen gedient, er würde wohl nicht gefallen sein. Wenn ich seine Gedichte durchlese, so steht er wieder ganz vor mir, wie er leibte und lebte."

Wir konnten nicht umhin, die englische Tracht zu belächeln. Sie ist sehr bizarr, und man hat seit so vielen Jahren keinen Engländer auf dem Kontinent gesehen. Besonders waren die Mädchen buntscheckicht wie ein Arlequin angezogen. Diese Engländerinnen haben sehr kurze Röcke und einen ungemein von einer Seite zur anderen schwankenden Gang. Sie sprechen alle, wie auch die kleineren Knaben, sehr gut französisch. Ich fragte Ernest, ob er englisch spräche; er bejahte es, indem er sagte, daß sein Vater, ein Freund alles Englischen, es ihm früh eingepflanzt habe. Dennoch antwortete er deutsch, als ich ihn englisch anredete. Wir sahen darauf den ältesten Rose ganz allein stehen; Ernest ging auf ihn zu und fing eine breite Konversation mit ihm an, aber auf französisch; das Englische, sagte er mir, wird dann schon von selbst kommen. Aber es kam nicht. Ernest entfernte sich gleich darauf, indem er sogleich wieder zu kommen versprach; aber er kam nicht wieder. Nach dem Thee sprach ich selbst ziemlich lange mit dem jungen Rose. Er ist sehr groß, aber häßlich und von den Blattern entstellt. Er fragte mich sogleich, ob ich viel zu Pferd wäre. Ich sagte ihm, daß ich die Ehre hätte, sein Vis-a-vis zu sein. Er versicherte mir, daß er noch gar kein Deutsch verstünde. Zum Englischsprechen war er aber nicht zu bringen, obgleich Herr von Harnier wie ich selbst es ihm sehr nahe legten. Diese Leute sind eifersüchtig auf ihre Sprache. Frau von Harnier und ihre

[1]) (1769—1822), der berühmte englische Minister, der namentlich seit 1812 zum Sturze Napoleons beigetragen hatte.



Kinder erfreuten uns sehr mit Spiel und Gesang. Später wurde getanzt. Die Englischen, besonders die Mädchen, haben eine unglaubliche Leichtigkeit. In der Ecossaise blieben sie unter meiner Erwartung. Der älteste Rose sagte mir, daß auch in England viel gewalzt würde, seitdem die Monarchen dort waren. — Ich hatte die Ehre, die Boisséesons nach Hause zu führen.

Am 2. November 1814 München.

Schön ist es, der Gestorbenen zu denken,
Und eine Thräne ihrem Staub zu weihn,
Mit heil'gem Naß den Hügel zu besprenken,
Und Blumen auf ihr Totenbein zu streun.
Doch nicht im Prunk muß Liebe sich gestalten,
Die einz'ge Thräne, die im Auge blitzt,
Gilt mehr als hundert Eimer jenes kalten,
Geweihten Wassers, das die Menge spritzt.
Der Armen Segenswünsche nach dem Leben,
Sie gelten mehr, als ausgehau'ner Stein,
Und das Bedauern, das die Edeln geben,
Rühmt mehr als Inschrift unser Erdensein.
Schön ist's, wenn Lichter strahlen durch die Lüfte,
Am Grabe der Entschlafenen geweiht,
Allein das schönste Licht der dunkeln Grüfte,
Das ist die Hoffnung der Unsterblichkeit.
Schön ist's, zu beten für die guten Toten,
Daß ihnen Gnade dort im Himmel strahlt,
Doch das Gebet ist nichtig, wird's geboten,
Und dreimal nichtig, wird's mit Gold bezahlt.

---

# Anhang.

## Uebersetzung der fünften Scene des vierten Aktes des „Horace“ (Januar 1814).

Horatius.

Sieh hier den Heldenarm, der unsre Brüder rächte,
Der das Geschick bezwang und die uns feinden Mächte,
Den Arm, der Albas Volk in stete Fesseln schlug,
Der ganzer Staaten Los in seiner Stärke trug;
Sieh meiner Ehren Schmuck und meines Ruhmes Zeugen,
Und huldige dem Glück, das meinen Waffen eigen.

Camilla.

So nimm denn meines Grams gerechte Huldigung!

Horatius.

Es tilge dir mein Ruhm des Grams Erinnerung,
Und unsrer Brüder Tod, dem Vaterland zu Ehren,
Er ist mit Blut bezahlt und fordert keine Zähren.
Ist ein Verlust gerächt, so ist es kein Verlust.

Camilla.

So fliehe denn für sie der Gram aus meiner Brust,
Weil sie befriedigt sind durch ihrer Feinde Schaden,
Vergess' ich ihren Fall, gerächt durch deine Thaten.
Wer aber rächt für mich des Teuern Mißgeschick,
Das ich vergessen soll in einem Augenblick?

Horatius.

Was sagst du?

Camilla.

Curiaz, was wurde dir zur Sühne?

Horatius.

Unwürd'ger Leidenschaft beleidigende Kühne!
Von einem Feinde Roms, den heut mein Arm erlegt,
Dein Mund den Namen führt, dein Herz die Liebe trägt.
O dieses Eifers Schuld kann nur die Rache sühnen,
Die Lippen fordern sie, sie fordern deine Thränen.
Verlange Mögliches! Erspare mir die Scham,
Dein weinend Aug' zu sehn, bezwinge deinen Gram.
Verbanne jene Glut ermannt aus deinem Innern,
Dich meines Ruhmes nur und Sieges zu erinnern.
An sie gedenke du von heut an immerdar.

Camilla.

Gieb mir ein gleiches Herz dem deinigen, Barbar!
Und willst du, daß dir nichts in mir verborgen bliebe,
Gieb den Geliebten mir, wo nicht, laß mir die Liebe.
Sein Schicksal war es, das mir Lust und Schmerz gebot,
Und lebend liebt' ich ihn, und ich bewein' ihn tot.
Such nicht die Schwester mehr, die du vordem gesehen,
Du siehst die Liebende, der Schöpfer ihrer Wehen,
Die eine Furie dir nachfolgt überall,
Dich allenthalben mahnt an des Geliebten Fall.
Du willst den einz'gen Trost der Thränen mir erwehren,
Ich soll den Mord verzeihn, ich soll den Mörder ehren.
Du willst, des höchsten Ruhms lautprahlend dir bewußt,
Er sterbe noch einmal in der Geliebten Brust.
O möchte so viel Gram dein Leben noch begleiten,

Daß du den Punkt erreichst, Camilla zu beneiden;
O stürztest du so tief, daß Feigheit oder Schmach
Beflecke deinen Ruhm, so groß bis diesen Tag.

Horatius.

O thör'ge Raserei, o Sprache sondergleichen,
Auch meine Leidenschaft kann deine Wut erreichen.
Glaubst du, ich duldete den Schimpf von deiner Hand?
O liebe diesen Tod, ein Heil dem Vaterland.
Sei wieder Römerin, und Rom, das dich geboren,
Zieh nicht den Fremdling vor, den sich dein Herz erkoren.

Camilla.

O Rom, du ew'ger Quell von meinem ew'gen Gram,
Rom, das durch deinen Arm mir meinen Gatten nahm,
Rom, das dich werden sah, dem deine Segen schallen,
Rom, das ich hassen muß, weil es dich ehrt vor allen!
Daß seine Nachbarn all, vereint zu einem Bund,
Mit Macht erschütterten den kaum gepflegten Grund!
Und reicht Italien nicht hin zur Schmach der einen,
Wenn Ost und Westen sich zu ihrem Sturz vereinen,
Wenn hundert Völkerreihn von unsrer Erde Rand,
Zu dieser Mauern Fall durchziehen Meer und Land,
So möge gegen Rom denn Rom im Kampfe streiten,
Und selber wühl' es dann in seinen Eingeweiden ꝛc.

# Memorandum meines Lebens.

---

## Fünftes Buch.

Vom November 1814 bis April 1815, unserem Abmarsche nach Frankreich.

„Semper, ut iuducar, blandos offers mihi vultus;
Post tamen es misero tristis et asper, Amor."

Tibullus[1]).

[1]) Tibull., Carm. I, VI, v. 1 sqq.

## Vorwort.

Obgleich dies, so wie das vorhergehende Buch nur Abschriften und Uebersichten meines alten, halbzerrissenen, schlechtgeschriebenen Tagebuchs enthält, dessen Original erst mit dem sechsten Buche anfängt, so ward doch diese Umarbeitung nicht gemacht, meine Thorheiten zu beschönigen, da ich keineswegs geneigt bin, diese Blätter jemandem zur Lektüre zu übergeben, und mich selbst nicht betrügen will, sondern nur einer gewissen Ordnung und Bündigkeit zu unterwerfen, besonders aber manche Namen, die ich völlig ausschrieb, der Vorsorge wegen, zu unterdrücken und nur mit Buchstaben zu bezeichnen, wie ich es in meinen neueren Schreibereien gewohnt bin. Zuerst will ich den Inhalt dieses ganzen Buchs, das bis zu unserem Abmarsch ins Feld reicht, abhandeln, und dann die einzelnen Fragmente folgen lassen.

Ich schreibe dies nur drei Jahre später, als dasjenige vorging, was ich zu erzählen habe, und zwar einige Tage vor meiner Abreise von Schliersee. Durch die voluminösen Hefte, die vor mir liegen, und die ich zu durchgehen bereit bin, ist auch eine Unzahl von Versen zerstreut; sie sind jedoch so schwach und nichtssagend, daß sie mit so vielen anderen Produkten dem Lethe anheimfallen mögen, einige ausgenommen.

## Erster Abschnitt.

„Der Irrtum ist das Leben," sagt die Prophetin [1]), und sie hat recht. Ich werde ihr zu einem neuen Beweise verhelfen. Das schlimmste ist, daß ich, obschon nach dreien Jahren, noch nicht radikal von dieser nova insania geheilt bin, die ich zu schildern habe. Doch hat mich ein

[1]) Schillers Gedicht „Kassandra", Strophe 8: „Nur der Irrtum" u. s. w.

langer Aufenthalt auf dem Lande von überspannten Ideen hinlänglich zurückgebracht, um unbefangen sprechen zu können.

Ich habe eine Zeit vor mir, in der die Neigungen meines Herzens keinen bestimmten Gegenstand mehr vor sich hatten. Meine besseren Freunde waren nicht in München; Schnizlein verließ es im Dezember 1814, da damals seine Garnison zu Nürnberg war. Ich genoß daher seinen Umgang nur kurze Zeit. Mit Lüder war ich damals noch nicht näher vereinigt. Nathan Schlichtegroll hielt sich, wie ich schon erwähnte, in Göttingen auf. Mit seinem Bruder und Karl Wiebeking war ich nicht intim bekannt. Mein Verhältnis zu Issel hatte sich längst aufgelöst. Mit Liebeskind kam ich selten zusammen. An Perglas schloß ich mich erst kurze Zeit nachher inniger an. Meine vermeinte Liebe zu Euphrasie zeigte sich als etwas schnell Verflogenes. In dieser nach Liebe heiß verlangenden Stimmung war es, als bei einem Konzert und Deklamatorium in der Harmonie, am 12. November 1814, ein junger Offizier vom *** Regimente, Namens Herr v. B.[1]), meine Blicke vorzüglich auf sich zog. Aus diesem Zufalle entspann sich eine lange Liebe, die selbst der Entfernung trotzte, da ich mich jedem Eindrucke begierig hingab, und die Oede meines Herzens mit Träumen zu bevölkern strebte. Der Erwähnte ist jener Federigo, der in späteren meiner Blätter oft genannt wird. Sein Aeußeres gab ich damals wie folgt an: „Er ist nicht groß, aber hübsch gewachsen; seine Gesichtszüge sind regelmäßig, sehr angenehm und enthalten etwas Stolzes, was mich besonders anzieht. Er ist blond wie der Graf von M. Seine Sprache gefällt mir, doch scheint er sehr monoton, und ich konnte nur ein paar Worte aus ihm herausbringen. Wie er mit Herrn Kürzinger[2]) (der eben deklamiert hatte) zufrieden wäre. „Gut" war seine ganze Antwort. Ich äußerte, daß das Gedicht „der Pilgrim" von Schiller nicht ganz zur Deklamation geeignet sei, worauf er nichts erwiderte, als: „Doch". Ich habe schon früherhin ein paar Worte mit ihm gewechselt; auf einem Konzert zu Nymphenburg nämlich, als die russische Kaiserin[3]) hier war, wo er beim Souper an meiner Seite saß."

Seltsam erscheint es mir, daß ich nach dieser Stunde nie mehr Gelegenheit fand, auch nur eine Silbe mit ihm zu sprechen. Er war bis den künftigen Januar in der Harmonie abonniert. Während dieser Zeit sah ich ihn zu öfteren Malen im Lesezimmer, ich saß oft neben ihm, und

---

[1]) von Brandenstein.

[2]) Ignaz Kürzinger (1772—1842) war 1794—1822 am Münchener Hoftheater als Darsteller von Liebhaber- und Heldenrollen thätig.

[3]) Siehe S. 129.

verließ mehrmals mit ihm zugleich das Haus, ich begegnete ihn auf der Straße, und alles dies trug bei, meinen Wahn zu verstärken und eine völlige Leidenschaft in mir festzusetzen, die aber doch immer einen milden Charakter trug, obgleich sie oft zu einer heißen Sehnsucht gesteigert wurde. Ich hatte damals noch keine Idee, daß ein strafbares Verhältnis zwischen zwei Männern existieren könne, sonst würde mich dieser Gedanke vielleicht zurückgeschreckt haben. Einige Zeit später fand ich zwar in mehreren Schriften die Männerliebe erwähnt und schenkte diesem Gegenstande zuerst meine Aufmerksamkeit, da er mir in früheren Jahren, bei Lesung des Plutarchs gänzlich entgangen war. Aber auch jetzt ignorierte ich noch, daß sinnliche Wollust dabei im Spiele sein könnte; dies unselige Geheimnis wurde mir erst durch einige unzüchtige Bücher von Piron [1]) klar, die mir in Frankreich in die Hände fielen. Nie aber hat Begierde meine Neigung zu Federigo entweiht.

Ich fing nun an, mich selbst zu quälen. Bald wähnte ich ihn abgereist, bald sah ich ihn wieder. Jede Arbeit ekelte mich an, meine Unzufriedenheit mit meinem Stande wuchs. Meine Phantasie wollte nur eine Beschäftigung. Ich wurde mir selbst zur Last. Auch in den abonnierten Konzerten sah ich ein paarmal Federigo und stand ihm gegenüber. „Die Musik," schrieb ich damals, „hat für ein liebendes Herz, und besonders in der Lage, in der ich mich befand, so viel Anziehendes, Reizendes, Magisches, daß ich meine ganze Seele den herrlichen Tönen hingab, und gleichsam zwischen Himmel und Erde schwebte." Ich erfuhr nun bald, daß B. ein Norddeutscher, daß er aus M. sei. Auch dies nahm mich für ihn ein. So trat ich denn in das Jahr der Gnade 1815.

Was aus der vergangenen Periode, von anderem Inhalte, noch allenfalls zu erwähnen wäre, ist der Schwur, den das Offiziercorps ablegen mußte, nie einer geheimen Gesellschaft beizutreten. — Bücher, die mich damals viel beschäftigten, sind Priors Gedichte [2]), die „Tales of wonder" von Lewis [3]), besonders Shakespeares „Hamlet", auch einige Stücke des französischen Theaters von Racine, Corneille, Voltaire, auch Boileaus Satiren las ich mehrfach. „Ich verzeihe ihm," schrieb ich einmal, „seine Schmeicheleien gegen Ludwig XIV., da es die Deutschen in Hinsicht

---

[1]) Alexis Piron (1689—1773), dramatischer Dichter. Mit der Unzüchtigkeit scheint Platen auf eine Jugendarbeit P.s, die in seine „Oeuvres" später nicht aufgenommenen „Poesies badines", darunter die „Ode à Priape" hinzudeuten.

[2]) Matthew Prior (1664—1721), Staatsmann und höfisch-didaktischer Dichter. Seine „Poems" erschienen gesammelt seit 1740 (London).

[3]) Siehe S. 129.

Friedrichs des Großen nicht viel besser machten; ich verzeihe ihm auch einen Ausfall auf die deutsche Poesie, denn was war diese damals? Ich verzeihe ihm seine Klagen über die rauhen Namen und Töne der germanischen Sprachen, da er seiner eigenen einen so lieblichen Wohlklang giebt, und ich verzeihe ihm endlich aus gutem Herzen einige fade Bemerkungen über Ketzerei und Luthertum."

## Zweiter Abschnitt.

(1815.)

Federigo kam mir nun viel seltener zu Gesicht, da er die Harmonie nicht mehr besuchte. Ich sah ihn bei großen Festen in der Jesuitenkirche, und bei Gelegenheit einiger Divertissements des Karnevals, an denen ich damals noch teilnahm, vorzüglich ihm zuliebe. Ich schäme mich fast, es niederzuschreiben. Ich hatte zugleich einen Aberglauben an gewisse Tage des Monats, die ich für besonders günstig für mich hielt, weil mir an solchen Tagen etwas Gutes begegnet war. Ich hatte mir einen eigenen Kalender verfertigt, in dem ich jeden Tag, der mir bemerkenswert erschien, bezeichnete, und den ich konsultierte.

Gelegenheiten auf eine augenscheinliche Weise zu suchen, war ich zu stolz. Nichts wünschte ich mehr, als ein Andenken von ihm zu besitzen. Einmal schrieb ich eine lange Epistel in Versen an ihn, die freilich nicht abgeschickt wurde. Von anderen Offizieren hörte ich ein paarmal etwas zu seinem Lobe; auch daß er den Tanz nicht, desto mehr das Reiten liebe, daß er eingezogen lebe, was mich nicht wenig erfreute. Ich hatte zwar lichte Augenblicke, in denen ich meine Thorheit erkannte, doch führte ich stets den Vers von Wieland im Munde:

„Ein Wahn, der uns beglückt,
Ist mehr als eine Wahrheit wert, die uns zu Boden drückt" [1]).

Beglückend schien aber dieser Wahn gerade nicht zu sein. Vielmehr verfiel ich in eine tiefe Melancholie, wozu die Beschäftigungen meines Standes und das häufige Abrichten der Rekruten das ihrige beitrugen. Am 24. Januar schrieb ich folgende Verse:

---

[1]) Wielands „Idris und Zenide", III, 10:
„Ein Wahn, der mich beglückt,
Ist eine Wahrheit wert, die mich zu Boden drückt."

Wo ist das Lied, das mir verhallt
In Freuden sonst und Scherz:
Der Winter ist so rauh und kalt,
Doch kälter ist mein Herz.
Es hat noch nicht vier Lustren rein
Mein Lebenslauf umfaßt,
Und ach! mir ist mein junges Sein
Schon eine alte Last.

„Ich bedarf wenig," fuhr ich fort, „aber dies Wenige ward mir nicht. Mein Leben ist mir ein überlästiger Gesellschafter; nicht eine einzige tröstliche Seite kann ich ihm abgewinnen. In dieser Zeit der Tänze, des Scherzes, der Maskeraden kann ich nichts thun, als meinen Mund zuweilen in ein Lächeln maskieren, um die Welt nicht ganz vor den Kopf zu stoßen. Ich lebe, weil es so hergebracht ist ꝛc."

Daß ich über Kälte des Herzens klagte, verrät die damalige Tendenz meiner Liebe. „So ein teilnehmender, glühender Freund, wie Issel" (schrieb ich ein andermal) „thäte mir jetzt sehr not." Uebrigens entspann sich zu dieser Zeit zwischen mir und Perglas ein herzliches und näheres Verhältnis. Perglas kam alle Abende zu mir, er hatte zugleich auch englische Stunde bei Herrn Lechner mit mir. „Ich lerne ihn" (heißt es damals) „täglich mehr schätzen, besonders, da er die Pedanterie, die seine Studien beherrschte, ablegte. Er hat viel gute Eigenschaften, vielen Fleiß und, wie ich, den Grundsatz, sich von allem Zwang, den drückende Verhältnisse uns auflegen, so viel möglich zu entledigen, und so viel möglich, seine Würde als freier Mensch zu behaupten. Wenn er bessere Meinungen erhalten hat, so scheut er sich doch nicht, begangener Irrtümer eingedenk zu sein und sich ihrer insofern mit Vergnügen zu erinnern, als er sie besiegte. Wir sprachen auch von der Freundschaft, und er gestand mir, daß es äußerst schwierig sei, eine gleichgestimmte Seele zu finden. Zwischen ihm und Liebeskind hat ehmals ein enges Bündnis stattgefunden, von dem ich nichts wußte, das aber bald aus Mangel an Uebereinstimmung wieder gelöst wurde. Er sagte mir auch, daß ihm das Leben äußerst schal und Ueberdruß erregend bisweilen vorkommt. Dies nahm er aus meiner Seele. Er fühlt also auch, daß ihm etwas fehlt, aber er weiß vielleicht nicht, was es ist." Ich unterhielt auch mit ihm eine englische Korrespondenz, in der wir uns unsere Ideen über mancherlei mitteilten.

Auch Xylander war in der Mitte ein paar Tage in München. Er hoffte eine Anstellung im Kadettencorps. Meine damalige Stimmung

erlaubte mir nicht, ihn gehörig zu schätzen. Er schien mir zu wenig in Idealen zu schweben.

Zu Boisséesons kam ich öfters des Abends und unterhielt mich ziemlich gut. Am Neujahrstage hatte ich dem Fräulein einen schönen Blumenstrauß hinunter geschickt, und diese Aufmerksamkeit erwarb mir noch mehr von ihrer Seite. „Sie ist," schrieb ich damals, „das angenehmste Frauenzimmer, das ich kenne, und vereinigt alle gute Eigenschaften ihres Geschlechtes." Aber da man, wie Jean Paul sagt, in Gegenwart der Mutter kein erhebliches Gespräch mit der Tochter führen kann [12], so besiegte der Zwang, in dem ich mich befand, jede Anwandlung von Liebe. — Mit Karl Wiebeking kam ich öfters zusammen, besonders der englischen Sprache wegen. Auch schrieb ich ihm einmal eine Epistel in englischen Versen, die ich vielleicht folgen lasse. Ueberhaupt übersetzte ich häufig deutsche Verse in englische, allerdings schlecht genug. So trug ich auch meine Gedichte in kleine Hefte zusammen, von denen die Mehrzahl vernichtet wurde. Ich übersetzte gleichfalls Scenen aus französischen Trauerspielen in deutsche Alexandriner, wie zum Beispiel die Scene zwischen Phädra und Hippolyt. An meinem eigenen Trauerspiele „Conradino" arbeitete ich nicht mehr fort, da ich in Kollision mit dem „Egmont" kam. Ich machte den Plan zu einer Tragödie aus dem Ossianschen Gedicht Calthon und Colmal. Wie mich denn Macpherson [1]) vorzüglich beschäftigte, so übersetzte ich auch ein Ossiansches Gedicht ins Deutsche, (wie ich damals meinte) sehr wohlklingende Prosa. Es hieß „Oina-Morul" [2]). Viele kleinere Poesien, von denen wenige mehr übrig sind, wie z. B. „Die Nacht" [3]), „Ewige Liebe" [4]), „Einzug Kupidos" [5]) 2c. fallen in diese Zeit. Mit Perglas las ich den Virgil und Tasso. Uebrigens noch einige Schriften von Tieck, Schlegels „Dramatische Vorlesungen" [6]), das „Nibelungenlied" von Hinsberg [7]), eine Sammlung italienischer

---

[1]) James Macpherson (1738—96), der schottische Schriftsteller, welcher die angeblichen Gedichte Ossians zuerst herausgab; 1762 und folgende Jahre.

[2]) Mss. Mon. Nr. 1. In der Ausgabe von 1822 der „Poems of Ossian" stehen die citierten Gedichte Vol. I, S. 289 ff. und S. 251 ff.

[3]) Ms. Hempel.

[4]) Nicht erhalten.

[5]) Schlichtegroll, a. a. O. S. 83, R. I, 385.

[6]) August W. Schlegel, „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur," 1809—11.

[7]) Siehe S. 80 Anmerkung [2]). Die Uebersetzung des Nibelungenliedes gab Hinsberg München 1807 heraus.

Lyriker unter dem Titel „Anno poetico“ [15]. Zu meinen damaligen Winterfreuden gehörten nicht die Bälle, aber der Eislauf.

Besonders begeisterte mich damals ein besonderer Enthusiasmus für Preußen. Ein paar Strophen aus einem Gedichte von Gustav Schwab [1]), „Die Schwabenalpe“ betitelt, führte ich beständig im Munde. Der Dichter sieht unter mehreren Schlössern Schwabens auch Hohenzollern vor sich, und ruft aus:

„Doch Blick und Lied in vollern,
In schnellern Bahnen zieht:
Das ist ja Hohenzollern,
Was noch so sonnig glüht!
Es dringt aus allen Schleusen
Die Thräne mild heraus,
Mein Preußen, o mein Preußen,
Vor deines Stammes Haus.“

Aber aus all diesen Phantasien riß mich plötzlich das Wort: „Napoleon floh von Elba!“

## Dritter Abschnitt.

Gleichwohl fand die Nachricht von Bonapartes Entweichen im Anfange nur geringen Glauben; oder wenigstens dachte man, er würde in kurzer Zeit gefangen werden. Noch hoffte ich nicht, durch einen Feldzug aus meiner drückenden Lage gerissen zu werden. Auch war es im Zweifel, ob ich unter den Ausmarschierenden sein würde. Das beständige Exerzieren, das gänzlich meine Studien hemmte, und wobei ich allzuhäufige Verweise erhielt, machte mich noch mehr mißmutig. „Das Leben“, schrieb ich einmal, „ist mir tödlich geworden; freudlos zieht es mir wie eine Leichengestalt vorüber. Wie gerne würde ich die Brücke betreten, die jene Welt von dieser scheidet! Aber wie kann ich? Ich bin gesund und stark, kein Uebel bedrängt meinen Körper; aber meine Seele liegt auf dem Krankenlager. Perglas ist glücklicher, er erhält sich im Gleichgewicht, er ist zufrieden. Ich bin es nicht; ich sage es niemand, aber ich bin es nicht! ‚Wo die Freude nicht‘, hat mir vor einiger Zeit ein Rekrut gesagt, ‚wo die Freude nicht ist, da ist Leben hin und alles!‘“ Etwas später beurteilte ich mich folgendermaßen: „Ich fühle immer mehr und mehr, welch ein schwacher und kleiner Mensch ich bin. Jetzt, da sich

---

[1]) (1792—1850), vgl. „Gedichte“ (Stuttgart 1828) I, S. 299 ff.

meine Geschäfte drängen und vervielfältigen, da ich weder Zeit noch Muße mehr habe; jetzt, da ich mich völlig ermannen sollte, werde ich vollends mutlos. Ich habe kein Selbstvertrauen, kein Vertrauen auf niemand mehr. Ueber die größten Dinge verstehe ich mich hinauszusetzen, über Kleinigkeiten nicht. Nachdenken möchte ich über mich selbst, und ich bin's nicht im stande, weinen möchte ich, und ich kann nicht, fort möchte ich, und noch ist's nicht Zeit; sterben möchte ich, und ich darf nicht." Doch wäre eine so tiefe Melancholie ohne unglückliche Liebe nicht möglich gewesen, und sie war es, die mir alles vergällte, und sich hinter jedes Ereignis versteckte, über das ich zu klagen hatte. Meine Lieblingsworte waren damals die Verse:

„O Dio, chi sà, fra tanti
Teneri ommaggi e pianti,
O Dio, chi sa, se mai
Ti soverrai di me? [1]"

Endlich wurde der Krieg gewiß. Ich wurde unter die Marschierenden gezählt, und durch einen mir günstig scheinenden Zufall mit Verglas zugleich der dritten Compagnie zugeteilt. Meine Muse richtete sich an den Ereignissen des Jahrhunderts empor. Ich haßte nicht nur Bonaparten aufs äußerste, ich war sogar Ludwig XVIII. geneigt. Nun entstanden jene patriotischen Gedichte, von denen ich mehrere aufbehalten, und zwei davon Verglas zum Geschenk machte. An sie reihten sich mehrere Abschiedsworte; mehrere in diesen Blättern aufgezeichnet. Von diesen werde ich eines in den Fragmenten folgen lassen, ein Gespräch nämlich zwischen mir und Federigo. Von den anderen sind ein paar noch in eine neue Sammlung übergegangen. Von einem der verlorenen finde ich noch folgende Strophe im Tagebuch:

Nur die bedaur' ich, die von hinnen gehen,
In tiefster Seele die geheime Glut,
Sie dürfen's nicht, sie können's nicht gestehen,
Und einsam fließet ihrer Thränen Flut.

So geschah es, daß mir der Abschied von einem jungen Unbekannten überaus nahe ging. Ich begegnete ihn noch mehrere Male, und bis auf die letzte Minute hoffte ich, ihn kennen zu lernen. Es war mir nicht bestimmt.

„Ich richtete mich," so schrieb ich damals, „noch daran auf, daß

---

[1] Guarini, Pastor Fido, Att. II, sc. 1, v. 89

ich für die Freiheit Europas streiten dürfte; aber Wiebeking benahm mir auch diesen Irrtum, indem er mir gestern auf englisch sagte: ‚Dieser Ruhm zerfällt in sehr kleine Teile, da Sie ihn mit Hunderttausenden gemein haben. Wenn Sie freilich als gemeiner Soldat dienten, würde er noch von Bedeutung sein; da Sie aber Offizier sind, so ist er es keineswegs, weil keineswegs Mangel ist an Offizieren, und so viele an Ihre Stelle treten würden, wenn Sie dieselbe verließen, um dem Vaterland auf eine friedlichere und angemessenere Art zu dienen.‘“

Diese Ansicht Wiebekings mußte mich noch unglücklicher machen. Schwarze Laune, und auf der anderen Seite liebende Sehnsucht brachten mich dahin, daß ich auch mit Perglas zerfiel, indem ich völlig stumm und verschlossen wurde und mit niemand mehr eine Silbe sprach. Obgleich ich mich nach Jahresfrist mit Perglas wieder gänzlich vereinigte, so ist doch bisher nicht jenes erste herzliche Verhältnis wieder eingetreten. Die folgenden Fragmente werden zeigen, was mir seinen Charakter damals wahrhaft verhaßt machte.

Um diese Zeit war Fritz Fugger in München mit seinem Bruder [1]), dem Rittmeister; er blieb aber nur kurze Zeit.

Endlich kam der Tag des Abmarsches, von dem mein sechstes Buch sagte. Ich trennte mich schwer von meinen guten Hausfrauen, leicht von der Marquise und ihrer Tochter, mit Rührung von der Familie Harnier. Ich hatte früher noch eines meiner letzten Gedichte hingetragen, was man mit unverdientem Beifall aufnahm, durch den Gegenstand, der politisch war, bestochen. Herr von Harnier gab es dem Hofprediger Schmidt, um daß dieser es der Königin überreiche. Er wollte mich bemerkt machen. Er lud mich auch ein, ihm zu schreiben, wie ich es wirklich that.

Auch war ich bei Liebeskind. „Ich wünsche,“ redete er mich an, „daß dir der Feldzug so ausfallen möge, wie du dir ihn vielleicht gedichtet hast; und sollten wir uns irgendwo treffen, so hoffe ich, du wirst mir dasjenige nicht entziehen, wonach immer mein Verlangen war, wenn nicht andere größere Ansprüche darauf gehabt hätten.“ Er hoffte damals Adjutant bei irgend einem General zu werden.

Der Frühling kam dies Jahr sehr frühe und vermehrte meine Sehnsucht ins Weite. Ich lernte auch hier die Vorsicht verehren, die mich zu einer Zeit von München entfernte, als mir das dortige Leben unerträglich wurde.

---

[1]) Dem älteren.

## Fragmente des ersten Abschnitts.

20. November. — Nur ein Mensch von Bildung kann mich festhalten, und festgehalten bin ich gern. Wenn ich aber darüber nachdenke, so dünkt es mich fast unmöglich, so viel sich auch junge Offiziere meinesgleichen in diesen Mauern herumtummeln, unter ihnen auch nur einen zu finden, der mein Freund sein könnte. Die Motive, welche alle jene bewogen, diesen Stand zu ergreifen, sind weit verschieden von den meinigen. Wir können nicht übereinstimmen. Genuß ist die Triebfeder ihrer Handlungen; Zoten sind meist die Würze ihrer Reden; die Zukunft ist's, worüber sie niemals nachdenken. Bordellschöne gelten ihnen mehr als die sinnigen Musen, die Würfel mehr als das Saitenspiel, das Bierglas mehr als die Hippokrene. Ich will ihre Grundsätze nicht tadeln, aber ich fühle, daß sie nicht die meinen sind. Selbst manche, die ich vormals von besserer Seite kannte, hat der Strudel mit fortgerissen. Unter diesen sollte ich einen Freund finden? Fast muß ich glauben, daß alle edeln Güter des Lebens, Freiheit, Freundschaft, Liebe nur betrügerische Chimären, falschlockende Sirenen seien? Was hoffe ich noch, da selbst Issel mir nicht genügte, Issel, der, alles andere abgerechnet, auch sogar noch Dichter und feuriger Freund der Dichter war?

---

23. November. — Ich war in meine Lektüre vertieft, als plötzlich die edle Gestalt vor mich hintrat. Er nahm eine Zeitung, die mir zur Seite lag. Wie war ich froh, ihn wieder zu sehen. Er saß ungefähr vier Stühle von mir entfernt. Ich verließ meinen Sitz ein paar Augenblicke, um ein Journal zu holen; unterdessen gingen die Personen, die zwischen uns ihren Platz hatten, und B. setzte sich auf den Sessel neben mich. Ich war halb berauscht durch diese Nachbarschaft. Ich nahm mich zusammen, um ein geheimes Zittern zu verbergen, das mich ergriff, und obschon ich ganze Seiten in einem Journal von de la Motte-Fouqué [1]) las, so habe ich doch nicht einen Buchstaben behalten; demungeachtet war von Gegenständen der Poesie die Rede, von Dingen, die mir sonst die interessantesten würden geschienen haben. Aber nun kam ich mir selbst vor,

---

[1]) In dem von diesem und anderen herausgegebenen „Frauentaschenbuch für 1814" vermutlich.

wie Don Carlos in der Kapelle, als die Kleider gewisser Damen hinter ihm rauschten[1]); ich verlor mein Fassungsvermögen. Ich hatte mich gegen acht Uhr bereits zum Gehen fertig gemacht, als er gleichfalls aufstand. Ich ging rasch zur Thüre hinaus, er folgte mir in ein paar Minuten. Wir kamen fast zugleich an die Thüre des Vorsaals; er öffnete sie, und ließ sie mir offen. Er sprang die Treppe hinunter, ich ungefähr zehn Schritte hinter ihm. Wir gingen im Gange nebeneinander; am Thore machte er eine kleine Zögerung, so daß ich gezwungen war, vorauszugehen. Er ging rechtwärts gegen die Hauptwache, ich linkwärts. Es scheint mir doch ein stummes Verhältnis zwischen uns zu walten.

---

Im Morgenblatt[2]) fand ich unter dem Titel „Ogusname" eine große Menge orientalischer Sprüche, die trotz des Egoismus, der in einigen herrscht, trotz einiger Grundsätze, die dem sanfteren Christentum entgegenlaufen, dennoch eine sinnige, zartgefühlte Lebensweisheit enthalten. Ich schrieb viele dieser verständigen Maximen, meist in der Schale der Gleichnisse eingehüllt, ab; hier will ich ein paar nur anführen, die mich an meine Neigung zu B. mahnten.

„Kälte nur bändigt den Schlamm, so daß er den Fuß nicht beschmutzet"[3]).

Ihm ist nun wirklich ein großer Teil Kälte in seinem Benehmen zu teil geworden. Sollte dies nun aus der löblichen Ursache sein, damit ihm kein Schlamm zu nahe kommt, so muß es mein Bemühen sein, ihm zu beweisen, daß ich nicht unter den Schlamm zu zählen bin.

---

„Liebe, Moschus und Gold bleibt nimmer auf Erden verborgen:
Erblich sind Liebe und Haß; vom Herzen zum Herzen sind Wege"[4]).

Wenn dies eine Wahrheit ist, so ist sie sehr tröstlich. Die Liebe bleibt also nicht verborgen, sie erbt sich fort, sie wandert von Seele zu Seele. O daß ich diese Wege zu bahnen wüßte! Aber noch scheint dieser Verkehr zwischen uns nicht eröffnet.

---

[1]) Schiller, „Don Carlos", Akt II, Scene 8.
[2]) Morgenblatt, Jahrgang 1814, Nr. 282 ff.
[3]) a. a. O. S. 1125.
[4]) a. a. O. Nr. 283, S. 1129.

„Ohne Freunde bleibt, wer fehllos wünschet die Freunde![1])

Aber ich suche ja keinen Engel in ihm. Ich würde nur zu nachsichtig gegen seine Fehler sein. Wer von uns beiden der Bessere wäre, würde den andern zu sich emporziehen.

---

„Sperre Tauben und Pfau nicht in denselbigen Käfig,
Denn es einet sich schlecht mit dem Stolze die zärtliche Freundschaft" [2]).

Dies scheint recht eigentlich mir zur Warnung zu dienen. Der Stolze ist der Freundschaft unfähig, und B. hat Stolz und Schönheit mit dem Pfau gemein.

---

17. Dezember. — Ich beschäftige mich zuweilen gerne mit der französischen Bühne. Sie hat einige Meisterstücke, das ist unleugbar. „Phèdre", „Bérénice" [3]), „Bajazeth", „Zaïre", „Le Cid", „Horace" [4]); welch eine Reihe von schönen Werken! Der Wohlklang der Verse, die „Heiligkeit der Scene" [5]), wie es Schiller nennt, die Zartheit der entwickelten Empfindungen, alles dieses fesselt an die Dramaturgie der Franzosen. Sie haben Verstand, Geist, Gefühl, nur Originalität, und leider auch Phantasie darf man nicht bei ihnen suchen. Von diesem Standpunkt aus scheint Shakespeare freilich ein Herkules gegen die gallischen Pygmäen. Aber jede Sprache, jede Nation hat ihren besonderen Genius. Lassen wir diesen also gewähren! Oder wollen wir vielleicht, daß französische Dichter ihren Landsleuten mißfallen sollen, um uns zu gefallen? Was den Alexandriner betrifft, so ist er zwar an sich selbst ein schleppendes Versmaß, aber nicht so fast bei den Franzosen. Er scheint ihrer Sprache jene Kraft zu geben, die ihr außerdem fehlt, und da ihr Rhythmus kein regelmäßiges Aufeinanderfolgen kurzer und langer Silben ist, so hat er bei ihnen eine Abwechslung und Verschiedenartigkeit, die ihm im Deutschen durchaus fehlt.

---

[1]) a. a. O. Nr 283, S. 1130.

[2]) ibid.

[3]) Die Dramen Racines.

[4]) Von Pierre Corneille.

[5]) Vgl. Schillers Gedicht „An Goethe, als er den Mahomet" u. s. w. Strophe 9: „Ein heiliger Bezirk ist ihm die Scene."

Einsame Nacht umgiebt mich,
Ich höre nur eigene Klagen;
Selbst die tröstende Leier
Der Musen verstummt.
Meine Thränen sehen sie fließen,
Sie trocknen sie nicht:
Ehmals, kummerumdüstert,
Stahl ich mich in ihren goldnen Schoß,
Aus ihren feuchten, fühlenden Blicken
Sog ich Leben und neue Hoffnung.
Sie ließen mich spielen
Mit den Blütenkränzen
Um ihre Stirn;
Sie gaben mir süße Lieder,
Mir lieb, wenn auch andern nicht.
Wo seid ihr nun
Mit eurer tönenden Stimme?
Macht, sagt man, habt ihr
Vom Vater geerbt
Ueber die Gemüter der Menschen,
So lenkt mir ein Herz zu,
Das mich liebt, das ich liebe.

---

30. Dezember. — Mein guter Genius riet mir, zur Harmonie zu gehen. Ich mochte eine halbe Stunde da sein, als er kam. Wir saßen fast gegenüber; doch wagte ich es nicht, ihn anzusehen. Ich las gerade im „Morning Chronicle", aber da war alles Lesen dahin. Ich nahm noch andere Zeitungen, doch alles geschah nur noch mechanisch. Ich bemerkte, daß er zuweilen nach mir hinblickte, ja — als ich ihm lesend im Rücken stand, kehrte er sich nach mir um. Nie waren seine Züge so anziehend, als diesen Abend. Stolz und Satire schienen gänzlich aus ihnen verbannt; Anspruchslosigkeit sprach aus jeder Miene, und ein sanfter, ruhiger Ernst war über sein ganzes Angesicht verbreitet. Ich fühlte, mit Tiedge zu reden,

„Die Kraft unaussprechlicher Milde" [1]).

Als ich weggehen wollte, stand er auf, und kam mir zuvor; doch mußte er bemerkt haben, daß ich aufbrach. Ich folgte ihm durch die Straßen. In seiner Hausthüre blieb er wartend stehen; als ich aber

---

[1]) „Urania", Die Weihe, Strophe 8:
„Sanft tröstend umfing mich die süße Gewalt,
Die Kraft unaussprechlicher Milde."

vorbeiging, kehrte er schnell um, gegen die Treppe zu. Im Nachhausegehen machte ich folgende Verse:

Ein Thor ist, wer sich selber quält,
Fühlst du dich mir verwandt,
Bist du von gleichem Geist beseelt,
So reiche mir die Hand.
Gieb deine deutsche Rechte, Freund,
Und nimm mein deutsches Herz;
So sei'n wir bis zum Tod vereint,
Vereint in Freud' und Schmerz.

---

## Fragmente des zweiten Abschnitts.

9. Januar.

So sind wir ew'ge Sklaven,
Gebräuchen unterthan,
Des Herzens Wünsche strafen
Uns für den stolzen Wahn.
Wir glauben uns erhaben,
Wir dünken uns so frei,
Im eignen Busen tragend
Die eigne Sklaverei.
Wer nie war unterthänig
Der Leidenschaften Heer,
Der ist der Menschen König,
Sonst aber keiner mehr.

---

14. Januar. — Diesen Abend hat mir Liebeskind die Ehre seines Besuchs erzeigt. Er bestrebt sich, für mein Bestes zu sorgen, und hat mich inständigst ermahnt, mich mehr den militärischen Wissenschaften zu widmen, und mehr, als alles andere, dasjenige zu studieren, was mein Stand erfordert. Er selbst hat sich erboten, mir dabei an die Hand zu gehen. Das ist alles recht gut; ich konnte ihm nicht unrecht geben, aber ich gab ihm wenig Hoffnung zu meiner Besserung, die er so eifrig betrieb. Es ist wahr, ich schwebe zu viel in Idealen; aber ich verlange ja keine Auszeichnung vor andern, ich will nur geduldet werden.

---

So schleich' ich durch das Leben weiter,
Wie ein verirrter Geist,
Ich habe keinen Begleiter,
Der mir die Heimat weist.

Ich werd' ein Fremder bleiben,
Verlassen und allein,
Mich auf und nieder treiben
Und nimmer glücklich sein.

Und schmückte der Lenz auch wieder
Flur, Garten und Gehölz,
Ich bückte mich nicht nieder
Nach schöner Blumen Schmelz.

Nur eine möcht' ich finden,
Dann fahre wohl, o Schmerz!
Ich suche Mitempfinden
An eines Freundes Herz.

Wer kennt die goldne Blüte,
Und sucht sie nicht allein?
Sie keimt aus deiner Güte,
Geliebter B. . . . . .

---

Die Züge sah ich, die mich ewig halten,
Und willig gab ich ihrem Reiz mich hin:
Kann hier die Täuschung ruhestörend walten
Mit ihrem Schleier, die Betrügerin?
Das Herz muß in den Blicken sich entfalten,
Bei reinen Zügen wohnt ein reiner Sinn.
Nur in des Körpers Form gewahren
Die Geister sich, die ewig unsichtbaren.

---

Herr von Harnier riet mir, einmal etwas meiner Arbeiten in einen Almanach oder Journal drucken zu lassen, um zu hören, was die Kritik darüber urteilt. Wir redeten auch Politik. Herr von Harnier teilt meine Meinungen, und ich bin stolz darauf. Wir konnten beide nicht umhin, den undeutschen Volksgeist der bayrischen Nation zu tadeln. Er meinte, daß Bigotterie einen großen Anteil an dieser Gesinnung hätte, und es mag so sein.

31. Januar. — Von allen rauschenden Festen kehr' ich wieder um so lieber zur stillen Einsamkeit meiner Musen zurück. Ich lerne dann die wahren Freuden des Lebens von den geräuschvollen Bollwerken gegen die Langweile unterscheiden. Verwichene Nacht war ich auf einem Maskenball im Hoftheater, wo es ziemlich laut und lustig herging, und wo ich viele meiner Bekannten traf. Ich glaube aber, daß bei derlei Gelegenheit sich höchstens Verliebte wahrhaft gut unterhalten.

13. Februar. — Des Abends waren Liebeskind und Perglas bei mir, aber das Gespräch, das sie führten, und das Liebeskind veranlaßte, war äußerst peinlich. Dieser letztere war bald sentimental, bald wieder auf eine plumpe Art scherzhaft, bald wieder enthusiastisch, so daß ich zum erstenmal fühlte, welche Qualen uns ein verkehrtes Gespräch verursacht. Bald sprach er von seiner Mittagskost, bald von den Seligkeiten der ersten Liebe; er vermischte, mit einem Wort, das Ideale so sehr mit dem Gemeinen, daß das ganze Leben schaler als je vor mir stand. Sie redeten auch von der Freundschaft, und Liebeskind bezog Perglas' Worte darüber auf mich, wodurch er mich in Verlegenheit setzte. Perglas hat ihn, als er fort war, gut beurteilt. Er sagte mir dann, daß er sich keineswegs rühmen könnte, mein Freund zu sein, daß aber sein ganzes Streben danach ginge. Was sollte ich darauf antworten?

---

Herr von Baden, mein Stubennachbar, lieh mir vor ein paar Tagen ein Büchelchen, das ich mit vieler Aufmerksamkeit durchlas. Es war von Meiners [1]), und enthält eine „Anweisung für selbststudierende Jünglinge zur Arbeit". O ich wollte, daß ich arbeiten könnte! Alles aber um mich her dünkt mich dunkel und verworren. „O that I could lie in the narrow house! that I could fall in my youth!" [16]

---

15. Februar. — Ich komme eben von einer angenehmen Gesellschaft bei Boisséesons. Es war ein bejahrter Ehemann da mit seiner Frau, beide Italiener, und von der heitersten Laune. Sie sprachen von ihren alten Liebschaften, und Italien erschien mir dabei als ein wahrhaft romantisches Land. Er heißt Assolini und ist Arzt im Gefolge des Vicekönigs. Seine joviale Frau erzählte auf die drolligste Art, wie sie in ihrer Jugend in einem Kloster gewesen, und ihr ein Page ein Sonett zuzustecken wußte, das er für seine eigene Komposition ausgab, während sie es leider schon Wort für Wort auswendig gelernt hatte. Assolini selbst hat die größten Reisen gemacht. Er war in Rußland mit Bonaparte, er war mit ihm in Aegypten, am heiligen Grabe, in Nazareth, in Jerusalem. Seine Unterhaltung ist vom größten Interesse. Als er

---

[1]) Christoph Meiners (1747—1810), der Göttinger Professor und philosophisch-historische Schriftsteller. — Das citierte Buch heißt: „Anweisungen für Jünglinge zum eigenen Arbeiten" u. s. w. (1791).

von Aegypten und seinen Wundern, von den Pyramiden, den Mausoleen, der Säule des Pompejus, dem Grabe der Kleopatra erzählte, bediente er sich in pompösen Ausdrücken der ohnehin pomphaften italienischen Sprache. Doch versicherte er, daß die Pyramiden das erstemal keinen allzugroßen Eindruck auf ihn gemacht hätten.

---

Ich komme immer in größere Annäherung mit Perglas; er hat nun auch den Tisch bei meiner Hausfrau, und wir sind einen großen Teil des Tages beisammen. Es scheint, daß er ein enges Freundschaftsbündnis zwischen uns wünscht; ja — daß er darauf hofft und es darauf anlegt. Ich liebe ihn zwar mit aufrichtiger Achtung; aber ich glaube, daß ich bei diesem Grade werde stehen bleiben, und daß der letzte Schritt, der uns noch mangelt, nie wird gethan werden.

---

## Fragmente des dritten Abschnitts.

15. März. — Gestern las ich im Moniteur[1] die Proklamation des Königs von Frankreich, worin Bonaparte als Staatsverräter erklärt, und jedem befohlen wird, ihn aufzufangen und den Gerichten zu überliefern. Er hat jedoch 1500 Mann bei sich, und sein großer Anhang unter der Armee wird sich bald um ihn versammeln. Es wird blutige Scenen geben. Wenn es so weit kommen sollte, wie gerne würde ich den französischen Boden betreten, in der Hand das Schwert für die Freiheit. Ludwig XVIII. muß geschwindelt haben bei dieser Hiobspost. Er sandte seinen Bruder sogleich nach Lyon. Alles ist in der größten Spannung über den Ausgang dieser Begebenheit.

Bonaparte soll gesagt haben, als er von Elba abfuhr: „Ils ont vu le premier tome de ma vie; bientôt je leur livrai le second.“ Er soll sich hüten, daß dieser zweite Teil nicht sehr kurz und sehr schmählich wird. Ludwig XVIII. erhielt von allen Behörden Versicherungen ewiger Treue. Er ist ohne Zweifel ein kluger Regent. Wie man sagt, soll Napoleon versprochen haben, bis Ende dieses Monats seine Fahnen auf Notre-Dame in Paris aufzustecken. Er soll sich hüten, daß nicht sein ränkevolles Haupt anstatt seines Paniers aufgesteckt wird! Ganz Europa

---

[1] Nr. 66, 7 Mars 1815. (Die Erklärung vom 6. März.)

erwartet begierig das nächste, vielleicht letzte Schicksal dieses Mannes, der alles dem blutigen Götzen seines Ichs opferte.

---

18. März. — Ich habe eine sonderbare Idee über Geschichte, die ich vor niemand möchte laut werden lassen. Man sollte bei Dingen, die keinen Bezug mehr auf unsere Zeit haben, sich nicht durch nutzloses Nachforschen über die Wahrheit ermüden. Man kann über solche Dinge jahrelang hin und her sprechen, ohne sie näher zu bestimmen. Wir sollten mit religiösem Glauben das annehmen, was wir nicht durch Vernunft oder Zeugnisse widerlegen können, oder wir müssen uns entschließen, nur das zu glauben, was wir mit Augen sehen, und nichts, was uns Schriften hinterließen. Was alte Geschichtschreiber erzählen, existierte, weil sie es erzählt haben, weil wir, sei es auch nicht geschehen, daraus denselben Nutzen, dieselbigen Belehrungen ziehen können, als aus dem Geschehenen, weil es den Charakter der Zeit malt, in der's erdichtet wurde. „Was im Gemüt gelebt, ist dagewesen“ [1]).

Le 19 Mars 1815 Munich. — On dit que Napoleon fait des progrès, et que nos troupes se mettront en marche. Volontiers je combattrais contre le tyran, mais je ne sais pas encore, si ce sera mon tour. Les Saxons sont assez mécontents, une lettre de Jacobs, que je recevois aujourdhui, est pleine de plaintes. Je cite quelques strophes d'un poëme, qu'un Saxon faisait, et qui est touchant, par exemple:

„Die Blicke sind, wie Sachsens Himmel, trübe,
Wie unser Stamm, gesunken unser Mut:
Das ist der Lohn für unsre treue Liebe!
Das ist der Lohn für unser bestes Blut.“ [17]

Le concert d'aujourdhui était tout rempli de conversation politique, quoiqu'on donnait une pièce religieuse, „La creation“ de Haydn [2]). Je m'entretenais avec Fritz Fugger, dont je voyais le frère ainé pour la première fois. Le roi de France a édité une proclamation, où on trouve ces mots: „Non, la France ne sera pas vaincue dans cette lutte de la liberté contre la tyrannie, de la fidélité contre la trahison, de Louis XVIII contre Bonaparte!

---

[1]) Zacharias Werner, „Martin Luther“ (Berlin 1807). Prolog, S. XIX.

[2]) Joseph Haydn (1732—1809), der berühmte Oratorienkomponist. Die „Schöpfung“ erschien 1798.

22 Mars 1815. — Hier, pendant le diner, un homme vint dans la maison, qui découpe des silhouettes, et qui nous offrit ses services. Nous fîmes nous découper tous, je donnai ma silhouette à Perglas, et il me donna la sienne. La première doit être très ressemblante, et j'étais agréablement surpris en la regardant et trouvant qu'elle avait de la ressemblance avec les traits de Federigo.

Ce soir j'avais une dispute violente avec Perglas sur la destination de la femme. Il plaçait dans le même rang les droits de l'homme et de la femme en mariage, je donnais à l'homme quelques droits sur la femme. La femme, disais-je, a été créée seulement pour vivre avec l'homme, mais l'homme n'a été pas fait à cause de la femme. Il la choisit, la nourrit, la protège; il peut subsister seul, elle ne peut guères subsister sans lui. Cela lui donne quelque droit. Perglas répétait toujours, que la femme était un être libre, ce que je ne niais pas. Mais je disais, que l'homme devait être maitre de la maison ou l'ordre du monde sera détruit. Elle doit se contenter d'être femme, puisqu'elle ne peut jamais parvenir à devenir homme, mais seulement une hommasse. Il faut donc, qu'elle se soumette aux volontés du mari, leur plus beau triomphe étant, de les vaincre par sa condescence. La femme peut être honnête, bonne, fidèle, mais elle a toujours ses faiblesses, ses vanités, ses idées entortillées, ses principes de travers, ce qui regarde l'éducation, et sûrement elle soutiendra toutes ses notions d'autant plus avec opiniâtreté qu'elles sont fausses. Il faut bien être à l'homme, de parler d'un ton sevère et de maitre. Perglas me repliqua, que cette manière de voir naissait de mon éducation et de mon charactère.

Wiebeking vient de temps en temps me voir. Je l'éstime beaucoup, je m'applaudis d'avoir fait sa connaissance. Il est très actif et il a bien des connaissances quant à son métier, quoiqu'il a été souvent calomnié et traité comme idiote. Ainsi un jour on afficha cet épigramme contre lui:

Caligula, ein Ausbund großer Geister,
Erhob sein Pferd zum röm'schen Bürgermeister,
Und Wiebeking den Esel, seinen Sohn,
Zum Oberingenieur der Baudirektion:
Nun ist die Frage, welcher war wohl weiser,
Der Baudirektor oder jener Kaiser? [1])

---

[1]) Schlichtegroll a. a. O. S. 25. R. I, 464.

J'ai fini aujourdhui un poëme intitulé „An das Deutsche Volk bei der Flucht Bonapartes von Elba". Peut-être j'en ferai la lecture à Perglas, qui n'est en aucune manière destitué de sentiments patriotiques. —

Il y a un an aujourdhui qu'on m'a nommé officier. Le temps, ce messager ailé, passe trop vite. Je suis encore content de mon état, j'espère d'y continuer. Patience et persévérance triomphent de tout, mais il y a des choses qui portent avec elles des larmes intarissables. Cette année ne m'enviait pas des heures joyeuses et consacrées au loisir, aux études tranquilles.

23 Mars 1815 Munich. — Ce jour m'était propice. Je pris la communion et dans l'église je rencontrai beaucoup de nos connaissances. En sortant je vis Fédérigo. Il fut devant sa porte, en descendant du cheval. Ayant passé, je ne pus m'empêcher de regarder souvent en arriere, et lui-même sembla me suivre de ses beaux yeux, comme s'il avait voulu me dire: Pourquoi nous nous sommes souvent si proches l'un l'autre, et pourquoi nous nous sommes si loin?

25 Mars 1815 Munich. — Tout le monde est consterné, tout le monde est triste. Par des estafettes on a reçu la nouvelle surprenante, que Bonaparte est entré dans Paris, accompagné de l'acclamation publique, dans un carosse ouvert. Louis XVIII a pris la fuite. Toute la nation se déclare pour l'usurpateur. Des millions de soldats ennemis peuvent se rendre en France, mais pourront-ils trouver de quoi se nourrir dans ce pays épuisé? A quoi sert la bonne cause, si nos généraux ne sont point de barbares, des Bonapartes?

„Nicht eine Welt in Waffen fürchtet er,
Wenn er im Frieden lebt mit seinem Volke" [1]).

Le roi est en Normandie. A la revue dernière les soldats lui criaient au nez: „Vive l'empereur, qu'il vive!" Cette génération de Français est corrumpue tout-à-fait. Elle est née au temps de l'anarchie, de la fureur, où il n'y avait ni loix ni mœurs; leur berceau a nagé dans des fleuves de sang.

26 Mars 1815 Pâques. — Hier au soir je m'occupai des poésies de Feuerlein [2]), mais je ne puis les louer. L'esprit qui y regne est bon, mais le génie manque assez.

---

[1]) „Nicht eine Welt in Waffen fürchten wir" u. s. w., Schiller, „Jungfrau von Orleans", Akt I, Scene 10.

[2]) G. Feuerlein, „Gedichte aus den Jahren 1811—14," Nürnberg 1814.

Aujourdhui je présentai à Mr. de Harnier quelques uns de mes vers: „Bei der Nachricht von Bonapartes Einzug in Paris“ [1]). Il me donna son suffrage. Il déclara, qu'il enverrait ses fils en Amérique, si la liberté perderait en Europe. Il m'invita de lui écrire. —

Tout est passé. Je viens du concert, qui eut lieu à la cour. J'ai vu Fédérigo; peut-être pour la dernière fois. Oh que je m'apperçus trop bien, qu'il méprise! Il faut partir sans lui avoir dit adieu!

O dürft' ich dich umarmen,
Eh's mich von hinnen treibt:
Wer weiß, wer wiederkehret?
Wer weiß, wer dorten bleibt?

Oui, je l'ai vu, oh que ses traits sont doux; que ses regards sont intéressants; que son langage est sonore; il reveille dans mon âme je ne sais quel souvenir d'amour et de felicité. Oh que cette passion est devenue puissante! Mon cœur est fendu. J'étais prêt à partir, j'en étais si gai, mais il me semble dans ce moment, que je suis retenu par des chaines de diamant.

„Daß der Sturm der Schlacht mich faßte,
Speere sausend mich umtönten
In des wilden Kampfes Wut,
Wieder fänd' ich meinen Mut“ [2]).

28 Mars 1815. — On a tenté d'enlever le roi de Rome, mais la police de Vienne l'a prohibé. Marie Louise a été de concert. Pour un mari cruel et atroce elle trahit son père et sa patrie! Ne devrait-on pas pleurer de la vaine perversité de quelques femmes?

31 Mars 1815. — Notre départ se diffère, et les troupes autrichiennes ont eu l'ordre de faire halte; et cela a donné prise à des rumeurs honteuses, comme si les Alliés avaient l'intention de traiter avec Bonaparte, et de lui proposer la paix. Comment pourrait-on concluer des conventions, justement parce-qu'il les a rompues. On ne doit pas épargner du sang pour détruire l'iniquité et faire triompher la bonne cause. Qu'est-ce-qui soit que Bonaparte promette, le tiendra-t-il? Ne sémera-t-il pas encore la discorde parmi

---

[1]) Schlichtegroll a. a. O. S. 30, R. I, 468.

[2]) Schiller, „Jungfrau von Orleans“, Akt IV, Scene 1, Strophe 6; Zeile 3 muß es jedoch heißen: „In des heißen Streites Wut.“

les Germains, du moins à la dérobée. Sa tête de rebelle n'est-elle pas faite pour la guillotine? —

Il me vient une idée singulière. Je veux mettre par écrit les adieux de Fédérigo et de moi, comme je souhaite qu'ils eussent lieu.

Ich.

Du weißt, wir ziehen in die Fremde fort,
Durch andre Gegenden, durch andre Länder,
Und, hilft uns Gott, bis an der Seine Strand;
Doch sind wir gastlich nicht geladen, nicht
Zu frommer Wallfahrt breitet sich der Zug,
Obgleich auch er der heil'gen Güter eines,
Der himmlischen, erstreben will, die Freiheit,
Die Rettung von der Tyrannei. Wir ziehn
Dahin mit unversehrter Kraft, doch nicht
Mit unversehrter Kraft zurückzukommen,
Und viele kommen nicht zurück. Wer bürgt
Uns, Federigo, für ein Wiedersehen?
So willst du jetzt nicht lebewohl mir sagen,
Da doch vielleicht kein Ort und keine Stunde
Uns mehr vereint in diesen kurzen Tagen.

Federigo.

Hab' ich denn vereint mit dir
Je zu sein, den Wunsch getragen,
Mit dir, den ich nie beachtet,
Kaum erkannt von Angesicht,
Geh, und wenig soll mich's grämen,
Kehrst du oder kehrst du nicht.

Ich.

Wie könnte dies dir aus der Seele kommen,
Die doch so mild aus deinen Blicken strahlt?
Kannst du den ganz vergessen, der dich liebt?
Und wenn ein Schlachtbericht auch mich der Zahl
Der Toten zugesellte, würde dich
Die traur'ge Botschaft nicht auch sanft berühren
Mit einem stillen, sehnsuchtsvollen Schmerz?
Du würdest manchmal meiner Züge denken
Als eines Traumbilds, welches bald verschwand,
Und doch noch lieblich lebt im Angedenken;
Und wenn der Frühling wieder dann erblühte,
Dann würdest du, die Blumen pflückend, lispeln:
Tief unter Blumen schläft ein treu Gemüte.

Federigo.

Deiner Schwärmereien lach' ich,
Staunend meiner eignen Güte,
Die nicht Schweigen dir gebot;
Unbeachtet ist dein Leben,
Unbeachteter dein Tod.

Ich.

Durch solch ein hartes Wort verletzest du,
Unzärtlich Fühlender, den treusten Freund?

Federigo.

Deine kecken Worte zeugen
Wohl von deinem kecken Sinn,
Welcher alles Würdevolle,
Um sein eignes Selbst zu heben,
Um sich greifend fassen will.

Ich.

Wie sehr verkannte Federigo mich.

Federigo.

Und was ist dein Wille, sprich,
Welche Rechte sind die deinen?
Sag es an, erkläre dich.

Ich.

Was ich dir will, das fragst du mich?
O Gott, mit welchem Wort soll ich beginnen,
Um zu verteid'gen meinen kecken Mut,
Denn was ich fühle, tief im Busen innen,
Liebt nicht der Worte rednerische Flut.
Du bist mir fremd, ich bin es dir, allein
Dem Unbekannten bin ich herzlich gut,
Willst du's nicht auch dem Unbekannten sein?
Das Auge redet, wenn die Zunge ruht,
Wir gehen oft in unbewußten Banden.
Noch giebt es Kräfte in des Menschen Brust,
Die, unerforschlich, keiner je verstanden,
Die er besitzt, sich selber nicht bewußt.
Drum ging ein Märchen in uralten Tagen,
Das noch bis jetzt in mancher Mund besteht,
Daß oft zwei Herzen füreinander schlagen
Durch einen wunderthätigen Magnet,
Und Liebe wird von Sinn zu Sinn getragen.
Aus teuern Zügen thut er sich uns kund,
Durch heiße Sehnsucht weiß er uns zu quälen,
Er drängt die edeln, die verwandten Seelen
Unwiderstehlich zu dem Bruderbund.

Auch ich empfand sie, die magnet'schen Kräfte,
Vom ersten Augenblick, da ich dich sah,
Warst du mir teuer bis auf diese Stunde.
Ein warm Verlangen fühlt' ich immerdar
Nach deinem Händedruck, nach deinen Worten,
Nach deinen Zügen, deinem blonden Haar,
Nach deines Auges seelenvollem Glanze,
Das mir ein Stern, ein Stern des Lebens war.
O wüßtest du, wie du mich stets erfüllt
Mit einer stillen Hoffnung. Manche Stunde
War dir gewidmet, seit ich dich gesehen.
O wüßtest du, wie süß und wundermild
Mir deine Züge stets zu Herzen sprechen;
Gleichwie der Anblick einer Morgenlandschaft,
Wo noch der Sonne kaum erwachte Glut
Durch Büsche dringt, den silberklaren Bach
Bescheint und seine grasbewachsenen Ufer,
Wo junge Lämmer unter Blumen spielen,
Von ihres Schäfers Flöte neu geweckt
Zu trautem Scherz, zu glücklichen Gefühlen!
So war mir's, wenn mein Auge dich entdeckt,
Und deins so stolz auf mich herabgesehen.
Um deine Freundschaft würd' ich dringend flehen,
Wenn nicht des Heerbanns kriegerischer Ruf
Zum Kampfe mich erweckt' in ferne Lande.
Der Kampf ist jetzt mein einziges Idol,
Der Kampf für Freiheit gegen Knechtesschande,
Es ist nicht Zeit für traute Bande,
Drum fleh' ich einzig um ein Lebewohl!

Federigo.

Vollends ließ ich dich gewähren,
Vollends hab' ich dich gefaßt,
Nimm auch meine volle Meinung:
Deine Worte, deine Zähren
Sind mir, wie du selbst, verhaßt,
Hoffe nie und nie Vereinung.

Ich.

So hör' ich also deinen letzten Schluß,
Und flüchtig schwindet diese Trugerscheinung.
Mit Undank lohnst du meinen offenen Sinn,
Es ist kein Raum für mich in deinem Herzen;
Glaub mir, es schmerzt, daß ich betrogen bin,
Doch glaube mir, ich kann es auch verschmerzen.
Nimm du mein Mitleid, das du kaum verdient,
Denn ein Bedauernswerter wirst du sein,

Die besten Freuden wirst du nie genießen,
Du bleibst, wenn alles sich verband, allein,
Und keine Freunde werden dich begrüßen.
Ich gehe nun, ich will dich nie mehr sehn,
Mein lästig Wort soll nie mehr dich ermüden,
Ich meide deine trauliche Gestalt,
Denn deine Freundschaft war mir nicht beschieden.

## Federigo.

O du mein Freund, o du mein Bruder, halt!
Du hast mich überwunden!
Mit hartem Stolze hab' ich dich geprüft,
Ich habe dich bewährt gefunden!
Und wenn du mir verzeihen willst und kannst,
So sei'n wir denn auf immerdar verbunden.
Auch ich empfinde, was die Freundschaft ist,
Ein göttlich Gut und eine güt'ge Göttin,
Ein himmlisch Leben, ein lebend'ger Himmel.
O glaub mich nicht gefühllos, streng und kalt,
Mein Herz hat lange schon für dich gesprochen,
So wie das deinige für mich.
Warum wir doch so lange fern geblieben,
Ich weiß es, ich begreif' es nicht.
Wohl scheint es, guter Bruder, was sich liebt,
Das sucht und flieht sich wechselsweise wieder,
Aus Neigung teils und teils aus Schüchternheit.
Wir aber sind auf lebenslang vereinigt,
Als Freund und Bruder, Freud'- und Schmerzgefährten;
Das Auge zog uns, und das Herz entschied,
Nun wahrlich trennt uns keine Macht auf Erden,
Und selbst der Abschied wird ein Wonnelied!
Für uns ist keine Spaltung, keine Ferne,
Und zög' ich hierwärts und du dortenwärts,
Wir stehn doch immer auf demselben Boden,
Wir sehn doch immer noch dieselben Sterne,
Und tragen noch dasselbe Herz.
Und ziehst du hin ins Kriegsgetümmel,
Und nahst du dich der fränk'schen Erde,
Bald folg' ich dir auf meinem Pferde,
Bis dahin schütze dich der Himmel.
Doch freudig laß uns, Freund, genießen
Die wen'gen Tage, die noch übrig sind,
An denen wir von Mund zu Munde
Und Worte wechseln können und Gedanken,
Noch Treue schwören unserm lieben Bunde.
O noch gewährt sie's uns, die goldne Stunde,

Den Arm zu schlingen um des Freundes Nacken,
Und Hand in Hand vertraut mit ihm zu gehn.

Ich.

O du bewegst mein Innerstes
Mit einer frohen, seligen Empfindung,
Denn du verstehst mich, wie mein eignes Selbst!
So liebe Dinge wagt' ich nie zu hoffen,
Fast stolz vom Glücke geh' ich neben dir,
Denn selbst die Wünsche hast du übertroffen.
O wie das All sich schnell verwandelt hat!
Der Frühling dünkt mich lieblicher und milder,
Die Gegend schöner, freundlicher die Stadt,
Und alles lächelt mir, wie Götterbilder!
Selbst deine Züge, die vom Anbeginn
Mir teuer waren, seh' ich nun verschönt,
Seitdem sie Freud' und Freundlichkeit verklären,
Und deine Augen schimmern, Sternen gleich.
Laut rufe nun die Schlacht, der Abschied peinigt
Mein Herz nicht mehr, wir sind, wir bleiben stets vereinigt

---

4 Avril Munich. — Tous les matins je me trouve au jardin anglais. Je jouis du printemps et je cueillis des primevères. Le „Pastor fido“ [1]) m'accompagne. A chaque pas je nourris l'espérance de rencontrer Fédérigo. Le lieu, où je le verrais, serait le but de mes promenades journalières; je ne serais jamais las de m'y rendre. Le souvenir de Fédérigo s'est tellement emparé de mon âme, que je ne connais point d'autres pensées que lui. La dernière étincelle de mon bon humeur s'est éteinte. Depuis longtemps aucune ombre de sourire ne surprend plus mes lèvres. C'est, pour me servir des mots de Werner:

„Als hatte sich mein ganzes Wesen
In einen harten Demant eingeschlossen“ [2]).

7 Avril Munich. — Je suis tout-à-fait séparé de Perglas. Tout cela est arrivé presque sans que je l'aie voulu. Ma melancholie en est cause. Je ne pouvais plus lui parler. Ce pas est fait, il ne peut être refait. Nous avons cessé d'être amis.

„Er kann mir nicht vergeben, könnt' er's auch,
Ich könnte nimmer mir vergeben lassen.“ [18]

---

[1]) Siehe S. 124. Platens damalige Vorliebe für den Schöpfer des Hirtendramas, G. Batt. Guarini (1537—1612), spricht sich gleich darauf (S. 166) besonders aus.

[2]) „Martin Luther oder die Weihe der Kraft“, Akt V, Scene 1.



Il trouvera bien ce que Issel lui a prédit de moi. Dieu lui a donné des qualités heureuses, mais en oubliant de lui donner un cœur. Ainsi il dira

„Ach, es möchte gern gekannt sein, überfließen
In das Mitempfinden einer Kreatur,
Und vertrauend zwiefach neu genießen
Alles Leid und Freude der Natur" [1]).

Le 9 Avril 1815. — On a fait entrer dans notre régiment beaucoup d'officiers étrangers. Le capitaine de ma compagnie s'apelle Weber, le premier-lieutenant Tschamarin. Tous les deux étaient au quatorzième régiment. Weber a été longtemps en Espagne, ayant été au service du Granduc de Frankfort.

Le 12 Avril 1815. — J'ai déjà dit mes adieux au jardin anglais, qui m'était si cher. L'impossibilité de faire encore la connaissance de Fédérigo pendant ces trois jours que nous resterons encore ici, me perce le cœur. Nous aurions pu être amis, si les circonstances avaient été favorables. Il doit être un homme si aimable!

„Anima cruda si, ma però bella" [2]).

Mais toutes mes espérances sont le jouet d'une Fortune jalouse. Et ce Fédérigo demeure trois cent pas de moi, il est de mon état, de mon âge, de ma religion, je désire son amitié avec ardeur et — je n'ose lui adresser une simple parole! Et cependant on soutient que l'homme soit libre. Oui, quand toutes les chaines tombaient, dont les convenances le tourmentent, quand l'homme pouvait parler à l'homme sans détour et dire ce qu'il pense. — Ce matin je jouissais d'une heure favorable, et je composais des vers sous le titre: „An die Kampfgenossen des großen Kriegs" [3]), mais je doute, s'il vaille quelque chose; mes esprits sont trop baissés.

Le 13 Avril 1815. — Je ne puis nier, qu'une certaine douleur m'agite, quand je pense, qu'il me faut quitter bien des hommes bienveillants, des choses qui me sont devenues chères, qu'il faut sortir de ma vie solitaire dans les éléments ennemis de vie active.

Einsam lebt' ich und still, verloren in liebende Wünsche,
Und in des Phantasus Reich blühte mein irdisches Glück;

---

[1]) Goethe, „Gedichte", „An Lottchen", Strophe 4.
[2]) Guarini, Pastor Fido, Akt IV, Scene 9.
[3]) Mss. Mon. Nr. 6.

Wie der Klausner allein in der waldumgrünten Kapelle
Hauset, sich selber genug, also verschmäht' ich die Welt;
Meine Vertrauten waren die süßen, die gütigen Musen,
Doch vor den Menschen versteckt hielt ich das tiefe Gemüt.
Bald begleitete ich Homeros menschliche Helden,
Didos Schwanengesang lauscht' ich im Busen gerührt,
Und vor allen hast du mich begeistert, Apollo-Guarini,
Und ich verweilte bei dir unter dem Schäfergeschlecht;
Aber auch dich besucht' ich, Melpomenens brittischer Liebling,
Und dein klagender Geist hat mich mit Schauer durchbebt.
Oefters horcht' ich dir, wehmütige Stimme von Conir [1]),
Und so lebt' ich beglückt unter den Sängern allein.

Mais tout s'est changé. Une carrière bruyante s'offre à mes regards. Le glaive remplace la lyre, mais elle ne doit point être oubliée, la belle consolatrice.

4. April 1815 München.

Der Abschiedsmorgen ist herangenaht,
Und an des nächsten Morgens Frühe weckt
Uns schon der Trommeln kriegerischer Schall,
Befiehlt uns fortzuziehen in die Schlachten,
Wir ziehen gerne in die Schlachten fort!
Wohl manche drückt des Unrechts Tyrannei,
Allein nicht allen ist's zu teil geworden,
Zu kämpfen für die Freiheit und das Recht,
Und die es dürfen, nenn' ich glückliche.
Wir krönen des Jahrhunderts größte Thaten,
Auf daß die Ketten tönend niederfallen,
Mit denen der Eroberer Europa
Umschlingen wollte;
Auf daß der Friede wieder schalten möge,
Und jeder Bürger unterm Schatten lebe
Von seinem Oelbaum oder Feigenbaume,
Laßt's uns erkämpfen!

Mais retournons à la prose. Ce matin nous étions présentés au roi. Je voyais Fédérigo, je ne le voyais que d'un regard fugitif,

„Doch ach! er war noch immer schön" [2]).

Il fallut, que je soupasse encore avec Perglas, ce que m'importunait beaucoup. Il se plait encore dans ses sentences, dont l'une est plus fausse que l'autre. Aujourdhui il faisait des allusions mo-

---

[1]) Ossian.

[2]) Vgl. Goethes Gedicht „Der Müllerin Verrat", Strophe 8: „Und ach! sie war noch immer schön."

rales à moi. Il disait entre autres: Je ne hais personne, mais je prie pour ceux qui ont des défauts, afin qu'ils se corrigent. J'avais envie de lui dire, que je n'avais pas besoin de sa générosité, et qu'il pouvait bien commencer par lui, en faisant des prières pour les pécheurs. Du reste il ne parla que de sa joie extrême de partir demain (ce qui était du moins indélicat), et il dit, que pendant deux nuits entières il n'en pouvait plus dormir, qu'il était infiniment réjoui, de sentir enfin de la poudre (Pulver zu schmecken), comme il s'est exprimé noblement. Il y ajouta encore d'autres discours de bravoure future. Il chante tous ses sentiments comme un chanteur de foire ses vaudevilles. Grand Dieu! que nos caractères sont différents. Quant à moi je fus silentieux et retiré en moi-même, je ne pensai qu'à ces honnêtes gens qui je devrai quitter pour longtemps. Ce sentiment, comme le plus naturel, prédominait en moi. Et Perglas ne pouvait que vanter son courage, et il me fit croire, qu'il manque de cœur. Il a récité toute une litanie d'adieux; je n'ai pas tant de mots. Je sens bien que je suis seul, que je suis abandonné, je n'ai plus d'ami, je ne pourrais aimer Perglas. Mais il se fait tard et la nuit avance. Nous partirons demain de bonne heure, et il faut que je me couche. Que dirai-je encore? Peut-être je ne retournerai plus. Que je serais heureux! Alors je ne serais plus méconnu des hommes, je trouverais un bonheur que j'ai cherché envain. Ces âmes rudes ne me toucheront plus.

---

## Anhang.

4. Dezember 1814.

### Lied.

Oft, wenn wir lang im Dunkel schweifen
Durch eine tiefverhüllte Nacht,
Dann werden uns die Purpurstreifen
Aurorens plötzlich angefacht.

Verzweifle keiner an den Wegen,
Die das Verhängnis mächtig geht,
Sie bringen uns dem Glück entgegen,
Das wunderbar am Ziele steht.

Und hat dich Mißgeschick betroffen,
Und hat dich mancher Schmerz verletzt,
Hör dennoch nimmer auf zu hoffen,
Und die Erfüllung naht zuletzt.

Es quälen uns so manche Plagen,
Eh' uns der Götter Gunst beglückt,
Wir müssen manche Dorne tragen,
Eh' uns der Kranz der Freude schmückt.

So wechselt's in den ird'schen Dingen,
Das ist der Fluch der flücht'gen Zeit,
Und will ich morgen fröhlich singen,
So muß ich kläglich weinen heut.

Zwar kommt Erhörung oft geschritten
Mit ihrer himmlischen Gewalt,
Doch dann erst hört sie unsre Bitten,
Wenn unsre Bitten lang verhallt.

---

## Die zwei ersten Scenen der „Bérénice“ von Racine.

Antiochus.

Laß uns verweilen hier! Es blendet dich der Schimmer,
Ich seh' es wohl, Arsaz, vom Pompe dieser Zimmer.
Es ist dies Prunkgemach, das, einsam, wie du siehst,
Oft die Geheimnisse des Titus in sich schließt;
Wenn er zuweilen hier, vor seinem Hof verborgen,
Mit Berenicen spricht von zarten Liebessorgen,
Zu seinen Wohnungen führt diese Thüre hin,
Und jene andere zur schönen Königin.
Geh, sag ihr, daß ich sie zu bitten mich erfrechte,
Daß sie mir Lästigem Gehör vergönnen möchte.

Arsaz.

Du lästig, edler Fürst, du, jener treue Freund,
Der stets so großmutsvoll für sie besorgt erscheint?
Antiochus, der einst in Liebe für sie brannte,
Als großer Fürst verehrt im schönen Morgenlande?
Da sie des Titus Braut, des Herren dieser Welt,
Ist dies die Scheidewand, die dich ihr ferne stellt?

Antiochus.

Sei darum unbesorgt, und thu, was ich dir sage,
Ob ich sie sprechen kann, und ohne Zeugen, frage!

Antiochus (allein).

Nun wohl, Antiochus! Bist du derselbe, sprich!
Vermagst du's zu gestehn, beherzt, ich liebe dich!
Doch ach, ich zittre schon, den Augenblick betrachtet
Mein Herz als fürchterlich, um den es sonst geschmachtet.
Ach, keine Hoffnung hat die Kön'gin mir erregt,
Ein ewig Schweigen selbst hat sie mir auferlegt!
Ich schwieg fünf Jahre lang, und bis auf diese Stunde
Hat Freundschaft überklebt der Liebe tiefe Wunde.
Und jetzt, da Titus sich als ihr Gemahl bekennt,
Hoff' ich, sie hört mich mehr, als einst im Orient?
Sie wird sein Weib, hab' ich erharrt mir diese Tage,
Ihr Ohr zu peinigen mit meiner Liebesplage?
Aus dem Bekenntnis kann mir keine Frucht erblühn,
Ich will, zu fliehn gedrängt, von ihr geachtet fliehn.
Nein, nie soll sie mein Wort beleid'gen, so vermessen,
Zu sterben geh' ich hin, kann ich sie nicht vergessen. — —
Doch wie? Im ew'gen Schmerz soll ich, ihr unbewußt,
In Thränen aufgelöst, bejammern den Verlust?
Doch, soll ich ihren Zorn beim Abschied noch entflammen?
Nein — schöne Königin, du kannst mich nicht verdammen!
Ich komme nicht, zu flehn, daß du mir treu zu sein,
Dies Reich verlassen sollst, ich sage dir allein:
Nachdem ich lang gehofft, daß deinem Vielgeliebten
Der Hindernisse Macht die schönen Wünsche trübten,
Da er nun alles kann, da ihr Verlobte seid,
Reis' ich, ein Beispiel nun von der Beständigkeit,
Nach jahrelanger Glut und falscher Hoffnung Schimmer;
Doch hoff' ich auch nicht mehr, bin ich doch treu für immer.
Statt aufgebracht zu sein, beklagt sie mich vielleicht.
Es sei. Ich habe lang dem Schicksal mich gebeugt.
Was kann der fürchten auch, der nie gewagt zu hoffen,
Der, nie mehr sie zu sehn, schon den Entschluß getroffen?

---

## Englische Epistel an Wiebeking.

2. Februar 1814.

This letter and its thousand faults does send
A chiding poet to his lazy friend.

I come this moment from your house with speed,
A little angry with your Grace indeed.
You are in town three quarters of the day,
But to your quarter never guides my way,
And nevertheless I go to you, but ye,
Tho' near enough, you never come to me.

Likewise to-day invain about I ran,
And therfore now I seize my chiding pen.

What! will you say, proves he not kind at all?
That's but a walking, not a pain to call.
You are in right, it was not great a pain,
But poets love to chide and to complain.

Your Lechner is as false as you, he said,
You had a cough, and even you were a — bed;
He said that I would find you without doubt,
And that these days you were not going out.
And I, good-hearted and compassionate,
To visit you, arriv'd before your gate.
I could n't mean, that you anew did roam,
I ask'd: Is master Wiebeking at home?
And thought the maid, should she the truth confess,
Would answer me indoubtably with yes.
But scarce I ask'd, she answer'd me: Ah no.
He went abroad, 'tis half an hour ago.
I stood amazed and I believed, I said,
That he were sick and then replied the maid:
It's true, dear Sir, he had a little rhume,
The rhume did leave him, he did leave the room.
I said still to the chambermaid my name,
And went away, more sorry as I came.

Unholy youth! I see you wanton sly
From dance to dances and from joy to joy,
All of your cough and of your health in spite,
Therefore I did this chiding letter write.
You see, it gladden's still my tiny wit.
To be with verses very indiscreet;
You say perhaps and wrikkle up your nose,
That I make verses and can't write in prose?
You are in right, these lines are poor and dull,
O shew them not to Mr. Schlichtegroll!
For he would surely hang them on his wall,
To be expos'd there to the curious all.
He would make me the dupe of all anew,
I am with him more angry than with you.
He did with shoking mockery abuse
My harm less verses and my gentle Muse.
Folly's forgiven, where modesty does bend,
Nothing I know, but nothing I pretend.
Farewell my dear, my honourable friend!

P. S.

I'll not oblige you by this letter, Sir,
To come to me, nor to a visit 'stis,
You have more business than I, I know,
You have to balls, to feasts you have to go.
What I demand, it costs not great a pain,
Be but so kind, write me some lines again;
Yet do forbear the folly which I chose,
Write not in verses, write in gentle prose.

---

## Einer der englischen Briefe an Perglas.

My dear! The 7th Feb. 1814.

Whilst you write with your fest on the bottom, I dance with my hand or rather with my pen on the paper; you see then, dancing and writing have some relation together and there's it but the difference, that the writings of your feet are not legible at all, but the dances of my hands shall remain, in order to be still seen by your eyes tomorrow. You see then likewise, that dancing is more lasting than writing, and I say you, it is more lasting than thinking itself, fore we have seen in the pagery, how old fellow Legrand had not yet forgotten his paces and dances, whilst he had lost his wits long ago. But I'll no more molest you with such false conclusions and only say you that I'm very glad, because the time of dancing is now over. I believe that even those, who have tumbled themselves into a giddiness of joys and divertissments shall not be sorry at all, that their deafening pleasures have finished; for only the pleasures of the soul can rejoice a long time and still be sweet in the looking glasses of remembrance. It is just that a young fellow shall be merry, but to be merry and nothing else, is very little. Every one likes to be satisfied with himself, when he goes to bed, bud who has during the day and half the night only cared for his pleasure such-a-one shall not close his eyes without disgust and he has almost lost his day. But with my moralizing I do forget to answer your pleasing letter. You are in right when you mean that liberty is one of the best things life does offer us. A free man is almost a happy man, but he must be free from destructive passions and free from so many ridiculousnesses to which a great deal of men are submitted. You ask whether I was content? At least I'am quite satisfied with the estate

I've chosen myself, for as you say it gives me time to cultivate the studies I like, and such studies are more useful than those of the schools, because they are voluntary. Constraint is the principal motive of application in schools, but constraint is a word, hated almost of each young fellow, and for that reason there are many, believing to have a right to neglect all what they do by constraint. Let's then be glad, to be our own schoolmasters, and let's daily work at our improvement of mind. You know our military estate is but momentany, and even a great deal of common soldiers knows still a profession besides their exercise; can it be forgiven when an officer knows nothing except this what he's obliged to know? But I say you what you understand better than I.

Your friend and correspondent.

---

11. März 1815.

Vom „Anno poetico“ [1]) lese ich nun schon den sechsten Teil und entdecke täglich neue Schönheiten in der Lyrik der Italiener. Manches Abstrakte findet man auch, zum Beispiel Gedichte über die Mathematik. Auch ein halb hundert Sonette von Monaca, eine große Anzahl über die Verkündigung Mariä und den Tod Judas', auch an Petrarcas, an Friedrich des Großen Grab und auch alla tomba di Werther. Dann eine Uebersetzung des „Pervigilium Veneris“ [2]), worin der Refrain wie bei Bürger in vier Zeilen ausgedrückt wird:

„Ami alfine al primo albore
Chi non mai d'amor languì,
Chi finor languì d'amore
Ami ancora al nuovo dì.“

Eine Art Selbstschilderung einer Herzogin Piccolomini hat mich angezogen. Von der Liebe sagt sie darin:

„Ne' piu verdi anni e fervidi
Fu questo cor soggetto
Ad agitarsi ed ardere
Di un anoroso affetto.“

---

[1]) Siehe S. 145.

[2]) Lateinisches Gedicht unbekannten Verfassers aus der Mitte des 2. Jahrhunderts. Bürgers Uebersetzung „Nachtfeier der Venus“ siehe „Poetische Werke“ ed. Reinhard (1812) Bd. I, S. 1 ff.

„Ma fu quel polve bellica
Il fuoco in me d'amore,
Che in un momento accendersi
In un momento muore.“

Noch habe ich mir ein paar Verse des Abate Colombo gemerkt:

„Segno e bersaglio
Di crude sorte,
Stanco di vivere,
Bramo la morte.

Indarno un rustico
Canto bramate,
Non ho più cetera,
Non son piu vate.“ [19]

---

## Fünfte Scene des zweiten Aktes der „Phädra“ des Racine.

Phädra, Hippolyt, Oenone.

Phädra.

Er ist's! Wie alles Blut nach meinem Herzen rollte.
Vergessen hat mein Mund, was er ihm sagen wollte.

Oenone.

Gedenke deines Sohns, er hat nur dich allein.

Phädra.

Man sagt mir, Hippolyt, du schiffest schnell dich ein;
Es muß mein tiefer Schmerz auch deine Schmerzen teilen,
Der Gram um meinen Sohn läßt mich vor dir verweilen.
Mein Sohn ist vaterlos, nicht fern mehr ist der Tag,
Wo auch der Mutter Tod ihm Thränen kosten mag.
Von Feinden seh' ich ihn als Knabe schon bestürmen,
Vor diesen kannst nur du den Hartbedrohten schirmen.
Ein stiller Vorwurf ist's, der mich zur Sorge treibt,
Daß ich für seinen Ruf dein willig Ohr betäubt;
Ich zittre, wie du siehst, vor deines Hasses Pfeile,
Daß er, der mich ereilt, auch meinen Sohn ereile.

Hippolyt.

So niedrig dacht' ich nie, ich kenne meine Pflicht.

Phädra.

Wenn Hippolyt sie haßt, klagt Minos' Tochter nicht.
Zu deinem Unheil stets bin ich bemüht gewesen,
Was mir im Herzen sprach, das hast du nicht gelesen.
Mein ganz Bestreben ging, auf daß dein Zorn entbrannt',
Vom Ort, den ich bewohnt', ward Hippolyt verbannt.
Ich war's, die öffentlich und heimlich mit dir grollte,
Ich war's, die dich und mich durch Meere scheiden wollte,
Ich war's, die ein Gesetz gegeben, seltner Art,
Auf daß dein Name nie vor mir gesprochen ward:
Doch wollte man die Schmach nach der Beleid'gung wägen,
Und kann der Haß allein mir deinen Haß erregen,
So ist kein sterblich Weib, das mitleidswürd'ger litt,
Das wen'ger deines Zorns sich wert fühlt, Hippolyt!

Hippolyt.

Die Mutter schützt ihr Kind mit eifersücht'gen Sorgen,
Und sie verfolgt den Sohn, den nicht ihr Schoß geborgen.
Ich weiß es, Königin. Der spätern Ehen Frucht
Ist unabwendbar stets Verdacht und Eifersucht.
Ich hätte gleichen Haß, vielleicht noch mehr Gefahren,
Als ich von dir erfuhr, von andern Fraun erfahren.

Phädra.

O daß der Himmel doch vom allgemeinen Schluß
Mich ausgenommen hat, wie ich's bekommen muß!
Ganz andre Sorgen sind's, die meine Seele nagen.

Hippolyt.

Nicht Zeit ist's, Königin, in Sorgen zu verzagen.
Vielleicht, daß Theseus noch der Sonne Licht verehrt,
Und ihm ein güt'ger Gott die Wiederkunft gewährt.
Ihr schätzt Poseidons Macht, und nie hat ihn vergebens
Mein Vater angefleht im Laufe seines Lebens.

Phädra.

Zweimal sah keiner noch der Toten Uferrand.
Da einmal mein Gemahl die dunkle Küste fand,
Hofft du umsonst, daß uns ein Gott ihn wiederschicke,
Es giebt der Acheron die Beute nicht zurücke.
Was sag' ich da? Er lebt — er lebt mir noch durch dich,
Noch glaub' ich ihn zu sehn, der lange schon verblich.
Ich seh', ich sprech' ihn noch! — Doch wo sind meine Sinnen?
Ich kann dem Selbstverrat der Liebe nicht entrinnen. —

Hippolyt.

Ich seh' die Wunderfrucht von edler Treue Kraft,
Der Tote lebt vor dir, in deiner Leidenschaft.
Noch flammt in dir für ihn der Liebe heilig Feuer

Phädra.

Ja, Prinz, ich lieb' ihn noch, er ist mir ewig teuer!
Ich lieb' ihn, doch nicht den, der schon der Hölle nah,
Den man von einem Weib zum andern flattern sah,
Der mit Proserpina gewagt das Bett zu teilen,
Ich lieb' ihn, treu und stolz, und wild sogar zuweilen —
Schön, jung, ach, jedes Herz, er zieht's in seine Näh',
Wie man die Götter malt, wie ich dich vor mir seh' —
Er hatte deinen Wuchs, dein Aug', der Sprache Töne,
Derselben Wangen Rot verklärte seine Schöne,
Als er die Flut durchzog, nach Kretas reichem Strand,
Von Minos Töchterpaar der Wünsche Gegenstand.
Wo warst du damals, Prinz, daß du nicht auch erlesen
Zu Theseus' Heldenschar, in unsrem Reich gewesen?
Warum doch warest du zu zart noch, Hippolyt,
Und stiegst nicht in das Schiff, nach Kreta rudernd, mit?
Du hättest ihn erlegt, den wilden Minotauer,
Trotz jenes Labyrinths und seiner weiten Mauer.
Die Schwester hätte dir, aus jener irren Welt
Den Faden, das Geleit gegeben, junger Held!
Doch nein! Ich hätte selbst der Hilfe mich bemeistert,
Die Liebe hätte mich zuerst hiezu begeistert:
Ich wär's gewesen, Prinz, ich hätte, dir geneigt,
Den Ausweg aus dem Pfuhl des Labyrinths gezeigt.
Für ein geliebtes Haupt, geliebte, teure Sorgen!
Nicht hielt ich durch den Knäul des Fadens dich geborgen,
Ich selber wäre dir, stets wandelnd vor dir hin,
Ins Labyrinth gefolgt, treu als Begleiterin,
Und Phädra hätte, mit dir im Bund, verwegen,
Mit dir zugleich gesiegt, wo nicht, mit dir erlegen.

Hippolyt.

Was hör' ich, Königin? Dein rasches Wort vergißt,
Daß Theseus dein Gemahl, daß er mein Vater ist.

Phädra.

Woran erkanntest du, daß ich's vergessen? Sage,
Daß ich für meinen Ruf nicht heil'ge Sorge trage?

Hippolyt.

Verzeihung, Königin, beschämt gesteh' ich ein,
Daß ich dein Wort entehrt durch meinen falschen Schein.
Erlaub, daß ich die Scham vor deinem Blick verhehle.

Phädra.

O du verstandst mich wohl, grausame stolze Seele!
Ich sagte dir genug, aus Zweifeln dich zu ziehn,
So kenne Phädra denn und ihrer Liebe Glühn!
Doch glaube nimmermehr, daß ich die arge Flamme,
Die mich für dich erfüllt, mit Abscheu nicht verdamme,
Daß ich von einer Glut, die langsam mich verzehrt,
Der Asche Funken mir gefällig selbst genährt.
Da mich zum Ziel des Grolls die höchsten Götter machten,
Veracht' ich mich noch mehr, als du mich magst verachten;
Die Götter zeugen mir, die dieses Feu'r geweckt,
Das Minos' ganzes Haus mit ew'ger Schmach bedeckt,
Die Götter, die sich's wohl zu ihrem Ruhme schätzen,
Ein schwach, ein sterblich Weib so tödlich zu verletzen —

(Das übrige ist verloren.)

---

## Gedicht dem Herrn von Harnier übergeben[1]).

Ha, welch ein Volk wohnt überm Rheine,
Welch unbegreifliches Geschlecht,
Verehrt man dort der Sitten keine,
Verehrt man dort kein menschlich Recht?

Geheim entsprang der blut'ge Tiger
Aus seinem Kerker, er allein,
Und dieser einz'ge zieht als Sieger
Bei Millionen Sklaven ein!

Der König flieht, der Friedebringer,
Wer achtete sein Silberhaar?
So steigt zum Thron der Kapetinger
Aufs neue Korsikas Barbar.

Sie lassen ihm ihr Hoch erschallen,
Sie krönen eines Mörders Haupt,
Ein Haupt, dem Henker längst verfallen,
Des Lorbeerschmuckes längst beraubt.

---

[1]) Siehe S. 147.

In Spanien, vor Leipzigs Heere
Verlor er seinen letzten Ruhm,
In Frankreich seine letzte Ehre
Mit dem verwirkten Kaiserthron.

Wohin er nur die Blicke wandte,
Da fand er schmählich sich entehrt,
Nun trifft er Jubel statt der Schande,
Wohin er nur die Blicke kehrt.

Erhebt euch mit dem Rächerschwerte,
Ihr Völker aus dem Süd und Nord,
Und reinigt die entweihte Erde,
Und züchtigt den Rebellenhort.

Wohlan! Wir trauen unserm Gotte,
Der selbst den Siegerkranz uns flicht,
Er führt den Wütrich zum Schaffotte,
Von dort aus — in das Weltgericht!

---

## Erwähnte Schriften.

„Dämmerungen für Deutschland" von Jean Paul.
Gedichte von Sendtner.
Gedichte von A. W. Schlegel.
Il Pastor fido del C. Guarini.
Leier und Schwert von Körner.
Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung von Goethe. 3.
The Vicar of Wakefield by Goldsmith.
Tales of Wonder, written and collected by Lewis. 3.
Reliques of ancient british poetry by Percy. 3.
Klingklingelalmanach von Baggesen.
Poëms of Prior.
Hamlet, tragedy by Shakespeare.
Oeuvres de Boileau.
Ossians poëms.
Melusine, Zerbino, Genoveva, Rotkäppchen ꝛc. von Tieck.
Anno poetico 9 vol.

Mehrere Stücke der Franzosen, von Racine, Corneille.
Voltaire, z. B. Bajazet, Phèdre, Zaïre, Le Cid, Cinna.
Horace, Le fanatisme, Bérénice,
Frauentaschenbuch von Fouqué.
Dramaturgische Vorlesungen von A. W. Schlegel.
Wahlverwandtschaften von Goethe.
De l'Allemagne par Madame de Staël.
Das Nibelungenlied von Hinsberg.
Macbeth, King Lear by Shakespeare.

---

# Memorandum meines Lebens.

---

## Sechstes Buch.

Enthält Diarien vom 15. April bis 4. Juli 1815, von meinem Ausmarsche von München bis zur Ankunft in Bar le Duc.

„Die Erinnerung ist das einzige Paradies,
aus dem wir nicht getrieben werden können."
Jean Paul.

„La lontananza ogni gran piaga salda."

Guarini[1].

[1]) Guarini, Pastor Fido, Att. III sc. 3, v. 272.

## Die ersten Tage unseres Marsches.

Es geschah am 15. April 1815, daß sich unser Regiment früh morgens auf dem Maximiliansplatze versammelte, um die Hauptstadt und das Vaterland zu verlassen und der Bestimmung des entfernten Kriegs zu folgen. Ein Ausmarsch ist gewiß eines der feierlichsten Schauspiele, welche der Soldatenstand darbietet. Bei einem solchen Zuge ist es nicht mehr zweifelhaft, daß ein großer Teil der Hinwegziehenden die Heimat nicht wiedersieht, nur das Wer und Welche schwebt noch im Dunkeln.

Ich sah noch die Pagen und Sekretär Mailer, die beim Abmarsche zugegen waren. Man hörte ringsum ein vielfaches Lebewohl. Federigos Regiment zog eben zum Exerzieren aus; doch konnten ihn meine Augen nicht herausfinden. Vielleicht bemerkte er mich, dachte aber gewiß nicht mehr dabei, als bei den anderen. Ich sah in jenem Momente all meine Luftschlösser zusammenstieben. Die Trennung war geschehen.

Der Weg bis Dachau ist sehr langweilend; der Oberst nahm sein erstes Quartier dort. Es liegt auf angenehmen Anhöhen. Unsere Division, nämlich die 3. und 5. Compagnie, zog noch vier Stunden weiter seitwärts, meist durch Waldungen nach Weichs, einem schlechten Dorfe. Ich meinesteils ward dort abermals mit einiger Mannschaft nach Ebersbach detachiert, wo ich freilich das beste Quartier des Orts hatte; aber wie war dieses beste? Ich erhielt ein kleines Zimmerchen, wo die Hälfte des Raums eine riesenhafte Bettstatt einnahm, in welcher ein ziemlich ekelhaftes Kind lag. Die Mutter weckte es später, indem sie sagte: „Stäh auf, Resel, de Herr Vetter ist do, gimmen Herr Vetter ä Patschhand." Diese Patschhand verdarb mir vollends den Appetit. Ich schlief ziemlich schlecht auf Stroh, weil ich fror. Den folgenden Morgen marschierten wir gegen halb sieben. Der Weg hat einige Ab-

wechslung, weil wir nicht auf der Landstraße gingen. Was mir in dieser Gegend mißfiel war die formlose Bauart der Kirchtürme, was in katholischen Ländern selten ist. In Altmünster versammelte sich das Regiment. Unsere Division ging einzeln nach Tandern, wo uns Quartier angewiesen war. Die Ortschaft gehört einem gewissen Herrn Lippert, in dessen Edelhof auch mein Hauptmann und Oberlieutenant (Tschamarin) wohnten. Hauptmann Möckel war bei dem Pfarrer des Orts mit Schönbrunn. Es traf sich, daß ich mit Perglas ins Wirtshaus einquartiert wurde, und dieser Zufall begründete eine Art von äußerlicher Wiedervereinigung, was das Zusammentreffen bei meiner Hausfrau nicht vermocht hatte. Er redete mich zuerst an, ein Wort gab das andere, wir sprachen als Bekannte, frühere nähere Verhältnisse nicht berührend.

Es ist meine alte Gewohnheit, an jedem fremden Orte die Kirchen und Kirchhöfe zu besuchen. Es waren zwei Gotteshäuser in Tandern, aber nichts von erträglicher Malerei. Der Kirchhof zeichnete sich durch einige Inschriften aus. So stand zum Beispiel am Grab einer Mutter:

„Der Kinder sieben hat sie hinterlassen,
Stets gab sie ihnen mütterlichen Rat:
Wohl ihnen, wenn sie auch das Böse hassen,
Und Gutes thun, wie ihre Mutter that.“

Diese Verse sollte man kaum auf einem bayrischen Dorfe suchen. Ueberhaupt habe ich das gemeine bayrische Volk mehr achten gelernt: sie sind bigott, aber fromm, etwas roh, aber doch gutmütig. Einen Teil des Nachmittags in Tandern brachten wir beim Pfarrer zu. Hauptmann Weber, ein lustiger Mann wußte ihm auf sehr gute Art seinen Wein abzulocken, den er uns aufsetzen mußte.

Tandern verließen wir schon vor Sonnenaufgang am Siebzehnten und marschierten gegen Eichach durch waldige Gegenden. In Aichach war Sammelplatz des Regiments. Es ist eine kleine und freundliche Stadt in angenehmer Umgebung. Auf einem der Thore ist zu lesen, daß der Schwedengeneral Horn diese Stadt in Asche legte, wozu man weislich hinzufügte, daß sie wieder aufgebaut wurde, wovon sich aber jeder früher überzeugt, als er die Inschrift liest. Nicht weit von Aichach liegen die Ruinen des alten Schlosses Wittelsbach, das wir aber nicht sehen konnten. Der Weg nach Thierhaupten, wo wir an diesem Tage und zwar mit dem Stabe blieben, ist sehr lang und sehr langweilig. Wir wurden tüchtig müd, eh' wir ankamen. Auf dem Wege begegneten wir dem Prinzen Karl, dem von den Soldaten ein Vivat zugerufen wurde. Thierhaupten ist ein Dorf mit einer großen und schönen Abtei, deren größter

Teil nun in ein Bräuhaus umgewandelt wurde, und daher von Biermachern bewohnt wird, wie ehemals von Biertrinkern. Es sind jedoch noch einige Geistliche im Kloster. Einem davon begegneten wir, der ziemlich zufrieden aussah. Hauptmann Weber fragte ihn, warum jeder einzeln und nicht alle beisammen wohnten, der Unterhaltung wegen? Der Mönch antwortete: „Mein Brevier ist mir Unterhaltung genug." Glücklich, wer sich so beschränken kann!

Ein wahrer Mensch muß fern von Menschen sein [1]).

Ich hatte mir in Tandern besser gefallen, als in Thierhaupten, besonders, da ich allein im Gasthofe wohnen mußte, welcher am Abende einsam genug ist. Perglas war in der Mühle quartiert, wo ich ihn besuchte; die Mühle lag unten im Thale, sehr hübsch umgeben; überhaupt ist eine Mühle schon seit Goethes Zeit etwas Romantisches geworden. Am Tische fand ich ein alt geistlich katholisch Buch, besonders viel vom Ablasse, mit wunderbaren Historien belegt. Ich schauderte, wenn ich daran dachte, daß die Leute jene barbarischen Dummheiten glaubten, welche das Buch enthielt. Des Abends war ich noch am Kirchhofe. Verse auf den Grabsteinen findet man in diesen Gegenden häufig; in Tirol hab' ich dies seltener bemerkt. Die Kirche war verschlossen; doch kam ich in ein kleines Beinhaus und wurde beim Eintreten wunderbar überrascht. Es war fast dunkel; doch die Abendsonne durchschimmerte ein paar bemalte Scheiben. An der Wand stand die einfache Inschrift: „O Tod, wo ist dein Stachel? O Grab, wo ist dein Sieg?" [2]) Ich ward in Betrachtung versenkt. Die kahlen Schädel lagen so ruhig da, daß ich fast wünschte, zu ruhen wie sie.

The world forgetting, by the world forgot! [3])

Ein altes Wort ist's, aber es ist wahr: Auf diesen Schädeln erkennt man keine verschiedenen Züge mehr; alle, alle sind gleich unter sich, und wir alle werden so werden.

---

Den Achtzehnten marschierten wir gegen Rain zu, wo das Regiment sich traf. Rain ist ein ziemlich großer, weit in einer Straße erbauter Marktflecken. Wenn ich nicht irre, so ist es noch an diesem Ort gewesen,

---

[1]) Ewald Christ. von Kleists Rhapsodie „Sehnsucht nach Ruhe." „Sämtliche Werke" (Berlin 1782), 1. Teil, S. 136.

[2]) 1 Korinth. 15, 55: „Tod, wo ist" u. s. w. „Hölle, wo ist dein Sieg."

[3]) Pope, „Eloisa to Abelard", line 207.

wo Tilly seine tödliche Wunde empfing[1]). Ueberhaupt ist die ganze Gegend, die wir durchreisten, von Donauwörth bis Nördlingen durch Schlachten berühmt. Von Rain aus öffnet sich die Landschaft; man sieht schöne und liebliche Gründe. Wir gingen über die Lechbrücke. Das Wasser des Lechs hat, wie die Isar, Kies- und Sandinseln. Eine halbe Stunde später erreichten wir die Donau und überschifften sie teilweise in einer Fähre, die von einem Seile gehalten wurde. Es waren drei Compagnien, welche diesen Weg nahmen. Die Gegend verschönert sich an den Ufern des stolzen Flusses. So schmal er noch ist, dennoch dünkt er uns majestätisch, wenn wir den ungeheueren Raum überdenken, den er noch durchströmt, ehe ihn das Schwarze Meer aufnimmt. Ich möchte dem Lauf eines solchen Stromes folgen. Unsere Station war unfern der Donau, Altesheim. Hauptmann und Oberlieutenant wohnten im Pfarrhofe, wir anderen beiden im Wirtshause. Ober der Hausthüre stand angeschrieben:

„Hier habt ihr Essen, Trinken, Branntewein,
Dabei könnt ihr ja lustig sein!"

Ja, wenn es freilich nicht mehr bedürfte! Dann wäre die Lustigkeit feil, wie ein Bierkrug. Unser Zimmer war klein und eng; doch waren wir zufrieden. Man trifft in Altesheim bereits den schwäbischen Dialekt. Unweit dieses Ortes erhebt sich eine starke Anhöhe, worauf ein schönes Schloß und eine Kapelle steht. Ich stieg hinauf, der Aussicht wegen, und traf einen sehr redseligen Verwalter, mit dem ich mich lang unterhielt. Das Schloß heißt Leitheim und gehört dem Prälaten von Kaisersheim, nach dessen Absterben es dem König anheimfällt. Die Aussicht von dieser Höhe ist herrlich. In grauer Entfernung sieht man bis Augsburg; auch zeigte man mir, wo der Lech in die Donau fällt. Die Donau schlängelt sich durch diese große Ebene, mit noch flachen Ufern, in äußerst starken Krümmungen.

## Der fünfte und sechste Tag.

Oft entsteht in mir ein gewisses Gefühl, das ich Sehnsucht nach Ruhe nennen möchte, und das ich zuweilen kaum bekämpfen kann. Ich liebe die Wissenschaften und das Studium, und in der That, der Gedanke fällt mir hart, dieselben, vielleicht jahrelang, gänzlich entbehren zu müssen, und jahrelang ohne Heimat zu sein. Auch an meinen blonden

[1]) In der That, am 20. April 1632.

Freund denke ich öfters mit Wehmut. Wie manches menschliche Herz wird nicht durch die Laune des Zufalls verletzt; aber nicht wieder durch sie geheilt. Ob wir uns wohl sehen werden, im Laufe dieses Feldzugs, ob wir uns wohl einmal begegnen werden?

---

Von Altesheim marschierten wir am Neunzehnten schon um 3 Uhr des Morgens ab. Es war noch dunkel und kalt. Als Eos mit Rosenfingern emporstieg, erreichten wir Kaisersheim, ehemalige Reichsabtei, und wohl wert, wie der Name sagt, Heimat eines Kaisers zu sein. Es ist ein großes, schön gebautes, äußerst stattliches Kloster. Die Kirche ist alt, groß und gotisch; doch ist eine Vorhalle angebaut, die auf korinthischen Säulen ruht, und daher einen lächerlichen Kontrast mit dem übrigen bildet. Es that mir sehr leid, daß ich das Innere nicht besehen konnte, allein es war noch zu früh, und alles verschlossen. Nicht weit von Kaisersheim fanden wir ein steinernes Denkmal, das wahrscheinlich, nach den Insignien, einem der verstorbenen Prälaten gewidmet war. Die Inschrift war abgeschlagen. — Zu Harburg war Sammelplatz des Regiments. Es ist ein Städtchen an der Wernitz, in einem tiefen Thale gelegen, das Landgericht ausgenommen, das seinen Sitz am Berge hat. Die Einwohner sind lutherisch, was man leichtlich an der Einrichtung der Häuser bemerkt. Wir begegneten mehrere Compagnien von der Garde. Unsere Station war Medingen, noch tiefer im Ries gelegen; es ist ein großes, regelmäßig gebautes Dorf. Ich wohnte mit Perglas in einem, Hauptmann Weber und Tschamarin in einem anderen, daneben liegenden Wirtshause. Die Gegend ist sehr hübsch und ortreich. Perglas und ich machten nachmittags einen Spazierritt auf noch jungen und nicht schlecht aussehenden Bauerpferden; aber das sei dem Neptun geklagt! Dergleichen Mähren könnten einem das Herz aus dem Leibe stoßen. Wir begegneten später dem jungen Karl Welden, der auf Kriegsdauer bei den Pontoniers angestellt worden und in Nördlingen Quartier machte.

Am Hause, das unserem Fenster gerade gegenüber lag, stand geschrieben:

„Alle, die vorüber gehen, fahren oder reiten,
Diese soll der liebe Gott im Himmel wohl begleiten."

Ich merke diese Verse deswegen an, weil sie sich von dem Egoismus der gewöhnlichen Inschriften dieser Art entfernen, die nur immer Segen für das Dach erflehen, unter dem sie geschrieben sind. Medingen, wie die umliegende Gegend ist lutherisch.

Den folgenden Tag hatten wir Rasttag. Es ist auch derselbe (20. April), an welchem die Kürassiere von München abgehen sollten: für mich also ein Tag der Hoffnung. Perglas fuhr des Morgens nach Nördlingen, um mit dem Oberst zu reden; die Ursache war mir nicht bekannt; ich wurde sie aber bald inne. Die Sache ist folgende: Perglas wurde eher Page, als ich. Da wir nun zu Offizieren ernannt waren, und ich ihm, vielleicht, weil ich früherhin Kadett war, im Range vorgesetzt worden, so konnte er dies nie verschmerzen. Sein Vater mußte deshalb an den Kriegsminister schreiben, und er selbst gab eine Schrift an das Regiment ein, worin er verlangte, den Rang vor mir zu erhalten. Ich ließ diese Schritte mit meiner Billigung geschehen; teils, weil er sich meinen Freund nannte, teils weil ich zu stolz war, mich in so geringfügige Rangstreitigkeiten einzulassen, und Perglas' Geschwätz über diesen Punkt einmal los sein wollte. Auf jenes Ansuchen ist bis jetzt noch nichts erfolgt; deswegen bat nun Perglas den Obersten, ihn zu einer anderen Compagnie zu versetzen, damit er mit mir in kein Verhältnis käme. Er hat diese ganze Sache so vor mir versteckt, daß sie alle Offiziere vorher gewußt haben. Diese Heimlichkeit hat mir am meisten mißfallen. Alle Menschen verlieren meine Achtung, die ich kleine und versteckte Handlungen begehen sehe. Mein Ehrgeiz besteht darin, meine Pflicht zu thun, weiter erstreckt er sich nicht. Perglas ist wirklich der 5. Compagnie zugeteilt worden, und seitdem giebt er sich nicht mehr mit mir ab, gleichsam, als wenn ich ihn beleidigt hätte. Gleich im Anfange, als ich den Grund seiner Versetzung noch nicht wußte, war ich so gutmütig, ihn über einen Zufall trösten zu wollen, der nur durch seinen Antrieb sich begeben hatte.

Die 5. Compagnie lag in Bleichingen, eine halbe Stunde von Medingen. Ich besuchte Schönbrunn, der dort bei dem Pfarrer wohnte. Als dieser hörte, ich sei lutherisch, lud er mich zum Mittagessen. Ich wohnte auch seiner Vormittagspredigt bei. Die Pfarrerin war eine lustige und redselige Frau. Ihr Mann führte uns unter anderem (auch Perglas war dabei) auf eine Anhöhe, von der man den ganzen Strich von Schwaben, welchen man Ries nennt, sehr gut übersehen konnte. Das ganze Thal war ehemals bekanntlich ein großer See. Jene Aussicht war wirklich unvergleichlich. Auch bei Tschamarin bin ich gewesen, und er zeigte mir ein Kriegslied von seiner eigenen Komposition. Einige Härten ausgenommen war das Ganze keineswegs verwerflich für ein Soldatenlied. Ueberhaupt hat Tschamarin manche Art von Bildung.

## Weg von Nördlingen nach Neckarsulm.

Nördlingen, wohin wir den Einundzwanzigsten morgens von Medingen aus kamen, ohne uns jedoch aufzuhalten, ist eine ziemlich ältliche Stadt mit einer altertümlichen Kirche, die ich gerne näher besehen hätte, und von deren Turm die Aussicht ungemein ausgebreitet und reizend sein muß. Wallerstein liegt nahe daran; ich sah es von ferne, und mahnte mich an jenen geliebten Prinzen, dessen Tod mich so sehr schmerzte. Bei Wallerstein erhebt sich ein unnatürlich hervorragender Fels, von dem es seinen Namen hat, und wo sich ein Landungsplatz befand, ehe noch jener alte See in die Donau abfloß. Wir marschierten durch Zähringen, nachdem wir bereits die bayrische Grenze überschritten hatten. Unsere Compagnie ward in drei Dörfer verteilt, wovon das eine, wo der Hauptmann und ich im Quartier lagen, Erpfenthal hieß. Die Einwohner sind hier wieder katholisch. Wir wohnten in der Mühle, und besonders des Müllers Tochter, die wirklich recht hübsch war, erinnerte mich lebhaft an die Goetheschen Lieder[1]). Ich unterhielt mich größtenteils mit der heiligen Legende, die ich antraf, und die mich noch mehr vom Aberglauben der Katholiken, und von den, der Heiligsprechung wenig würdigen Thaten ihrer Heiligen überzeugte. Der Müller war nicht zu Hause, sondern in Stuttgart bei der Landständeversammlung des Köngreichs. Auf diesem Marsche sahen wir auch das Schloß Baldern von ferne, und die Gegenden waren meistens annehmlich. Tschamarin lag eine halbe Stunde von uns, in Hahlheim.

Am folgenden Tage hatten wir einen starken Marsch. Wir kamen durch Ellwangen, eine hübsche und freundliche Stadt, der man es wohl ansieht, daß sie ehemals von geistlichen Händen gepflegt wurde;

„Denn ihr Joch ist sanft, und ihre Bürden sind leicht“[2]).

Das Regiment versammelte sich zu Rosenberg. Wir waren abermals in zwei Orte verteilt, der Oberlieutenant ging nach Eschenau, der Hauptmann und ich blieben in Untersontheim. Wir hatten gutes

---

[1]) „Der Edelknabe und die Müllerin“, „Der Junggesell und der Mühlbach“, „Der Müllerin Verrat“, „Der Müllerin Reue“.

[2]) Schillers Gedicht „Die Flüsse“:

„Die **schen Flüsse.
„Unser einer hat's halter gut in **cher Herren
„Ländern; ihr Joch ist sanft und ihre Lasten sind leicht.“

Quartier bei wohlhabenden Leuten. Aus Langerweile, aus keiner besseren Ursache übersetzte ich einige Stellen des „Pastor fido“ ins Englische.

Von Untersontheim reisten wir den 23. April ziemlich früh ab. Die Gegend wurde erst ungefähr eine halbe Stunde vor Hall (Schwäbisch Hall) anmutig. Dort öffnet sich das Weinland mit seinen lieblichen Hügeln. Hall ist eine sehr alte Stadt, und der Renovierungsgeist schien unter ihre Bewohner noch nicht gefahren zu sein. Schon bei unserem Einmarsch durch das Crailsheimer Thor fanden wir eine Zugbrücke. Die Kirche ist herrlich und echt gotisch. Sie liegt sehr erhaben über der Stadt, obgleich inmitten derselben. 64 Stufen, die sich in einem Halbkreis um die Kirche herumdehnen, führen empor. Hierbei ist noch zu bemerken, daß, wenn zwei Personen, die eine rechts, die andere links hinauf steigt, sie einander nicht eher sehen, als bis sie oben sind. Der Turm ist über dem Haupteingang und nimmt sich sehr gut aus. Es that mir leid, das Innere dieses Gebäudes nicht besehen zu können. Ich bemerkte auch einen großen Brunnen von sehr alter Bauart. Außer Hall kamen wir vor den Salzwerken vorüber. Der Versammlungsort war Untermünkheim, wo wir ausruhten. Zu unseren Füßen floß der Kocher. Auf dem Wege gegen Oehringen zu sahen wir Stadt Waldenburg auf der Höhe, und Raustein im Thale. Unsere Compagnie ward noch eine Stunde rückwärts Oehringen in vier Orte einquartiert, bloß unbedeutende Dörfer. Ich kam mit einem Detachement von 64 Mann nach Kleinhirschbach, eine halbe Stunde von Großhirschbach, wo sich Hauptmann und Oberlieutenant befanden. Ich wohnte bei einem Bauer, der nur eine Stube hatte, wo denn er und seine Familie, das Gesinde und die Kinder, und meine Wenigkeit beisammen waren. Ich hatte eine große Sehnsucht nach Büchern; im „Pastor fido“ lese ich gerne laut, und laut konnte ich hier nicht wohl lesen. Ich nahm daher den „Eulenspiegel“ [1], den ich in einer Ecke fand, und las ihn ganz durch. Es war ein Verzweiflungsakt der Langeweile, denn der „Eulenspiegel“ war überaus dumm und abgeschmackt.

Den folgenden Tag (Vierundzwanzigsten) hatten wir Rasttag, der mir in diesem Quartiere nicht sehr erwünscht kam. Doch benützte ich meine Zeit zu einer kleinen Arbeit. Ich fand nämlich mit dem „Eulenspiegel“ ein fliegendes Liederblatt, wie sie unter dem gemeinen Volke herumgehen, und auf den Märkten verkauft werden. Unter diesen Liedern

[1]) Das Volksbuch „Kurtzweiliglesen von Til Ullenspiegel“ erschien zuerst in Straßburg (1519) in hochdeutscher Bearbeitung, welcher in der Folgezeit viele andere Ausgaben (Fischart gab eine in Versen heraus) folgten.

war auch eine alte deutsche Ballade, welche ich bereits aus Herders „Volksliedern“ [1]) kannte, und aus jenem Dialekt ins Hochdeutsche übertrug, da sie mir viel originalen Geist und Aehnlichkeit mit der altenglischen Poesie verriet. Diese Ballade stieß mir nun aufs neue, nur in etwas oder vielmehr ziemlich veränderter Gestalt auf. Sie war noch einfacher, als die in den Herderschen Volksliedern, und ich beschloß sogleich sie ins Englische zu übersetzen, das ich vielleicht nicht ganz unglücklich ausführte. Die Ballade heißt: „Vom Grafen und der Nonne“, hier ist sie:

## The earl and the nun.

### A ballad.

I look'd once over the streamy Rhine,
When high on a hill I stood,
Three comely knights in a little ship
I saw upon the flood.

Of these three knights the youngest
Was an earl's son and heir,
He promis'd me, to marry with me,
And call'd me wondrous fair.

He drew once from his finger
A ring of gold so red:
Take here this ring, my dearest love,
Wear it when I shall be dead.

„What shall I do with this ring of you,
I dare not to put on my hand.“
„Say than, my dear, thou hast found it here,
Upon the grassy strand.“

„No, no, why should I lie, Sir,
No, that would never be right,
I'll rather say, my husband is
An earl and mighty knight.“

Yes, when thou'rt rich of gold, my dear,
Thou shalt become my wife.
God made us each for the other,
And thou shalt bless my life.

„No, Sir, I am not rich of gold,
But rich of honour and fair,
'till the youth I see, who's meet for me,
Mine honour I will beware.“

---

[1]) Siehe S. 131 und „Volkslieder“, I, 213.

„When thou dost not see, who's meet for thee,
What wilt thou do, say on,
Then I will go to a nunnery, Sir,
To be there a pious nun."

When half a year was almost past,
Our earl, a dream had he,
That his most comly sweet-heart
Were gone to the nunnery.

Arise my men, my merry men all,
And saddle mi swiftest steed,
For we shall ride over hill and dale,
The maiden deserves our speed.

They came before the nunnery,
On the door they knock'd in haste,
„Come hither, come, my sweetest girl,
Come to my loving breast."

„No, no, what should I there with you,
I dare not open the door,
My locks are short, my hair's cut off,
I'll be your love no more!"

Thus may it happen to all young knights,
Who only for riches woo,
They like to marry fair women,
But to marry a fortune too.

---

Ich vollendete auch ein kleines Lied, das ich schon in Medingen anfing, „Todesahnung" betitelt. Es ist mir nämlich, als würde ich nicht mehr zurückkommen. Das Leben ist leicht zu missen um einen schönen Tod.

Es verbreitete sich in Kleinhirschbach die Nachricht, daß bereits die Quartiermacher der Kürassiere in Neustein wären und dieselben Orte beziehen sollten, die wir verließen. Welch ein, ich kann zwar nicht sagen, glücklicher Zufall wäre es, wenn Fritz in dasselbe Quartier käme, wo ich wohnte. Ich kann es aber nicht glauben, daß sie schon so weit vorgerückt sein sollten. — Meine Hausleute waren gute Menschen, nur wäre ihnen mehr Reinlichkeit zu wünschen gewesen. In dieser Gegend besitzt fast jeder Bauer einen Webstuhl.

Den Fünfundzwanzigsten marschierten wir gegen halb fünf Uhr ab und kamen nach einer Stunde durch Oehringen, ein totes und einsames Städtchen, dessen Vorstädte hübsch gebaut sind. Die Kirche scheint nicht

so alt, wie die von Schwäbisch-Hall; doch sah ich ein anderes Gebäude, wahrscheinlich das Rathaus, das von grauer Zeit zeugte.

Lieutenant Schneider kam wirklich diesen Tag zu uns, anstatt Perglas, der seinen Platz eingenommen. Die 1. Schützencompagnie, die mit uns eine Station erhielt, unterhielt uns auf dem Marsch durch manches lustige Lied, das Oberlieutenant Wilhelm Cella mit der Violine begleitete. Wir gelangten durch lauter liebliche, weinbebaute Gegenden; auch sahen wir auf der Höhe liegend das durch seine Weiber berühmte Weinsberg, und ich gedachte an die Verse von Bürger:

Wer sagt mir doch, wo Weinsberg liegt?
's ist gar ein wacker Städtchen [1]).

Unsere Station war für diesen Tag Neckarsulm, eine kleine und freundliche Stadt. Ich wohnte mit Schneider im Gasthof „Zum Erzherzog Karl", wo wir sehr hübsch logiert waren, und große, angenehme, reinliche Zimmer thaten mir wieder wohl nach meinen finsteren Bauernstuben. Nachmittags machten wir unserer sechse einen Spaziergang an den Neckar. Er führt ein schönes grünes und lebendiges Wasser; wir trafen auch einige Fahrzeuge. Unweit des Flusses sind mehrere Alleen von Weidenbäumen, die man selten in so großer Anzahl trifft und die einen freundlichen, erquickenden Anblick gaben.

Hoffenheim am 27. April 1815.

Ich bin hier in einem Dorfe zwischen Sinzheim und Heidelberg, und will, da ich müßig bin, meine weiteren Reiseabenteuer von gestern und heute erzählen. Der gestrige Tag war vielleicht der angenehmste für mich von unserem ganzen Marsche. Von Neckarsulm hatten wir noch eine Stunde nach Heilbronn, wo sich das Regiment versammelte, und hierauf durch die Stadt paradiert wurde. Sie liegt sehr schön, von herrlichen Gärten umgeben. Im Durchschnitt ist sie finster und schlecht gebaut; doch trifft man manche sehr ansehnliche und hübsche Gebäude, und auch noch welche aus der alten Zeit. So sahen wir den Turm, in dem Götz von Berlichingen seine biedere Seele aushauchte, und diese halbverfallenen Ruinen riefen mir noch die Worte unseres Dichters zu: „Wehe der Nachkommenschaft, die dich verkennt!" [2]) Wir sahen auch eine

---

[1]) Gottfr. Aug. Bürgers „Sämtliche Werke", ed. K. von Reinhard. Hamburg 1812. I, S. 238:

„Wer sagt mir an, wo Weinsberg liegt?
Soll sein ein wackeres Städtchen."

[2]) Goethe, „Götz von Berlichingen", Schlußworte.

sehr große und uralte Kirche. Die Brücke, die über den hier ziemlich breiten Neckar führt, ist bedeckt. Ich bemerkte an der Wand einen großen Fisch angemalt, der mit Inschriften umgeben war, die ich aber in der Eile nicht lesen konnte. Die Gegend ist sehr lieblich. Wir kamen über Kirchhausen nach Bonfeld, wo wir mit dem Stab waren. Es gehört den Herren von Gemmingen, und es wohnen deren zwei von verschiedenen Branchen mit ihren Familien in zwei nahe bei einander liegenden Schlössern daselbst. Den einen dieser Herren von Gemmingen, dessen Eltern sich in Ansbach aufhalten, kannte ich noch von daher. Zu diesem ward der Oberst, Major Baligand, Adjutant Schüssel und wir beiden Lieutenants einquartiert. In das andere Schloß kamen Graf Kuhn, Saporta, die Aerzte, Hauptmann Weber und Tschamarin. Dort aber war erst vor sechs Wochen die Frau vom Hause gestorben, und noch alles, Vater und Kinder in Trauer. Der Verlust einer Mutter ist unersetzlich.

„Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr,
An verwaister Stätte schalten
Wird die Fremde, liebeleer“ [1])

In unserem Schlosse ging es schon lustiger her, Herr von Gemmingen ist ein sehr heiterer, humoristischer Mann, noch in besten Jahren, dick, und von einer freien, einnehmenden Gesichtsbildung. Am meisten schien er mir verehrungswert, als ich ihn von Politik sprechen hörte, und den „Rheinischen Merkur“ [2]) vorlesen, dieses echt deutsche Zeitungsblatt. Er hat bereits die zweite Frau, eine geborene Degenfeld, und vier Kinder, wovon der älteste Knabe mit Graf Yrsch und dem jungen Wrede in Straßburg erzogen wurde, und nun bei der württembergischen Garde steht. „Französisch plaudern hat er in Frankreich wohl gelernt,“ drückte sich sein Vater selbst von ihm aus, „aber was weiter?“ — Das Schloß liegt sehr angenehm; vorne ein schöner Platz, mit alten Bäumen bepflanzt und mit einer Art Laube. Auf der anderen Seite ein sehr großer und hübscher Garten, wo wir schon Tulpen, Aurikeln, Narzissen, Rosen und Hyazinthen trafen nebst anderen Blumen, ein kleines, aber wohleingerichtetes Treibhaus, auch mit einigen fremden Gewächsen, und endlich eine sehr bequeme Schaukel, die ich schon aus den Beschreibungen

---

[1]) Schillers „Glocke“, Strophe 17.

[2]) Seit 1814 von Joseph Görres (1776—1848) zu Coblenz herausgegeben und in seiner nationalen Haltung die Rheinbundstaaten so heftig angreifend, daß das Blatt im selben Jahre in Baden, Bayern und Württemberg verboten wurde.

von Yosch kannte, und auf der wir uns herumtummelten. So trifft man doch fast überall Bekannte und etwas Bekanntes. Das Gespräch bei Tische war sehr angenehm, und keineswegs gezwungen. Major Baligand erzählte viel von Rußland, wo es ihm sehr gut erging, während fast alle anderen darben mußten. Er zog mich viel auf, in Hinsicht auf Euphrasie. Von ihr hatte er vernommen, daß ich Verse machte. Ich mußte etwas von meinen Arbeiten holen, und der Oberst las darin, wie auch Baligand, der sie lobte. Ueberhaupt war letzterer freundlich und höflich gegen mich; ich saß zwischen ihm und dem Herrn von Gemmingen. Abends ließ der Oberst Musik von den Hoboisten auf dem vorderen Platz des Schlosses machen. Ich lerne in unserem Obersten täglich mehr den gebildeten Mann verehren. Er hat Körners Lieder bei sich und sprach von dem glühenden Patriotismus, der darin herrscht.

Nach der Musik gingen wir noch in die Zimmer der Baronin, und von da zum Nachtessen. Ich kann sagen, daß ich mich den ganzen Tag über trefflich unterhielt. Ich sah vor mir die süßen Freuden des Familienglücks und des annehmlichen Landlebens, und ich dachte mich im Geiste an die Seite einer geliebten Gattin und wohlgeratener Kinder auf einem gartenumgebenen Landsitz. Dieser Friede wird nie mein Leben beseligen.

---

Heute morgen passierten wir die badische Grenze; wir kamen durch Sinzheim hierher nach Hoffenheim, einem ziemlich großen Orte, auch einer Branche der Gemmingen gehörig. Ich besuchte den Kirchhof, wo mich die Schulmeisterin umherführte. Sie wies mir die Gräber ihrer beiden Söhne, wovon der eine mit 19, der andere aber mit 23 Jahren gestorben war. Der Tod umarmt schonungslos die blühendste Jugend.

Es giebt fünferlei Glaubensgenossen in dieser Dorfschaft: Juden, Katholiken, Reformierte, Lutheraner und Wiedertäufer, doch nur eine Haushaltung, wo ich mit Schneider einquartiert bin. Es sind gute und reiche Leute. Den Hausvater konnte ich nicht zu sehen bekommen; er wollte durchaus nicht zu uns heraufkommen; wovon auch das Betragen von Lieutenant Schneider Schuld gewesen sein mag. Denn dieser ist gewöhnlich sehr unartig gegen jedermann. Es ist ein junger Mensch, ohne Erziehung, ohne alle Kenntnisse. Was er spricht, ist unendlich dumm und lächerlich, aber er giebt sich selbst ein Ansehen von Wichtigkeit und Verstand. Ich verachte ihn nicht, ich bedauere ihn nicht, ich glaube nicht, daß ich jemals einen Zank mit ihm haben werde, denn er hat ganz und gar keinen Charakter.

Am 30. April 1815. Neckarau bei Mannheim.

Vom Achtundzwanzigsten weiß ich eigentlich wenig zu sagen; wir hatten einen langen und beschwerlichen Marsch. Die Hitze war ziemlich drückend, der Weg langweilig. In Wiesloch an der Bergstraße, wohin wir kamen, ruhten wir eine Zeitlang aus. Von dort bis in die Gegend von Schwetzingen ist eine wahre Sandwüste, wo nichts vegetiert, als einzelne Graspflanzen und etwas Hopfen. Unser Quartier war für diesen Tag Plankstadt, eine Viertelstunde von Schwetzingen, wo ich bei wohlhabenden Bauersleuten wohnte, und sehr zufrieden war. Die Pfälzer scheinen mir meist gute und geschwätzige Leute. Man sagte mir, die Franzosen hätten sich in dieser Gegend immer höflich und ohne Excesse betragen, die Russen hingegen fürchtet man. Ich hörte sehr über die badischen Truppen klagen; „aber," setzte man hinzu, „wie der Hirt, so die Schafe; ist doch unser Großherzog selber nichts nutze." Dies war nun freilich ziemlich derb, und dergleichen bekommt man in Bayern nicht zu hören, wo jeder Mund vom Lobe des guten Königs ertönt. Den folgenden Tag marschierten wir über Schwetzingen hierher. Schwetzingen ist ein hübscher Ort, meist mit niedrigen Häusern, das Schloß altfränkisch. Unser Marsch war nur kurz; aber von beständigem Regen erschwert. Von ferne sah ich zuerst den Rhein schimmern. Neckarau, wo wir für jetzt unser Standquartier haben, ist ein sehr großes wohlhabendes Dorf von drei langen, gepflasterten Straßen und mit zwei Kirchen, einer katholischen und reformierten. Ich wohne bei einem Bauer; doch gerade nicht schlecht.

Gestern fuhr ich mit dem Hauptmann und Oberlieutenant Frey, der uns hier besuchte, nach Mannheim, eine starke halbe Stunde von hier. Die Stadt hat weder Mauern, noch eigentliche Thore mehr; dafür ist sie ganz mit zahlreichen Gärten umgeben, und gewährt schon von ferne einen erfreulichen Anblick. Ungemein freundlich ist sie von innen. Die Bauart ist durchaus regelmäßig. Bei jeder Ecke übersieht man vier Reihen von Gassen zugleich. Die Gebäude sind zwar nicht hoch, wetteifern aber zusammen an Schönheit und Reinlichkeit. Es giebt viele ansehnliche, teils mit Bäumen bepflanzte Plätze. Schade, daß diese Stadt nicht belebt ist. Sie gewährt dem Fremden einen überraschenden Anblick, für den Einheimischen mag sie zu einförmig sein. Das Schloß ist groß und prächtig, ein Flügel leider seit langer Zeit abgebrannt. Auch das Kaufhaus ist ein schönes Gebäude. Mein größtes Verlangen ging jedoch dahin, den Rhein zu sehen. Ich begab mich daher auf die große Schiffbrücke, die nahe an der Stadt ist. Da lag denn der majestätische König

der Ströme vor meinen Blicken und wälzte seine Wellen unter mir fort. Ich ging hinüber bis auf jene linke Seite, die nun dem falschen Volke wieder entrissen ist. Ich besuchte auch die Stelle, wo der Neckar sich in den Rhein gießt. Das Wasser des ersteren wird noch eine Strecke weit scheinbar zurückgetrieben und vermischt sich nicht sogleich. Der Neckar hat bei seiner Mündung eine beträchtliche Breite. Es werden dort viele Flöße gebaut. Beim Anblick der beiden Flüsse fiel mir das in dieser Gegend bekannte Lied ein:

Bald fahr' ich am Neckar,
Bald fahr' ich am Rhein,
Bald hab' ich a Schätzel,
Bald bin ich allein rc.[1])

---

Heute beschäftigte ich mich mit Briefeschreiben; auch las ich viel in Goethes Gedichten, die ich bei mir habe. Ich vollendete selbst ein Gedicht, von dem ich lange einige Strophen im Kopf, einige auf dem Papiere herumtrug. Es heißt: An „Buonaparte"; zur Entschuldigung meines geringen Talents mit dem Motto von Boileau Despréaux:

La colère suffit, et vaut un Apollon[2]).

Am 2. Mai 1815. Neckarau bei Mannheim.

Der Neckar, nach dem dieser Ort benannt ist, hat ehemals seinen Lauf hierher gehabt. Jetzt ist er eine Stunde entfernt, und der Rhein an einigen Stellen nur eine kleine Viertelstunde von hier. Den gestrigen Morgen brachte ich auf einem Spaziergange dahin zu. Er ist hier etwas schmaler als bei Mannheim, aber ein großer Strom kommt mir in einer verwilderten Gegend majestätischer vor, als bei einer belebten Stadt. Ich entdeckte auch ein Plätzchen, wohin ich künftig immer gehen werde. Es ist eine Waldstelle, ganz mit Gebüsch umgeben, in der Mitte eine herrliche Eiche, um die eine Menge von Epheuranken in trauter Freundschaft schlingen. Dies Bild ist's, was mich anzieht

---

Den gestrigen Nachmittag und Abend brachte ich mit Tschamarin in Mannheim zu, wo eben Jahrmarkt stattfand. Ich kaufte einige nötige

---

[1]) „Bald gras' ich am Neckar, bald gras' ich am Rhein."
[2]) Satires, I, v. 144.

Kleinigkeiten und auch ein paar Bücher; nämlich eine italienische Anthologie von Jagemann [1]) in zwei dicken Bänden, und die von mir schon oft gelesene Epistel von Pope, „Eloisa to Abelard“ [2]), nebst den Antworten, die mehrere englische Poeten und Dichterinnen darauf schrieben. Die Geschichte jenes unglücklichen Paares von Hughes ließ ich wegbinden, um das übrige portativer zu machen. Darauf besuchte ich mit Tschamarin das allerdings merkwürdige Naturalienkabinett. Am Eingange stand der ausgestopfte Hund des „Baierischen Hiesels“ [3]), umgeben von römischen Denkmälern. Die Steine, Muscheln, Polypen interessierten mich wenig. Aus dem Pflanzenreiche war wohl das Merkwürdigste ein Zuckerrohr, eine Kokosnuß und mehrere Gewebe von Baumrinde. An Vögeln war die Sammlung ziemlich reich, unter anderen ein Flamingo, zwei Paradiesvögel, Kolibris u. s. w. Von anderen merkwürdigen Tieren sahen wir ein Zebra, Chamäleons, ein Krokodil, eine Klapperschlange, eine Riesenschlange, wenngleich noch nicht ausgewachsen, fliegende Fische, Basilisken und Skorpionen ꝛc. Man zeigte uns auch ein Gefäß aus Rhinozeroshorn gearbeitet, Zeichnungen, die mit den Füßen gemacht waren, und was dergleichen Raritäten mehr sind. Was mich am meisten interessierte, waren sinesische, türkische und lappländische Kleidungsstücke. Wir sahen sinesische Frauenzimmerschuhe, unbegreiflich klein und schmal, noch andere, die Kapitän Cook mitbrachte, Hemden ohne Naht, Waffen, Gemälde der Chinesen; auch ein lappländisches Fahrzeug von Renntiershaut. Es begreift sich, daß wir dies Kabinett nur flüchtig durchsehen konnten, da wir zu wenig Zeit hatten. Niemand fühlt mehr, als der Reisende, wie kurz und beschränkt das menschliche Leben ist. Jenes Naturalienkabinett wird übrigens allzusehr vernachlässigt, kann auch keineswegs dem Münchener an die Seite gesetzt werden.

Von dort aus gingen wir beide nach einem Garten außer der Stadt, wo einige Offiziere versammelt waren, dann wieder nach Hause.

---

Heute morgen beschäftigte ich mich mit einigen Sonetten Petrarcas in meiner Anthologie, worunter es allerdings einige göttliche giebt.

---

[1]) „Antologia Poetica Italiana“. Weimar 1777.

[2]) Siehe S. 42.

[3]) Der berüchtigte Räuberhauptmann (eigentlich Matthias Klostermeier), der, nachdem er ganz Bayern mit seiner Bande durchzogen, 1771 gefangen und in Dillingen hingerichtet wurde.

Wie glücklich wäre ich, wenn Fritz bei meiner Abreise, wie Laura, gerufen hätte:

„Chi m'allontana il mio fedele amico?“ [1])

Nachmittags machte ich einen großen Spaziergang, und kam auch an den Rhein, wo ich mich niederließ und einige Verse machte, welche anfangen: „Da sitz' ich an deinem grünen Gestad“ ꝛc.

Am 5. Mai 1815. Neckarau.

Ich weiß wenig von meinem jetzigen Leben zu sagen; aber keineswegs, weil es reizlos ist. Lektüre und Spaziergänge teilen meine Zeit. Ich schätze mich glücklich, in dieser schönen Jahreszeit einige Wochen auf dem Lande und in so annehmlichen Umgebungen leben zu können. Ein paar Stunden des Morgens bringen wir jedoch auf dem Exerzierplatz zu.

Gestern erwartete man in Mannheim unseren Feldmarschall. Wir marschierten schon um elf Uhr dahin ab, um vor ihm zu paradieren, und warteten auf der Straße nicht länger, als bis acht Uhr abends, wo wir unverrichteter Sache wieder zurückkehrten. Ich sah den General Maillot, der unsere Brigade kommandiert. Perglas ist auf Besuch bei seinen Eltern in Darmstadt. Ich lernte auch ein paar badische Offiziere kennen, habe aber, ihre Sittenlosigkeit ausgenommen, nichts an ihnen bemerkt. Die Scham der meisten meines Standes überhaupt hat das mit der alten Zeit gemein, daß beide längst entflohen sind. Ich bin überzeugt, daß Fritz hierin besser denkt. Man sagt, die Kürassiere rücken morgen oder übermorgen in Mannheim ein. Jetzt bedaure ich, daß ich nicht dorten bin. Die Neigung zu meinem lieben B. beherrscht noch mein ganzes Herz. Wann werde ich ihn wiedersehen?

Heute abend machte ich einen Spaziergang nach dem Wald hin, wo ich einige englische Verse machte, die größtenteils B. betreffen. Als ich diesen Morgen bei Tschamarin war, fand ich ihn gleichfalls Verse schreibend und Kriegslieder, allein er ist nicht ganz Meister seiner Sprache.

Am 7. Mai 1815. Neckarau.

Schon in der Nacht des gestrigen Tages erhielten wir Ordre, uns den folgenden Morgen bereits um vier Uhr in die Stadt zu begeben, um abermals den Marschall zu erwarten. Wir warteten in der That bis abends um halb sechs Uhr, wo er endlich anlangte. Ich hatte ziemlich lange Weile; doch schrieb ich in einem nahen Kaffeehause einen Brief

[1]) Sonetto XCVII, vgl. Antol. Poet. Ital. I, p. 110.

an meine Mutter und erhielt mich auch einige Zeit mit Damenziehen. Zu Mittag aß ich mit Tschamarin in der „Goldenen Gans“. Die Benennungen der Gasthöfe sind ziemlich drollig in Mannheim, wie auch die der Straßen.

Der Fürst Wrede wurde wie ein regierender Fürst empfangen. Er kam in großer Begleitung, da ihm alle Generale, Stabsoffiziere und Adjutanten entgegenritten. Die Truppen machten erst Spalier; sodann wurde alles auf dem Platze zusammengereiht, wo der Marschall wohnt, und er ging hierauf noch zu Fuß die Glieder durch. Ein lautes Vivat begrüßte ihn allenthalben. Er hatte die Ehre, einmal über das andere den Hut abnehmen zu müssen. Dergleichen Bekomplimentierungen sind eine Art unabweisbaren Fluchs großer Herren.

---

Heute morgen machte ich einen ziemlich langen Spaziergang durch den schon erwähnten Wald, der zwischen diesem Orte und dem Rhein sich ausdehnt. Es ist der schönste englische Garten, der sich denken läßt, mit im Frühling wahrhaft paradiesischen Stellen für einen einsamen Wandler. Jene epheuumrankte Eiche, von der ich vor einiger Zeit sprach, fand ich zwar heute abermals nicht, obgleich ich sie suchte; doch traf ich hundert andere äußerst liebliche Plätze. Der ganze Wald besteht eigentlich aus hohem, verworrenem Gesträuch; jedoch sieht man allenthalben Eichen, Linden und Weidenbäume. Die Natur hat hier die schönsten Rosenhecken angelegt. Ich kam unter anderem an ein kleines Wässerchen, unfern des Rheindammes. Obgleich nur schmal, windet es sich doch in lebendigen Wellen durch die Gebüsche hindurch, und tausend kleine Fischlein spielen am Grund. Unter den Gesträuchen des Ufers steht eine hohe, prächtige Eiche, die ihre Zweige weit hinüber über den Bach streckt. Durch ihren Schatten und das nahe Wasser herrscht hier bei starker Sonnenhitze eine immerwährende, wohlthätige Kühle. Hier ließ ich mich nieder und las die Epistel der Heloise von Pope, die ich bei mir hatte. Aber größtenteils beschäftigte mich der Gedanke an Fritz. Wenn er mein Freund wäre, dachte ich, wie oft würden wir zusammen unter dieser Eiche sitzen. Er würde von Mannheim herüberkommen, das kaum eine halbe Stunde entfernt sein mag, und an diesem grünen Bächlein würde er mich finden. Wir würden herrliche Stunden in liebender Freundschaft leben. Welche Stunden würden dies sein!

This sure is bliss, if bliss on earth there be [1].

[1] Pope, „Eloisa to Abelard“, line 90.

Aber ich fühle, daß alle meine Wünsche verloren sind. Wahrscheinlich ist die Garde du Corps bereits in Mannheim, oder sie kommt doch dieser Tage noch dort an. Wir werden uns wieder nahe sein; aber uns weder sehen noch sprechen. Jenes Wäldchen könnte uns so schön auf halbem Wege vereinigen. Wenn mich das Schicksal nur beglücken wollte; es gäbe der Gelegenheiten wohl viele. Doch leider ist's nicht an dem.

---

Wir haben auch ein kleines Gärtchen am Hause, wo ich diesen Abend saß und mich abermals mit den poetischen Episteln Abälards und Heloisens beschäftigte. Es sind der Popischen Epistel fünf Antworten von verschiedenen Verfassern beigefügt, wovon sich besonders die von Cawthorne und Seymour auszeichnen. Ich kann im ganzen sagen, daß ich hier ungemein zufrieden und den Musen lebe; aber etwas mangelt mir doch, und ich würde dieses Etwas nicht verlangen, wenn es nicht in meiner Nähe und nur eine günstige Gelegenheit nötig wäre, mich in Besitz desselben zu setzen.

Am 11. Mai 1815. Neckarau.

Diese Tage her habe ich nichts geschrieben, da ich wenig dazu gelaunt war, und besonders, da mir die Gesundheit, die Mutter aller Thätigkeit, mangelt. Ich war nämlich und bin's noch, von Leibschmerzen und einer heftigen Diarrhöe geplagt, die nicht von mir weichen will. Am Achten erhielt ich einen Brief von meiner Mutter, der mir viele Freude machte und mich von dem Wohlsein meiner Eltern und ihren Wünschen für mein Wohlsein überzeugte. Ich wollte dies Schreiben denselben Abend beantworten; aber wie oft eine sonderbare Verwechslung in unserem Gehirne entsteht, so kam mir plötzlich der Gedanke, an Nathan Schlichtegroll zu schreiben und wurde auch sogleich ausgeführt. Ich sagte ihm auf englisch und deutsch, was mir zuerst in die Feder kam, etwas von meiner Reise, von meinem hiesigen Aufenthalte. Erst den andern Morgen schrieb ich an meine Mutter.

An diesem Tage, dem Neunten, hatten wir, nach langer Zeit, wieder einen Regenguß, der den Landleuten sehr erwünscht kam. Als er nachgelassen hatte, ging ich an den Rhein spazieren, wo ich an eine Stelle gelangte, an der er sich in zwei sehr ungleiche Arme theilt, wovon der bei weitem schwächere und stark zurückgetretene auf einem Platze so seicht und schmal wird, daß man ihn durchwaten kann. Ich ging auch hindurch und gelangte auf eine sehr große Insel, die größtenteils mit Waldung bedeckt ist. Das trübe, unfreundliche Wetter trieb mich bald wieder

nach Hause. Den Abend brachte ich mit dem Hauptmann bei Tschamarin zu; den gestrigen aber kamen wir alle vier im „Schwan“ zusammen, wo ein hübscher Garten ist und Lieutenant Schneider einquartiert wurde. Dieser letztere fuhr noch immer fort, dummes Zeug ohne allen Sinn und Verstand zu schwätzen, und wir anderen lachten ihn aus. Heute ging ich, meines oben erwähnten Zustands halber, kaum aus der Stube. Ich beschäftigte mich die ganze Zeit her mit Goethe. Der Mann bleibt mir immer noch ein halbes Rätsel. Seine Elegien, trotz ihrer verführerischen Immoralität, entzücken mich als große Meisterwerke. Ich habe mir einen Auszug vorzüglicher Stellen seiner Gedichte gemacht, die seinen Charakter am besten bezeichnen können. Seine Epigramme von Venedig und seine Weissagungen [1]) geben mir Stoff zu vielem Nachdenken. Er weckt oft mit zwei Worten eine Fülle von Gedanken. Es bewegt sich eine ganze Welt in seinen Produkten; ich wünschte, daß mir nur eine einzige Unterredung mit ihm über das Los des Menschen und den Geist des Christentums vergönnt wäre.

Was ich noch las, besonders heute, sind die aus dem Latein ins Englische übersetzten Briefe des Abälards und der Heloise [2]). Ich möchte sie wohl im Original lesen. Der Stil, besonders der zarten Dulderin Heloisa, ist mehr als hinreißend. Man stößt auf Sentenzen, deren tiefe Wahrheit in die Seele greift. Diese Briefe, die in Wirklichkeit geschrieben wurden, sind bei weitem schöner und rührender, als die poetischen Episteln des Alexander Pope und der anderen Dichter. Ich werde von diesen Briefen einige ins Deutsche übertragen, wenn unser Aufenthalt an diesem Orte noch längere Zeit währen sollte.

---

Diese Tage her klagte ich im stillen über meinen Mangel an poetischen Augenblicken. Heute endlich hatte ich ein paar Dichterstunden, die ich wohl benützte. Der Gedanke an Fritz machte, daß ich liebende Neigung zu meinem Gegenstande erwählte. Obenerwähnte Briefe leiteten meinen Geist auf die Form der Epistel oder Heroide. Die Goetheschen Elegien lenkten mich auf das Altertum und auf das Versmaß der Distichen, und so entstand denn wirklich eine Heroide des Choröbus an die Kassandra [3]). Diesen Stoff hat Ovid nicht bearbeitet. Ich bearbeitete ihn

[1]) „Weissagungen des Bakis“, siehe „Gedichte“.

[2]) John Hughes, Letters of Abelard and Heloisa. London 1735.

[3]) cf. Mss. Mon. Nr. 6. Redigiert erschien dann die Heroide zum erstenmal im „Frauentaschenbuch für das Jahr 1824“ S. 11. Vgl. K. I, 442.

schon einmal vor einigen Jahren; aber in gereimten Trochäen und ganz unausgeführt. Meine heutige Epistel ist noch nicht vollendet; doch schmeichle ich mir, daß die Hexameter und besonders die Pentameter fließend und ohne Fehl sind.

---

Das Andenken an B. verfolgt mich noch allerwege. Ueberall steht er vor mir mit seinen blonden Haaren. O wie gern drückt' ich ihm, als Freund, die Hände. Er ist ohne Zweifel bereits in Mannheim. Meine Gesundheit erlaubt mir jetzt nicht, hinüber zu gehen; aber wenn ich mich auch wieder besser fühle und einmal in die Stadt gehe, wer weiß, ob ich ihm begegne, oder es wäre vielmehr ein Wunder, wenn ich ihm gerade begegnete. Und dann, wenn ich ihm begegne — was weiter? Freilich wird mir dies allein schon ein großer Trost sein. Aber seine Bekanntschaft werde ich wohl nie machen. Und wenn mich niemand in die Stadt begleitet, kann ich mich nicht einmal lange aufhalten, da ich niemand kenne; ich müßte denn von einer Straße in die andere laufen, oder mich allein in irgend ein Kaffeehaus setzen, wodurch ich meinem Zwecke nicht näher käme. Wenn ich ihm doch einmal auf meinen einsamen Spaziergängen am Rheindamme oder sonst irgendwo in jenem Wäldchen begegnete! Da würde ich ihn ohne Scheu anreden. Aber auch dies wird nie geschehen, und so verzehre ich mich in eiteln verlorenen Hoffnungen. O, es ist hart, einem geliebten Wesen so nahe zu sein und es nicht einmal sehen zu dürfen.

---

Ich habe nun schon lange nichts mehr von Politik gesprochen. Die Zeitungen verkündigen die besten Nachrichten. Die Armee des Murat in Italien ist auf allen Seiten von den Oesterreichern geschlagen [1]), und die Engländer sind im Neapolitanischen gelandet. Der König von Frankreich hält sich in Gent auf. Es kommen täglich Ueberläufer zu ihm von Bonapartes Armee. Als dieser letztere einen Teil der Truppen musterte, soll man ziemlich laut gespöttelt haben: „Ou est donc Marie Louise?“ Das Hauptquartier Wellingtons ist gegenwärtig zu Enghien.

---

Ich kann nicht umhin, noch eines tollen Menschen aus unserer Nachbarschaft zu erwähnen. Schon in München hörte ich zufällig meine Hausleute von einem äußerst bigotten, pensionierten pfälzischen Hauptmann

[1]) Der zweitägige Kampf bei Tolentino, 3. und 4. Mai.

erzählen, der die Schwetzinger Kapelle unter sich hätte. Ich hatte es längst wieder vergessen; aber plötzlich erscheint derselbe Hauptmann hier in Neckarau auf der Brücke, wo ein heiliger Nepomuk steht, bringt mehrere Häfen von Farben mit und pinselt den heiligen Nepomuk mit eigener Hand, vermittelst einer Leiter, auf das sorgfältigste an. So wird er der Wohltäter der ganzen Gegend. Zugleich hat er auch ein gedrucktes Papier ausgeteilt, welches den Wunsch der Pfälzer aussprach, unter bayrische Herrschaft zu kommen, und ferners eine Danksagung enthielt für die Siege in Frankreich im vorigen Jahre, eine Danksagung nicht an Gott, nicht an die Waffen der Alliierten, nicht an das erwachte Deutschland, sondern an niemand anders als an den heiligen Nepomuk.

Am 13. Mai 1815. Neckarau.

Gestern war ich Zeuge von der Wirkung des bösen Gewissens. Es hatte nämlich ein Soldat seinem Kameraden ein Paar Schuhe gestohlen. Tschamarin verhörte ihn lange genug, ehe er etwas gestehen wollte. Er machte tausend Beteuerungen und tausend Lügen, bis man ihn doch endlich zum Bekenntnis brachte.

---

Heute morgen kamen hundert Mann von der 5. Compagnie hier an, welche hier bleiben und einquartiert werden; mit ihnen der Oberlieutenant Karl Cella und Perglas. Wir waren nachmittags im „Schwan" zusammen: Perglas ist ein steifer, toter Mensch.

engl.

Mit viel Bedauern habe ich gehört, daß B.s Regiment in Heidelberg sein soll, und nur eine Eskadron in Mannheim. So floh mich die letzte meiner Hoffnungen. Ich soll ihn nicht mehr sehen. Bis jetzt konnte ich doch noch eine günstige Begebenheit träumen. Lebt wohl, ihr teuern Täuschungen!

Am 14. Mai 1815. Neckarau.

Es ist diesen Morgen große Parade in Mannheim vor dem General Maillot, wohin auch unsere Compagnie marschiert ist. Ich konnte aber nicht hinziehen, meiner Diarrhöe wegen, die mich noch nicht verlassen hat. Ich wäre gerne nach Mannheim, da mir noch immer die Hoffnung zuflüsterte, daß ich vielleicht B. finden könnte, aber es wird mir alles vereitelt.

Il mio destino
D'arder mi feo, non di gioirne degno [1]).

---

[1]) Guarini, Pastor Fido, Att. I, sc. 2.

Eine Schwadron Küraſſiere war wirklich in der Stadt, wie mir die Zurückgekommenen erzählten. —

Da ich heute — es iſt Pfingſtſonntag — nicht in die Kirche gehen konnte, beſchäftigte ich mich mit Bibelleſen. Dieſen Nachmittag beſuchte mich der Regimentsarzt aus der Stadt, der mir etwas verſchrieb. — Den Abend bringe ich gewöhnlich mit dem Hauptmann und Oberlieutenant zu. Mit Perglas habe ich keinen Umgang.

Am 15. Mai 1815. Neckarau.

Heute iſt es ein Monat, ſeit wir von München abmarſchierten; dieſe Zeit verging mir ſehr ſchnell. Es iſt nun ebenſo lang und noch länger, ſeit ich Fritz nicht mehr geſehen habe. Der heutige Tag war mir ein günſtiger. Meine Geſundheit verbeſſerte ſich, und ich erhielt einen angenehmen Brief von meiner Mutter. Auch vollendete ich meine ſchon erwähnte Heroide [1]), und, wie ich mir einbilde, nicht ganz verwerflich. Sie hat in allem 140 Verſe. Auch noch ein anderes Gedicht verdankt dem heutigen Tage ſeinen Urſprung, das den Titel: „Glück ohne Teilnahme“ führt. Es malt die ſchöne Natur, in der ich mich aber ohne Mitteilung ergehe, und die Sehnſucht nach einem Freunde. Die Neigung zu Fritz gab mir dieſe Verſe ein. Er herrſcht nur zu ſehr in allen meinen Gedanken und Gefühlen. Das Versmaß jenes Gedichts iſt ein italieniſches Liedermetrum, das ſich dem Deutſchen ziemlich gut anpaßt. —

Man ſagt, daß unſere Compagnie binnen zehn Tagen ebenfalls auf einige Zeit in das ſchöne Mannheim kommen ſoll.

Am 17. Mai 1815. Neckarau.

Wir hatten heute abermals eine große Parade, da der Fürſt Schwarzenberg in Mannheim ankam. Er ging zuerſt, vom Feldmarſchall begleitet, durch die Reihen, und wir defilierten hierauf vor ihm vorbei. Er iſt ziemlich fett und trug eine ſchlichte öſterreichiſche Generalsuniform. Die Küraſſiere waren auch da, unter anderen Heilbronner und Freyberg. Vielleicht war B. da.

engl. Am 18. Mai 1815. Neckarau.

Meine Hoffnungen waren auf den geſtrigen Tag gerichtet, aber vergebens. Ich ſah ihn nicht, den ich liebe zu ſehen. Aber vielleicht war ich nicht weit von ihm, und atmete dieſelbe Luft. Soll ich froh ſein, daß ich ihm nahe war, oder ſoll ich traurig ſein, daß ich ihn nicht ſah?

---

[1]) Siehe S. 200.

O schmerzlicher Zustand! Warum liebe ich diesen Jüngling so sehr? Was hat er an sich, das mich so mächtig anzieht? Ich kann diese Fragen nicht beantworten. Schon fünf Wochen sah ich ihn nicht mehr; aber meine Neigung wird stärker, je länger ich von ihm getrennt bin. O seltsame Leidenschaft! Alle meine Hoffnungen sind zerknickt; ich schleppe ein freudloses Dasein.

So verstreicht der schönste Teil des Lebens
Ohne Sturm und ohne Ruh [1]).

O ich wollte, daß wir einmal übern Rhein wären, und in Mitte der Schlachten! Was soll mir diese unthätige Zwischenzeit, von welcher ich mir so manches Schöne umsonst versprach.

Ich erhielt gestern einen Brief von meiner Mutter, den ich heute beantwortete. Alle Briefe sind mir hoch im Preise gestiegen, seit ich nicht mehr in München bin. Einen Brief zu erhalten hat für mich jetzt ein ungemeines Interesse.

---

Des Morgens wird gewöhnlich exerziert, unweit des Dorfes. Heute abend besuchte ich den Hauptmann, der etwas unpaß ist. Sonst sitzen wir immer mit Tschamarin zusammen auf dem Brückengeländer gegen die Mannheimer Straße zu.

Am 21. Mai 1815. Neckarau.

In meiner italienischen Anthologie fand ich unter anderen ein mir noch unbekanntes Gedicht von Giacopone da Todi, von großer Ausdehnung, welches unter dem Titel „Frattola“ eine große Anzahl Sentenzen für das menschliche Leben ordnungslos aneinander gereiht. Etwas italienischen Egoismus abgerechnet, traf ich auf manche treffliche Regeln und Wahrheiten. Ich merkte mir besonders folgende Verse:

Leggieri è il distruggere,
Stento l'édificare,
Posto piaga non curati,
Che tosto si mio fare [2]).

Ich weiß es nur allzu wohl! Dies Gedicht brachte meine Gedanken auf Knigges „Umgang mit Menschen“, welches Buch ich mir aus einer Leihbibliothek von Mannheim bringen ließ. Ich las es schon öfters [3]), aber immer lese ich es mit Nutzen und Vergnügen. Da ich davon in diesen Blättern, wenn ich nicht irre, bereits Erwähnung that, so sage

---

[1]) Goethe, „An Lottchen“, Strophe 6: „So vertaumelt sich“ u. s. w.

[2]) l. c. Tom. II, p. 350 sqq.

[3]) Siehe S. 83.

ich hier nichts darüber. Genug, daß es eine treffliche Schrift ist, die ihren Wert niemals verlieren kann. Ich will hier nur eine einzige Regel anmerken, die mir besonders gefallen hat: „Gehe von niemand, und laß niemand von dir, ohne ihm etwas Lehrreiches und Verbindliches gesagt, oder auf den Weg gegeben zu haben[1].“ Wie einfach und menschenfreundlich ist diese Vorschrift. Herr von Knigge sagt, um sein Gedächtnis zu schärfen, solle man sich nicht angewöhnen, alles aufzuschreiben, was einem begegnet[2]). Gegen die Regel sündige ich nun folglich täglich und ich glaube, ich werde auch noch lange dagegen sündigen. Knigge meint am Schluß des Buches über alle Verhältnisse des menschlichen Lebens zum mindesten etwas gesagt zu haben[3]), aber leider sagte er nichts über dasjenige, worin ich mich jetzt befinde. Es ist folgendes:

Ein Jüngling wünschte die Bekanntschaft eines anderen jungen Mannes desselben Alters und Standes zu machen.

Anmerkung am Rande: Diese ganze Stelle war englisch, so wie alles, was sich auf B. bezog.

Er wünschte dies so heiß und so lang, daß sein Verlangen eine wahre Leidenschaft wurde. Er ist immer beschäftigt mit Plänen und Erwartungen in dieser Hinsicht; aber die Gelegenheit begünstigt ihn nicht, und er hofft umsonst. Endlich scheidet sie eine größere Trennung, obschon sie ihn nicht ganz ohne Hoffnung läßt, den jungen Mann zuweilen zu sehen, dessen Freund er zu sein wünscht. Bewegt durch einige Proben glaubt er, daß der andere ihn nicht gänzlich übersehen hat (ich sage dies, denkend an die Vorfälle in der „Harmonie“), aber er kennt ihn ganz und gar nicht und hat Ursache, ihn für einen sehr stolzen Menschen zu halten. Was soll er nun thun, sich selbst einige Erleichterung zu verschaffen? Dies ist in der That meine Lage. Ich weiß zu gut, daß ich nicht wert bin der Freundschaft eines so liebenswürdigen Jünglings, allein ich bin deshalb nur desto unglücklicher. Ich weiß auch, daß ich viel besser sein würde, wenn ich sein Freund wäre. Die Gelegenheit ist wider mich, was soll ich thun? Ich kenne seine Gesinnungen nicht, und deswegen kann ich ihm nicht schreiben, oder ich wollte es darauf ankommen lassen, daß ich das Stadtgespräch würde, und daß mein Brief von einem Offizier zum anderen wanderte, gelesen zu werden und Stoff zum Lachen zu geben. Soll ich eine günstigere Zeit erwarten? O ich

---

[1]) a. a. O. I, S. 77 (der Ausgabe von 1817, 9. Aufl. Die erste erschien 1788).

[2]) I, S. 88.

[3]) III, S. 192.

wartete bereits so lange umsonst, und die Zeit wurde nicht günstiger! Nur ein Wort könnte mich retten, das ist: Vergiß! aber, wie Guarini sagt:

Quel che nel cuor si porta invan si fugge [1]).

Wie lange that ich nicht schon in München versuchen, zu vergessen diese unersprießlichen Wünsche! Ich gab mir selbst das Gesetz, seinen teueren Namen nicht mehr in mein Tagebuch zu schreiben, aber dennoch geschah es wieder nach einiger Zeit des Stillschweigens. O mein teuerer B . . . ., soll ich dich niemals meinen süßen, lieben Freund nennen? Soll ich nie dich an mein Herz drücken?

---

Diesen Abend machte ich einen weiten Spaziergang am Ufer des Rheins gegen den Strom hinauf, an Orten, wo ich bisher noch nicht war. Ich traf sehr liebliche Plätze und herrliche Aussichten. Ich bestieg eine Weide, die hart am Ufer stand, jedoch sehr leicht zu erklettern und oben wie abgeplattet war. Von da aus übersah ich eine gewaltige Strecke des Rheins, den eben die letzten Sonnenstrahlen herrlich überschimmerten. Das Abendrot hatte kaum begonnen, die in lieblichen Mischungen verwebten Wolken mit einem sanften Farbenhauche zu malen, und gewährte einen magischen Anblick, zurückgespiegelt von der stillen Flut. Die Gesträuche auf nahen Inseln und dem gegenseitigen Ufer durchwehte die Abendluft, und ein ferner Kirchturm hob sein spitzes Haupt ruhig empor in die weite Dämmerung. Die Natur zog den Schleier immer tiefer in ihr Gesicht, und kaum hörbar spülte der Rhein an den Rand an. — Erst spät kam ich nach Hause.

---

Vor einigen Tagen marschierte auch eine Compagnie vom 3. österreichischen Jägerbataillon hier durch, und übernachtete hier. Es waren drei Offiziere dabei, die unserem Hauptmann einen Besuch machten. Wir wollten sie des Nachmittags wieder besuchen, trafen sie jedoch nicht an. Nichts ist mir an den Oesterreichern mehr zuwider, als ihr Dialekt. Wann wird die Zeit kommen, wo zum wenigsten alle gebildeten Stände der Deutschen ein menschliches Deutsch sprechen.

Am 24. Mai 1815. Neckarau.

Jene Eitelkeit, die andere oft im Magen spüren, fühle ich im Gemüte. Ich empfinde ganz den geringen Gehalt des Lebens ohne Liebe

[1]) Pastor Fido, Att. III. sc. 3, v. 270.

und Freundschaft, und Studium. Was sollte auch sonst noch einige Freude erregen? Ich lebe hier glücklicher, als vielleicht viele tausend Menschen auf Erden leben, und dennoch fühle ich nichts als mein Unglück und meinen Unwert. Umsonst suche ich mich zu zerstreuen, ich schickte heute einen Brief an meine Mutter fort, von der ich, diese Tage her, wieder zwei erhielt. Ich suche mich durch Lektüre zu erheitern; so hatte ich hierzu den lieblichen „Oberon“ gewählt, dessen Lesen mir immer so viel Vergnügen gemacht und machen wird. Aber ganz konnte ich mich diesmal doch nicht „in das alte romantische Land“ schwingen. Heute morgen machte ich einen großen Spaziergang fast ununterbrochen am Rheindamme. Es ist hier eine himmlische Gegend. Ich traf auf einige Waldstellen, die paradiesisch waren. Nadelholz giebt es hier keines. Ich sog mit Wonne am Mutterbusen der großen Natur; aber in jedem Teiche und im strömigen Rhein schien mir nur ein einziges, liebes Bild zu glänzen. Die Versagung der Wünsche ist ihre Steigerin zugleich. Die Unmöglichkeit der Erfüllung ist der Sporn des Verlangens. Ich scheine nichts mehr zu wünschen, bis auf eines. Niemand sagt meinem guten Fritz, wie warm ich seine Bekanntschaft wünsche. Wenn wir einander kennen würden, würden wir vielleicht Freunde sein. Ich bin auch abergläubisch zuweilen, wie die Folge zeigen wird: Auf meinem heutigen Spaziergange pflückte ich nämlich drei Maßlieben, und wollte an ihnen, wie es oft geschieht, mein Glück versuchen. Ich raufte daher die Blätter nacheinander aus, mit den abwechselnden Worten „liebt mich, liebt mich nicht“, und bei allen drei Blumen traf das „liebt mich“ auf das letzte Blatt. Ich war wirklich so thöricht, mich über dies Zusammentreffen des Zufalls, wie über die unumstößlichste aller Weissagungen zu freuen. Er liebt mich, sagte ich zu mir selbst, er ist nicht ganz gleichgültig gegen mich, auch er wünscht meine Bekanntschaft. Also betrog ich mich willig. Ich würde dieses Kinderspiel nicht erzählt haben, wenn ich nicht glaubte, daß ich mich nicht schämen darf niederzuschreiben, was ich mich nicht schäme, zu thun; denn diese Blätter sollen ja der Abdruck meines Thun und Wirkens sein. Es fragt sich also nicht, ob das, was ich sage, andere interessieren könne, da mein Tagebuch nicht für andere bestimmt ist. — — — Leider habe ich jetzt weniger zu hoffen, als je, da, wie man sagt, in etlichen Tagen unser Regiment über den Rhein gehen wird, um in den Gegenden von Kaiserslautern und Zweibrücken neue Standquartiere zu beziehen. Ich verlasse diesen Ort ungern. Jede Stelle ist mir lieb, wo ich an schöne Erinnerungen und an schöne, obgleich nur schwache Erwartungen dachte.

Am 26. Mai 1815. Neckarau.

Gestern kam mir ein plötzlicher Drang nach Schillerscher Poesie, und so beschäftige ich mich mit einem seiner Meisterstücke, der „Maria Stuart“. Ich zweifle nicht, daß diese Blätter schon irgendwo davon gesprochen haben. Ich erwähne nichts von der Tiefe des Gefühls, welche das ganze Trauerspiel durchzieht; nichts von der himmlischen Kraft und Anmut der Diktion, nichts von den eingreifenden Darstellungen der tragischen Situationen; sondern ich glaube, daß besonders die Charakterschilderung eine ausgezeichnete Aufmerksamkeit verdiene. Welch ein weicher, wankelsinniger, biegsamer, schmeichlerischer Hofmann, dieser Leicester! Welch ein eigenwilliger, nur auf den Staatsvorteil bedachter, billigkeitsloser Britte, dieser Burleigh. Dieser Mortimer, welch ein treues Bild eines religiösen Schwärmers, wie sie unsere Tage wieder aufweisen. Wie gut durchgeführt ist der eitle, gleißende Charakter der Elisabeth. An Sir Paulet sehen wir das wahre Konterfei eines redlichen, aber rauhen und unduldsamen Engländers; nicht so fast der Feind der Maria, als vielmehr ihres Glaubens, und wie er selbst sagt, ihrer Laster. Schiller hat meines Bedünkens sehr wohl gethan, die Religion so häufig hervortreten zu lassen, als die Eris jener Zeiten.

Der Absprung klingt vielleicht lächerlich, wenn ich sage, daß ich heute viel in Blumauers Gedichten [1]) las; denn dieser ist wohl seiner Frivolität wegen am meisten bekannt; aber meine jetzige Lektüre hängt halb am Zufall, halb am Bücherverleiher, und die Langeweile macht einem leicht von einem Extrem aufs andere springen. In seinen komischen Gedichten ist Herr Blumauer weder besonders sittig noch besonders witzig zu nennen. Obgleich er öfters die Gesinnungen eines Protestanten entfaltet, so hängen ihm doch die Erbfehler der katholischen Schriftsteller an, und als Oesterreicher weiß er sehr schlecht mit dem Reime umzugehen. In den Apologien von verschiedenen verachteten Tieren [2]), wie des Esels, des Ochsen, der Gans u. s. w. finde ich weder viel Witz noch Geschmack. Etwas gelungener scheint mir die Liebeserklärung eines Kraftgenies [3]). — Unter den ernsthaften Gedichten be-

---

[1]) Aloys Blumauer (1755—98), Jesuit, Zensor und schließlich Buchhändler, ward er namentlich durch „Virgils Aeneis travestiert“ (1784—88) bekannt. Hier, wie in seinen sonstigen Gedichten („Sämtliche Werke,“ 181—3) ist sein Witz oft recht platt.

[2]) „Gedichte von Blumauer“, Wien 1787, Teil II, S. 202 ff.

[3]) a. a. O. Teil II, S. 155 ff.

hauptet den ersten Rang: „Glaubensbekenntnis eines nach Wahrheit Ringenden“ [1]). Es drückt den Kampf zwischen Glauben und Verstand aus:

Und so, o Herr, dem Widerspruch zum Raube
Giebt sich mein Herz der Ungewißheit preis;
So stürzt Vernunft das nieder, was ich glaube,
Und so verdammt der Glaube, was ich weiß.

Diese Strophe drückt die Tendenz des Ganzen aus. Schade, daß dieses Gedicht so oft durch die schändlichsten Reime verunstaltet wird.

---

Diese beiden Tage machte ich abermals ein paar ziemlich große Spaziergänge am Rheindamme gegen den Strom. Es ist mir immer wohlthätig, den Rhein zu sehen. Einige Stellen des Ufers scheinen das Vaterland des Epheus zu sein, so häufig wird er dort gefunden. Er schlingt sich nicht allein um Bäume und Sträuche, sondern auch um hohe Blumen und Grashalme, wenn er gerade keine andere Stütze findet. Einige junge Eichen sind zu ihrem Schaden ganz von ihm bedeckt. Eine halbe Stunde jedoch von Neckarau, gegen Schwetzingen zu, fängt bereits die sandige Gegend an, durch die wir auch marschiert sind. Das Ufer des Rheins wird plötzlich erhaben, da es vorher ganz flach war; der Damm hört auf. Ich beschäftigte mich, auf einige feine Sandflächen meinen und B.s Namen zu schreiben und einige italienische Verse. Es ist nur schade, daß sein Weg ihn nie zu jener Stelle leiten wird. Dann vielleicht würde er mir eine Antwort schreiben. Diese Correspondenz im Sande würde angenehm und erfreulich genug sein.

---

Zu Tschamarin komme ich fast täglich; wir sprechen dann meistens Politik; auch mit Cella komme ich öfters zusammen.

Am 27. Mai 1815. Neckarau.

Diesen Morgen war ich von den übrigen Offizieren ganz allein hier im Dorfe, da sie alle zu einer großen Parade nach Mannheim mußten, die heute, wegen des Geburtstags unseres Königs, stattfand. Weil ein Zug unserer Compagnie bereits auf der Wache war, so war man eines Offiziers weniger bedürftig, und der Hauptmann, der mir einen Gefallen zu erweisen glaubte, ließ mich zurück. Der Feldmarschall Wrede und

---

[1]) a. a. O. Teil I, S. 3 ff.

unser Kronprinz, der seit ein paar Tagen in der Stadt ist, wohnten dieser Parade bei. Letzterer ward mit Enthusiasmus von den Mannheimern empfangen, da ihre Anhänglichkeit an Bayern unbegrenzt ist. Bei Gelegenheit der Parade hätte ich mir wahrscheinlich nicht umsonst Hoffnung gemacht, Fritz nach langer Zeit wieder zu sehen. So aber ward es vereitelt. Ich brachte meinen Vormittag auf einem großen Spaziergange zu, abermals am Rheindamme, und hatte den „Pastor fido“ bei mir, in dem ich immer Schönes herauslese. Doch war ich noch mehr beschäftigt mit Gedanken an ihn und ich sagte zu mir selbst, was wir unternehmen würden, wenn wir Freunde wären. Schon sah ich mich an seinem Arm, hörte uns preisen unser Glück.

---

Heute abend erhielt ich einen Brief von meiner Mutter aus Ansbach, der mir viele Freude machte. Zur selben Zeit fiel ein großes Unglück hier in unserer Nähe vor dem Dorfe vor. Ein Obrist nämlich von unserem Regimente, der mit einer Weibsperson auf der Landstraße spazieren ging, bekam Händel mit einem vorüberfahrenden Bauern, kam durch Unvorsichtigkeit unter das Wagenrad, und dieses riß ihm einen Fuß ab. Diesen Menschen, der vier Feldzüge unversehrt mitmachte, läßt ein plötzlicher, unvermuteter Zufall zum Krüppel werden.

Am 28. Mai 1815. Neckarau.

Es ist heute ein Jahr, daß ich des Abends auf einem Spaziergange Issels Bekanntschaft machte, welche manches Blatt meiner Tagebücher ausfüllte. Möchte ich doch heute mit B. bekannt werden; aber diese Bekanntschaft müßte dann einen glücklicheren Erfolg haben, als jene im vorigen Jahre. Issel hatte Talent, Bildung, Kenntnisse, ein gutes Herz, gute Sitten, machte sogar Verse, und dennoch konnte ich ihn nicht so lieb gewinnen, wie es unter Freunden sein sollte; obgleich ich sagen kann, daß ich seine Neigung besaß. O das Herz läßt sich nicht zwingen, und es hängt oft an unbedeutenden Kleinigkeiten. Ist nicht Perglas auch ein rechtschaffener Mensch, und dennoch kann ich nicht vertraut mit ihm umgehen. Das Fortschreiten in meiner Freundschaft mit Issel war schnell und plötzlich, dasjenige in der mit Perglas langsam und bedächtig; der Erfolg von beiden aber unglücklich. Ich glaube nicht nur, sondern ich weiß, daß es mir mit B. anders gehen würde. Was soll noch aus allen diesen Hoffnungen werden, mein geliebter Fritz?

Sechs ew'ge Wochen sah ich schon verfliegen,
Seit ich dich nicht mehr sah;
Wann kömmst du wieder mit den milden Zügen,
Dem armen Träumer nah?
Der, da ihn stets Erwartungen erfüllen,
Die Gegenwart verliert,
Und nach der Zukunft, die wir nicht enthüllen,
Mit gier'gem Auge spürt.

---

Heute und gestern las ich den „Roman meines Lebens" von Knigge [1]). Ich will nur ein paar Worte darüber sagen. Von den Lebensumständen des Verfassers trifft man sehr wenig in diesem Buche; desto mehr von seinen Erfahrungen und Reisen. Man stößt auf viele Maximen, die er in seinem Umgang mit Menschen wiederholte. Die Verwickelung der Geschichte selbst ist nach Art der älteren deutschen Romane voll Wiedererkennungen und dergleichen. Es hat mich dies Buch mit manchen neuen Ideen bereichert, und das ist Vorteil genug. Die alte Lehre prägte sich mir noch tiefer ein, daß das eigentliche Studium des Menschen der Mensch sei. Ich lernte auch, inwieferne man selbst aus Kleinigkeiten nach und nach die Leute beurteilen könnte, und wie nichts ganz unbedeutend sei in diesem Leben. Doch glaube ich, daß es zu weit getrieben ist, zu behaupten, daß sogar der Taufname Einfluß auf den Menschen haben könnte [2]). Auch nach der Liebhaberei von Speisen und Obst, die Knigge erwähnt, möchte ich niemand beurteilen [3]). Mancher ißt doch wohl eine wässerichte Birne gern, der nichts weniger als wässericht ist. Allein so viel ist gewiß, daß man aus Kleinigkeiten mehr auf mancher Charakter schließen kann, als aus entscheidenden Handlungen. Knigge zieht einmal eine sehr schöne Parallele zwischen Enthusiasmus und Schwärmerei, wobei es unter anderem heißt: „Ohne Enthusiasmus bringt man es nie zu etwas Großem, Schwärmerei hingegen macht zu allem ungeschickt [4]). Die Beschreibung mehrerer deutschen Städte, wo ich selbst bereits gewesen, hat mich sehr interessiert. Die Bauart von Mannheim wird sehr passend mit einem Waffelkuchen verglichen [5]). Die Lage von Eichstädt wird häßlich genannt [6]), obgleich ich gestehen muß, daß ich sie annehmlich finde.

---

[1]) Erschien Riga, 1781—83 in vier Teilen; die Citate hier nach der dritten Auflage (1783—86).

[2]) a. a. O. 2. Teil, S. 27.

[3]) a. a. O. 2. Teil, S. 24.

[4]) a. a. O. 2. Teil, S. 175.

[5]) a. a. O. 4. Teil, S. 228.

[6]) a. a. O. 4. Teil, S. 272.

Ich habe einmal in jenen Felsenbergen von Eichstädt ein Gewitter gesehen, welches ein herrliches Schauspiel war. — München wird sehr gelobt, besonders die starke Bevölkerung, und die Gegend an der Isar. Ueberhaupt hat Knigge viel Vorliebe für München, und auch für Nymphenburg. O dies letztere ist auch mir, so mancher Ursachen wegen, teuer! [1])

Man lernt gleichfalls in diesem Romane eine große Menge kleiner deutschen Höfe kennen, wie auch von regierenden Grafen und dergleichen, von denen nun der größte Teil (dank der französischen Revolution!) nicht mehr existiert. Jene erbärmlichen Monarchen wollten es großen Höfen nachthun, und drückten ihr kleines Volk. Von jenen Höfen wird jedoch keiner genannt, so wie man auch bei den Namen beständige Abbreviaturen antrifft, wodurch manches an Interesse verliert. Uebrigens stößt man in diesem Romane auf alle Arten von Charakteren. Das Ganze ist in Briefen geschrieben, wovon ich den Stil am wenigsten loben kann. Er ist gar zu schleuderisch. Von manchem Wichtigen wird kaum Erwähnung gethan, während oft andere, der Aufmerksamkeit nicht würdige Dinge auf eine zwecklose Art verweitläuftigt werden. Es ist klar, daß Knigge sich unter dem Namen Leidthal darstellt; diesem aber werden beständig ungemeine Lobsprüche zugeteilt, die die Bescheidenheit beleidigen.

Noch ein paar Zeilen muß ich hier anmerken, die Wasser auf meine Mühle waren. Herr von Leidthal schreibt einmal an Herrn Meyer: „Oft kann in einer großen Gesellschaft ein einziger kleiner, unbedeutend scheinender Zug eines Menschen die tiefsten Eindrücke auf mich machen. Ohne die Person näher zu kennen, interessiere ich mich nun für alles, was sie sagt und thut. Wir sprechen wenig oder vielleicht gar nichts zusammen; aber uns beiden würde es nie einfallen, miteinander von gewöhnlichen Dingen zu reden" [2]). Dergleichen Stellen fange ich gierig auf. Es ist, als ob Knigge mir aus der Seele gesprochen hätte.

---

Auch heute macht' ich einen Spaziergang am Rheindamme und in der umliegenden Gegend, und fand auch jene alte, hohe, epheubekränzte Eiche wieder, nach der ich lange suchte. Ach, wenn man nur alles fände, wonach man lange gesucht hat; aber wie manche suchen nach manchem erfolglos, ihr ganzes Leben hindurch! Ich werde mich ungern von jenen lieblichen Waldungen und Rheinufern trennen.

---

[1]) Siehe S. 58 und 140.

[2]) a. a. O. 1. Teil, S. 237.

Care selve beate,
E voi solinghi e taciturni orrori,
Di riposo e di pace alberghi veri,
O quanto volontieri
A rivedervi io torno![1])

Wie die Seefahrer erzählen, daß dann das Meer am stillsten sei, wenn ein großer Sturm im Anzug ist, so herrscht auch jetzt in meinem Gemüte, da uns allen ein gewaltiger Kriegssturm bevorsteht, eine friedliche Stille, die nur durch die Forderungen meines Herzens gestört wird.

Am 29. Mai 1815. Neckarau.

Wir sind nun bereits einen Monat an diesem Orte. — Endlich heute schrieb ich an Minister Harnier einen sehr langen Brief. Auch antwortete ich meiner Mutter.

Diesen Nachmittag erstaunte ich nicht wenig, als man mir Lieutenant Tautphöus meldete. Er ist wirklich von München nachgeschickt worden, und zu unserer Compagnie gekommen. Auch Drachenfels und Rogister kamen mit ihm; ersterer ist nun bei der 2. Compagnie; letztere beiden habe ich noch nicht gesehen. Tautphöus wohnt beim reformierten Pfarrer. Er meinte, es wäre hier so langweilig, man träfe hier keine Kaffeehäuser, kein Museum. Ist nicht das schönste Museum die freie Natur? Er sagte mir auch, daß die Jäger des Isarkreises bereits vor ziemlich langer Zeit von München abmarschiert, und wahrscheinlich diese Tage in die Gegend von Mannheim kommen würden. Ich würde sehr erfreut sein, Nathan wiederzusehen. Wahrscheinlich hat er meinen Brief nicht erhalten, da er auf dem Marsche war.

Ich sah heute einen Bruder von Tschamarin, der ihn besuchte, und bei dem österreichischen Militär steht. — Man sagt abermals, daß wir bis Freitag über den Rhein gehen sollen.

Am 31. Mai 1815. Neckarau.

Fast täglich werden wir in unseren Erwartungen getäuscht, und sind doch immer unverdrossen im Erwarten. Da die Jäger in Mannheim angekommen, so ging ich gestern abend dahin, um Nathan zu sehen und zu besuchen. Schon glaubte ich im Geiste, ihm die Hand zu drücken, als ich auf einige Offiziere seines Bataillons stieß, die mir sagten, daß er nicht zu Mannheim, sondern noch in Bayern sei, und zwar Adjutant bei General Schönfeldt. Ich ging daher wieder zurück, wo ich her-

[1]) Guarini, Pastor Fido, Att. II, sc. 5 a. A.

gekommen war. Auch heute morgen war ich zweimal in Mannheim, Löhnung zu holen. Das zweite Mal fuhr ich mit Tautphöus. Der Oberst fragte unter anderem nach meinen Versen mit Unwillen. Er glaubte, daß ich meinen Dienst verabsäumte, aus Liebe zur Poesie. Wenn dir einer übel will, so habe Vorzüge oder Fehler, es werden allemal Mängel daraus. —

Gestern war auch eine Schwadron von unseren Husaren hier einquartiert, die heute über den Rhein gingen.

engl. Am 1. Juni 1815. Neckarau.

Mein Friedrich ist noch immer die Seele meiner Seele, das Herz meines Herzens, meines Busens innerster Wunsch. Wenn ich wandere durch die blumigen Wiesen am Abend, dann seh' ich sein Bild in den äußersten Strahlen der schön — sinkenden Sonne; aber es gleitet hinweg, nieder in die Fluten! Meine Arme sind vergebens ausgebreitet; ihr Freund ist ferne von ihnen, und sie umarmen die Luft. Auf den Regenbogen scheint er zu sitzen, im Schimmer der vielen Farben. Seine Züge widerstrahlt die ganze Natur. O dies ist ein höchst trauriger Zustand, zu verlangen, was wir nie erreichen! Meine Hoffnungen sind liebliche Blüten; doch was sind Blüten ohne Frucht?

---

Ich beschäftigte mich diese Tage mit einigen Schriften Jean Pauls. Es war „Doktor Katzenbergers Badereise“ nebst elf kleineren Aufsätzen [1]). Diese schlaue, gelehrte, grobe, eitle, cynische Katzenberger gefällt mir nicht; aber Theoda ist ein liebliches Bild. Mit Herrn von Nies scheint der Verfasser fast allzustrenge verfahren zu sein. Doch daß nicht allein Dichterlinge, sondern auch wahrhaft große Dichter äußerst eitel sein können, davon gab leider Klopstock einen Beweis. Unter den kleinern Aufsätzen befand sich auch eine sehr vorteilhafte Kritik von Hebels allemannischen Gedichten [2]), die ich so sehr liebe; auch ein paar scherzhafte, wie zum Beispiel „Die Kunst einzuschlafen“, und „Das Glück, auf dem linken Ohre taub zu sein“ [3]); allein am besten gefiel mir: „Ueber Charlotte Corday“ und „Die Vernichtung, eine Vision“ [4]). Diese beiden Aufsätze sind das Schönste, was man lesen kann. Jean Paul ist insoferne der deutscheste Schriftsteller, als er der unübersetzbarste ist; jedoch muß man an seinen

[1]) Erschien Heidelberg 1809.
[2]) a. a. O. 1. Band, S. 182.
[3]) a. a. O. 2. Band, S. 192 ff.
[4]) 2. Band, S. 262 ff.

Stil gewöhnt sein, um ihn zu lieben. Das erste Gefühl, was dieser Schriftsteller, dieser zauberische Dichter erregt, ist Bewunderung, teils über seine ausgebreiteten Kenntnisse und Belesenheit, teils über seine treffenden Wahrheiten, seine Phantasien, zumeist aber über die herrliche Kühnheit seiner bilderreichen Sprache. Man begreift nicht, wo er alle seine Metaphern hernimmt, welche neu, treffend und kühn sind. So heißt es zum Beispiel in der „Badereise“, als Theudobach im Konzertsaale von Theoda zum erstenmal gesehen wird: „Wie ein stiller Riese, wie eine stille Alpe stand er da; und ihr Herz war seine Alpenrose“ [1]). Welche Neuheit, welche unsägliche Schönheit in diesem Bilde! Schade, daß es etwas gezwungen ist.

Am 2. Juni 1815. Neckarau.

Gestern war großes Tedeum in Mannheim, wegen der von den Oesterreichern erfochtenen Siege in Italien. Der falsche Murat ist verloren. Auch von Frankreich hört man gute Nachrichten. —

Ich beantwortete heute einen Brief meiner Mutter, den ich vor ein paar Tagen erhielt; die übrige Zeit brachte ich größtenteils auf Spaziergängen zu. Als ich des Abends auf der Straße gegen Feidenheim ging, fühlte ich eine poetische Stunde und ich brachte ein Gedicht zu stande, das die jetzige Lage meiner Seele ausdrückt. Der Titel ist: „Des Gefühlvollen Klagen“ [2]).

Am 4. Juni 1815, morgens. Neckarau.

Mein obenerwähntes Gedicht scheint mir nicht ganz mißlungen zu sein. Wenn es auch gar keinen anderen Wert haben sollte, so hat es doch den, daß es ganz meine Empfindungen malt, und noch nach Jahren werde ich darin meine nunmehrige halb hoffende, und halb traurige Stimmung wieder erkennen.

später.

Ich weiß nicht, wer dem Obersten eine unvorteilhafte Meinung von unserer Compagnie beigebracht. Er ließ uns gestern zur Propretätsparade, wie er es nannte, nach Mannheim ausrücken, konnte uns aber nicht viel anhaben. Dennoch sagte er uns, daß wir bis Montag aufs neue erscheinen müßten. Es ist eine Beleidigung, wozu er vielleicht keinen anderen Grund hat, als Hauptmann Weber ein schlichter Mann ist, der nicht mit anderen Hauptleuten in die Wette eifert, der Hahn im Korbe

---

[1]) a. a. O. 1. Band, S. 162.

[2]) Mss. Mon. Nr. 6.

zu sein. Aber eines der Selbstbekämpfungsjoche unseres Standes ist, daß man anderer Launen oft nichts entgegensetzen kann, als Geduld. Nie jedoch war diese Propretätswut so hoch gestiegen, als jetzt. Es hat auch eine neue Dislokation unter dem Regimente stattgefunden; das ganze 2. Bataillon ist nunmehr in Mannheim und das erste größtenteils in den umliegenden Orten. Wir unseresteils sind zu Neckarau geblieben; jedoch kommt auch noch die andere Hälfte der 3. Kompagnie hieher mit Hauptmann Mökel und Schönbrunn. Dieser letztere ist bereits angelangt. Den gestrigen Abend brachten wir bei Cella zu; auch Perglas war da; ich habe aber nicht mit ihm gesprochen, noch irgend einen Trieb dazu gefühlt. — Heute beziehe ich die Rheinschanzwache.

Am 6. Juni 1815. Neckarau.

Die vierundzwanzig Stunden auf der Rheinschanze habe ich ziemlich gut hingebracht. Gleich als ich in die Stadt kam, sah ich die Offiziere des 2. Bataillons, welches bereits angekommen war. Drachenfels wies mir seine Wohnung, die sehr hübsch ist; auch besuchte er mich nachmittags auf der Wache. Ich bin aus diesem Menschen eigentlich noch nicht ganz klug geworden. Er spricht manchmal so flach, und macht doch wieder gute Bemerkungen. So viel ist gewiß, daß man ein verständiges Wort mit ihm reden kann, und mit allzuvielen meines Standes kann man dies leider nicht. Wir gingen zusammen auf der Schanze spazieren. Sie wurde schon im vorigen Jahre von den Russen angefangen, und soll nun vollendet werden. Es wäre schlimm, wenn wir sie brauchten. Ein paar von unseren Ingenieuroffizieren befinden sich da, die ich aber nicht gesprochen habe. Jedoch machte ich die Bekanntschaft eines Oberlieutenants vom ersten leichten Bataillon, Namens Scheftelmayer, dessen Leute dort arbeiten. Ein Alltagsmensch, der aber viel militärisches Genie verriet, da er, als er Kirschen aß, die Kerne in eine Art von Schlachtordnung reihte.

Die Schanze ist übrigens am linken Rheinufer, gleich an der großen Schiffbrücke; ich hatte daher beständig den schönen Anblick des Rheins. Ueberdies ist es viel angenehmer, mittels der Brücke in Mitte des Flusses, anstatt am Strande zu stehen, besonders, da man die vorbeifahrenden Schiffe genauer betrachten kann, für deren Durchzug ein Mittelstück der Brücke ausgehoben, und auf die Seite gerudert wird. Wir sahen wirklich ein ziemlich beträchtliches Fahrzeug, welches gen Mainz fuhr. Es lag lange vor Anker, und es reut mich, daß ich das Innere nicht besehen habe. Von der Rheinbrücke konnte ich auch Neckarau sehr gut von ferne

wahrnehmen. Was mir jedoch am besten die Zeit auf jener Wache vertrieb, waren zwei liebe Briefe, die ich erhielt; einen von meiner Mutter und einen von Nathan, worin er mir, was ich kaum erwartete, mit vieler Herzlichkeit entgegenkömmt. Hier folgt der Anfang seines Schreibens:

„Wie sehr mich Dein Brief erfreut hat, mein teuerster Freund, kann ich Dir nicht beschreiben; denn ich glaubte mich von Dir verkannt, und war auf dem Wege, Dich zu verkennen. Ueberhaupt scheint mir das eine traurige und niederschlagende Erfahrung, die gewiß jeder macht, der ins größere Leben der Menschen eintritt, wie oft sich Menschen, die gewiß ganz für einander geschaffen sind, durch Umstände, und vorzüglich dadurch, daß sie die Kunst des Umgangs, die gewiß die erste der schönen und beglückenden Künste ist, nicht recht auszuüben verstehen, auseinander kommen und getrennt werden, ohne doch die innere Achtung gegeneinander zu verlieren. Dein Brief macht, daß ich mich wieder ganz den Deinen fühle, und es ewig hoffe zu sein, wie Du der Meine bist."

So weit mein Freund. Er ist gegenwärtig in Altdorf, und sehr zufrieden. General Schönfeld, bei dem er Adjutant ist, ist bayrischer Minister im russischen Hauptquartiere, wohin er bald abgehen wird. In einem Hauptquartier von solcher Bedeutung zu leben, mag freilich sehr interessant sein. Nathans Brief hat das Andenken an B . . . . um vieles in meinem Herzen zurückgedrängt; auch mein letztes Gedicht hat von seinem Werte verloren. Schlichtegroll schrieb mir auch eine Seite englisch, und daß er Gustav Jakobs von Gotha hätte abmarschieren sehen.

---

Seither habe ich wieder zwei Bücher gelesen, die ich vorher noch nicht gekannt hatte. Das erste ist die „Reise nach Braunschweig", komischer Roman von Knigge [1]), eine angenehme und, wenn man will, lehrreiche Lektüre. Eine Gesellschaft vom Lande fährt nach obenerwähnter Stadt, von ziemlich weit her, um Herrn Blanchard im Luftballon aufsteigen zu sehen; allein durch verschiedene Zufälle verfehlen sie alle ihren Zweck, und fahren zurück, ohne das Schauspiel in Augenschein genommen zu haben, weswegen sie die Reise, nach vielen Deliberationen, veranstaltet hatten.

Das zweite Buch sind: „Die Grafen von Hohenberg" der Karoline Pichler [2]). Wer den „Agathokles" dieser Schriftstellerin gelesen hat, wird erstaunen, in den „Grafen von Hohenberg" beinahe einen gewöhnlichen

---

[1]) Erschien Hannover 1792.

[2]) Gedruckt erst Wien 1820; vgl. auch S. 77.

Ritterroman zu finden, mit welcher Gattung wir ohnehin so sehr überschwemmt sind. Von der Verfasserin des großen Agathokles kann man mit vollem Rechte sagen,

Daß sie die Herzen erhebt, wenn sie die Herzen zerreißt [1]).

In den Grafen von Hohenberg aber werden viele edle Gemüter zu Grunde gerichtet, ohne einen moralischen Zweck, bloß durch die blinde Hand des Zufalls, dessen Geschöpfe sie sind. Auch fällt die Briefform weg, die der Karoline Pichler so wohl gelang. Sie liebt besonders unwiderruflich traurige Situationen, wo das Unglück keiner Milderung fähig ist.

Vielleicht würde ich mehr über beide Schriften gesagt haben, wenn ich eben bei Laune wäre. So mag es gut sein.

Am 8. Junius 1815. Neckarau.

Gestern nach Tische fuhr ich nach Schwetzingen, um die dortigen Gartenanlagen zu besehen, aus denen man so viel Wesens macht. Da es mich heute zu weit führen würde, etwas darüber zu sagen, so will ich mir's bis auf morgen versparen.

Im Nachhausefahren begegneten wir einem Jungen aus diesem Ort, der zu Fuß in Karlsruhe gewesen war, weil er als Rekrut ausgehoben wurde. Da man ihn aber bei weitem zu klein fand, so ward er wieder zurückgeschickt; allein seine Zehrung auf der Reise und in Karlsruhe bezahlte ihm niemand, und diese Auslagen waren für den armen Jungen ein kleines Kapital.

---

Bei meinen Hausleuten fand ich vor ein paar Tagen einige Blätter aus einem sehr alten und zerrissenen Fabelbuche, welches schon vom 16. Jahrhundert zu stammen schien. Die Fabeln waren keine äsopischen; allein unendlich treuherzig und naiv erzählt, so daß ich den Besitz des ganzen Buches gewünscht hätte.

---

Am gestrigen Abende war ich mit Hauptmann Weber und Tschamarin auf einem Hofe an der Schwetzinger Straße. Diesen Nachmittag ging ich mit letzterem und der Compagnie an den Rhein, da die Sol-

---

[1]) Schillers Parodie „Shakespeares Schatten" nachgebildet, Distichon 18:
„Das — — — — Schicksal,
Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt?"

baten sich badeten; ich nahm aber sogleich meinen Rückweg über den Damm, als ich Perglas auf jener Stelle antraf.

---

Auch zwei Briefe habe ich heute geschrieben, einen ganz kurzen an Xylander, um seinen Aufenthalt zu erfahren, und einen scherzhaften an Adalbert Liebeskind, wo ich ihn über einige Derbheiten seines Charakters aufzog. Ich würde auch Nathan geantwortet haben; allein ich weiß nicht, wo er nun sein mag. Nach der heutigen Zeitung ist Kaiser Alexander bereits in seinem Hauptquartier in Heidelberg, und dorthin, hoff' ich, wird nun auch Nathan bald mit seinem Generale kommen. Wir wären uns dann plötzlich so nah, wir würden uns sehen, welche glückliche Stunde! Heute abend beschäftigte ich mich, einen Blumenkranz zu flechten, und weihte ihn der Göttin der Freundschaft, daß sie meine mäßigen Wünsche erhöre. In dieser poetischen Beschäftigung überraschte mich Tautphöus, der mich besuchte. Er wird vielleicht zur 9. Compagnie versetzt werden, da diese ihren Oberlieutenant Müllern verloren hat, indem dieser gezwungen wurde, seine Entlassung zu fordern, weil er, wie ich hörte, im Rausche von ein paar Unteroffizieren beschimpft und geschlagen wurde. Es ist ein Alltagsmensch.

---

Die Neuigkeit des Tages ist jetzt, daß sich Fürst Alexander Berthier, die rechte Erhand Bonapartes, bei der Ankunft russischer Truppen zu Bamberg aus einem Schloßfenster gestürzt habe [1]).

engl. Am 9. Juni 1815. Neckarau.

Wenn ich vor einigen Tagen sagte, daß Nathans Brief in meinem Herzen das Andenken an Fritz geschwächt hätte, so wollte ich durch dies nicht anzeigen, daß ich nicht mehr an seine liebenswürdige Person dächte, und daß ich fähig wäre, ihn ganz zu vergessen. Nein — ich wäre gezwungen, zu lügen, wenn ich so sagen wollte. Der Brief meines edlen und genialen Freundes hat nur meinen Wünschen jene leidenschaftliche Farbe genommen, die ihnen eine zu glühende und zu der Freundschaft kaum taugliche Wärme gab:

> But still I feel this much belov'd desire,
> And still my prayers to the heavens I send,
> And still I see, my senses still admire
> The dearest image of my comely friend.

---

[1]) Geschah so am 1. Juni 1815.

He stands before me with a hero's air,
Like a young God upon a silver cloud;
I am rejoie'd, that he's so good, so fair,
But I am mournful, that he's cold and proud.

And shall I never more his brother be,
By friendship's right, tho' not his brother born,
Then peace adieu! adieu felicity,
For in my heart remains a secret thorn.

But shall I never more thy friendship get,
And shall our wishes never be allied;
Yet I would be unable to forget
What I have suffer'd by thy lasting pride.

But tho' thou wouldst have quite destroy'd my dream,
That was so lovely, was so fair and gay,
Ne'er shouldst thou miss my love and my esteem,
What I gave once, I can't snatch away.

Thy dearest name still oft' pronounce I will,
That's to my lips as known as to my heart,
My fancy forms thee with a painter's skill,
As young, as blooming, as you truly art.

O didst thou know the wishes of my mind,
And how for thy dear friendship I do long,
Thou wert less proud, I know, thou wert more kind,
And thou wouldst answer to this feeble song.

---

Nach diesen Versen zu urteilen, ist meine Neigung noch nicht erloschen, aber sie wird milder und folgt mir nicht mehr überall.

Am 10. Juni 1815. Neckarau.

Gestern hatten wir das erste Gewitter und nach langer Zeit den ersten erquickenden Regen, der die Natur mit neuer Labe tränkte. In der Nacht folgte noch ein fürchterlicheres Donnerwetter mit Sturm und Wolkenbruch. Der Hagel und Regen schlug mit gewaltigem Brausen an die Fenster, und das Wasser durchdrang sogar meine Zimmerdecke.

Der heutige frische Morgen lockte mich ins Freie. Ich ging hinüber nach Feidenheim an dem Neckar, eine Stunde von hier. Die Gegend ist dort öd und leer. In den Ort selbst kam ich nicht, da es überm Fluß liegt, obgleich eine Schwadron Kürassiere mit drei Offizieren dort einquartiert sind. Vielleicht ist er unter den dreien.

Nunmehr, wie ich vorgestern versprochen habe, zu den Schwetzinger Anlagen[1]). Wir Deutsche sind, besonders in der Gartenkunst, gleich mit dem Worte „geschmacklos" bei der Hand, und so muß ich auch gestehen, daß ich den Schwetzinger Garten trotz seiner Celebrität ziemlich geschmacklos finde. Er schwankt zwischen dem französischen und englischen Geschmacke und trägt das Schlechtere von beiden zur Schau. Man trifft sehr schöne, steife Alleen, statt jener lieblichen, verworrenen Schlangengewinde, denen man sich so gern überläßt. Freilich in einem Lande, wie die Pfalz, könnte man einwenden, wo schon die Natur tausend unregelmäßige Schönheiten darbietet, könnte man sich eher einen künstlichen, regelmäßigen französischen Geschmack gefallen lassen; aber mir gilt nun diese Einwendung sehr wenig. Uebrigens trifft man herrliche Laubgänge, in denen sich's ganz lieblich ergeht und deren Dunkelheit einen angenehmen Eindruck macht. Im ganzen Garten sind eine Menge Bildsäulen, Monumente u. dergl. verstreut, auch trifft man am Eingange der Alleen gewöhnlich Hirsche, Löwen, Sphinxe u. s. w. Das erste, was uns (mein Bedienter war mit mir) in die Augen fiel, war eine Reihe von Fontänen in der Nähe des Schlosses, woran es überhaupt nicht fehlt. In der Mitte der größten derselben saß Arion mit der Leyer auf einem Delphine; der schönste Gedanke für einen Springbrunnen. Hierauf kamen wir in einen Minerventempel. Nicht weit davon lag eine Moschee in toleranter Nachbarschaft. Man schloß sie uns auf und erklärte uns, wie sie ganz nach Art der wirklichen türkischen Kirchen gebaut sei. Die Gebäude, die damit verbunden sind, haben einen ziemlich großen Umfang. Innen lasen wir mehrere schöne Inschriften, wie zum Beispiel: „Der Thor hat das Herz auf der Zunge und der Weise die Zunge am Herzen", oder: „Sammle Gold, so viel du brauchst, und Weisheit, so viel du kannst" 2c. Es wäre allerdings Nutzen genug, wenn sich alle Neugierigen, die die Moschee besuchten, dergleichen Sprüche zu Herzen nähmen. An das Hauptgebäude reihen sich zwei hohe Türme zu beiden Seiten, deren einen wir erstiegen. Diese Türme sind nicht dicker, als starke Eichen; man kann sich daher die schmale Wendeltreppe vorstellen, die hinaufführt. Sie ist finster, aber sicher. Oben ist eine herrliche Aussicht nach Mannheim, Heidelberg, Speier 2c. Es versteht sich, daß man alles mit Namen bekleckst findet; ich setze den meinen nicht gerne in die Nachbarschaft der Gemeinheit. Von der Moschee wurden wir an

[1]) Sie sind in Nachahmung des Gartens von Versailles von Kurfürst Karl Theodor Mitte des 18. Jahrhunderts angelegt worden.



eine Ruine geführt, zu welcher übrigens, um einen gefälligen Kontrast zu machen, neumodische und von aller Baufälligkeit freie Stufen hinaufführten. Dies allein konnte meinen Bedienten überzeugen, daß diese Steine mit Vorsatz so untereinander geworfen seien; unter der Ruine war auch ein Begräbnis. Ich meinesteils würde lieber einen Garten um eine wirkliche Ruine bauen, als eine Ruine in einen Garten. Hierauf gelangten wir an einen großen, viereckigen Teich mit stehendem, überschlammtem Wasser, an welchem einige Flußgötter angebracht lagen. Es waren Neptun und Okeanus in homerischer Göttergröße, deren Urnen sich jedoch, statt gegen den Teich, gegen das Land kehrten. Von dort kamen wir an den sogenannten Apollotempel, der sehr hoch liegt, und zu dem eine Reihe von Staffeln führt. Wären nicht mehrere Leute da gewesen, gerne hätte ich dem freundlichen Gotte das Opfer einiger Blumen gebracht.

„Die Zither lag in seiner Linken,
Die Rechte hielt das Elfenbein“ [1]).

Vor der Rückseite des Tempels saßen zwei Nymphen oder Najaden mit einer Urne, aus der das Wasser strömte, wahrscheinlich das hippokrenische, und sich den Hügel hinunter aus einem Becken ins andere goß, welches einen angenehmen Anblick gewährte. Unten war eine frische, liebliche Quelle, auf deren Gestein, ich weiß nicht warum, ein bronzener Eber saß. Endlich gelangten wir an einen Pavillon, der sehr schön eingerichtet ist und mit echt sinesischer Tapetenmalerei verziert. Er dient den großherzoglichen Herrschaften zum Badeorte, wenn sie in Schwetzingen sind. In einem der Zimmer befand sich ein Einschreibbuch für die Fremden, und ob ich gleich vorhin gegen das Namenbeschmieren der Wände geeifert habe, so trug ich doch meinen werten Namen in jenes Buch ein, weil ich dies für eine löbliche Gewohnheit halte, und weil es mich selbst schon erfreut, wie es oft geschieht, an einem solchen Orte die Namenszüge eines Freundes zu finden. Vom Pavillon führte man uns an eine Fontäne, in deren Mitte ein steinerner Raubvogel saß. Rings auf einem hohen Geländer waren andere Vögel sitzend, welche vermittels Röhren dazu gebracht werden konnten, alle auf jenen Raubvogel ihre Flut herab zu speien. Er ertrug es aber ganz geduldig, wie ungefähr ein verdienstvoller Schriftsteller das flutende Gesprudel seiner unwürdigen Rezensenten.

---

[1]) A. W. Schlegels „Gedichte“, I, S. 98 „Arion“:
„Die Zither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.“

Doch damit hat es jetzt in Deutschland keine Not; denn das schriftstellerische Talent ist so selten geworden, daß selbst Halb- und Scheinverdienst, und sogar der Unwert von den Rezensenten gepriesen und erhoben wird.

Zu Seiten der Fontäne waren noch zwei Nischen angebracht, welche mit Achat und anderen schimmernden Steinen verziert waren und vielleicht Grotten vorstellen sollten; rings herum sah man lauter große Vogelkäfige, zu denen nichts als die Vögel fehlten. Vom Bassin aus verlor sich die Aussicht in einen Bogengang, welcher mit einer Wand endigte, auf die eine Landschaft in verkleinertem Maß gemalt war, um eine perspektivische Ferne vorzustellen. Ich enthalte mich aller Anmerkungen über diesen bewundernswürdigen Kunstgriff. Von hier aus gelangten wir an den sogenannten botanischen Tempel, der die Bildsäule der Flora und die Bildnisse des Theophrast, Plinius, Linné enthält. Unweit davon stießen wir auf eine andere Ruine, welche man die römische nannte. Sie hatte größeren Umfang, als die vorige; allein man empfindet nun einmal gar nichts beim Anblick eines solchen Machwerks, während die wirklichen Rudera einer alten Burg oder Kirche tausend Betrachtungen aufregen. Nun hatten wir endlich unseren Cyklus beendet; nur zeigte man uns noch eine mediceische Venus, in einer Fontäne stehend, und einen Pan, der mit seiner Pfeife auf einem triefenden Felsen sitzt. Wir erkauften jedoch alle diese Kunst- und Wunderwerke mit unserer baren, klingenden Münze, und ich wollte keinem raten, ohne Börse den Schwetzinger Garten zu besuchen, der zum wenigsten — seine Leute nährt.

Am 11. Juni 1815. Neckarau.

Endlich entlöst sich der große Knäuel, endlich kommt der Tag der Rache gegen den Tyrannen Europas, gegen den Unterdrücker der deutschen Nation. Endlich soll sich auch mein friedliches Wirken in die glorreichen Thaten eines Krieges verweben, der ohne Beispiel ist in der Weltgeschichte, Europas Völker gegen einen Mann! — Uebermorgen gehen wir über. den Rhein. Schon gestern wurden wir auf diesen Abmarsch vorbereitet. Der Hauptmann, Tschamarin und ich waren nämlich gestern abend in dem sogenannten „Grünen Walde“, einem Garten bei Mannheim, und trafen da mehrere Offiziere an, die uns hierüber Nachricht gaben. Der Kronprinz soll gesagt haben, daß wir binnen acht Tagen schon eine Schlacht könnten geliefert haben; doch dies scheint unwahrscheinlich, da so nahe keine feindlichen Truppen sind; doch ist es nicht unmöglich. Die Kürassiere und Ulanen sollen heute schon über das Wasser sein.

Meine Beschäftigung in diesen letzten Tagen machte Wielands „Agathon“ [1] aus, ein herrliches Buch, worüber aber schon so viel gesagt und geschrieben wurde, daß ich mein Urteil bescheidentlich zurückhalte. — Heute beantwortete ich noch zwei von meiner Mutter erhaltene Briefe und schrieb auch an Massenbach. Es wird mir jetzt nicht mehr möglich sein, mich so viel und oft mit diesen Blättern zu beschäftigen; doch hoffe ich, daß ich zuweilen Zeit und Ort finden werde, einige Seiten mit meinen Gedanken und Begegnissen anzufüllen, deren Lesung mir noch einst in späten Tagen Freude machen wird, wenn anders ich selbst und diese Blätter im gegenwärtigen Sturme erhalten werden. Denn obgleich sie sich weder durch ihren Stil, noch durch ihre Wichtigkeit auszeichnen, so wünschte ich doch nicht, daß sie mir verloren gingen.

Am 12. Juni 1815. Neckarau.

Anmerkung am Rande: Von hier aus bis zum 28. Juli war dies Buch beständig in englischer Sprache geschrieben, mit unbedeutenden Unterbrechungen.

Schönbrunn macht mich zu seinem Vertrauten, oder vielmehr zu einem seiner Vertrauten in seinen Liebes- und Streithändeln. Zu Seckenheim, eine Stunde von hier, am Neckar, wo er war, ehe er hierher kam, machte er die Bekanntschaft der Tochter oder Nichte des reformierten Pfarrers. Er ist weder schön, noch hat er interessante Eigenschaften, aber da bekanntlich der Sohn der Venus blind ist, so verliebten sich Schönbrunn und Julie wechselseitig. So viel als ich aus beider Briefen sah, ist es gewiß, daß sie ihrerseits mit weit größerer Neigung an ihm hängt, als er an ihr. Es ist bekannt, daß Weiber treuer sind, als die Männer vom gewöhnlichen Schlage, denn es giebt sehr wenige Werthers unter uns. Ich bin gewiß, daß Schönbrunn die Geliebte bald genug vergessen wird, trotz all seinen Eiden. Nun — am Abende, als der große Sturm kam (von dem ich sprach), war Schönbrunn in Seckenheim auf Besuch und ward gezwungen, des Wetters wegen dort zu übernachten. Dies Ereignis gab dem Hauptmann Möckel Gelegenheit, einige scherzhafte Verse an Julien zu schreiben, worin er sagte, daß Schönbrunn immer solche Stürme wünschte, da sie ihm günstig wären, und worin er sie warnte, ihrem Liebhaber nicht alles aufs Wort zu glauben, indem er sich gar leicht in jedes hübsche Mädchen verliebte. (Und dies mag wahr sein.) Ich habe jene Verse nicht gelesen, aber ich glaube, daß sie ziemlich witzig sind, und bis hierher kann ich nicht finden, daß Möckel andere

[1] „Geschichte des Agathon“, 1766—67.

Schuld hätte, als einen Scherz, aber die beiden Liebenden nannten es fürchterliche Verleumdung und Bosheit. Dies war es aber nicht, denn Hauptmann Möckel hat die Verse, ehe er sie absandte, Schönbrunn'en vorgelesen, ein Zeichen, daß er ganz offen und scherzend zu Werke ging. Doch tritt hier der Umstand ein, daß er Schönbrunn versprochen haben soll, den Brief nicht wirklich abzusenden. Aber desungeachtet that er es. Dieser Falschheit halber nannte ihn der beleidigte Cicisbeo einen Schurken, und nun war jener gezwungen, den beleidigenden Cicisbeo herauszufordern, und er that es in einem Billet, welches zwar nicht ganz höflich war, aber, soviel ich fand, nichts als Wahrheit enthielt. Schönbrunn und sein Freund Perglas fanden nicht so. Da ersterer die Wahl der Waffen hatte, so riet ihm der leidenschaftliche, ehrsüchtige Perglas, Pistolen zu wählen, denn, sagte er, deine Ehre ist zu sehr angegriffen; als wenn angegriffene Ehre durch Pistolen wieder hergestellt werden könnte, und durch Pistolen mehr, als durch den Degen. Schönbrunn und Möckel müssen beide, und besonders jetzt, ihr Leben für die Verteidigung ihres Vaterlandes sparen, und welche Befriedigung würde der eine haben, wenn der andere fallen sollte? Ich sagte dies zu Schönbrunn und gab ihm den Rat, den Degen zu wählen. Das Duell wird nach einigen Tagen vor sich gehen. Im übrigen kann ich nicht tadeln, daß Hauptmann Möckel das Mädchen warnte, was die anderen als eine unsägliche Bosheit betrachteten; ich finde es lobenswert. Denn zu welchem Ende kann diese flüchtige Liebe führen, da er sie doch niemals heiraten kann und wird, noch den Willen dazu hat.

It is not, nor it cannot come to good [1]).

Schönbrunn wird in kurzer Zeit all diese Dinge einer anderen zusichern, die er Julien geschworen hat. Aber der Rat Perglasens ist ein neuer Beweis seines an den gemeinsten Vorurteilen hängenden Charakters. Es giebt, Gott sei Dank, noch eine edlere und bessere Ehre in dieser Welt, als diese falsche.

---

Diesen Nachmittag war ich mit Tschamarin beisammen. Obschon ich schon oft von ihm gesprochen habe, so sagte ich doch noch nichts von seinem Charakter und Grundsätzen. Doch nun glaube ich in der That, ihn wohl aufgefaßt zu haben. Sein Vater war ein Fleischer im südlichen Tirol, und deswegen war seine Erziehung sehr gemein und aber-

[1]) Shakespeare, „Hamlet", Akt 1, Scene 2.

gläubisch, oder vielmehr er erhielt ganz und gar keine Erziehung, höchstens ausgenommen einen elenden Unterricht in einer Religion voll Vorurteilen und Aberglauben. Nun wurde er Soldat, und ich glaube, er beharrt in diesem Stande seit bereits sechzehn oder zwanzig Jahren. Er sah die Welt, war in Italien, Frankreich, Rußland, und hat alle Eigenschaften eines solchen, welcher durch die halbe Welt gereist ist, ohne jedoch einen näheren und beobachtenden Anteil an den Dingen zu nehmen. Er verlor den Glauben an alles, was groß und schön ist, und meint, daß jeder alles, was er thut, aus Liebe zum Vorteil thäte. Er kennt keine der Vergnügungen und selbst glücklichen Irrtümer, mit denen die Einbildungskraft die Menschen beschenkt. Der Aberglaube seiner Jugend verließ ihn, aber er nahm auch die Religion mit sich fort, und ich glaube in der That, daß der Teil, der ihm davon blieb, ziemlich klein ist. Er vermischte die falschen Vorurteile mit der wahren Religion, und so geschieht es oft, daß Katholizismus in Atheismus ausartet. Die Kenntnisse, die er hat, sind Früchte seines eigenen Fleißes, und deshalb hält er sie für größer und bedeutender, als sie in Wirklichkeit sind. Was aber den Militärdienst und alles mit ihm Zusammenhängende betrifft, so muß man gestehen, daß er hierin sehr erfahren ist, sowie auch sehr eifrig und thätig, und daß er in jeder Hinsicht ein brauchbarer Offizier ist. Da er sich sehr lange als gemeiner Soldat herumzog, so kann man denken, daß es ihm nicht an einer ziemlichen Portion von materieller Rohheit fehle; doch kann er auch fein und höflich sein. Weil er von einem sehr gemeinen Stande ist, so hat er mehrere Vorurteile gegen den Adel und glaubt, daß die Söhne der Adeligen lauter schwächliche Geschöpfe wären, und daß die Kinder des gemeinen Volks mehr natürlichen Verstand hätten, weil sie stärker wären in Hinsicht ihrer körperlichen Konstitution. Deswegen sagt er, können die Kinder der Adeligen nur durch Erziehung erhalten, was die Gemeinen von der Natur erhalten. Diese Schlüsse sind in der That ganz falsch, aber sie sind anpassend dem ganzen Charakter Tschamarins.

Von Hauptmann Weber läßt sich weniger Lobenswürdiges sagen. Er ist ein geborener Mainzer, ohne alle Bildung und ohne Kenntnisse. Doch hat er manche Erfahrung, da er weit umher war, und viele Jahre in Spanien. Uebrigens ist er sehr roh und glaubt, daß es alle Menschen wären. Im Dienst ist er sehr ängstlich und versteht nicht das Geringste, und so geschieht es, daß Tschamarin sein beständiger Ratgeber ist. Er betrinkt sich oft und gern; doch hat er es darin so weit gebracht, daß ihm nur diejenigen die Trunkenheit anmerken, die ihn seit längerer Zeit kennen.

Am 13. Juni 1815. Neckarau.

Unsere Abreise, welche heute hätte stattfinden sollen, ist abermals verschoben worden, und ich weiß nicht, aus welcher Ursache. Der Aufenthalt in dieser Gegend dauert in der That zu lange; ich wünschte, daß der Krieg schnell beginnen möchte und bald enden.

Heute machte ich einen Spaziergang und setzte mich unter einen alten Weidenbaum, um nachzudenken über mein Schicksal. Ich fühlte, daß ich nicht glücklich sei, aber wie soll ich's werden? Die Gottheit gab mir genug, einen Menschen zu befriedigen, aber mein eigenes Herz ist mein Feind. Meine Fehler und unerfüllten Wünsche machen mich unglücklich und überlassen mich einer brütenden Melancholie. O mein teurer Fritz, du konntest all dies anders machen, aber es soll nicht so sein. Meine Gefühle sind dir nicht bekannt. Es ist wahr, ich habe einige Freunde; aber sie sind von mir entfernt und vielleicht haben sie mich schon vergessen, oder sie sind auf dem Punkte, es zu thun. O möchte doch bald ein günstiger Zufall enden diese traurige Lage und unleidliche Ruhe!

---

Das Duell, von dem ich gesprochen habe, ging wirklich vor sich; beide Parteien vergossen ihr Blut, doch Möckel soll noch nach Schönbrunn gehauen haben, nachdem er schon verwundet war. Der Hauptmann hat eine tiefe Verletzung am Arm, und sein Gegner in dem Schenkel, leichter und geringer, als die Wunde Möckels. Aber in der That, so ein Duell ist ein rohes Spiel.

Am 15. Juni 1815. Neckarau.

Ich machte diesen Morgen eine sehr unangenehme Bemerkung. Ich war nämlich im Quartiere Schönbrunns, um ihn zu besuchen, weil er noch zu Bette liegt, wegen seiner Verwundung. Sein Gespräch zeigte mir zu klar, daß er etwas gelesen hat im vorigen Hefte dieser Blätter.

Anmerkung am Rande: Dieses vorige Heft fing bei unserem Ausmarsche an. Was ich hier schreibe, war bereits in einem zweiten enthalten.

Er wollte es zwar nicht gestehen, doch sagte er mir einige Phrasen Wort vor Wort, wie ich zu wohl weiß, sie geschrieben zu haben. Endlich sagte er mir, daß er vor einigen Tagen, als ich eben aus war, in mein Zimmer gekommen sei und dort hätte er einige Verse gefunden, die er las, aber er wollte durchaus nicht bekennen, daß mein Tagebuch in seine Hände gefallen wäre. Doch ich weiß, daß er ein Lügner ist, und er sagte mir einen Umstand, welchen niemand weiß, als ich. Seine Unbescheidenheit

beleidigte mich in der That. Besonders erzählte er mir den Inhalt der ersten Seiten meines vorigen Buchs, und ich bin gewiß, daß er sie ganz gelesen hat. Leider enthalten sie etwas von B., und ich würde in der That zu beklagen sein, wenn er diese Zeilen gefunden und einigermaßen verstanden hätte. Er würde es nicht bei sich behalten, jedermann würde es erfahren. Deswegen schreibe ich nun immer englisch. Obgleich mein englischer Stil sehr schlecht ist, so ziehe ich ihn doch der Ehre vor, durch andere gelesen zu werden. Nichts könnte mich mehr verstimmt machen, als wenn meine Neigung zu B. laut würde. Die Eigenschaften meines Herzens gehören nur mir zu. Ich bin froh, daß ich seinen Namen nie anders, als mit dem ersten Buchstaben schrieb. Wer weiß, wann ich ihn wieder sehen werde, wann? wo? wie? Vielleicht nach einer Reihe von Monaten in Frankreich und verwundet. Aber ich danke Gott, daß ich nicht in München blieb. Dort war mein Leben mir eine Last, und es wäre unmöglich gewesen, noch längere Zeit so zu leben, wie ich dort gelebt habe. Es war notwendig, daß ein plötzliches Ereignis unterbrochen hat jene traurige Lage. Nun bin ich glücklicher. Die große Zahl neuer Gegenstände zerstreut meine Sorgen, und bald darf ich fechten für mein Vaterland, und einer meiner heißesten Wünsche wird erfüllt. Heute ist es gerade ein Vierteljahr, daß wir abreisten von München.

---

Gestern schrieb ich an Nathan eine Epistel [1], ganz in gereimten Versen, und sandte sie nach Heidelberg, weil ich glaube, daß sein General bereits dort angekommen ist. Aber es ist sehr möglich, daß mein Brief ihn nicht erreicht.

Diesen Nachmittag machte ich einen Spaziergang an den Ufern des Rheins, der an einigen Stellen, vom Regen geschwollen, äußerst breit ist.

Am 18. Juni 1815. Mannheim.

Ich bin nun in Mannheim; aber nicht in der besten Lage. Ich bin hier als ein Gefangener. Vorgestern war hier über der Neckarbrücke eine große Revue unseres Regiments. Da ich nun gelbe Sommerbeinkleider, statt blautuchener an hatte, wie es sich hätte gehört, so schickte mich der Oberst in Arrest. Das ist die ganze Geschichte, und es ward befohlen, daß ich acht Tage lang Arrestant bleiben sollte. Das ist der

---

[1] Mss. Mon. Nr. 6, zuerst gedruckt in „Gesammelte Werke" 1839. Vgl. R. I, 478.

Fluch des Militärstandes, daß Versehen hart gestraft werden, und moralische Fehler ganz und gar nicht. Was mir am meisten bei der Sache leid thut, ist, daß meine Compagnie nach Neckarhausen versetzt worden; ein schönes Dorf am Neckar, nur zwei Stunden von Heidelberg. Von dort aus hätte ich die schöne romantische Stadt und Nathan besuchen können; nun ist diese Hoffnung verschwunden. Uebrigens ward ich bereits vorgestern hier einquartiert, und wohne sehr gut und hübsch und bin sehr zufrieden. Das Haus gehört einem Glashändler, welcher Spiegel und dergleichen fabriziert, mit Namen Schmuckert. Er ist ein verständiger alter Mann und hat drei Söhne und zwei Töchter. Die jüngste derselben ist erst sieben, die ältere dreiundzwanzig Jahre alt, ein ziemlich hübsches Mädchen und so fleißig und häuslich. Ich frühstücke und esse mit ihr und der Kleinen. Gestern war ich den ganzen Nachmittag in ihrer Gesellschaft und noch eines anderen jungen Mädchens, ihrer Base, ein artiges und lustiges Frauenzimmer. Sie thaten alles, mich zu unterhalten; aber leider war ich nicht in guter Laune. Meine Gedanken waren nur gerichtet auf Nathan und B. Nanette, das ist der Name der Tochter des Kaufmanns, hat einen Liebhaber oder vielmehr Bräutigam unter den badischen Offizieren, mit Namen Weckner, der Lieutenant ist. Sie scheinen sich beide sehr zärtlich zu lieben, und er schreibt ihr zweimal die Woche. Sie wies mir einen seiner Briefe; aber ich konnte ihn kaum lesen wegen der Menge von orthographischen Fehlern, die aber leichtlich aufgehoben wurden durch den edlen Charakter, der aus den Briefen sprach. Sie zeigte mir auch sein Bild; er hat rote Haare, aber eine interessante Physiognomie. Die Mutter Nanettens ist eine alte, gute, verständige Bürgersfrau, das Muster einer deutschen Hausmutter.

Heute machte ich noch die Bekanntschaft zweier junger Mädchen, die auf Besuch kamen, und mit denen wir zusammen einige Gesellschaftsspiele machten. Die eine war ziemlich häßlich und medisant, die andere noch häßlicher und desto mehr kokett. Wie sehr stach Nanette von ihnen ab; sie ist so gut, so sanft, so ganz ohne Ziererei; sie liebt so aufrichtig ihren fernen Liebhaber und hat kein Verlangen, auch auf andere Männer irgend einen Eindruck zu machen. Solche Mädchen sind sehr selten. In ihrem Wesen findet man das ganze künftige Glück ihrer Männer abgedrückt. Auch die Base war recht liebenswürdig und gut geartet.

---

Die Bücher, welche ich diese Tage hier gelesen habe, sind: „Die Geschichte des Bombardement von Mannheim Anno 1795“, „Candide“

von Voltaire[1]) und „Scherz- und ernsthafte Miscellen“ von Weißer[2]), ein ziemlich hübsches Buch; aber Weißer, welcher Jean Paul nachahmen will, hat weder seinen Witz und Verstand noch seine Vielseitigkeit. Den „Candide“ braucht man bloß gelesen zu haben, um zu wissen, daß er aus Voltairescher Feder floß. Es ist die beißendste Satire auf die Glückseligkeit der Erde. Der Stil ist leicht und angenehm, aber oft unrein und lascif. Was mir besonders gefallen hat, war die Zusammenkunft der sechs Könige im Gasthofe zu Venedig[3]). — Ueber beide Bücher würde ich mehr sagen; aber ich bin jetzt mit anderen Dingen beschäftigt; denn soeben höre ich, daß wir morgen über den Rhein gehen werden. Diesen Nachmittag passierten das 8., 10. und 13. Regiment den Strom, und auch einige Jägerbataillone und Artillerie; doch wenig von der Witterung begünstigt, denn es hagelte und regnete fürchterlich. Auch mein Stiefbruder vom 10. Regimente war dabei; doch konnte ich ihn nicht sehen, da ich nicht ausgehen durfte. Noch weiß ich nicht, wie es mit meinem Arreste wird gehalten werden, der noch keine acht Tage dauert.

Diesen Abend werde ich noch an meine Mutter schreiben, von der ich zwei Briefe zusammen erhalten habe. Ich bin froh, endlich meiner Bestimmung näher zu kommen; doch thut es mir leid, Nathan und Heidelberg nicht mehr gesehen zu haben. Von Neckarau schied ich sehr plötzlich, und mir nicht einbildend, daß ich nicht mehr dahin zurückkommen sollte. O ich bin so zerstreut, so voll von Gedanken und schreibe ordnungslos. Ich möchte so viel sagen, und sage beinahe nichts. Meine größten Sorgen sind für Friedrich B. Wann soll ich ihn wieder sehen? Neun lange Wochen sind nun verstrichen. Soll er verwundet werden, wie der Prinz von W., den ich so hoch schätzte, und sterben? Ein Gott möge ihn behüten, und ein Engel sei sein Begleiter. O ich weiß, er ist noch stets so liebenswürdig, so edel, so anziehend. Mein Herz trägt noch immer das Bild seiner Züge und seines gelben Haars. Gewiß ist er so gut und gütig als er hübsch und schön ist. Wie verlang' ich nach seiner Freundschaft! Welch ein Segen muß sie sein!

Am 19. Juni 1815. Deidesheim.

Wir sind hier in einem Dorfe, fünf Stunden entfernt vom Rhein. Diesen Morgen um neun gingen wir über die große Brücke, die auf

[1]) „Candide ou l'optimisme traduit de l'allemand de Mr le Dr. Ralph.“ 1759.

[2]) Friedr. Christoph Weißer (1761—1834). Die Miscellen erschienen Leipzig 1808 W. war ein Freund Haugs, den er in gesuchter Manier noch überbot.

[3]) l. c. chap. XXVI. p. 245 sq.

vierzig Schiffen ruht. Ich frühstückte vorher noch mit Nanette, und nahm Abschied von dieser würdigen und angenehmen Familie. Ich versprach, sie zu besuchen, sollte ich wieder in diese Gegenden kommen. Ich ward meines Arrestes entlassen und meldete mich deshalb noch beim Obersten, der mir einige unfreundliche Worte mit auf den Weg gab. Ehe wir das schöne Mannheim verließen, defilierten wir vor dem Kronprinzen und Marschall vorbei. Auch sah ich noch Herrn Fladt, sehr unerwartet, und gab ihm viele Empfehlungen an seine Schwester und seinen Schwager, Herrn von Harnier, auf; doch vergaß ich ihm zu sagen, daß ich an diesen letzteren geschrieben hätte. Auch mein Freund Schnizlein passierte gestern den Rhein und ließ mich grüßen durch Orff. Unser heutiger Marsch wurde durch eine sehr heiße Witterung beschwerlich. Er führte uns durch Oggersheim und viele Dörfer, nicht so schön gebaut, wie jene Ortschaften auf der rechten Seite. Oggersheim ist ganz mit einer Allee umgeben. Deidesheim liegt sehr annehmlich am Fuß der Hügel. Es ist hier das wahre Land der Früchte und des Weins. Man sieht nichts als Winzer. Wäre das Land nicht so gut, so würde es die seit zwei Jahren ununterbrochene Einquartierung nicht tragen können. Nur bei reichen Leuten kann es begriffen werden, daß sie noch etwas übrig haben. Der kleine Ort ist ganz angepfropft mit Soldaten, unser ganzes Regiment ist hier, und noch Artillerie überdies. Mein Hauswirt hat allein 5 Offiziere und 36 Mann. Die fünf Offiziere sind die von unserer Compagnie, ausgenommen Schneider und ein gewisser Artillerieleutenant. Tschamarin hat uns jedoch verlassen, da er zum Transport der Bagage kommandiert worden.

Das hiesige Volk scheint nicht mehr so ganz ein deutsches zu sein, auch erging es ihnen unter französischer Herrschaft besser, als in dieser letzten sturmvollen Zeit. Doch sprechen sie reiner Deutsch, als zu Mannheim. Wir sind hier sechs Stunden von der feindlichen Grenze. Dann wird der Kampf beginnen.

Am 20. Juni 1815. Frankenstein.

Diesen Morgen verließen wir unsere gestrige Station und schlugen den Weg ein gegen Kaiserslautern. Wir sahen sehr angenehme Aussichten. Das ganze Land von Deidesheim ist ein beständiger Weingarten. Wir kamen durch das rebenumgebene Wachenheim, kleine, hübschgelegene Stadt. Nicht weit davon liegt Türkheim, eine ziemliche Stadt mit den angenehmsten Umgebungen von der Welt. Die Lage der Vorstadt ist sehr romantisch. Wir gewahrten auch eine alte Ruine am Berge, zu dessen Fuß ein kleines Wasser floß. Dort beginnt die Bergkette und man findet viele alte Burgen auf den Höhen. Hier wohn' ich mit fünf

oder sechs anderen Offizieren in einem Wirtshause. Unter ihnen ist auch Perglas, aber ich spreche nicht mit ihm und finde mehr und mehr, daß er ein gewöhnlicher Mensch ist. Ich glaube, er meint, ich wäre kein ganzer Soldat, weil ich öfters schreibe und Verse mache, als wenn Schreiben in Mußestunden ein Verbrechen gegen unseren Stand wäre, und als wenn ein Soldat gezwungen wäre, roh zu sein und ohne alle Bildung. In der That, ich höre ihn tagtäglich teilnehmen an den allergemeinsten Gesprächen.

Das Dorf Frankenstein liegt zwischen Bergen. Unter den Bewohnern dieser Gegend scheint nicht der beste Geist zu herrschen, doch hörte ich in Mannheim, daß zu Mainz und Zweibrücken der Geist deutscher sei. Von den hiesigen Leuten haben viele ihre Wohnungen verlassen, wegen der starken Einquartierung. Auf einem nahen Felsen liegt ein altes, durch die Zeit halb zerstörtes Schloß, das ich erstieg und ganz durchkletterte. Die Aussicht geht in das schönste Thal, und ist sehr angenehm. Ich war am höchsten Gipfel. Ich dachte der Jahre, die nicht mehr sind. Wo wir hier diese hohlen Bogen sehen, da war das Fenster, von welchem die schönen Fräulein ihren herrlichen Rittern und Buhlen winkten. In diesem Turm saß ein Gefangener und rührte den unten vorbeigehenden Wanderer durch den Ton seiner Harfe, der Freundin der Einsamkeit. In diesem Hofe übten die Knaben ihre Rosse. Aber ich sage, was Matthisson und Goethe vor mir und viel schöner gesagt haben; aber derselbe Platz erweckt dieselbe Betrachtung, und wer dächte nicht beim Anblick dieser alten Mauern an die fortia facta patrum. Frankenstein erinnerte mich an die Burg Falkenstein in Tirol, und zugleich an einen teueren Namen, der Aehnlichkeit damit hat.

Ich werde nun so bald nichts mehr aufzeichnen; denn ich habe gehört, daß wir bereits morgen in Biwak liegen werden. Deswegen schrieb ich heute noch an meine Mutter, da meine Briefe nun nicht mehr häufig sein werden. Ich klagte ihr auch meine traurige Lage, und daß ich ganz allein sei, ohne Freund. Ach, es ist nur allzu wahr; kein Geliebter ist um mich. Du bist ferne, mein blonder Freund, kennst mich nicht, verachtest mich vielleicht!

Am 22. Juni 1815. Habstuhl bei Landstuhl.

Wir sind noch nicht in Biwak, wie wir glaubten. Der Marsch von gestern war unendlich ermüdend und unangenehm. Wir verließen Frankenstein unter beständigem Regen. Die Landstraßen waren entweder von Wasser überschwemmt, oder so kotig als möglich durch die vielen Wägen. Der Regen rauschte durch die Laubwälder auf den Bergen.

Endlich verließen wir das Hüglichte, doch war der Weg nur desto langwieriger. Wir begegneten das Regiment Kronprinz. Um zwölf Uhr kamen wir zu Kaiserslautern an und dort begegneten wir dem Kronprinzen selbst und dem Marschall. Wir glaubten in der Stadt bleiben zu dürfen, welche groß genug ist; auch waren schon Quartiere für uns gemacht; allein unsere Compagnie erhielt Ordre, sich nach Trippstadt zu begeben, noch drei Stunden von Lautern. Der Weg war sehr bergig, und wir hatten vier Stunden nötig, bis wir den Ort erreichten. Es ist ein schlechtes Dorf mit einem leeren, ausgeraubten Schlosse. Wir fanden eine Compagnie vom 13. Regiment, die auf Pikett stand, und die wir ablösen mußten. Der Hauptmann davon war ein sehr artiger Mann. Aber kaum war diese Ablösung geschehen, kaum glaubten wir uns etwas ausruhen zu können, als wir Befehl von Kaiserslautern erhielten, wieder dahin zurückzukehren. Der blinde Lärm nämlich, der die Ausstellung dieses Piketts veranlaßte, war widerlegt worden. Wir erreichten die Stadt erst um acht Uhr abends unter stetem Regen und unendlich müde durch den langen Marsch und die schlechten Wege. Zu Kaiserslautern wohnten wir zusammen mit noch vielen Offizieren und Aerzten. Ich hätte wirklich eines Doktors bedurft; denn ich war sehr unpaß. Wir schliefen in einem großen Saale auf rings gelegtem Stroh. Wir mußten sehr frühe wieder aufstehen und uns in die noch ganz nassen Kleider werfen, denn wir marschierten bereits um vier Uhr wieder ab. Wir nahmen unseren Weg über die große Landstraße, die Bonaparte von Mainz nach Paris bauen ließ. Auf dem Wege sah ich die ersten Kosaken. Auch begegneten wir einem Postsekretär zu Wagen, und dieser gab mir zu meinem großen Vergnügen einen Brief von Xylander aus Würzburg, vom Dritten dieses. Er klagt über mein Stillschweigen, sagte mir, daß er noch Hoffnungen habe, ins Feld zu kommen, obschon er bis jetzt bestimmt sei in Würzburg zu bleiben. Zugleich hörten wir unterwegs die höchst erfreuliche Nachricht, daß in Flandern Bonaparte eine große Schlacht soll verloren haben, wobei er seine ganze Bagage und dreihundert Kanonen einbüßte. Welch eine glorreiche Begebenheit! Welche Ermunterung für uns. Geh hin und thue desgleichen [1].

---

Wir und noch zwei andere Compagnien sind hier in einem Dorfe an der Landstraße, in der Gegend von Homburg. Diese Orte im Zweibrückischen gleichen nicht jenen stadtgleichen Ortschaften bei Mannheim

[1]) Evang. Luc. X, 37.

und am Rhein. Das Volk ist hier arm; sie haben keine Weinberge mehr, nur Kartoffelfelder; doch sind die Gegenden nicht häßlich; auch trifft man alte Schlösser.

Am 24. Juni 1815. Zweibrücken.

In einem angenehmen Thale, zwei Stunden von Homburg, liegt Zweibrücken, das Vaterland unseres Königs. Die Stadt ist nicht schön, mehr aber die Vorstadt; die Straßen sind gleichwohl ziemlich breit. Man bemerkt bei jedem Schritte, wie sehr dieser Ort heruntergekommen. Das Schloß wurde zerstört 1792 durch die Franzosen. Es stehen nur noch die kahlen Mauern und hohlen Fenster. Vor diesem Schlosse in einer Allee mußten wir heute nacht zwei Stunden wachen, wobei abgewechselt wurde. Es war von eins bis drei. Die Stadt und die Vorstadt sind durch ein Flüßchen geteilt, über das zwei Brücken führen. Ehe wir hierher kamen, passierten wir Homburg, eine ganz kleine und häßliche Stadt, doch hübsch gelegen am Fuß eines Hügels. Es regnete beständig; ich hatte die Arrieregarde und war fast immer gezwungen zu laufen.

Frauenberg bei Saargemünd.

Diesen Morgen ward ich durch unseren Abmarsch von Zweibrücken (wo wir nämlich schon gestern mittag ankamen) im Schreiben unterbrochen. Nun will ich fortfahren. Ich wohnte sehr hübsch in Zweibrücken mit Hauptmann Weber und Schneider. Der Herr des Hauses war ein stiller, fleißiger Geschäftsmann, seine Frau ein hübsches und artiges Weib. Ich glaubte zu bemerken, daß er ein Franzose in seinem Sinne sei. Deswegen, als Schneider bei Tische äußerte, daß wir in den Krieg zögen, um zu avancieren, und mich fragte, warum wir denn anders ins Feld gingen, antwortete ich mit vielem Feuer und sprach von der Tyrannei Bonapartes, von unserer Freiheit, vom allgemeinen Frieden u. s. w. Ich wollte weder Schneider bekehren, noch meinen Wirt; nur wollte ich diesem letzteren einige Wahrheiten sagen, die herrschen sollten in jeder deutschen Brust. Er mischte sich ganz und gar nicht in unser Gespräch, und weil er ganz stillschweigend blieb, so ward ich noch mehr in meiner Meinung bestärkt. Ich hielt ihn für einen klugen, ehrenwerten Mann; aber für keinen Deutschen. Dessen ungeachtet, wenn er ein Freund Bonapartes gewesen wäre, so würde ihm mein Gespräch und überhaupt meine ganze Person mißfallen haben; doch obschon er während des Nachtessens ganz kalt gegen mich war, so gab er mir doch ein Zeichen seiner Aufmerksamkeit, das mich in der That sehr erfreute. Ich entlehnte nämlich von ihm einen Almanach von Cotta, enthaltend die „Phèdre“ von

Racine mit der Schillerschen Uebersetzung[1]. Des Abends gab ich ihn wieder zurück. Aber als ich heute morgen Abschied nahm, machte er mir ein Geschenk mit diesem Almanach, sagend, daß er mir keine Unbequemlichkeit machen könnte, da er so schmal und portativ sei. Ich nahm sein Geschenk dankend an, weil ich sah, daß es nicht Höflichkeit war, welche ihn dies Anerbieten machen ließ. Ich war froh, diesem Manne gefallen zu haben, und bedauerte nur seinen Namen und Charakter nicht zu wissen. Oben erwähntes Buch ist sehr interessant, vereinend die deutsche und gallische Muse zur schönen Blume. Schillers Uebersetzung ist vorzuziehen den Uebertragungen des „Mahomet“ und „Tankred“ von Goethe. Es ist wahr, daß nicht alles so schön übersetzt worden, als es im Original ist, zum Beispiel die bekannten und gepriesenen Worte des Hyppolit zur Aricia:

Contre vous, contre moi vainement je m'éprouve,
Présente je vous fuis, absente je vous trouve[2].

Welch ein edles, wahres Bild geheimer und bekämpfter Liebe.

---

Unser Abmarsch von Zweibrücken war ziemlich feierlich; wir sollten nun betreten den feindlichen Boden, und gegenwärtig stehen wir bereits darauf. Diesen Morgen kamen wir durch viele Dörfer, wo ich unter anderen eine sonderbare Art Glocken bemerkte, die einer Guillotine glichen und an zwei errichteten Balken hängen, mitten auf der Straße. Bliescastel ist ein sehr hübsch gebautes Städtchen mit einer schönen Kirche in einer herrlichen Gegend zwischen Hügeln. Das Flüßchen Blies teilt auf dieser Seite Frankreich von Deutschland. Frauenberg liegt über der Blies in einer hübschen Gegend, mit den Ruinen eines Schlosses am Berg. Auch auf der deutschen Seite liegt ein Dorf. Sehr viele bayrische Truppen passierten heute das Wasser. So war ich auch so glücklich, meinen Bruder zu sehen; doch konnten wir nur einige Worte zusammen sprechen, da er hinweg mußte; sein Regiment biwakiert beständig.

Ein großer Teil der hiesigen Einwohner haben ihre Häuser verlassen und sind auf die Berge geflohen; es giebt sehr viele Juden hier. Man spricht ein sehr schlechtes Deutsch hier und spricht besonders keine Diphthongen aus; sie sagen Hus, Win ꝛc. Aber obschon sie noch unsere

[1] J. G. Cotta, Tübingen, „Taschenbuch auf das Jahr 1805“ (der französische Text beigedruckt).

[2] Act II, sc. 2.

Sprache reden, so sind sie doch schon ganz Franzosen in ihrer Gesinnung und selbst in ihren Manieren. So zum Beispiel ist der Herd fast der Erde gleich, sie gaben uns keine Messer bei Tische, haben kein Zinn, sondern Fayence, trinken den Kaffee nicht aus Tassen, sondern Näpfen u. s. w. Ein Bauer wurde arretiert, weil man ein Gewehr und andere Waffen in seiner Stube fand. Dieser Ort liegt im Saardepartement. Die Grenze des ehemaligen Departements Monttonerre war zu Bliescastel.

Am 25. Juni 1815. Saargemünd (Sarguemines).

Wir machten heute nur zwei Stunden von Frauenberg, kamen aber durch ein Dorf, wo wir lange warten mußten und französische Gefangene begegneten; unter ihnen sieben Offiziere. Ueber die Saar gehen hier zwei Brücken, wovon die eine halb zerstört ist. Diese Stadt ist die erste, in die wir einzogen, auf französischem Boden. Während unseres Marsches regnete es unaufhörlich. — Wir hörten hier die merkwürdigste und größte Nachricht von allen, nämlich, daß Bonaparte abermals davongelaufen ist, und niemand weiß, wohin. Nun verlangt die Nation einen Waffenstillstand. Diese höchst feige Flucht krönt alle seine verabscheuten schlechten Thaten. Er überläßt seine einzige Freundin, die Armee, seinen Feinden. Er ist zu wenig Held, um am Feld der Ehre zu sterben. Dies ist nun das dritte Mal, daß er schimpflich seine Truppen verläßt,

„Für sich nur das Bessere wählend.“ [22]

Wann werden die Franzosen klüger werden? O höchst elend Volk, das stirbt für einen fremden Tyrannen! Es steht nun nicht mehr zu erwarten, daß der Krieg von Dauer sein sollte. Bonapartes Stern sank für immer; und auf der Bahre liegt sein Glück.

---

Saargemünd ist eine kleine, wohlgebaute Stadt. Wir sind sehr viele Offiziere in einem Quartiere, nämlich in einem großen Judenhause, wo es an nichts fehlt, als an Reinlichkeit. Nachmittags machten wir ein Kartenspiel zusammen. Abends würfelten sie mit vielem Eifer. Es war auch ein gewisser Oberlieutenant Wut aus Ansbach vom 13. Regimente da; aber ich habe keine Ehre davon, daß er mein Landsmann ist. Er schimpfte auf die Preußen und spielte sehr leidenschaftlich. Perglas macht sich durch seinen Spartanismus lächerlich. So sagte er heute, er wünschte, daß es morgen wieder regne, nur um zu zeigen, daß er sich nichts aus dem Wetter mache. Dies wünscht niemand außer ihm.

Am 26. Juni 1815. Bisdorf (Bistrouve).

Heute machten wir einen ziemlich großen Marsch, hierher in ein kleines und armes Dorf von Lothringen. Das Volk spricht hier noch deutsch, und nicht ganz unangenehm; doch nichts weniger, als korrekt. Sie sind schon ganz Franzosen in ihren Manieren; sie haben keinen Herd mehr, sondern kochen am Kamin. Die Schlöte sind sehr weit, und man sieht leicht bis zum Himmel. Es ist jedoch angenehm, so rund um das Feuer zu sitzen und den Rauch aufsteigen zu sehen. In diesem Hause wohnen die Offiziere meiner Compagnie, ausgenommen Tautphöus; auch wohnen Karl Cella und Perglas hier. Er fragte die guten und gefälligen Leute, ob die Schurken, die Franzosen, noch nicht in dieser Gegend gewesen wären. Es war nicht fein, auf solche Art zu beleidigen. Sein Wunsch in Hinsicht des Regens ist übrigens reichlich erfüllt worden; es war regnerisch und kotig genug; doch ist Regen fast besser als Hitze. Wir kamen durch einen majestätischen Eichwald, obschon übrigens die Gegend nicht sehr reizend ist. Hier sind wir neun Stunden von Metz und zwölf gute von Nancy. Ich muß mich beklagen über meinen Mangel an poetischen Augenblicken. Weder die großen Begebenheiten in Italien, noch der Rheinübergang, noch die glorreiche Affaire in den Niederlanden, wo die Preußen aufs neue die Freiheit der Völker retteten, noch unser Uebertritt ins feindliche Gebiet haben mir einige Verse entlockt. Poesie ist ein närrisch Ding, sie liegt nicht in der Macht des Poeten. — Heute las ich zwei Proklamationen unseres Feldmarschalls, eine an uns, die andere an die Franzosen. Sie sind wahr und schön. Wir wollen fechten, sagt er am Ende der ersten, für unseren König und unser Vaterland, für Deutschland!

Heute erhielt ich auch zwei Briefe und las sie mit viel Vergnügen. Der eine war von meiner teuern Mutter, worin sie mir auch ein kleines englisches Gedicht beilegt, von dem großen Nelson an die berühmte Lady Hamilton geschrieben. Der andere Brief war von Massenbach, und Yrsch und Dörnberg schrieben gleichfalls in demselben einige Zeilen. Massenbach und Dörnberg erwiderten meine Grüße herzlich, Yrsch mit seiner gewöhnlichen leichtfertigen Seichtheit.

Am 28. Juni 1815. Nancy.

Ich habe so viel zu erzählen, daß ich nicht wohl weiß, wo ich den Anfang machen soll. Am besten ist es, wenn ich in meiner Erzählung von vorgestern fortfahre. In meinem Quartiere zu Bisdorf hatte ich noch eine Unterredung mit dem alten Bauer, bei dem ich wohnte. Er war sehr erzürnt über Bonaparte und sagte mir: „Ein Vater, der seine

Kinder nicht liebt, kann kein guter Vater sein. Glauben Sie mir, nur die Großen, die der Kaiser bereicherte, glühen für seine Sache, das Volk ist für den König." Ich fand im Hause ein altes Papier, welches wahrscheinlich der Sohn des Alten beschrieben hatte: Es stand darauf mit derselben Orthographie: Le Comte d'Artois est un bon general pour sa troup, car cete un bon h'omme, pars qu'ill ma donné mon congé. Ce pour ça que je lui remercie infiniment. Je l'onneur de vous saluer. Pierre Klein. Diese Schlüsse sind falsch genug, aber sie zeigen doch, daß zum wenigsten das Landvolk dem Könige deshalb nicht ganz abgeneigt, weil er vielen Söhnen den Abschied gegeben hat. Auf demselben Papiere las ich auch einen alten deutschen Vers, welcher mir zuerst in Tirol aufstieß und daher ziemlich weit verbreitet sein muß. Er heißt:

„Gott lieben macht selig,
Wein trinken macht fröhlich,
Lieb Gott und trink Wein,
Kannst fröhlich und selig sein"[1]).

In der dritten Ortschaft nach Bisdorf sprachen sie bereits welsch, welches einen seltsamen Eindruck auf mich machte. Endlich kamen wir nach Prehins, wo wir glaubten, zu Mittag zu essen und zu bleiben. Ich war erstaunt über die Armut und Höflichkeit dieses gemeinen Volkes, und besonders über die Zierlichkeit, mit der sie ihre Sprache reden, die sie auch sehr gut aussprechen, einige Wörter ausgenommen, wie zum Beispiel soir wie swer. Sie sprechen untereinander Patois; doch verstehen sie auch so gut, als irgend ein Gentleman zu reden. Redensarten wie diese: „Donnez-vous la peine d'entrer" oder „Tout ce que nous avons est à votre service" 2c. wird man umsonst bei einem deutschen Bauern suchen. Besonders ist noch die verbindliche Art bemerkbar, mit der sie dies alles zu sagen wissen. Ich wäre gerne in diesem Orte geblieben; aber kaum ward die Suppe aufgetragen, erhielten wir Ordre uns weiter und zwar nach Chambry zu begeben, Dorf nicht sehr weit von Château Salins, weil wir zu Prehins zu entfernt gewesen wären von Nancy, wo wir diesen Morgen einziehen sollten. Es blieb uns ohnedies für heute noch ein ziemlicher Marsch. Gestern kamen wir durch Château Salins, wo das Hauptquartier des Fürst Wrede war, eine kleine und freundliche Stadt; doch sehr dorfmäßig gebaut. Die französischen und deutschen Bauernhäuser unterscheiden sich besonders dadurch, daß erstere keine so spitzen Dächer haben, daß sie gewöhnlich sehr unsymmetrisch gebaut sind,

[1]) Siehe S. 117.

daß sie weniger Fenster haben, aber auch desto größere und schönere, als unsere deutschen Luftlöcher, zu denen man oft kaum den Kopf hinausstecken kann. Blei sieht man an den Fenstern auch in den Städten selten, die Scheiben sind mit Holz eingefaßt.

In der Nähe von Château Salins sahen wir einige Weinberge; im ganzen genommen sind aber diese Lothringer Gegenden nicht ausgezeichnet, ausgenommen Prehins mit seinen Umgebungen, in einem großen Thale gelegen. Auf unserem Weg nach Chambry ruhten wir einmal auf einem verlassenen Biwakplatz aus, und dort bekam ich ein Blatt des „Moniteurs" zu lesen. Bonaparte hat zu Gunsten seines Sohnes resigniert. Die Franzosen haben alles verloren in jener Schlacht in Flandern. O Wellington, Größter der Großen, du thatest all dies!

Chambry ist ein elendes Dorf; wir wohnten vier Offiziere beisammen. Die Leute waren gut. — Morgen werde ich fortfahren, ich bin jetzt zu schläfrig.

Am 29. Juni 1815. Nancy.

Unsere ganze Brigade, der Fürst Wrede an der Spitze, zog gestern in diese Stadt ein, und wir waren die ersten Truppen der Alliierten, welche nach Nancy kamen. Auf unserem Wege von Chambry begegneten wir noch viele Regimenter der bayrischen Armee, und ich sah mehrere alte Bekannte aus dem Kadettencorps, unter anderen Normann, von dem ich schon in diesen Blättern sprach. Bei Nancy ist ein großes Biwak. Ich sah auch die Kürassiere, die mit uns einzogen. Sie interessierten mich wenig; nur einen sucht' ich, nur einen fand ich nicht! Gewiß war er dabei; aber vielleicht ritt er so schnell, daß ich ihn übersehen habe. Ich bin nun aufs neue mit ihm in einer und derselben Stadt, aber abermals in einer großen, wo ich ihn nicht finden werde. Die Gelegenheit lächelt mir nicht.

---

Nancy ist ohne Zweifel eine der größten und auch schönsten Städte in Frankreich und selbst in Europa; es ist die Stadt voll prangender Häuser, wie Homer sagt [1]). Nichts kann schöner sein, als die Place Royale (Place Napoleon), die ganz umgeben ist mit Palästen und schönen Kaufmannshäusern. Hier wurde Halt gemacht, als wir einzogen. Die dreifarbige Fahne flatterte noch auf einem großen öffentlichen Gebäude, nicht mehr als Banner des Kaisers, sondern als das Zeichen der Freiheit der Nation. Man verlangte aber, daß sie fortgenommen werden sollte. Ein

[1]) Der Vossische Ausdruck für „ἐϋκτίμενον πτολίεθρον." II. B. 569

Gendarm stieg hinauf, schwang die dreifarbige Fahne, warf sie herunter und pflanzte die weiße auf. Die herabgeworfene ward von einigen Bauern in Stücke zerrissen. Der Lärm bei dieser Handlung war ungemein. Einige sah ich mit den Füßen stampfen, um ihren Unwillen laut zu erkennen zu geben. Das Volk hatte schon seine weißen Kokarden in der Tasche und steckte sie auf die Hüte. Einige riefen: „Vive le roi!" andere: „Vive l'Empereur!" noch andere: „Vive la république!" Ich erstaunte und erschrak über solch ein Volk. Einige Leute sagten mir, nur der Pöbel sei für die Sache Bonapartes. Möchte es wahr sein! Ich glaube, in einer neuen Welt zu sein, seit ich mich in diesem mächtigen Nancy befinde; unter fremdem Volke und in einer fremden, großen Stadt, fast die größte, die ich sah.

My native language charms my ear no more. [23]

Wir standen sehr plötzlich im Herzen Frankreichs. Das russische Hauptquartier soll nun in Zweibrücken sein. Ich hörte, daß General Rapp in unserer Nachbarschaft sei, und wir liefern ihm vielleicht ein Treffen.

---

Wir vier Offiziere von der Compagnie wohnen in demselben Hause am Place Carriere, ein großer schöner Platz, an den sich eine herrliche Promenade anschließt, wo sich auch stets unser Regiment versammelt. Beim Verlesen spielen unsere Musikanten immer das „Vive Henri IV.", eine Herzstärkung für die Royalisten. Unweit unseres Hauses, das man einen Palast nennen könnte, ist auch der Eingang in den öffentlichen Garten, der angenehme Spaziergänge darbietet. Hauptmann Weber und Schneider wohnen zu ebener Erde beim Grafen Ricour, wir anderen beiden oben bei der Witwe des Generals Gilot, ehemaligen Kommandanten der Stadt. Ihre Tochter, ein sehr schönes Frauenzimmer, ist gleichfalls an einen französischen Offizier verheiratet. Wir haben zwei hübsche und bequeme Zimmer. Die Hausfrau sowohl als die Bedienten sind sehr höflich. In einem leeren Schreibtische fand ich ein französisches Lied; doch nicht vollendet, über den ewigen Juden. Ich kenne deutsche und englische Gedichte über diesen Gegenstand; und deshalb interessierte es mich. Es ist sehr einfach, wie eine englische Ballade, und beginnt:

Est-il rien sur la terre.
Qui soit plus surprenant,
Que la grande misère
Du pauvre juif errant? etc.

Es ist schade, daß es nicht bis zu Ende geschrieben ist.

Gestern, als ich durch die Straßen ging, bemerkte ich etwas Charakteristisches. Es war nämlich auf dem Aushängeschild eines Kaufmanns ein Papillon, und der Name des Kaufmanns war La France, deswegen stand La France geschrieben unter dem Schmetterling. So stellte ein Franzose wider seinen Willen den wahren Charakter seiner Landsleute, und das wahre Symbolum seines Vaterlandes dar. —

Es sind in Nancy viele Leute, welche deutsch sprechen; vorzüglich alle Juden. Gestern sagte mir einer, der unsere Sprache ziemlich gut redete, er verstehe auch etwas vom Englischen, und er habe noch eine alte Großmutter (grammaire) zu Hause. Ich mußte sehr lachen über sein Uebersetzungstalent. Das Theater ist nun, seit feindliche Truppen hier sind, geschlossen, weil die Franzosen in einer so bedrängten Zeit keine öffentliche Vergnügung an ihrem Platze finden und hierin ganz recht haben. Es thut mir aber recht leid, denn ich wäre sehr neugierig, ein französisches Schauspiel und die Franzosen am Theater zu sehen und das Publikum in demselben, besonders zur jetzigen Zeit. Heute wird es vielleicht wieder geöffnet werden; aber ich komme auf die Wache, an das Thor St. Stanislas. Täglich müssen von unserem Regimente zehn Offiziere auf die Wache ziehen.

Einige Stunden später.

Als ich mit der Wache abmarschierte, gab mir der Oberst noch einige harte und spitzige Reden, daß ich nicht für einen Soldaten gemacht wäre 2c., daß er andere Maßregeln ergreifen müßte. Es ist wahr, ich lasse mir manchmal ein Versehen zu Schulden kommen; doch habe ich allen guten Willen und Ehrgefühl genug, um meine Pflicht zu thun. Aber jeder beleidigt mich, und ich habe keinen Verteidiger. Viele hassen mich, weil ich an ihren Ausschweifungen und lasciven Gesprächen keinen Teil nehme; andere kennen mich nicht und verachten mich. O wie sehr hätt' ich einen Freund nötig und ich habe keinen. O wenn du es wärest, mein Fritz, dann hätte ich einen Trost, und einen großen. Aber ich bin ganz unglücklich und ganz verlassen!

### Einzelne Bemerkungen.

Die Bewohner von Nancy sprechen noch immer mit Teilnahme vom König Stanislaus Leszczinsky, welcher zu Luneville starb, aber hier begraben liegt. Diesem menschenfreundlichen, sparsamen, edlen Fürsten ist Nancy seine Schönheit und seine herrlichen Gebäude schuldig. Er that vieles mit wenigem.

---

Mannheim ist eine hübsche, Nancy eine schöne Stadt. Mannheim ist regelmäßiger, Nancy prächtiger. Im Verhältnis ist jedoch eines so wenig volkreich, als das andere. Die Royalisten sagen hier, daß der Geist vor einem Jahre durch ganz Nancy noch vortrefflich gewesen sei und nur verdorben wurde durch ein französisches Regiment, das seit dem letzten Kriege hier garnisonierte.

---

Es giebt viele Familien in Frankreich, die ihr ganzes Hauswesen in einer und derselben Stube haben, nämlich ihre Betten in einer Alkove (die man allgemein findet), ihre Garderobe in einem großen Schranke, ihre Küche und ihren Ofen im Kamin.

---

Hier hat alles Inschriften, die nicht auf Schilder, sondern an die Mauer gemalt sind. Dasselbe findet statt, wenn ein Haus zu verkaufen ist. Sogar bei Malern bemerkte ich dergleichen Inschriften; es ist schade, daß sie nicht auch die Poeten nachahmen.

---

Selbst die eifrigsten Bonapartisten haben in ihrem Hause noch die Abzeichen des Royalismus. Ich meine nämlich das Lilienwappen, als die gewöhnliche Zierde der Kaminplatten.

---

Lange Zeit, ehe Bonaparte von Elba zurückkam, wußten es die französischen Soldaten und sagten es voraus; aber als er wieder zu Paris war, erwarteten sie gleichfalls die Kaiserin und verkündeten den Tag ihrer Ankunft. Diesmal hatten sie sich doch betrogen.

---

Es giebt viele Franzosen, die man sagen hört, die Fremden in Paris hätten die Revolution veranlaßt und die Armee allein die Zurückkunft des Usurpators.

---

In keinem Lande mag es so viele verlorene Söhne geben, als in Frankreich. Viele Leute wissen seit Jahren nichts mehr von ihren Kindern; auch nicht einmal, ob sie tot sind. Sie alle fielen durch die Racheengel in Rußland, Spanien und Deutschland.

Am 1. Juli 1815. Nancy.

Wir reisen noch diesen Morgen ab, und wir gehen, wie ich höre, nach Toul, welches befestigt ist, in ein Lager. Gestern ward ich von der Wache abgelöst. Ich hielt mich während derselben immer in der Nähe

der Stube des Portiers von St. Stanislaus auf, welcher ein Mann von fünfundsiebzig Jahren war und als Soldat unter Ludwig XV. und Ludwig XVI. diente. Sein Weib war eine Frau von sechsundsechzig Jahren; er heiratete sie mit einundsechzig, nachdem sie zweiundzwanzig Jahre Witwe gewesen war. Es waren recht gute Leute und Royalisten. Sie sprach etwas deutsch, aber ziemlich schlecht.

Ich aß gestern noch mit Madame Gilot zu Mittag; auch ihre hübsche Tochter war gegenwärtig und eine alte Hofmeisterin. Mutter und Tochter thaten nichts, als die Thaten Bonapartes preisen, erstere nur mit wenigen Worten, aber mit vieler Bitterkeit, letztere mit ziemlicher Weitläufigkeit. Ich nannte ihn aber einen Verräter, einen Verbrecher, einen Eidbrüchigen, einen Henker der Völker. „Nous l'aimons," sagte mir meine schöne Gegnerin, „parcequ'il est grand, parcequ'il a fait bien de belles choses, parcequ'il voulait aggrandir la France" 2c. Was sind denn diese belles choses, die er gemacht hat? Etwa die Ermordung des Herzogs von Enghien, oder die Scheidung von seiner Frau, oder der schreckliche Verrat an dem König von Spanien, oder die Verleumdungen gegen die herrliche Monarchin von Preußen, oder die unschuldigen Opfer, welche er schmachten ließ in den Kerkern, oder all seine edlen Meisterstücke?

Des Abends ging ich noch in den Garten in unserer Nachbarschaft; auch bestieg ich die Galerie des Portals, welche die zwei großen Plätze scheidet, und von wo die Aussicht sehr schön ist.

Gestern erhielt ich noch einen Brief von meiner Mutter vom 19. Juni und schrieb ihr sogleich wieder, von meiner Lage, von Nancy, vom französischen Volke 2c.

Am 3. Juli 1815. Bar le Duc (Bar sur Ornain).

Wir passierten nun in kurzer Zeit vier Flüsse, die Meurthe bei Nancy, die Mosel, die Maas und heute den Ornain. Ich bin sehr froh, wieder unter Dach zu sein, teils um mich wieder bequem machen zu können, teils um zu schreiben. Diese zwei Tage lagen wir in Biwak. Am ersten in der Gegend von Toul bei Contreville, wo das Hauptquartier des Marschalls war. Das Leben in Biwak ist nicht ganz unangenehm, sobald das Wetter schön ist. Kaum ist man angekommen, werden Bäume gefällt, Hütten aus Zweigen und Stroh geflochten; einige gehen und bringen Wasser zum Kochen; andere schüren Feuer an und setzen die Kessel bei, wieder andere bringen Stroh, ein Bett zu machen. Jeder ist in Thätigkeit, und es ist wahr, daß solch ein Zigeunerleben nicht ganz uninteressant sei. Ich für meinen Teil fühle mich immer froh

unter freiem Himmel. Freilich während des Winters und wenn es regnet, wird alles dies Angenehme unerträglich. Ich machte auch einige Verse in diesem Lager, obgleich ich sie nicht niederschreiben konnte. Wir verließen es gestern um zwölf Uhr mittags und waren gezwungen, während der größten und drückendsten Hitze bis nachts elf Uhr zu marschieren. Wir mußten einen gewaltigen Umweg wegen Toul nehmen, welches eine Festung ist. Nahe bei dieser Stadt gingen wir über die Mosel auf einer schwankenden Schiffbrücke, die erst geschlagen worden war. Die Mosel ist reich an Reben. Wir kamen durch die Dörfer Grouve und Fou; sie sind hübsch gebaut, und die Gegend ist ein beständiger Weinberg. Zu Grouve fanden wir ein großes und schönes Schloß mit Garten; aber alle diese Dörfer sind ganz verlassen, und es ist niemand darin. Toul ist eine alte Stadt mit altertümlicher Kirche, wir sahen sie zu unserer Rechten liegen. Unser Biwak war bei Void, wo eine Menge Truppen biwakierte, aber sehr schlecht auf einem umgeackerten Felde, wo wir ohne alle Bequemlichkeiten lagen, und besonders, da die Nacht so kalt war, als der Tag heiß. Diesen Morgen um vier Uhr marschierten wir aus unserem Lager, noch sehr ermüdet von gestern, ab und gingen bis nachmittags um dieselbe Stunde. Wir litten alles, was eine äußerst drückende Hitze und ein unerträglicher Staub ermüdete Fußgänger kann leiden machen. Viele Soldaten unserer Brigade fielen nieder und drei davon starben. Das größte Dorf, wo wir durchkamen, war das schöne Ligny; dort fängt die Gegend an, reizend zu werden. Vorher sahen wir eine große Sandwildnis. Nun sind wir in Bar le Duc, einer kleinen und hübschen Stadt. Ich hatte lange zu thun, mich wieder zu reinigen und vom Staube zu befreien; meine Gesichtshaut ist ganz verbrannt worden.

Am 4. Juli 1815. Bar le Duc.

Diesen Morgen, eben als ich mit meinem Regimente abmarschieren wollte, wurde ich kommandiert, die Traineurs und die Maroden unserer Brigade nachzubringen; ich bin daher noch hier, was mich verzweifelt macht. Noch weiß ich nicht, wann ich diese Stadt verlassen darf; doch hat mir der hiesige Kommandant, ein Hauptmann Seidel vom 4. Regimente, an den man mich adressierte, und den ich mit harter Mühe auffand, versprochen, mich mit dem nächsten Transporte abgehen zu lassen. Es geschah mir auch noch die Unannehmlichkeit, daß mein Bedienter mit der Compagnie davonging, nicht wissend, daß ich zurückgeblieben war, und daß ich ihm eine Stunde in der größten Schnelligkeit nachlaufen mußte, um ihn noch einzuholen. Es sind noch mehrere andere

Offiziere, mit derselben Bestimmung wie ich, hier, von jeder Division einer. Vielleicht kann mein Regiment bereits zu Paris sein, ehe ich von hier abreise. Ich betreibe alles so viel als möglich.

Da aber jedes Schlimme auch sein Gutes mit sich führt, so bewirkte mein Hierbleiben, daß ich mit Lüder zusammentraf, der heute hier ankam und morgen früh wieder abreist. Ich sah ihn auf der Munizipalität, und diesen Nachmittag machten wir einen Spaziergang zusammen im Garten des Marschalls Oudinot, welcher hier zu Hause ist. Dieser Garten ist ziemlich geschmacklos und besonders zwei Grenadiere von Thon, welche unweit des Thores Wache stehen in äußerst verdrehten Stellungen. Oben an einem Portale findet man die Siege des Marschalls angeschrieben, nämlich die Namen der Orte, wo er sich ausgezeichnet. Lüder und ich hatten uns viel zu sagen, und ich bekenne, daß es mich außerordentlich erfreut hat, diesen meinen alten Freund wiederzusehen, obgleich er nie unter meinen vertrautesten war. Ich bemerkte an ihm eine vorteilhafte Veränderung in Hinsicht seiner politischen Meinungen, da er sonst gerne für Bonaparte sprach. Jetzt hat er immer den Körner bei sich und liest darin fleißig. Diesen Abend kam er noch einmal her, um Abschied zu nehmen. Wir hoffen, uns in Paris wiederzusehen. Unsere Truppen sollen, wie man sagt, bis Elften dort einmarschieren, da keine Hindernisse mehr stattfinden.

---

Hier bin ich nun bereits im dritten Quartier; denn ich verließ heute morgen mein gestriges, wo ich mit Hauptmann Weber &c. wohnte, und wurde sehr schön und angenehm in die Rue la Pique einquartiert; allein von dorten vertrieb mich der Oberstlieutenant Seiboltsdorf, der das Haus für General Raglovich in Besitz nahm. Nun bin ich in der Rue Voltaire, im Nachbarhause meines gestrigen Quartiers. Ich wohne ziemlich gut; auch ist ein kleiner Garten da, und die Leute sind zuvorkommend. Die Familie besteht aus Mann, Frau und einem Knaben, dessen älterer Bruder unter ein Freicorps gegangen ist. Der Vater ist taub und ein gewaltiger Bonapartist, da er ehemals gedient hat.

Bar le Duc ist eine hübsche, schön gebaute Stadt, die sich an einen Berg anlehnt. Der Geist ist, wie überall, sehr geteilt; man lobt Napoleon; allein ich hörte ihn auch schon auf öffentlicher Straße mit tausend Flüchen beladen nennen. Ueberhaupt hassen die Franzosen Ludwig XVIII. nicht, sie sagen, daß er gut sei; allein sie gestehen selbst, daß das französische Volk zu schlimm wäre, um von ihm regiert zu werden. Auch ist der Abstand zu groß zwischen Bonaparte und einem Könige, welcher das

Podagra hat. Auch können sie diesem nicht verzeihen, daß er seinen Thron den Fremden verdankt und gleichsam, um mit Tasso zu reden, zu ihnen sagte:

> Per voi spero acquistar la nobil sede,
> E lo scettro regal de miei parenti [1]).

Man hört nichts von den französischen Truppen und dem Aufenthalte des Exkaisers. Man könnte auf ihn auch eine Stelle Tassos anwenden:

> „Ma ben può nulla, chi morir non puote [2]).

## Anhang.

Dies Heft ist nicht ganz arm an Ereignissen. Es zerfällt vorzüglich in drei Abschnitte: der Marsch nach Mannheim, der Aufenthalt zu Neckarau am Rhein und die Reise bis hierher, wo ich von meinem Regimente getrennt wurde. Der glücklichste dieser Zeitläufte war unstreitig der, den ich am Rhein verlebte, so unglücklich ich vorher zu München gewesen; denn dort war mein Leben ein in den Fesseln einer Neigung schmachtender Sklave, der mehr und mehr belasteter wurde. Ich darf mich glücklich schätzen, aus jener drückenden Lage gerissen worden zu sein, und dies ist eigentlich das vorteilhafteste Ereignis, was dies Heft darbietet, denn die Entfernung löschte zum mindesten größtenteils jene heiße Glut, die unfruchtbare. Die merkwürdigsten Tage sind der 15. und 29. April, der 19. und 28. Juni. Ich kann sagen, daß es mir auf dieser ganzen Reise, die Beschwerlichkeiten ausgenommen, immer gut ging.

## Erwähnte Schriften.

Letters of Abelard and Eloisa by Hughes.
Gedichte von Blumauer.
Roman meines Lebens von Knigge.
Katzenbergers Badereise und kleinere Schriften von Jean Paul.
Reise nach Braunschweig, komischer Roman von Knigge.
Die Grafen von Hohenberg von Caroline Pichler.
Scherz- und ernsthafte Miszellen von Weißer.
Candide par Voltaire.

---

[1]) Gerusalemme liberata, Canto IV, LX.
[2]) l. c. Canto XX, CXXXI.

# Memorandum meines Lebens.

---

## Siebentes Buch.

Enthält Diarien vom 6. Juli 1815 bis zum 3. November 1815, während meines Aufenthalts in Frankreich.

„Die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus dem wir nicht getrieben werden können."
Jean Paul.

„Quo nos fata trahunt retrahuntque sequamur."

Virgilius[1])

[1]) Aeneis, Lib. V, 709.

Am 6. Juli 1815. Bar le Duc.

Noch immer bin ich hier, in thatenloser Ruhe, und meine einzige Hoffnung ist das Versprechen des Kommandanten, mit dem nächsten Transport abreisen zu dürfen. Vielleicht werde ich Paris nicht sehen, oder nur sehr kurze Zeit. Uebrigens bin ich hier nicht unzufrieden, meine größten Beschäftigungen sind die Musen. Ich fand eine kleine Bibliothek in meinem Zimmer, dem bei dem Freicorps stehenden Sohn des Hauses gehörig. Unter den Büchern ist eine „Aeneide“, und auch etwas von Ovid, worin ich fleißig lese. Die Alten bleiben immer neu, lehrreich und angenehm, und ich flüchte mich willig zu ihnen vom untiefen Gallimathias der Neueren. Bei den anderen Schriften waren noch ein „Chansonier du jour“ mit ein paar hübschen aber meist schlechten und äußerst indezenten Liedern. „La manière de bienpenser dans les ouvrages d'esprit“ [1]), ein sehr mittelmäßiges Buch, voll von französischer Engbrüstigkeit. „Les Templiers, tragédie par Mr. Renouard“. Ich kannte dies Stück nur aus einer schlechten deutschen Uebersetzung, welche ich in München spielen sah, und ich wünschte längst, diese Tragödie im Original zu lesen, was in Deutschland noch nicht sehr verbreitet ist. Es erschien 1805. Das Ganze hat nicht alle Erforderniſſe für ein Trauerspiel, es scheint mehr eine dialogisierte Geschichte. Es ist ganz ohne Verwickelung und Drehpunkt. Herr Renouard [2]) verdient viel Lob, daß er zum wenigsten die häufigen Madames und Seigneurs wegläßt, welche die anderen Tragödien der Franzosen so verunstalten. Die Verse sind sehr schön und einige Stellen ausgezeichnet, so zum Beispiel wie der Kanzler hört, daß sein Sohn Tempelherr sei, ruft er erschrocken aus:

„Mon fils est templier, non tu ne peux pas l'être,
Il y va de ma gloire, il y va des mes jours!“ [3])

---

[1]) „Manière etc.“ par le P. Dom. Bouhours, Paris 1687 und seitdem öfter gedruckt

[2]) François J. M. Raynouard (1761—1836), Dichter und mehr noch ausgezeichnet als Sprachforscher.

[3]) l. c. Acte III, sc. 4.

Aber Marigni giebt ihm zurück:

„Je le fus, je le suis, je le serai toujours!“

So auch wie der Connetable die Hinrichtung der Tempelritter erzählt, wie sie am Scheiterhaufen noch bis an ihren Tod gesungen hätten, und wie dann der gnadebringende Bote des Königs kam, und man das Feuer löschen wollte, so bedient er sich des Ausdrucks:

„Mais il n'était plus temps, les chants avaient cessés“ [1]).

Allerdings etwas Neues gegen die gewöhnlichen Phrasen bei derlei Gelegenheiten auf der französischen Bühne, wie „C'en est fait“, „Jl est mort“ ꝛc.

---

Ich fühle nichts mehr in diesem Augenblicke als den Mangel an freundschaftlichem Umgange. Lüder gab mir wieder einen kleinen Vorschmack davon. Wie lange entbehre ich sie nun gänzlich, die Freundschaft. All meine guten Bekannten sind fern, und selbst wenn ich wieder zu meinem Regimente zurückkehre, finde ich keinen. Wenn ich nach Paris kommen sollte, so hoffe ich Lüder wieder zu treffen, auch Schnizlein und Nathan, und vielleicht sogar Jacobs. Aber nun bin ich allein. O B.! Ist es denn nicht geschrieben ins Buch des Schicksals, daß ich dir zur Seite sein soll. Soll ich dich niemals nennen unter meinen Freunden? Wie meine Erinnerung aus den Kinderjahren, so süß lächelt dein Bild mich an.

---

Heute abend machte ich einen Spaziergang auf den Hügeln, welche die Stadt umgeben. Einer der höchsten steht selbst mitten darin und wird rings von den Häusern umzingelt. Ich hielt die Stadt für viel kleiner, eh ich auf jenen Berg kam, sie hat eine sehr große Ausdehnung, wozu auch die vielen untermischten Gärten mit beitragen. Die Aussicht von oben ist unvergleichlich, und dann noch ringsumher die unübersehbaren Nebenhügel. Die Aussicht vom Berg zu Heidelberg kann nicht leicht reizender sein.

Die Kleidung der Bauern in dieser Gegend ist ziemlich sonderbar. Sie tragen blaue Mäntel von Wollen- oder Leinenzeug, wie Hemden, die keinen Kragen haben, und sich auch nicht knüpfen lassen; sie gehen ausgeschnitten um den Hals herum, wo sie mit weißem Zwirne eine Art

---

[1]) l. c. Acte V, sc. 8.

Stickerei haben. Die Leute von Stande tragen selten Stiefel, sondern Schuhe und kurze Beinkleider, oder auch lange Zöpfe sind allgemein. Im Durchschnitte finde ich die Lothringer größer von Statur als die Deutschen. — Die Wirtshäuser sind in Frankreich viel seltener als in Deutschland, und zur Kriegszeit gehen sie auf dem Lande ganz ein. — Die Pferde sind hier zu Lande weder groß noch schön noch häufig; doch wird dieser Mangel hinlänglich durch eine große Quantität von Eseln ersetzt.

Am 7. Juli 1815. Bar le Duc.

Morgen endlich reise ich von hier ab mit 200 Mann und zwei anderen Offizieren, wovon der eine beim 6. Regimente Oberlieutenant ist und Messina heißt; den anderen kenne ich noch nicht. Das russische Hauptquartier kommt morgen hierher, und ich reise denselben Tag ab, wo ich Nathan sehen könnte. Doch werde ich ihm einen Brief zurücklassen. Es sind bereits viele Russen hier und besonders Kosaken, närrische Gesellen. Meine Hausleute sind sehr mit mir zufrieden, weil ich ihnen als eine Art von sauve-garde dienen muß. Deswegen sehen sie mit Bedauern, daß ich morgen abreise. Uebrigens nehmen sie teil an mir, und ich mußte ihnen versprechen, von Paris aus zu schreiben, damit sie wüßten, was aus mir geworden wäre. Ihr Name ist Crouelles. Der erste Mann der Madame Crouelles hieß Pierson und hatte ein gewaltiges Vermögen in Amerika erworben, welches aber durch einige Bankerotte wieder verloren ging. Ich war fünf Tage hier in Bar.

In der Bibliothek meines Zimmers fand ich auch noch einige französische Schriften, über deren grobe und abscheuliche Unsittlichkeit ich mich nicht genug verwundern konnte. Wie weit müssen Zartgefühl und Tugend in einem Lande gesunken sein, wo so viele Bücher gedruckt und gelesen werden, in denen alle Scham und Religion mit Füßen getreten werden. So oft mich meine Hausfrau lesend befindet, pflegt sie zu sagen: „Lisez, mon ami, car c'est la lecture qui instruit les jeunes gens.“ Ich möchte ihr gerne antworten: „En France c'est la lecture qui les corrompt.“ In der That, dies Volk ist sehr verdorben.

Am 9. Juli 1415. Châlons sur Marne.

Ich weiß nicht, ob ich mein Los preisen oder verwünschen soll. Meine Kameraden sind nun vielleicht in Paris, und ich befinde mich noch dreißig Stunden davon in Châlons und, was das ärgste ist, der Kommandant will uns auch noch morgen und vielleicht noch länger hier be-

halten, da er von Truppen entblößt ist und gestern von den Bürgern angefallen wurde, die nur durch die Vermittelung der Behörden zur Ruhe gebracht werden konnten. Dieser unangenehme Zufall unserer Verweilung kann jedoch abermals seine guten Seiten haben. Es sind nämlich der Kaiser Alexander[1], der König von Preußen[2], wie auch der deutsche Kaiser[3]) hier, und wir begegneten sie auf unserem Marsche; morgen wird auch das russische Hauptquartier eintreffen, also auch Nathan Schlichtegroll. Es würde mir also vergönnt sein, ihm nach so langer Zeit die Hand zu drücken. Gott gebe, daß es geschehe.

Châlons an der Marne ist eine große, aber häßliche Stadt, den großen Platz vor der Mairie ausgenommen. Auch das Munizipalitätsgebäude an sich ist von außen und innen sehr schön gebaut. Es führen von außen mehrere Stufen empor und inwendig zwei große Treppen. Die Gänge sind mit den Bildnissen berühmter französischer Rechtsgelehrten geziert. Unten am Eingange stehen steinerne Löwen, zu denen sich jetzt noch zwei lebendige Bären gesellt haben, nämlich die russischen Schildwachen. Die Straßen dieser Stadt sind unmäßig lang und eng, die Häuser ohne alle Symmetrie, doch giebt es altertümliche Kirchen. Ich besuchte die Kathedrale, ein herrliches altes Gebäude[4]) mit zwei Türmen von durchbrochener Bauart. Auch das Innere macht einen imposanten Eindruck durch die Höhe der Gewölbe und Glasmalerei. Vor der Revolution, sagte mir der Mann, der mich umherführte, soll diese Kirche viel schöner gewesen sein, allein es ist vieles zerstört worden. Wie gräßlich, wenn ein Volk sogar Hand anlegt an die seit Jahrhunderten verehrten gottgeweihten Hallen. Auch die Souveräne ließen sich in die Kirchen führen. Ich wohne am Place Chétive, der auch wirklich chétif genug ist, finster und schlecht, bei einer zahlreichen Familie.

Jetzt auch etwas von der Reise hierher. Ehe wir noch von Bar abmarschierten, trafen wir noch zwei Compagnien des Bataillons Kronegk, die vor Toul gelegen waren und uns nun begleiteten. Unter ihnen fand ich zwei meiner alten Bekannten aus dem Kadettencorps, einen gewissen Schneider und Baron Tettenborn. Sie empfingen mich herzlich, und ich freute mich, sie wiederzusehen. Man stößt abwechselnd auf Bekannte in diesem Zigeunerleben. Wir haben jetzt den Vorteil, bequemer zu marschieren, als in unseren Regimentern. Mit meinen beiden Begleitern

---

[1]) von Rußland (1777—1825).

[2]) Friedrich Wilhelm III. (1770—1840).

[3]) Franz I., Kaiser von Oesterreich vielmehr; solcher von 1806—35.

[4]) Aus dem 12. und 13. Jahrhundert.

bin ich zufrieden, es sind gute Gesellen; Messina ist ein artiger junger Mann, aus dem italienischen Tirol zu Hause, spricht aber ziemlich gut deutsch, nur, daß er mit der Zunge anstößt. Er erzählt uns viel von Italien und auch von Polen, wo er lange gewesen, und sagt uns Wunder von der Schönheit der polnischen Frauen und Mädchen, und nicht in den bescheidensten Ausdrücken. Was die französischen Weiber betrifft, so sind sie fast ohne Ausnahme häßlich, obgleich man hübsche Mädchen sieht, schöne keine. Aber der Hauptfehler der Französinnen scheint mir der Geiz und die Herrschsucht.

Gestern übernachteten wir in Civray, unweit Fresnes, einem elenden Dorfe und dem einzigen weit im Umkreis. Unser Biwak war jedoch sehr angenehm und vom Wetter begünstigt. Es lehnte sich an ein schattiges Laubhölzchen, von einem Bächlein durchzogen. Nadelholz giebt es keines in der Champagne. Die Einwohner des Ortes waren bereitwillig in Herbeischaffung der Viktualien und des Küchengerätes, wovon wir gar nichts bei uns hatten. Bis Fresnes hatten wir noch hübsche Gegend; von dort aus fängt aber schon der wüste Teil der Champagne an. Zum Glücke mußten wir diese Oede nicht ihrer ganzen Länge nach durchgehen. Es gewährt einen traurigen Anblick, nichts zu sehen als Kreide und Himmel; keinen Halm, keinen Baum, kein Haus, keine Quelle. Erst vor Châlons beginnen wieder die Kornfelder. Die höchsten Punkte in diesen Gegenden sind die Windmühlen, deren es genug giebt, und obgleich wir noch keinen Feind bekämpften, so würden wir es doch schon mit manchem Riesen zu thun gehabt haben, wenn wir Don Quixotte wären. Wir begegneten auch vielen französischen Soldaten, die von der Armee kamen. Sie sagten uns: „Tout le monde part, tout le monde recule chez eux.“ Welch ein Schicksal für eine sonst unüberwindliche Armee! Es sind dieselben Truppen, die einst in Wien, in Berlin, in Madrid, in Rom und in Moskau waren, die nun einzeln in ihre Heimat gehen! Sic transit gloria mundi.

Wir haben auch einen gemeinen Soldaten bei den unserigen, der vormals in französischen Diensten stand und mit Bonaparte auf Elba gewesen. Dieser war dort nichts weniger als beliebt; auch mochte er weder Franzosen noch Italiener um sich leiden, und hätte gern gehabt, daß die Deutschen, die mit ihm waren, geblieben wären; diese waren aber nicht aufzuhalten, denn, wie sich der Soldat ausdrückte, es gab zu wenig hübsche Mädchen auf Elba.

Die hiesige Stadt scheint den Eroberern nicht günstig. Denn es war ja bei Châlons, wo Attila seine Macht verlor. Unsere Châlons-

Schlacht ward bereits in den Niederlanden gekämpft durch Wellington-Aetius. Ich besang sie heute in einer poetischen Stunde.

Am 10. Juli 1815. Châlons.

Es ist nichts mit Nathan; ich werde ihn nicht sehen, obwohl ich glaube, daß er hier ist. Wie ich höre, marschieren wir bereits um ein Uhr ab. Die Kaiser sind fort, und das Hauptquartier ist angekommen; aber ich kann den General Schönfeld nicht erfragen. Ich war auf der Mairie, ich war überall. Es ist sehr verdrießlich, einen Freund nicht sprechen zu können, und mit ihm in derselben Stadt zu sein! Man sagt, daß heute der Marschall Wrede seinen Einzug in Paris hält.

Am 11. Juli 1815. Troissy.

Wie glücklich ist zuweilen ein Irrtum. Ich hinterging mich auf die angenehmste Weise. In Châlons blieb ich gestern noch bis fünf Uhr des Abends, und was das beste ist, ich fand meinen teueren Nathan. Ich begegnete ihn auf dem großen Platze und brachte ein paar unvergeßliche Stunden mit ihm zu. Ich hatte ihn so lange nicht mehr gesehen, und während dieser Zeit der Entfernung hatten wir uns geistig genähert. Er empfing mich sehr herzlich, und ich war höchlich erfreut, ihn zu sehen. Meine zwei Briefe nach Heidelberg und Bar erreichten ihn nicht; er war nicht zu Heidelberg, weil das russische Hauptquartier nicht mit dem Kaiser ist. Schlichtegroll ist sehr zufrieden mit seiner Lage und er hat auch Ursache, es zu sein. Er führte mich in seine Wohnung und zeigte mir die Bücher, die er bei sich hat. Die längste Zeit war er in Bamberg. Er ist ein lieber junger Mensch, und ich genoß, wenn auch nur kurze Zeit, die Glückseligkeit wahrer Freundschaft. Ich muß gestehen, in diesen Augenblicken vergaß ich B. gänzlich; Nathan war mir alles. Er stellte mir auch einen jungen Deutschen vor, der Sekretär bei dem Grafen Barclay de Tolly [1]) ist, und ein artiger Mensch zu sein schien. Er sagte mir, daß er mich bereits aus den Erzählungen Nathans kenne, der immer von mir spräche. Ich kann nicht ausdrücken, wie sehr mich dies zu hören erfreute. Nun weiß ich doch, daß mein Freund auch an mich denkt, wenn ich abwesend bin, und wenn er keine Briefe von mir hat. Ich glaubte, wir würden schon um zwei Uhr abmarschieren, und nahm von ihm Abschied; aber wir mußten noch lange Zeit auf dem

[1]) Michael Barclay de Tolly (1761—1818). Der berühmte russische Feldherr war 1815 Oberbefehlshaber der russischen Reserve.

Platze warten, und einige Minuten, eh' wir uns in Marsch setzten, kam Schlichtegroll noch einmal zufällig, um auf die Munizipalität zu gehen, und war verwundert, mich noch in der Stadt zu treffen. Er versprach, sein Geschäft schnell abzumachen und dann noch einmal mit mir zu sprechen und Abschied zu nehmen, aber kaum war er fort, als wir gingen. Wir sind nämlich nicht mehr unsere eigenen Herren, denn unser Transport ward um eine Beträchtlichkeit vermehrt, obgleich die zwei Compagnien von Kronegk nicht mehr mit uns gehen. Wir sind gegen 600 Mann angewachsen und haben dabei zwei Majore und noch ein paar andere Offiziere, von denen mich keiner interessiert. Die Majore heißen Siberz und Stockhammer; der erste ist vom 8., der andere vom 11. Regimente. Sie sind vom gewöhnlichen Schlage.

Ich sehe wohl, daß kein Glück von Dauer ist; ich hoffte, den gestrigen Tag noch in Châlons bleiben zu dürfen, und anfangs hatte es auch wirklich den Anschein. Dennoch bin ich zufrieden, daß ich meinen Freund gesehen und gesprochen habe. Es war ein günstiger Tag für mich. Wir marschierten gestern in allem nur drei Stunden nach Onet, kleines Dorf an der Marne, wo alles geplündert wurde, wie die Bauern sagten (On nous a tout pris). Auch in Châlons gab es mehrere geplünderte Häuser — auch das, wo Nathan wohnte —, denn die Vorstadt wurde mit Gewalt durch die unter unserem Marschall stehenden Russen, die den Vortrab ausmachten, genommen. Erst bei unserer Anwesenheit jedoch ward die weiße Flagge aufgesteckt auf der Mairie, und die Namen Napoleon und Luise mit dem Adler übertüncht. Ludwig XVIII. ist in der That bereits in Paris, ein glücklicher Zufall für diese Stadt, welche zu sehr geschont wird. Doch das nebenbei. Zu Onet waren wir fünf Offiziere in einem Quartier und schliefen auf der Streu. Dies Volk hat nichts, als ihre Kamine. Der Weg von Châlons nach Epernay, das wir heute passierten, ist nicht unangenehm und reich an Dörfern und Städtchen. Eine solche kleine Stadt ist Epernay an der Marne, ganz und gar nicht schön gebaut, obgleich die Vorstädte hübsch und freundlich sind. Wir fanden russische Garnison. Zu Epernay beginnt das Weinland, von dort aus wird die Welt mit den besten Champagnerweinen versorgt. Wir gingen bis hierher durch nichts als Reben und durch eine angenehme Gegend. Auch kann man nichts Schöneres sehen, als die große Landstraße nach Paris, die wir nun nicht mehr verlassen. Als wir halbwegs Troissy waren, machten wir Halt im Angesichte eines schönen Schlosses zwischen schönen Gärten und Weinbergen. Nahe daran lag ein Berg mit einem zerfallenen Gebäude, den ich bestieg und die herrlichste Aussicht

von oben genoß. Wir requirierten Wein aus dem nahen Dorfe und erhielten den besten Champagner. Lieutenant Hegele von der mobilen Legion (mein anderer Begleiter aus Bar) übernahm dies Geschäft, wie er überhaupt unseren Haushofmeister macht. Er brachte auch den ehemaligen Besitzer des schönen Schlosses mit sich herunter, dem, weil er Royalist ist, alle seine Güter und Länder genommen wurden, während der Zwischenregierung, und selbst sein Schloß verkauft. Nun ist er ein Bettler und hat nicht, wohin er sein Haupt legt. Seine Frau und Kinder halten sich zu Paris auf. Sein Grundeigentum hofft er zwar nun wieder zu erhalten, freilich sind seine Habseligkeiten und Gerätschaften verloren. Doch sagt er, daß, als diese Sachen verauktioniert wurden, sich niemand aus Epernay eingefunden habe, als Juden. Doch mag dies auch durch die Furcht bewirkt worden sein, diese Dinge einst wieder herausgeben zu müssen. Ein trauriges Gefühl muß es sein, auf seiner ehemals eigenen Erde wie auf fremder als Vagabund zu stehen. Und welche Erde verlor er? Ein halbes Paradies, einen mit Reben und Garben und Früchten reich gesegneten Landstrich, und mitten drinnen das freundliche Landhaus mit Garten und Park. Der Graf, denn das war er, erschien mir als ein sehr gebildeter, braver Mann, und es ist so tröstlich, unter diesem falschen Volke der Franzosen zuweilen Rechtschaffenheit und Tugend zu finden. Leider ward er von unseren beiden Majors mehr als ein Bettler oder gemeiner Mensch, als wie ein verarmter Unglücklicher aus hohem Stande behandelt. Er sagte uns, und zum Teile glaub' ich es auch, daß nur dieser mittlere Teil von Frankreich so sehr an Bonaparten hänge, der Süden und Norden hingegen den König liebe. Vielleicht sagen aber die Royalisten im Süden und Norden dasselbe vom mittleren Frankreich. Der Graf hatte noch ein paar Pferde gerettet und im Walde versteckt, und er wollte uns mit diesen nachfolgen, als er hörte, daß wir hierher gingen, um in unserer Begleitung nach Paris zu gelangen. Er kam aber nicht; wahrscheinlich wollte er nicht von der Gnade der Majore abhängen. Er war lange Zeit in Deutschland und sprach sehr gut deutsch für einen Franzosen.

Troissy ist ein schönes Dorf mit annehmlicher Gegend, mit einem großen Schlosse, welches aber leer und nicht bewohnt ist. Ich wohne mit Oberlieutenant Messina im Hause eines Krämers, eines Mannes vom gutmütigen französischen Schlage, wie es scheint. Diese Leute thun alles, um uns zufrieden zu stellen. Ich für meine Person bin leicht zufrieden; aber unsere Soldaten, wie ich höre, betragen sich nicht am besten.

An der Mauer von einem der Zimmer des Hauses fand ich unter anderen folgende Inschrift: „Lorsqu'un Breton s'humilie, qu'un Picard cède, ou qu'un Parisien fait pénitence, c'est par force.“ Dies Register ließe sich allenfalls noch vermehren.

Am 14. Juli 1815. Meaux.

Den Zwölften sehr früh verließen wir Troissy und kamen bald durch die kleine Stadt Dormans und durch eine Gegend, die wahrhaft ein Paradies ist. Die Marne schlingt sich durch ein großes, reizendes Thal, von Dörfern, Parks und Landhäusern malerisch übersät. Wie gern läßt man hier die Blicke schweifen, und wie leicht fließen die Worte beim Anblick einer so schönen Natur. Darum sprach ich auch viel mit Lieutenant Hegele. Er ist nicht mehr sehr jung, hat aber viel Verstand und spricht gut. Er ist von Dillingen zu Hause und erzählte mir viel von jenem unvergeßlichen Prinz W., dessen Tod mich so traurig machte. Das Lob, was er ihm gab, war ohnegleichen. Er war so beliebt in der ganzen Gegend, wo seine Garnison war, daß sich niemand trösten wollte, als man von seinem Tode hörte. Er war, sagte mir Hegele, der Abgott aller, die ihn kannten, er war so gut, so sanft, so dienstfertig und widmete seine freien Stunden den Studien. Niemand könnte sagen, daß er je durch ihn beleidigt worden, und seine Bescheidenheit, seine Keuschheit, seine Tugend waren allgemein verehrt. Ich würde nicht zu Ende kommen, wollte ich alles sagen, was mir zum Preise jenes geliebten Prinzen erzählt wurde, und so betrog sich mein Herz nicht in ihm, als es aus seinen edlen Zügen weissagte, und das ist ein Triumph. Hegele erzählte mir auch von Fritz Fugger, dessen Garnison gleichfalls Dillingen war, und nach dem ich ihn fragte. Auch er soll ordentlich leben und arbeitsam. Ein großes Wunder für einen Offizier, denn die Sittenlosigkeit unter meinen Kameraden, und dem jungen Volke überhaupt, hat den höchstmöglichen Grad erreicht. Nichts ist so schweinisch und schamlos, was nicht laut und mit Prahlerei gesagt wird. Ich sprach auch über diesen Punkt mit Hegele, und er gestand mir, daß er selbst sehr früh durch schlechte Gesellschaft verführt worden sei und nun das festgewurzelte Laster nicht mehr lassen könnte. Auch Messina ist in diesem Punkte unendlich verderbt, und sein Umgang ist um so gefährlicher, da er weniger rohe als verführerische Bilder erweckt. In einem Worte, da ich einmal von diesen Dingen spreche, so weiß ich bei meinem Regimente, Perglas ausgenommen, auch nicht einen einzigen Offizier, der die gemeinsten aller Sünden nicht für erlaubt und natürlich hält. Das ist eine traurige Wahrheit.

Château Thierry, wo wir den Zwölften anlangten, ist eine kleine Stadt mit einer alten Festung am Berge, bereits übergeben, welche seit Karl Martel existieren soll. Die Stadt ist sehr uneben auf Hügel gebaut, und die Kirche ziemlich sonderbar. Die weiße Fahne flatterte am Turm. Wir waren in Biwak; doch hatten wir Offiziere Billette, um im Orte zu essen. Hegele und ich, wir waren zusammen in einem Gasthof einquartiert. Während des Essens sprachen wir von Politik, konnten aber nicht übereinkommen. Er redete wie ein Bayer, ich als Deutscher, und da giebt es nun leider einigen Unterschied. Château Thierry hat hübsche Alleen und Promenaden, wie die meisten französischen Städte, wie auch Meaux und La Ferté. Der Weg von Château Thierry nach La Ferté sous Jouarre ist angenehm. La Ferté ist eine kleine Stadt an der Marne. Wir waren nahe daran in einem Biwak, und zwar in einem solchen, wo schon Truppen gelegen waren, und wo es entsetzlich stank von geschlagenen Ochsen und gefallenen Pferden. Während der Nacht schliefen wir zusammen in einem nahen Bauernhause auf Stroh, Messina, Hegele und ich. Unsere Majore sorgten sehr schlecht für uns. Wir mußten uns sogar selber Fleisch und Wein kaufen. In La Ferté war der Major Ribaupierre als Kommandant, und sein Adjutant Lieutenant Siberg; ich kenne beide, ging aber nicht zu ihnen, weil ich Hegele nicht allein wollte darben lassen. Das 10. Regiment lag kantoniert in der Stadt, aber meinen Bruder fand ich nicht, da er als Richtungsmajor bei einem Jägerbataillone steht. Ich dachte nicht daran, daß mein Schwager Seckendorf beim 10. Regimente sei; Major Siberg verließ uns in La Ferté, allein sein Kollege marschierte noch vier Stunden weiter als hierher, wo wir heute ankamen.

Von Paris sind wir noch zehn französische Meilen. Meaux ist eine ziemlich ansehnliche Stadt in schöner Gegend an der Marne. Sie scheint größer, als sie ist, durch ihre in die Länge ausgedehnte und an Breite mangelnde Bauart, und weil sie lebhaft ist. Die Stadt ist nicht besonders schön gebaut, doch die Kathedrale, die ich besuchte, ist ein gewaltiges, altes, gotisches Gebäude. In den französischen Kirchen trifft man gewöhnlich keine bleibenden Stände, wie bei uns, sondern Strohsessel, wie überhaupt alle Sessel hier zu Lande. In den Bauernstuben entdeckt man weit mehr Wohlhabenheit und Bequemlichkeit, als bei uns, sie sind meistens tapeziert und gewähren ein freundliches Ansehen; auch sind die Fenster viel größer. Diese Stuben, wie auch die schönsten Zimmer der höheren Stände sind gepflastert mit rotem Stein; Dielen kennt man wenig. Die Bauernweiber haben viele Geschicklichkeit, auf ihren Eseln

zu reiten, auf denen sie ihre Früchte zur Stadt bringen. Das Geklapper mit den Holzschuhen auf den Straßen ist unausstehlich. Wagen mit vier Rädern, wie bei uns, sind selten. Man hat gewöhnlich nur große Karren, und wie oft die Russen vier bis fünf Pferde nebeneinander spannen, so spannen die Franzosen fünf bis sechs Pferde hintereinander, was sich sehr häßlich ausnimmt.

---

Ich wohne hier im Hause eines Notarius, wo sie mich anfangs durchaus nicht annehmen wollten. Auch mußte ich mir, wegen Mangel an Raum, gefallen lassen, in derselben Stube mit einem Sekretär des Generals Zoller zu wohnen, der aber ein sehr höflicher Mensch ist. Das Hauptquartier von Fürst Wrede ist zu Melun, zehn Stunden von hier, wohin ich morgen abmarschiere. Es soll eine hübsche Stadt sein, nur müssen wir Offiziere uns trennen und jeder geht mit den Leuten seiner Brigade nach seinem Standquartiere, denn die ganze Armee kantoniert, und man sagt, daß sich die noch übrigen französischen Truppen, jenseits der Loire stehend, auf Diskretion ergeben hätten.

Ich hatte hier noch das große Vergnügen, endlich meinen Freund Schnizlein zu treffen, den ich oft verfehlte. Ich war lange mit ihm zusammen, und wir hatten uns vieles zu erzählen. Doch schien mir seine Freude, mich wieder zu sehen, bei weitem nicht so groß, wie die meinige. Ich nehme so gern teil an den Menschen, die ich kenne. Schnizlein ist hier mit seiner Batterie. Im übrigen langweile ich mich hier in Frankreich, da wir nichts mehr zu thun haben, und ich denke mit Sehnsucht an meine stillen und geliebten Studien zu München mit Perglas und an die guten Leute, die ich dort verließ. Es waren schöne Abende, es war eine gute Zeit. Was soll ich auch hier auf dem fremden Boden.

Am 15. Juli 1815. Forêt bei Chaulmes.

Plötzlich bin ich von meinem Notaire zu einem Landedelmann versetzt, oder vielmehr nicht plötzlich; denn der Marsch hierher war unendlich lang und langwierig. Diesen Morgen schieden wir uns, und ich blieb allein mit 61 Mann von meiner Brigade, die ich nach Melun bringe. Es kostete mich eine unendliche Mühe, sie weiter zu bringen, einige waren krank, andere hatten böse Füße und wieder andere keine guten Schuhe zum Marschieren; auch war es so heiß, als es in diesen Sommermonaten nur sein kann. Alles Zureden und Drohungen und Versprechungen mußte ich aufwenden, um daß mir nicht die Hälfte liegen blieb. Das schlimmste ist, daß ich nur einen einzigen Unteroffizier bei mir habe, den ich überdies

zu nichts brauchen kann. Die Gegenden bis hierher, die bei Meaux ausgenommen, haben nichts Ausgezeichnetes. Glücklicherweise kamen wir durch ein großes Gehölz (eine Seltenheit hier zu Lande), welches uns einige Schatten gewährte. Wir sahen auch ein sehr schönes Schloß mit Park am Wege liegen, dem Marschall Augereau gehörig.

Zu Chaulmes, einem Städtchen, wo wir angewiesen waren und um vier Uhr nachmittags ankamen, und wo ein Bataillon des 5. Regiments lag, schickte man uns noch eine Stunde weiter in dieses Dorf, auf einem Hügel gelegen. Ich habe eine hübsche Wohnung im schönen Landhause des Gutsbesitzers, an die sich ein großer schöner Garten anschließt. Der Name der Familie ist Sévelinges. Der Vater hält sich zu Paris auf. Die Mutter, eine Dame von mittleren Jahren, lebt hier mit ihren erwachsenen Kindern, Tochter und Sohn. Alles ist sehr eingenommen für Bonaparte. Die große Armee an der Loire soll noch nicht kapituliert haben. Unser Hauptquartier bleibt nicht zu Melun.

Am 16. Juli 1815. Melun.

Endlich habe ich mein Regiment wieder erreicht und bin am Ufer der Seine, zwölf Stunden von Paris. Melun ist eine ziemlich große Stadt, schöner als Meaux, und mit angenehmen Umgebungen. Jede Straße ist fast eine halbe Stunde lang, aber es hat gar keine Breite, wie Meaux. Ich höre, daß wir schon übermorgen von hier aufbrechen sollen, um gegen Orleans zu gehen, wo die Feinde sind. Ich bin froh, wieder bei meinem Regimente zu sein; doch sehe ich gern auf jene kleine Reise zurück, wo ich so glücklich und zufrieden war und frei vom mechanischen Dienste meines Standes. Ich sah so manche Freunde während meiner Abwesenheit und nun bin ich wieder allein, obschon mitten unter meinen Kameraden. Diesen Morgen kam ich an. Unser Oberst empfing mich sehr unfreundlich, General Maillot aber im Gegenteile gütig.

Gestern abend hatte ich noch einen großen Streit mit meinem Landlord, seiner Mutter und Schwester, die mir nichts zu hören gaben, als Lobpreisungen des Korsen. Ich sagte ihnen aber die ganze Wahrheit in Hinsicht der ganzen Greuelthaten Bonapartes und gestand, daß ich die Franzosen nicht lieben könnte. Sie meinten, daß der große Wechsel in Deutschland durch das englische Geld sei bewirkt worden, und nennen den Kaiser Franz einen Barbaren, weil er das Glück seiner Nation dem Glücke seines eigenen Kindes vorzog. Ihre Herzen sind zu niedrig, ein solches Opfer zu fassen rc.

Mein Quartier hier ist in der Vorstadt, im Hause einer alten Witwe

von gutem Schlage der Weiber. Ich habe dieselbe Stube mit einem anderen Offizier vom 2. Chevauxlegersregimente, der mir ein braver Mensch zu sein scheint. Am Hause ist ein ungemein großer Garten, mit vielen Alleen und schönen Bogengängen, in denen ich lesend wandle. Auch machte ich heute einen kleinen Spaziergang an der Seine, die hier nicht sehr breit ist, und die die Stadt scheidet, obwohl durch eine Brücke vereint. Ich bemerkte auch zwei Mühlen, mitten im Wasser auf Schiffen erbaut.

Heute hatte ich noch das Vergnügen, zwei Briefe zu erhalten, den einen von meiner Mutter, den anderen von Xylander aus Würzburg. Er ist sehr unzufrieden, in der Festung bleiben zu müssen.

Am 17. Juli 1815. Melun.

Ich muß gestehen, daß ich mir wenig mehr in Frankreich gefalle. Die Feinde sind nicht mehr, aber wir müssen noch immer auf der feindlichen Erde bleiben. Nun kann ich mit Recht sagen:

„From better habitations spurn'd
Reluctant do I rove;
I grieve for friend_ship unreturn'd
And unregarded love“. [24]

Ich ermangele in der That Freundschaft und Liebe und Vaterland. Wo B. ist, weiß ich nicht. Uebrigens ist nicht zu streiten, daß Isle de France ein schönes, üppiges und früchtegesegnetes Land sei, und Tasso hat recht, wenn er sagt:

„Fra quattro fiumi ampio paese e bello“ [1]).

Allein übermorgen verlassen wir diese Gegenden und wenden uns südlich nach Ferrière, wo unser künftiges Standquartier sein soll. Das Hauptquartier kommt nach Montargis. Morgen muß ich hier noch auf die Wache ziehen. Drachenfels war heute auf einer Thorwache, und ich besuchte ihn diesen Abend, aber er gefällt mir nicht ganz. — Ich habe heute noch ein Buch gekauft, gegen Bonaparte gerichtet, mit dem Titel: „L'Ogre de Corse par Rougemaitre.“ worin in einem satirischen Stile die Thaten des Exkaisers erzählt werden nach Art der französischen Märchen. Es ist schade, daß wenige Franzosen wie der Verfasser denken; der Buchhändler selbst, der es mir verkaufte, konnte kaum seinen Aerger verbergen.

---

[1]) Gerusal. Liberat. I, XXXVII.

Gestern morgen auf unserem Marsche hierher machte ich ein kleines Lied in der Melodie „God save the king“, betitelt: „Deutsches Siegeslied“, und sich besonders auf Waterloo beziehend [1]).

Am 18. Juli 1815. Melun.

Was ist das Menschenleben, wenn wir es recht bedenken? Ein unseliges Gemisch von den dunkelsten Träumen und rohesten Wirklichkeiten, und was ist ein Traum anders, als ein vorüberwandelnd Nichts, und was ist die Wirklichkeit anders, als ein Ding, das in den Schranken der Gegenwart liegt, und was ist die Gegenwart endlich? Der Stoff zu künftigem Sein, ein in eiligster Flucht vorbeistreichendes Wesen, das kein Mensch erfaßt, das sich in jeder Minute zur Vergangenheit umwandelt. Was ist das Leben anders, als ein Spaziergang um das verborgene Grab? Wir leben nur in der Zukunft Hoffnung und in der Vergangenheit süßem Gedenken. Die schönste Gegenwart wird erst als Erinnerung heilig. Was haben wir also, und was genießen wir? Wir nennen uns frei, aber worin besteht diese Freiheit? Darin, daß einer den andern beschränkt. Und dann mitten in unseren Planen, in unseren Freuden, in unsern Beschäftigungen, vor der Ausführung von tausend vorgenommenen Dingen überrascht uns plötzlich der ernste Freund, wie ihn die Dichter nennen, und leitet uns ohne Schonung, ohne Aufschub mit der kalten Hand in die Grube. Diese Betrachtungen umdüstern mich oft; aber sie lehren mich auch die Bestimmung des Menschen und des Lebens unvergängliche Güter.

Am 20. Juli 1815. Nemours.

Vorgestern war ich mit Hauptmann Weber auf der Hauptwache zu Melun, wo es mir ziemlich wohl gefiel, da wir ein hübsches Zimmer und gute Matratzen zum Schlafen hatten; denn da wir des anderen Morgens frühe abmarschierten, so bedurfte ich der Ruhe. Geschäfte gab es hier gar keine. Unsere Compagnie verließ zugleich mit der ersten die Stadt, da das Regiment schon vorher abmarschiert war. Wir passierten den großen Wald von Fontainebleau, und kamen durch Fontainebleau selbst. Es ist eine ziemlich große und hübsche Stadt, und es müssen viele Royalisten darin wohnen, denn wir sahen fast an allen Fenstern weiße Fahnen oder Schnupftücher. Von dort aus wird die Gegend felsig. Das Schloß und der Garten von Fontainebleau sind bekannt und berühmt, aber da wir als Soldaten reisen, konnten wir sie nicht näher in Augenschein

[1]) Schlichtegroll, a. a. O. S. 98, R. I, 475.

nehmen. Zum wenigsten sah ich doch das Schloß, worin Bonaparte seine Resignation schrieb, und in dem der Papst als Gefangener saß. Die Nemesis ist die Göttin dieses Hauses. Es ist ziemlich groß, aber altväterisch. Hierauf kamen wir durch Nemours (wo wir jetzt wieder sind) und gingen nach Souppes, einem Dorfe, wo wir blieben. Wir hatten einen Marsch von elf Stunden gemacht. Ich sah Lüder vorbeikommen und sprach einen Augenblick mit ihm. Es waren viele Oesterreicher in dieser Gegend, eh wir hierher kamen. Es sind die ersten österreichischen Truppen, denen wir begegnen. Der Hauptmann und ich wohnten im Hause eines artigen Mannes, der aber ein sehr böses Weib hatte. Wir waren ziemlich gut dort. Es scheint, daß in dieser Gegend die Leute nicht mehr so sehr eingenommen für die kaiserliche Regierung sind. Diesen Morgen, obschon wir glaubten, nach Ferrières zu gehen, kehrten wir hierher zurück, jedoch auf einem anderen viel angenehmeren Wege, längs des Kanals von Orléans, dessen Ufer sehr freundlich sind. Nemours ist eine kleine, hübsche Stadt, mit vielen Spaziergängen, ganz mit Wasser umgeben, und hat vielleicht gegen 4000 Einwohner. General Maillot, unser Oberst und die drei ersten Compagnien bleiben hier. Ich wohne im Hause eines Arztes, soviel ich weiß, mit Namen Micheleau. Er ist verheiratet, doch hat er keine Kinder. Seine Frau ist in den mittleren Jahren, sehr gut und freundlich, eine der besten und angenehmsten Französinnen, die ich kennen lernte. Sie haben einen großen, schönen Garten vor der Stadt, wo ich diesen Nachmittag mit meinem Bedienten war. Es ist ein kleines Wasser da, wo wir mit der Angel fischen wollten; doch fingen wir nichts. Später kamen auch Monsieur und Madame, wir machten einen Spaziergang durch den Garten, und sie wiesen mir ihre Anlagen. Es versteht sich, daß sie ganz nach französischem Geschmacke sind. Jeder Baum ist in eine andere Form gezwängt, und Monsieur nannte mir die Namen dieser Formen, wovon ich auch nicht einen einzigen behalten habe. Der schönste Platz ist eine prächtige Laube, in Gestalt einer Rotunda, sehr hoch, ganz durch Laub und Zweige verhüllt, oben in der Mitte mit einer runden Oeffnung. Man wird nicht leicht irgendwo dergleichen finden, und Herr Micheleau hatte ganz recht, wenn er sagte, ich würde noch in Deutschland von seinem Berceau reden. Auch giebt es sonst noch hübsche Stellen. Sie haben auch eine große Herde Kaninchen in einem besonderen Gebäude, die in Frankreich häufig gegessen werden. Madame zeigte mir auch ihre und ihres Mannes Grabstätte, die gleichfalls bereitet ist.

Am 21. Juli 1815. Nemours.

Ich weiß nicht, wie es kömmt, daß, als ich noch in München war, ich so viel in mein Tagebuch schrieb, und nun schreibe ich weniger, obschon ich so viele neue Dinge, neue Gegenden, neue Menschen sehe. Es ist vielleicht deswegen, weil ich nun, beständig reisend, und beschäftigt mit den Dingen außer mir, weniger Muße habe für die Freuden der stillen Beschauung, als vorher in einem ruhigeren Leben; oder weil ich in München meinem teuern Friedrich nah war, ihn zuweilen sah, ihm begegnete, und das füllte Seiten meines Journals. Jetzt bin ich von ihm getrennt seit fast vier Monaten. Uebrigens bin ich hier zufrieden, und es gefällt mir sehr in diesem Hause. Ich habe noch nicht leicht eine so herzensgute Dame gesehen, als Madame Micheleau. In ihrer Jugend muß sie sehr hübsch gewesen sein, und sie hat einige Züge von Euphrasie Boisséson. Uebrigens ist sie die Artigkeit selbst, und ich gewöhne mich durch sie an die französische Sprache mit einer Art von Neigung. Ihr Garten, wo ich heute wieder war, ist sehr angenehm; sie hat auch eine kleine Bibliothek, aus der ich mir einige Bücher zur Lektüre wählte. Es ist auch ein glücklicher Zufall, daß sie eine Freundin in der Person einer alten englischen Dame hat, die hier wohnt und sehr oft ins Haus kömmt. Ich sah sie diesen Morgen und sprach einige englische Worte mit ihr, die ersten seit langer Zeit.

Am 22. Juli 1815. Nemours.

Dieser Tag ist dem Andenken eines liebenswürdigen Mannes geheiligt, dem Prinzen W . . . . Ich sah ihn heute vor zwei Jahren das erste Mal. Es war auf einem Balle in Nymphenburg. Wie vieles hat sich seither verändert. Der Prinz ist tot. Ich bin nicht mehr Page. Ich bin so weit, so weit von dem Platze, wo ich zuerst, und wo ich zuletzt ihn sah. Ich kannte damals nicht einen einzigen der Menschen, die mich nunmehr umgeben. Ich kannte auch weder Nathan noch B . . . .

Am 23. Juli 1815. Nemours.

Vergangene Nacht ward ich beordert, die Wache zu beziehen, weil während der Nacht immer zwei Offiziere daselbst sein müssen; ich fand Lieutenant Gemmingen und schlief sehr schlecht auf Stroh. Den Abend vorher war ich im Garten mit meiner Hausfrau. Ich liebe sie mehr, als ihren Mann. Il a l'air dur, wie sie selbst sagt. Mit ihm und mit noch einem anderen Franzosen, der bei Tische da war, hatte ich gestern einen sehr ernsthaften Streit über Politik. Sie sagten, daß nichts weniger als Patriotismus, sondern das englische Gold die deutsche Nation und

die anderen hätte aufstehen machen. Und solche Dinge sollte man geduldig anhören können? Sie fanden auch alles höchst gerecht, was Bonaparte je gethan hätte; sie fragten mich, inwieferne er ein Tyrann gewesen sei? mit einem Worte, sie machten mich so böse, daß ich außer mir war und vom Tisch aufstand. O diese Franzosen! Noch im Feuer über diesen Zank, schrieb ich ein Gedicht nieder: An Ludwig XVIII.[1]). Eher wollte ich Seifensieder sein, als König von Frankreich!

Endlich erschienen die Resultate der Deliberationen zu Wien[2]). Endlich, Gott sei Dank, haben wir eine Verfassung unter dem Titel Deutscher Bund. Wie lang er einig bleiben wird, mag der Himmel wissen. Die Sitzungen dieses Bundes sind zu Frankfurt: der König von England hat eine Stimme als König von Hannover, der König von Dänemark als Herzog von Holstein, der König der Niederlande als Großherzog von Luxemburg. Es mag gut sein, da wir alle aus deutschem Stamme sind und beinahe dieselbe Sprache sprechen. Wir sind nun freilich das mächtigste Reich in Europa und erheben uns weit über Rußland und Frankreich, da Oesterreich, Preußen und England vereint sind; aber wir würden es auch sein, ohne die Fremden. Ich glaube, daß man in Bayern nicht wohl mit dem Kongresse wird zufrieden sein; die Bayern hofften immer auf Besitzungen am Rhein. Sie erhielten Würzburg und Aschaffenburg.

Das Schreckbild Bonapartes ist nunmehr gestört für immer. —
Anmerkung am Rande: So sagte damals die Zeitung.

Er kam als Gefangener nach London. Dies ist seiner Demütigungen größte. Er zerfloß in Thränen, als er sich gefangen auf einem englischen Schiffe sah. O wie viele, viele Zähren mußten fließen, bis seine Augen sich auch benetzten!

Ich glaube nun nicht, daß wir noch lange in Frankreich bleiben werden; Ludwig XVIII. ist überall anerkannt, zum mindesten äußerlich, und mehr läßt sich ja ohnehin nicht thun. Ich freue mich, wieder nach Deutschland zu kommen, nach München; doch es ist mir verdrießlich, Paris nicht gesehen zu haben, und so nahe daran gewesen zu sein. Nathan ist gewiß dort. Lieutenant Spessart war gleichfalls so glücklich, einen Auftrag nach Paris zu erhalten, und reiste gestern ab.

Ich erhielt heute einen Brief von meiner Mutter vom Siebenten, in Antwort auf mein Schreiben aus Nancy, welches sie erreichte.

---

[1]) Mss. Mon. Nr. 5.
[2]) Die Bundesakte vom 8. Juni.

Was mich noch zuweilen sorgenvoll macht, ist mein Verhältnis zu Perglas; denn ich fürchte, daß ich nicht ganz recht habe gegen ihn, obgleich sein Betragen zu Medingen kleinlich, auf eine erbärmliche Weise ehrgeizig und falsch war. Wir waren jedoch Freunde vorher, und nun haben wir seit einem Vierteljahre kein Wort mehr zusammen geredet. Die Schuld davon ist nur halb mein; denn er machte gleichfalls keinen Versuch, mir etwas zu sagen, und ich war schweigend, wie er. Wer hätte vor vier Monaten geglaubt, daß wir also getrennt werden würden? Ich erinnere mich sogar, daß Perglas einmal sagte: „Nun sind wir auf einem Punkt der Freundschaft, daß keine Mißhelligkeit uns mehr scheiden kann.“ Ich selber dachte so. Die englischen Briefe, die wir einander schrieben, waren voll von Versicherungen der Freundschaft. Es ist wahr, ich liebte ihn nie, wie Nathan, Gustav oder B., aber deswegen war er um so mehr betrogen, da er es vielleicht glaubte, und es ist gewiß, daß ich eine Stelle in seinem Herzen hatte. Er meint nun vielleicht, daß das meine verdorben sei. Ich war in dieser Sache zu widersetzlich, zu vertrauenermangelnd. Ich bedarf Perglasens Freundschaft nicht, aber eben deswegen hätte ich ihn wieder versöhnen sollen.

---

Diesen Morgen machten wir Offiziere dem neu angekommenen Major Kandler, der zu unserem Regimente versetzt wurde, unsere Aufwartung. Er scheint ein höflicher und freundlicher Mann zu sein.

Von zwölf Uhr bis vier Uhr nachmittags hatte ich eine sehr ziemliche Kommission mit Major Baligand und Hauptmann Lerchenfeld. In einem Landschlosse, wo eine Batterie Artillerie lag, wurden nämlich 1600 Franken gestohlen, und wir waren beordert, jeden Soldaten, jeden Tornister, jeden Wagen, jede Kanone der ganzen Batterie zu visitieren. Jeder kann sich einbilden, wie sehr dies Geschäft langwierig war, und wir fanden — ganz und gar nichts, als ein paar alte Lumpen, über die nun weitläufige Verhöre werden gehalten werden.

Nun habe ich auch ein französisches Leichenbegängnis gesehen. Es ist ziemlich einfach. Ein Knabe ging voran mit einem hölzernen Kreuze, dann kamen einige Priester, dann die Bahre, deren Träger sie aber nicht auf den Schultern, sondern mit den Händen trugen.

Des Abends war ich mit meinen Hausleuten und noch einem anderen jungen Frauenzimmer im Garten, um zu fischen. Ich bin hier, wie das Kind vom Hause. Die gefällige englische Dame brachte mir heute ein englisches Buch, ein sehr voluminöses, zur Lektüre. Der Titel ist:

„Elegant extracts or useful and entertaining passages in prose selected for the improvement of Scholars at classical and other Schools in the Art of speaking, in reading, thinxing and in the conduct of life“ [1]).

Am 25. Juli 1815. Nemours.

Gestern war ich den Tag über elf Stunden in einem Verhörzimmer, von wegen der Sache mit den Kanonieren. Ich wäre vor Langerweile gestorben, hätte ich nicht einige Bücher mit mir gehabt. Ich las einige alte französische Märchen, „La Barbe bleue“, „Le petit Poucet“ ꝛc. Wir haben sie auch in Deutschland unter dem gemeinen Volke. Diese kleinen Erzählungen sind angenehm durch ihren höchst einfachen und natürlichen Stil. Auch las ich den „Misanthrop“ von Molière [2]), ein Stück, das mir mehr im Einzelnen, als im Ganzen gefällt. Die Scene zwischen dem „Misanthrop“ und dem Poeten, der ihm sein Sonett vorließt, ist unvergleichlich, besonders das: „Je ne dis pas cela“ [3]).

Ich schrieb heute an Xylander, auch erhielt ich drei Briefe; einen von Liebeskind, in Antwort auf meinen, wo er mir in sehr herzlichen Ausdrücken entgegenkömmt, die beiden anderen von meiner Mutter. Sie schreibt mir unter anderen, daß mein Jugendfreund Louis Schele [4]) in der Schlacht von Waterloo am 18. Junius eine Wunde erhalten hätte.

Am 26. Juli 1815. Nemours.

Bonaparte ist wirklich als Gefangener in England. Den Fünfzehnten dieses Monats bestieg er das englische Schiff „Bellerophon“ und übergab sich der Großmut der Engländer. Zu Brüssel wurde diese Nachricht unterm Schall der Glocken und Kanonen angekündigt. In Paris wurde die Straße von Jena und Austerlitz in „Esplanade des Invalides“ umgetauft. Ein artiger Wechsel. Welch ein Volk ist das, welches so eine Schande ertragen kann. Man sagt, daß von der französischen Armee Exkursionen über die Loire gemacht wurden.

Anmerkung am Rande: Nach den Zeitungen, wie oben.

Am 28. Juli 1815. Nemours.

Kein angenehmer Zustand ist von einiger Dauer.

---

[1]) London 1803 und öfters; der zweite Band ibid. 1805.

[2]) Jean Baptiste Molière (1622—73). „Le Misanthrope“ erschien 1666.

[3]) Akt I, Scene 2.

[4]) Siehe S. 11.

Anmerkung am Rande: Von hier an waren diese Blätter mit einigen angemerkten Ausnahmen wieder in deutscher Sprache geschrieben.

Ich lebe hier so glücklich, allein ich war leider die längste Zeit hier. Wir werden, wie ich höre, nach Montereau verlegt werden. Es thut mir um so leider, da ich wieder ganz der Poesie lebte. Die Engländerin hat mir auch den zweiten Band der „Elegant extracts" geliehen, welcher in Poesien besteht. Es ist ein sehr starker Band, und man findet darin wirklich die schönsten Blumen der britischen Dichter vereinigt. Moralische Stücke von Young [1], Thomson [2], Addison [3], Milton [4], Parnell [5], Blair [6], Gray [7], Cotton [8], Fabeln von Gay [9], Whitehead [10] ꝛc. Epigonen von allen Arten, dramatische Auszüge aus Shakespeare und anderen Autoren, Auszüge aus epischen Gedichten, aus Popes „Homer" [11], Fairfax' „Tasso" [12], Glovers „Leonidas" [13], Spencers „Fairy Queen" [14], Miltons „Paradise lost", Oden von Akenside [15], Collins [16], Pope, Gray, Mickle [17], Warton [18] ꝛc. Didaktische Gedichte von Pope, Buckingham [19],

---

[1]) Siehe S. 26.

[2]) James Thomson (1700—48), der Dichter der „Seasons".

[3]) Joseph Addison (1672—1719), einer der sogenannten „Stilisten" zur Zeit Wilhelms III. Von Bedeutung seine Aufsätze im „Tatler", welche Wochenschrift er mit Sir Richard Steele 1709—11, und unter dem Namen „Spectator" 1711—14 herausgab.

[4]) John Milton (1608—74), der bekannte Verfasser von „Paradise lost".

[5]) Thomas Parnell (1679—1718) schrieb ein „Life of Homer" und „Poetical Works."

[6]) Hugh Blair (1718—1800), schottischer Geistlicher und ästhetischer Schriftsteller.

[7]) Thomas Gray (1716—71), Professor in Cambridge. Verschiedentlich ins Deutsche übersetzt seine „Elegie auf einem Kirchhof."

[8]) Charles Cotton (1630—87), Parodist; travestierte Virgils „Aeneis" (1664—67).

[9]) John Gay (1688—1732), satirischer Dichter. Seine berühmten Fabeln erschienen 1726.

[10]) William Whitehead (1715—85), Satiriker.

[11]) 6 Bände, 1715—25.

[12]) Edward Fairfax (gest. nach 1652), berühmt durch die Uebersetzung des „Befreiten Jerusalems", welche 1625 und öfters erschien.

[13]) Richard Glover (1712—85), Klassicist; das Epos „Leonidas" erschien 1737.

[14]) Edmund Spenser (1553—99), der Hofpoet der Königin Elisabeth; „Fairy Queen" erschien 1590—96.

[15]) Mark Akenside (1721—70), der Meister im „blank verse". Hauptdichtung: „The pleasures of imagination."

[16]) William Collins (1720—58).

[17]) William J. Mickle (1734—88), Uebersetzer der „Lusiaden des Camoens."

[18]) Joseph Warton (1722—1800), am bekanntesten durch seine „Ode to fancy."

[19]) John Sheffield Buckingham (1649—1720), der berühmte Staatsmann und Dichter, d. h. Verfasser von Essays in Versen.

Armstrong [1]), Cowper [2]) ꝛc., noch außerdem lyrische von Pope, Prior [3]), Rowe [4]), Butson, Mason [5]), Littleton [6]), Swift [7]), eine beträchtliche Anzahl von Balladen, worunter ich einige fand, die ich vormals ins Deutsche übersetzt hatte, und worunter sich auch viele altenglische befinden, und endlich auch eine Sammlung der schönsten Lieder, von denen ich mir manche kopieren werde. Am wenigsten kann ich den dramatischen Auszügen meinen Beifall geben. Statt ganze Scenen auszuheben, hat man nur einzelne Stücke, Sentenzen und dergleichen angeführt, Dinge, die man auch in jedem anderen Gedichte, als in einem dramatischen finden konnte. Popes Uebersetzung des Homer preisen die Engländer über alles, ja ich las sogar in einem Epigramme, daß die Nachwelt fragen wird, wer den Homer ins Griechische übersetzt habe? Bei dem allen aber ist es ganz unmöglich, in gereimten Jamben die Einfachheit der Homerischen Diktion zu treffen; der Reim fordert oft Zusätze, Hinweglassungen, und Homer ist vielleicht der einzige Dichter, bei dem dergleichen nicht erlaubt ist. Er hat kein unnötiges Wort geschrieben, noch leiden seine Worte eine Verzierung. Für sich allein betrachtet, ist Popes „Ilias“ wirklich ein Meisterstück; der Vers ist pompös, der Reim schön und neu, der Klang mit dem Sinn vermählt.

Buckingham, dessen „Essay on poetry“ ich gleichfalls durch obenerwähnte Sammlung kennen lernte, sagt einmal von Homer:

„Read Homer once, and you can read no more,
For all books else appear so mean, so poor,
Verse will seem prose, but still persist to read,
And Homer, will be all the books ye meed.“ [25]

Boileau giebt ihm fast ein gleiches Lob, wenn er sagt:

„On diroit que pour plaire, instruit par la nature,
Homère ait à Vénus dérobé sa ceinture.
Son livre est d'agrémens un fertile trésor,
Tout ce qu'il a touché se convertit en or“ [8]).

---

[1]) John Armstrong (1709—79), Arzt und Dichter.

[2]) William Cowper (1731—1800), Verfasser des „Task“, brach in der englischen Poesie den klassischen Regelzwang.

[3]) Siehe S. 141.

[4]) Nicolaus Rowe (1673—1718), Dramatiker im französischen Stile.

[5]) William Mason (1725—97), Klassicist; Odendichter.

[6]) Edward Littleton (gest. nach 1734).

[7]) Jonathan Swift (1667—1745), der berühmte Satiriker.

[8]) „L'art poétique,“ v. 295.

Auch im prosaischen Teil habe ich bereits einiges gelesen, besonders als ich vorgestern auf der Wache war. Die Sammlung enthält viele moralische Aufsätze, besonders von Blair („Tatler"), aus dem „Spectator" [1]), von Lewis [2]), Harris [3]), Chapone [4]) [26], besonders viel über die Klassiker, ihr Studium, ihren Charakter, ferner Charakterschilderungen, Briefe und Erzählungen. Unter den letzteren las ich die Reisen Swifts nach Lilliput und Brobdingnag [5]). Ich muß gestehen, daß mir die letztere der beiden besser gefallen hat, daß sie mir angenehmer, witziger und humoristischer scheint.

Ich habe diese Tage noch Briefe an meine Mutter, an Massenbach, an Madame Schwarz geschrieben. Meine Kommission der Schloßplünderung wegen ist nun, Gott sei Dank, vorüber. Ich lernte dabei den Auditor Wachter kennen.

Am 29. Juli 1815. Nemours.

Ein Edikt Ludwig XVIII. hat große Sensation gemacht [6]). Er hat eine große Anzahl jener treulosen Marschälle und Generale proskribiert und unter diesen einige, die in allgemeiner Achtung stehen. Dieser König ist verhaßt, was er thut, wird unrecht sein. Er war gut, man nannte ihn einen Schwächling; er scheint strenger zu werden, man spricht von unleidbarem Despotismus. O daß er so klug wäre, von einem Schauplatze abzutreten, den er nie wird behaupten können. Er hat Verstand, wie man sagt; aber alle Fürsten sind von Schmeichlern umgeben, und er kennt den wahren Geist seines Volkes nicht. Das Haus Hugo Capets regierte acht Jahrhunderte in Frankreich. Ihre Zeit ist gekommen, dieser Krone zu entsagen. Ludwig XVIII. sollte zu stolz sein, um über das französische Volk zu regieren, und wer soll ihm einst nachfolgen, wenn er wirklich regieren wird? Der Graf Artois, sagt man, ist ein Damenknecht, und der Herzog von Angoulême ohne Kopf. Es sieht traurig mit einem Lande aus, das vor einigen Jahren noch so stolz war. Die Franzosen fühlen es wohl. Unter den Bourbons ist am meisten der Herzog von Berry seiner Heftigkeit wegen verhaßt. Zu Versailles riß er einst einem Obersten die Epauletten herunter. Dieser beklagte sich

---

[1]) Siehe S. 268, Anmerkung [3]).

[2]) (1775—1818); siehe S. 129, Anmerkung [4]).

[3]) James Harris (1709—80), berühmt als Verfasser der „Characteristics".

[4]) Hester Chapone (1727—1801), Dichterin und Verfasserin der „Letters on the Improvement of the mind" (1773).

[5]) d. h. „Gullivers travels" (1727).

[6]) Moniteur Nr. 207, S. 844, Ordonnanz vom 26. Juli.

beim Könige. Ludwig XVIII. antwortete ihm mit seiner gewöhnlichen französischen Artigkeit: „Mon neveu est comme ça! il vous a arraché vos épaulettes, parceque vous méritez des épaulettes de géneral et vous les aurez.“ Ich speiste diesen Mittag mit Herrn Rourelle, einem Republikaner und braven Manne. Diese Sorte ist vielleicht noch die beste in Frankreich, und wer könnte ihnen unrecht geben? Das französische Volk ist zwar zu verdorben für die republikanische Verfassung; allein was sind die Könige? Wie unkonsequent sind ihre Handlungen, und die Franzosen haben recht, wenn sie sagen: „Les grands seigneurs font de grandes sottises.“

Was die verschiedenen Verfassungen anbetrifft, so sagt Pope:

„For forms of governement let fools contest;
Whate'er is best administer'd is best“ [1]).

Das ist aber augenscheinlich falsch und unwahr. Man kann höchstens sagen, daß es nicht eine beste Verfassung gäbe, die für alle Völker paßt.

Am 30. Juli 1815. Nemours.

Morgen des Morgens werden wir diese liebe Stadt verlassen und uns zwei Stunden von hier auf das Land begeben. Die 5., 7. und 9. Compagnie wird unsere Stellen einnehmen, wie wir die ihrigen. Ich kann nicht beschreiben, wie ungern ich von Nemours und besonders von meiner Wirtin scheide. Ich werde sie jedoch noch öfters besuchen, wenn es mir erlaubt sein wird. Sie wollten mich mit Gewalt bereden, zu bleiben, bis ich ihnen erklärte, daß dies unmöglich sei. Es sind die besten Leute von der Welt. Ich lernte noch einen gewissen Herrn Morisseau kennen, welcher täglich ins Haus kömmt, auch ein braver Mann. Es giebt noch gute Menschen in Frankreich gottlob, es giebt deren noch überall. Man sagt, daß wir binnen einigen Tagen diese Gegenden ganz verlassen werden, um uns ins Departement des Vosges zu begeben. Nemours ist der einzige Ort in Frankreich, der mich bisher wahrhaft interessierte. Diesen Morgen machte ich noch einen Spaziergang auf die nahen Berge. Es sind ungeheure Sandhügel, bis gegen die Gipfel mit Reben und Kartoffeln bepflanzt und mit Felsen (ich weiß keinen anderen Ausdruck dafür) gleichsam besät. Seltsam hat die Mutter Natur diese ungeheueren Steintrümmer, ohne Zusammenhang, in diesen Sand gestreut. Ich bestieg einen der Berge; der Sand wird immer feiner, und

---

[1]) Essay on Man, III, 303 sqq.

ist am Gipfel der feinste Flußsand. Mitten darin gedeihen einige Akazien, deren ganzer Stamm bis an die Zweige bedeckt wird. Ich klimmte auf das höchste der Felsenstücke, und die Aussicht, die sich mir darbot, war ohnegleichen. Sie reichte weit hin über die milden Weinhügel von Isle de France. Rings um mich das schöne kanaldurchschnittene Land, zu meiner Rechten ein angenehmes Lustschloß, vor mir das Dorf St. Pierre, weiter hinten das freundliche Nemours mit seinen Gärten und Alleen umgeben. Alles das gab mir einen erquickenden Anblick; ich setzte mich auf einen Stein und sprach meine Empfindungen laut aus, da mich niemand hören konnte von jener Höhe. Von ferne sah ich auch die schöne Laube im Garten des Herrn Micheleau. Diesen Garten besuchte ich noch einmal heute abend. Herr Micheleau hatte einen Kriegskommissär getroffen, dem er seine Anlagen zeigte. Jener sprach jedoch ein sehr gebrochenes Französisch, und dieses schlecht. Nichts klingt sonderbarer, als wenn man einen bejahrten Mann, der eine fremde Sprache spricht, die er nicht versteht, lallen und stottern hört wie ein Kind.

---

Heute endlich ist unsere Bagage eingetroffen mit Tschamarin, den ich jedoch noch nicht gesehen habe. Auch erhielt ich diesen Morgen durch einen Offizier einen Brief von Nathan, noch immer aus Chalons. Er schreibt mir einige Zeilen, um mich aufzufordern, ein Gleiches zu thun, wie er sagt. Er wird drei Wochen mit seinem Generale in Paris bleiben; ich beneide ihn nicht darum, er verdient das, und noch weit mehr.

---

Ich muß nun auch meine englischen Bücher an Madame Burleigh zurückgeben, was mir sehr leid thut. Gerne hätt' ich sie noch länger behalten. Was den prosaischen Band betrifft, so habe ich nichts mehr darin gelesen, ausgenommen den letzten Brief der Ann Boleyn an Heinrich VIII.,[27] desto mehr im poetischen. Ich fand einen schönen Brief Addisons aus Italien an Lord Halifax,[28] mehrere gute Gedichte von Mickle[1]) u. s. w. Unter den Liedern zeichnete sich mir besonders eines von Gay aus, mit dem Anfang „'Twas when the seas were roaring“. Es ist das Nonplusultra der wahren Poesie und Natürlichkeit, so bekannt auch der Stoff ist.[29] Auch fand ich noch ein anderes Lied unter

---

[1]) Siehe S. 268, Anmerkung [17]).

dem Titel „Times alteration", das dem Gedicht von Langbein gleicht: „Als der Großvater die Großmutter nahm" [1]). Der Refrain des englischen ist: „When thy old cap was new". Darin heißt es einmal von den Weibern:

„French fashions then were scorn'd,
Fond fangles then none knew,
For modesty women adorn'd
When thy old cap was new."

Weiter unten heißt es ferner:

„The lawyers to be feed
At that time hardly knew,
For men with men agreed,
When this old cap was knew." [30]

Unter den Balladen fand ich ein paar, die ich noch nicht gekannt; die eine von Mickle ohne poetischen Wert, die andere altenglisch von Chatterton [2]), ein Meisterstück einfacher Größe. Zum Belege will ich einige Strophen hier anführen und sie in die neue Orthographie übertragen. Die Ballade heißt: „Charles Bawdins tragedy". [31] Dieser Charles ward von König Edward unschuldig zum Tode verurteilt. Einer seiner Freunde, Caning, bittet den König um Gnade, und sagt ihm unter anderem:

„My noble liege, the truly brave
Will val'rous actions prize,
Respect a brave and noble mind,
Altho'in ennemies!"

Edward jedoch ist unerbittlich und schwört Bawdins Tod. Zu diesem begiebt sich nun Caning, um ihn über sein frühes Ende und Scheiden von Weib und Kindern zu trösten. Ihm antwortet der edle Charles:

„We all must die, said brave Sir Charles,
What bootes it, how or when?
Death is the sure and certain fate
Of all we mortal men."

Die Reden, die hierauf folgen, sind sehr schön, ebenso, was er zu seiner geliebten, untröstlichen Gemahlin sagt, der er die Erziehung ihrer Kinder empfiehlt. Tröstend spricht er:

---

[1]) Aug. Friedr. Ernst Langbeins „Neuere Gedichte", Tübingen 1812, S. 230.
[2]) Thomas Chatterton (1752—70) gab seine Dichtungen anfangs anonym heraus. „Works", 3 Bände. London 1803.

„'Tis but a journey I shall go
Unto the land of bliss,
Now as a prove of husbands love
Receive this holy kiss."

Als die Gerichtspersonen kommen, ihn abzuholen, und die beiden Gatten scheiden müssen, heißt es:

„Till tired out with raving loud
She fellen on the floor;
Sir Charles exerted all his might,
And march'd from out the door."

Mit großem Zuge, der beschrieben wird, kommen sie am Richtplatz an. Der Dichter fährt fort:

„At the great minster's window sat
The king in mighty state,
To see Charles Bawdin go along
To his most welcome fate."

Sir Charles sagt zu dem schlimmen Könige:

„Thou seest me, Edward, traitor vile,
Expos'd to infamy,
But be assur'd, disloyal man,
I'm greater now than thee!"

Er fährt hierauf fort, ihm seine Ungerechtigkeit und seinen eigenen Wunsch zu sterben, zu beweisen, und nun kommen folgende meisterhafte Verse:

„King Edward's soul rush'd to his face,
He turn'd his head away,
And to his brother Gloucester
He thus did speak and say:

To him, that so much dreaded death
No ghastly sorrows bring,
Behold the man he spake the truth
He's greater than a king!"

Welch ein Wort! Welch ein erhabener Gedanke! Alle Schriften Popes können diese einzige Stelle nicht aufwiegen. Sir Charles' Verdienst, sein edler Mut in der Todesstunde ist so groß, so rührend, daß sein ärgster Feind Edward, der ihn richten läßt, daß dieser, das Erröten im Angesichte, gestehet:

„Behold the man; he spake the truth,
He's greater than a king!"

Das ganze vorige Gedicht kann Bawdins Unschuld und Größe nicht so beschreiben, als es diese beiden Zeilen thun. Das ist die Kraft der altenglischen Muse. Das Gedicht schließt mit der Beschreibung von der Hinrichtung von Sir Charles.

Am 31. Juli 1815. Châtenoy.

In joy and grief is shared this mortal state,
They knok alternate on our mansion's gate;
Grief on a sudden comes, again it flies,
For nothing lasts; thus come and go our joys.
A happy state shall never long endure,
Thus I was forced to quit my dear Nemours.
And in a charmless farmers-house to dwell,
I left the town which I did love so well.
Those lovely dales I do regret invain,
Seeing a great immeasurable plain
Before mine eyes, where's seldom ev'n a tree,
Poor huts, poor people, and poor fields I see;
Forsaken quite, from ev'ry friend afar,
I tell my sorrows to the evening star.
He seems to say: A town is well to miss
For the sweet charms of harmless loneliness.
I liked it well on Rhine's majestic flood,
But in a desert, what is solitude?

Am 1. August 1815. Châtenoy.

Ich bin in der That auf einem elenden Dorfe, in reizloser Gegend, mit dem Hauptmann in einem Pächtershause. Das beste ist, daß wir nur anderthalb Stunden von Nemours entfernt sind. Tschamarin und Tautphöus sind zwei kleine Stunden weiter in Garantreville. Schneider hat gleichfalls ein Detachement, eine halbe Stunde von hier, zu Chevrainvilliers; er wohnt bei jenem alten Republikaner, Herrn Rourelle, dessen ich schon erwähnte, und der dort auf einem Landhause mit seiner Tochter lebt, die ich gleichfalls bereits bei Madame Micheleau gesehen habe. Der Maire von Chevrainvilliers wohnt einen Büchsenschuß weiter in Verteaux; er hat in dies letztere Dorf seit langer Zeit keine Einquartierung gelegt; die Bauern von Chevrainvilliers, die die Last allein tragen mußten, beklagten sich daher beim Hauptmann, und Schneider wird nun mit seinen Leuten nach Verteaux hinüberziehen. Ich besuchte gestern Herrn Rourelle, der mich sehr freundlich aufnahm. Er glaubte, daß ich von Nemours käme, um bei ihm zu essen, da er mich dort eingeladen hatte. Er führte mich auch in seine Bibliothek und sagte mir,

daß sie mir zu Diensten stünde. Ich wählte die „Caractères" de La Bruyère[1]) zur Lektüre. Uebrigens wohnt Herr Rouxelle ziemlich arm und traurig; es scheint, daß seine vorige Einquartierung sich schlecht betragen habe; denn es liegt alles in großer Unordnung. In einem Hause, wo sich Frauenzimmer befinden, ist das nicht angenehm zu sehen. In derselben Affaire, nämlich wegen Verlegung der Truppen nach Verteaux, war ich diesen Morgen in Nemours bei unserem Obersten. Ich benützte diese Gelegenheit, meiner Hausfrau eine Visite zu machen. Ich mußte mit ihr frühstücken. Sie hat Lieutenant Spessart zur Einquartierung erhalten. Er ist zufrieden; doch war er anfangs ein wenig rauh mit ihr, und sie fürchtete sich vor ihm.

Am 2. August 1815. Châtenoy.

Gestern Nachmittag schenkte uns der Oberst die Ehre seines Besuchs; er kam zu Wagen mit Oberlieutenant Schüssel, seinem Adjutanten, und will die Dörfer alle bereisen, wo die Compagnien detachiert liegen. Der Hauptmann war gerade in Garantreville bei Tschamarin. Ich fuhr mit dem Obersten zuerst nach Verteaux zu Schneider, der wie gewöhnlich geschlafen hatte und fast im Hemde vor uns erschien, sodann nach Garantreville. Der Oberst verließ uns bald, ich blieb dort und fuhr mit dem Hauptmann nach Hause. Vorher besuchten wir noch mit Tschamarin und Tautphöus ein nahgelegenes Dorf, wo keine Truppen waren, ob es vielleicht belegt werden könnte; allein es sind lauter arme Leute dort.

---

Ein Beispiel von französischer Hartherzigkeit zu geben, diene folgendes:

Der Pfarrer des hiesigen Orts ist ein Mann von 86 Jahren, ein ehrwürdiger Greis, der einst gute Tage gesehen hat, und nun in Kummer und Elend lebt. Er besuchte gestern, als ich nicht zu Hause war, den Hauptmann, und dieser gab ihm ein Glas Wein zu trinken. Als er wieder hinaus und durch die Küche ging (sollte man es wohl glauben!), fuhr ihn die Pächtersfrau mit den härtesten Worten an und verbot dem 86jährigen Greis, ihrem eigenen Seelsorger, je wieder über ihre Schwelle zu kommen. Die Ehrfurcht gegen das Alter ist in Frankreich gänzlich verschwunden; es ist im Gegenteil ein Ziel des Spottes geworden. Uebrigens haben diese Leute ihr ganzes Haus mit Heiligenbildern beklebt

---

[1]) Jean de La Bruyère (1645—96). Sein Meisterwerk: „Les caractères de Théophraste" (Paris 1688).

und ihrem alten, kranken Pfarrer neiden sie einen Trunk Weins. Der gekränkte Greis hat dem Hauptmann diesen Morgen einen Brief geschrieben, in dem er sich über das Betragen der Pächterin beklagt. Wir luden ihn zu Tische und schickten ihm auch nachher zwei Flaschen Weins ins Haus. Er ist aus guter Familie, sein Vater und Großvater bekleideten ansehnliche Würden in Frankreich, und er hängt deswegen mit ganzer Seele an den Bourbons. Vorher war er Domherr und hatte 6000 Livres Einkünfte. Und jetzt — — — Wir begleiteten ihn in seine Wohnung. Er hat ein kleines, finsteres Bauernstübchen und keine Seele bei sich, die ihm sein Hauswesen besorgte. Er kocht sich selber, er macht sein Bett. Dieser alte Mann, der die Pflege doppelt nötig hätte, ist ganz allein, einen Hund und Kanarienvogel ausgenommen. „Dieser letztere," sagt er mir, „ist mein einziger Trost." Er hat ihn immer vor sich in seinem Käfig stehen und sieht seinen kleinen Spielen zu. Früher hierhergekommene Soldaten haben ihm vollends sein bißchen Wäsche und seine Habseligkeiten genommen. Welch eine Barbarei! „J'avais quelques chemises," sagte er, „on me les a pris." Sowohl Hund und Vogel sind Geschenke des Herrn Rouxelle, seines einzigen Wohlthäters. Dieser Greis hat noch seinen vollkommenen Verstand und liest noch alle Sonntage die Messe. Il fait des prières pour son bon roi, wie er sich ausdrückte. Wenn dieser Mann stets in solcher Armut gelebt hätte, würde sie ihm erträglicher sein. Er dankte uns tausendmal für die Güte, die wir ihm erzeigt. Gegen mich hat er eine besondere Anhänglichkeit, da er, wie er sagt, viel Lobenswürdiges von mir durch Herrn Rouxelle und den Maire des Ortes gehört hätte.

---

Hauptmann Wendel und Orff besuchten uns heute, wie auch Raiger. — Mit Hauptmann Weber lebe ich nicht sehr gut, man kann ihm nichts recht machen. Er spricht nicht französisch, und ich muß daher immer seinen Dolmetscher machen, und dabei ist er mißtrauisch und glaubt, daß ich öfters andere Dinge ausrichte, als er mir sagt u. s. w.

---

Die Muße, die ich hier habe, gab mir Anlaß, eine größere poetische Arbeit zu unternehmen, die aber wohl kaum vollendet werden wird, obgleich der Plan zu mehreren Gesängen bereits gemacht ist. Es soll nämlich ein episches Märchen werden, mit dem Titel: „Die Harfe Mohamets."

Am 4. August 1815. Châtenoy.

Tschamarin aß gestern mittag mit uns: ich ging ihm entgegen bis vor Garantreville und begleitete ihn hierher. Wir sprachen meist von Politik und den Aussichten in die Zukunft. Tschamarin blieb bis nachts bei uns, ich ging mit ihm zum alten Pfarrer, und wir luden ihn zu Tische. Tschamarin hatte zwar viel Mitleiden mit dem Alten, aber er hat doch keinen rechten Glauben an die Menschheit, denn als der Pastor sagte: „Ich liebe die deutsche Nation," so rief er auf deutsch: „Er lobt das gute Mittagsmahl, das er ißt." Solche Bemerkungen würden mir nicht beifallen.

Des Abends fuhr ich mit einem Sergeanten unserer Compagnie nach der Stadt, doch kam ich nicht nach Nemours selbst, sondern erstieg einen der nahen Felsenberge und labte mich an der lieblichen Aussicht. Dann ging ich hinab in den Garten des Herrn Micheleau, in der Hoffnung, ihn oder sie dort anzutreffen; allein ich wartete umsonst. Endlich begegnete mir die Magd, die mir sagte, daß Madame nicht wohl wäre. Ich hatte nicht mehr so viel Zeit, um in die Stadt zu gehen. Ich nahm daher ein Baumblatt und einen langen Stachel eines Akazienbaumes, schrieb mit demselben auf das Blatt, daß ich dagewesen, nahm ein größeres, in welches ich das kleinere wickelte, und steckte es mit dem Akazienstachel wie mit einer Stecknadel zu, indem ich es der Magd, als der Briefträgerin, übergab.

Am 5. August 1815. Châtenoy.

Eine Hiobspost überraschte mich heute auf die unangenehmste Weise. Ich glaubte nämlich, nach Verfluß der nächsten fünf Tage wieder nach Nemours zurückzukommen; allein es ist leider nicht so. Wie man sagt, rücken wir in die Linie des 2. Bataillons ein, abermals in ärmere Dörfer, und noch entfernter. Das hat mich sehr niedergeschlagen, ich lebe hier traurige Tage und ich hoffe, bald wieder in das Haus des Herrn Micheleau zu kommen. Sei's denn, wie's will.

Der alte Pastor hat heute mit uns gegessen; er ist besonders gegen mich sehr freundlich und küßte mir heute die Hand, ohne daß ich es hindern konnte. Er sagte, daß ihm meine Physiognomie so wohl gefiele, und daß er sich nur habe barbieren lassen, um mich umarmen zu können. Ich ließ mir von ihm einige Details in Hinsicht des Herrn Nourelle erzählen, die sonderbar genug waren. Herr Nourelle liebt die christliche Religion nicht; er lebt mit seiner Magd, als seiner Frau, und ist von seiner wirklichen Frau geschieden, die zu Paris wohnt und eine gute

Katholikin ist. Kömmt er dahin, so besucht sie ihn, er aber sie nicht. Seine beiden Söhne (die gleichfalls in Paris sind) und seine Tochter wurden nicht getauft, und er widersetzt sich ihrer Taufe. Uebrigens ist er ein freimütiger und edler Mann. Dergleichen Erscheinungen würden in Deutschland eine Seltenheit sondergleichen sein, in Frankreich sind sie es eigentlich nicht. Der alte Pfarrer zog aus dem Charakter des Herrn Rouxelle den Schluß, qu'on peut être homme de bien, sans être chrétien.

engl. Am 6. August 1815. Châtenoy.

Wenn ich an jene schönen Stunden denke, die ich in B . . . . . . .'s Nähe zu München zubrachte, an unsere Zusammenkünfte an jenem und diesem Orte, an die Zeichen, die er mir teils von seinem Anteil gab, teils von seiner Gleichgültigkeit und seinem Stolze, wenn ich an meine eigene Neigung denke, die ich für ihn hege, wenn ich ferner denke, daß ich ihn seit vier Monaten nicht sah, obgleich er zuweilen nicht weit von uns entfernt war: dann steigt sein Angedenken lebendig in meiner Seele empor, und mit seinem Angedenken die Hoffnung, daß dies alles nicht ganz umsonst gewesen sei, daß ein schönes Wiedersehen mir vergelten wird und daß wir noch Freunde sein werden. Aber wenn die Vernunft laut wird, so sagt sie mir, daß ich so bald keine Hoffnung habe, ihn zu begegnen.

Bis zum Ende dieses Monats werden wir, wie es heißt, in unseren Standquartieren bleiben; auf dem Marsche werden wir uns nicht sehen, da wir uns auf dem Hierherweg nicht einmal gesehen haben, wo wir doch noch viel gedrängter marschierten.

Nach München zurückgekehrt, werde ich wahrscheinlich auf einige Zeit Urlaub nehmen, um meine Eltern zu sehen, und wenn ich nach dem Karneval zurückkehre, wird er vielleicht abreisen. Uebrigens lebten wir ja in München einen ganzen Winter zusammen und kamen uns doch nicht näher. Wie schlecht stehen also meine Hoffnungen. Nur ein außerordentlicher Zufall kann die Gestalt der Dinge verändern.

Am 8. August 1815. Châtenoy.

Wir marschieren noch diesen Nachmittag von hier weg und nach Nemours; morgen aber verlassen wir diese Gegenden ganz, und ich weiß noch nicht, ob nun nach Bayern zurückzukehren oder andere Standquartiere zu beziehen. Meine Wünsche sind für München, doch es ist mir verdrießlich, Frankreich zu verlassen, ohne Paris gesehen zu haben. Zu Herrn

Nouzelle kann ich nicht mehr gehen; ich werde ihm die Bücher durch den Pfarrer schicken. La Bruyères Schrift ist voll seiner Bemerkungen. Sein größtes Verdienst ist, ein feiner Menschenbeobachter zu sein, oder er hat vielmehr kein anderes Verdienst, als dies Talent, welches er aber in sehr hohem Grade besitzt. Uebrigens könnte jeder, der sich ein gleiches Geschäft macht, und dabei La Bruyères Stil besäße, die mancherlei Charaktere, die sich in seiner Umgebung befinden, mit gleichem Erfolge abmalen.

La Bruyère war zu seiner Zeit interessanter, als er jetzt ist, obgleich sein Buch nie aufhören wird, nützlich und angenehm zu sein. Ich habe mir einige Auszüge davon gemacht. Er ist den Franzosen, was uns Herr von Knigge. Die Schmeicheleien auf Ludwig XIV. sind unwahr und abgeschmackt [1]).

Des Abends zu Nemours.

Ich bin wieder im Hause des Herrn Micheleau; ich ward aufs beste, aufs zuvorkommendste empfangen; allein was frommt es mir, da es mir um so weher thut, mich von diesen Leuten zu trennen? Doch das ist der Lauf der Welt. Wir gehen gegen Auxerre in Burgund, Departement der Yonne, wohin das Hauptquartier kommen wird, um dort aufs neue zu kantonieren. Es scheint, dieser Krieg ist noch nicht zu Ende; zum mindesten kann Ludwig XVIII. nicht König von Frankreich bleiben; der Haß gegen ihn ist zu allgemein. Wenn er in Paris von seinem Fenster aus das Volk grüßt, ruft man ihm Vive l'empereur! entgegen. Es kann nicht so dauern. Herr Micheleau wies mir heute, mit einem Vertrauen, das ich nicht mißbrauchen konnte, seine Insignien von einem Veilchenorden zu Gunsten Bonapartes, und auch eine Menge Spottlieder auf den armen Ludwig und gab mir einige davon zum Geschenke. Ich werde sie mit nach Deutschland nehmen. Ich muß gestehen, das Land, in dem ich mich befinde, erregt mir zugleich Langeweile und Abscheu. Welch ein Volk! O mein Vaterland, um wie viel besser bist du! Ich weiß kaum, welche Schandthat größer ist, den feurigsten Enthusiasmus für einen blinden Wüterich zu nähren, oder denjenigen ganz im Stiche zu lassen, für den man ihn genährt hat. Sie wagten es, einen Tyrannen zu lieben; aber den Geliebten zu verteidigen mit Gut und Blut, dieses wagten sie nicht. O der Feigheit sondergleichen! Wir haben Dinge in dieser Zeit erlebt, worüber unsere Geschichtsschreiber Lügner scheinen werden der Nachwelt.

---

[1]) „Caractères“, chap. X., a. E. („Du souverain“.)

Diesen Abend aß Spessart mit uns, der, wie ich schon sagte, hier wohnt. Er ist angenehm, selbst witzig — was aber die Indecenz seiner Gespräche betrifft — —

engl.

doch mein Tagebuch kennt ihn schon von Schloß Mähren in Tirol. Uebrigens ist er kein gemeiner Mensch. Er erzählte mir viel von Paris, wo er zwei Tage war, aber er machte mich nicht sehr wünschen, diese Stadt zu sehen; im Gegenteil. Er erzählte mir, daß auch Gönner und Perglas zusammen dort gewesen wären, aber daß dieser letztere (ich schreibe es mit dem größten Widerwillen), daß dieser letztere seine Unschuld einem Mädchen im Palais Royal ließ. Ich wollte es nicht glauben; Spessart gab mir Versicherungen. Wenn es wahr ist, verdamm' ich ihn nicht, er ward verführt. Böse Gesellschaft verdirbt gute Sitten. Er hört ja von den Offizieren von nichts als Zoten sprechen. Ich hoffe, daß seine Grundsätze noch gut sind, und daß er bereut. Der Fehler bleibt groß, weil er unersetzlich ist, aber seine Tugend war nur übertäubt, und noch hat er sie nicht verloren. Vielleicht, wenn wir Freunde geblieben wären, wäre dies nicht geschehen. Dieses Vielleicht ist für mich schrecklich. So wäre ich selbst daran schuldig. Aber wenn es auch wahr ist, so hoffe ich, war es nur die Schuld heißen Blutes; nichts anderes. Das Beispiel ist zu verführend. Perglas glaubte nichts Fehlerhaftes zu thun, nichts anderes thuend, als was er jeden thun sah. Ich denke, ich höre ihn noch, wie er gegen tierische Freuden predigte. Und nun? O was ist der Mensch! Wie schwach, wie elend. Das macht mich traurig. Ich hätte noch andere schlimme Dinge zu erzählen, aber genug für heute, des Schlimmen genug!

Am 9. August 1815. Brannay.

Les choses les plus souhaitées n'arrivent point, ou, si elles arrivent, ce n'est ni dans le temps, ni dans les circonstances où elles auroient fait un extrême plaisir [1]).

Das sind die Worte La Bruyères; ich hielt sie für eine klingende Phrase, sie ist wahr. Mein liebster Wunsch war, nach München zurückzukehren, dort mit meinen Freunden und Bekannten zu leben; ich freute mich auf unseren Einzug; auf all das, was mir diejenigen sagen würden, die ich achte und liebe —, ich hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht, wir werden nicht mehr nach München kommen. Es werden der Garde noch zwei neue Bataillone hinzugefügt, welche hier in Frankreich,

[1]) „Caractères," chap. IV. („Du cœur".)

aus auserlesenen Leuten unserer Regimenter errichtet und gekleidet werden. Demnach kommen mit den Jägern vier Bataillone nach München, und die Kasernen haben kaum Raum für diese. Es bleibt uns also keine Aussicht, dahin zurückzukehren. Da zieh' ich denn in Frankreich umher und weiß noch nicht einmal, welche Heimat ich einst haben werde. Was ich mit München verliere, ist mir nirgend ersetzlich. Nicht genug, daß ich alle Vorteile der Hauptstadt, die Bibliothek, die Leichtigkeit verliere, mich in fremden Sprachen zu üben, die Nähe des Königs, der mich kennt und mir einst zu einer Standesveränderung beförderlich sein könnte; nicht genug, daß ich meine Bücher und Papiere nicht ganz in Ordnung in München zurückließ, die bei ihrer Versendung durch viele neugierige Hände gehen müssen; nicht genug, daß ich mit meinen Münchener Freunden nicht mehr zusammenkommen werde, daß ich weder die liebenswürdige Familie des Herrn von Harnier, noch die schöne Euphrasie, noch meine guten Hausleute wiedersehen darf; nicht genug, daß ich wahrscheinlich gezwungen sein werde, mich in einer gänzlich fremden Stadt niederzulassen; auch meine liebste, süßeste, mildeste Hoffnung scheitert an diesem Ereignis, meine Freundschaft mit B.

engl.

Vielleicht habe ich ihn schon das letzte Mal gesehen. Nicht mehr dieselbe Mauer wird uns umgeben. Meine glücklichste Zeit ist vorüber, und es kommen schlimmere Tage. Mein liebenswürdiger blonder Freund! Für immer verlor ich dich! Für immer! O dieser Gedanke ist mehr als unendlich traurig für ein liebendes Gemüt. Meine Hoffnungen sind dahin, und sie waren so holdselig. Fahre wohl, meine Glückseligkeit, fahre wohl!

So soll ich nie die Seele kennen
Von diesem vielgeliebten Bild;
Das Schicksal will mir's nicht vergönnen,
Die Wünsche bleiben unerfüllt.

Ich seh' die Abendwolken sich verklären,
Die Sonne sinkt, die Sonne steigt;
Allein im ewigen Entbehren
Leb' ich, solang mein Faden reicht.

O wunderbares Menschenleben!
So plötzlich nahst du, fliehst so schnell,
Und hast am Ende nichts gegeben,
Als einen Thränenquell!

---

Diesen Morgen nahm ich mit Bedauern von Madame Micheleau Abschied, mit dem Versprechen, ihr von meinem Vaterlande aus zu schreiben. Wir machten einen Marsch von acht Stunden durch den häßlichen Marktflecken von Chéroy, wo der Stab blieb, zwei Stunden von hier. Die Gegenden, durch die wir kamen, waren nicht ganz reizlos. Brannay ist ein ansehnliches Dorf, zum mindesten viel wohlhabender, als Châtenoy und Garantreville. Unsere Compagnie ist in drei Orte verteilt, Schneider detachiert; ich wohne ziemlich hübsch mit Tautphöus. Die Umgebungen sind liebliche Gründe; ich machte einen kleinen Spaziergang und sah die Sonne untergehen. Es war ein schönes Schauspiel, der Westen lag voll goldenroter, ziehender Wolken. Daher auch obige Verse.

Am 10. August 1815. Villeneuve sur Yonne (le roi).

Wir kamen nach einem ziemlich langen Marsche durch hübsche Gegenden hierher, in eine kleine Stadt von 4000 Einwohnern an der Yonne. Es ist eine herrliche, breite Straße, in der ich wohne, bei Herrn Olivier und seiner bösen, geizigen Ehehälfte. Die Kathedrale ist ein großes, altes, sonderbares Gebäude, halb römisch, halb gotisch. Die Gegend ist malerisch, die Stadt umringt von Gärten. Ich traf hier einen älteren Bruder Schnizleins, welchen ich schon von längerer Zeit her kannte. Im Quartiere bin ich mit Tautphöus; aber dieser kann zuweilen sehr unartig und kindisch sein, wie er mir heute bewies.

Diesen Abend verfertigte ich ein französisches Lied gegen Bonaparte, aufgebracht über jene mir von Herrn Micheleau geschenkten Gesänge zu seiner Gunst. Obgleich es von keinem poetischen Werte ist, so will ich es doch als Versuch in einer fremden Sprache hierhersetzen. Der Refrain bezieht sich auf eine französische Chansonnette, welche anhebt: „Napoléon est mon garçon" 2c.

## Le Corse chez les Anglais.

Anmerkung am Rande: Man sagte damals, daß Bonaparte in England ans Land gebracht und auf ein schottisches Bergschloß geführt worden sei.

Le voilà donc en Angleterre,
Du monde le grand ennemi,
Et cette intarissable guerre
La voilà terminée aussi.
Napoléon,
Mon bon garçon,
Comment ça va en Albion?

Ah, il faut que je vous confesse,
Ça va fort mal, mes chers amis,
Je croyais de vaincre sans cesse,
Me voilà donc vaincu est pris;
Pour échapper
Il faut flatter
A ceux qui m'ont fait prisonnier.

Epargnez votre flatterie,
De vos forfaits le monde est las,
Toute l'Europe s'est unie,
Certes vous n'échapperez pas.
Tous les souhaits
Sont pour la paix
Restez, restez, chez vos Anglais!

Vous nourrissiez donc l'espérance
Encore de troubler le repos?
De rentrer de nouveau en France,
Mais vous vous trompez, mon héros.
Napoléon,
Mon bon garçon,
Comment ça va en Albion?

Vivez en sage et honnête homme,
Ne formez point de vains souhaits,
Jamais le gentil Roi de Rome
Ne régnera sur les Français;
Car on craindra
Qu'il ne sera
Semblable à son chéri papa.

Compte donc tes belles victoires,
Compte tes défaites aussi,
Tu peux écrire tes mémoires,
Car ton cours est enfin fini;
Sois donc content,
Ce qu'en naissant
Tu avais, tu l'as maintenant.

Am 11. August 1815. Les Voves bei Joigny.

Darf ich daran denken, was vor zwei Jahren an diesem Tage und in dieser Stunde geschah, in der ich jetzt schreibe? Ich war sehr glücklich! Es war ein großer Ball zu Nymphenburg, dem der liebenswürdige Graf M. und der Prinz W. beiwohnten. O welch eine Nacht war das und welch ein Abend! Meine Augen waren beständig auf die teuersten Züge gerichtet. Ich wurde nicht müde, sie anzusehen. Ich wußte nicht, wohin ich mich zuerst wenden, welchem von beiden ich zumeist folgen sollte. Es war eine so lange Zeit, seit ich M. nicht mehr gesehen hatte, und ich selbst sah ihn das letzte Mal jenen Abend. Unvergeßliche Zeit! Mit welchen frohen, sehnsüchtigen Gefühlen wandelte ich durch jene Säle, mir war so wohl, so selig, wie einem Heiligen, der dem Augenblick seiner Verklärung entgegensieht. Keine Zukunft kümmerte mich, ruhige Heiterkeit durchströmte mein ganzes Wesen. Selbst als das Fest zu Ende war und wir nach München zurückfuhren, war es nicht der Schmerz der Trennung, den ich empfand. Das Andenken meines Glückes, das noch in blühenden Farben vor mir stand, und der Gedanke, daß es vergangen sei, erfüllten mich mit einer sinnigen Wehmut, um welche die Hoffnung freundlich flatterte. Ich wußte noch nicht, daß mir kein solcher Tag mehr bevorstand. Zwei Monate darauf wurde die Allianz Bayerns mit den vereinigten Mächten geschlossen. Graf M. reiste mit seinem teuren Bruder nach Frankreich zurück [1]; Prinz W. fiel bei Hanau [2]. Wer hätte

[1]) Siehe S. 68.
[2]) Siehe S. 71.

damals gedacht, daß ich die stille Feier dieses Tages nach zwei Jahren mitten in Frankreich begehen würde? Ich glaubte, es müßte mir heute etwas Angenehmes begegnen, etwa B. Ich erfuhr aber nichts Besonderes.

Diesen Morgen marschierten wir gegen sechs Uhr von Villeneuve ab und blieben auf der Landstraße, immer längs der Yonne bis Joigny. Diese Gegenden sind sehr angenehm und reich an Reben. Ich war bei der Arrieregarde kommandiert, zur Bewachung eines gefangenen Franzosen, welcher Maire in der Gegend von Nemours gewesen und fortgeführt wurde, da man Waffen in seinem Hause fand. Joigny ist eine hübsche und, wie es schien, ziemlich bevölkerte Stadt. Homer würde sie die rebenbekränzte [1]) nennen. Sie ist größtenteils auf einem Hügel gebaut; ich sah zwei Kirchen. Die Yonne ist dort ziemlich breit; wir passierten sie auf einer schönen Brücke. Hier liegt unsere Compagnie in einem wohlhabenden Dorfe, das ein hübsches Schloß hat, wo drei Offiziere wohnen. Ich bin, und zwar sehr gut, bei Herrn Cloche, dem Maire. Von hier sind fünf Stunden nach Auxerre, ebensoviel nach St. Florentin.

Am 13. August 1815. Sacy bei Vermenton.

Seit gestern abend sind wir hier in unserem Standquartiere, einem großen, aber äußerst erbärmlichen Dorfe, sieben französische Meilen südlich von Auxerre. Ich wohne in einem elenden Bauernhause, wo mich alles anekelt, was ich betrachte. Auch der Hauptmann und Oberlieutenant, die zusammen im Quartiere sind, wohnen ziemlich schlecht.

Wir verließen Les Voves gestern früh um vier Uhr, passierten Vassou, einen schönen Ort, wo unser Stab lag, und kamen nach Apoigny, wo sich das Regiment versammelte. Hier erhielten wir unsere Dislokation, und ich sah fast alle unsere Offiziere. Die 4. Compagnie blieb in Apoigny. Von dort aus hatten wir noch zwei Stunden nach Auxerre, durch dessen Vorstädte wir marschierten. Dort ist das Hauptquartier. Auxerre ist eine große, aber finstere Stadt, hart an der Yonne, auf der man viele Fahrzeuge sieht. Es sind dort vier große, altertümliche Kirchen, die ich gerne näher besehen hätte. So weit das Auge reicht, erblickt man nichts als üppige Weinberge. Wir passierten die Yonne. Der Stab kam nach Grouère. Wir setzten unseren Weg beständig auf der großen Straße nach Dijon fort, bis eine Stunde vor diesem Orte. Wir legten in allem zwölf Stunden zurück, und es regnete den ganzen Tag abwechselnd.

[1]) „ἀμπελόεις“, II. B. 561 und öfter.

Dies hinderte mich jedoch nicht, die herrlichen und milden Gegenden zu betrachten, durch die wir kamen. Blühende Rebenhügel mit ihrem heiteren Grün, anmutige Thäler, durch deren Gesträuch sich die Yonne schlängelt, malerische Dörfer mit ihren Gärten am Ufer des Flusses. Dort möchte ich wohnen, hätt' ich kein Vaterland. Leider verlieren sich diese Neigungen allmählich, je näher man Sacy kommt. Uebrigens ist die hiesige Gegend keineswegs ganz reizlos und bei weitem schöner, als die um Châtenoy. Es wächst hier ziemlich viel Wein, aber gar kein Getreide. Alle Felder stehen voll Nußbäume. Die Häuser sind aufgerichtete Steinhaufen, fast ohne Fenster. Dies ist um so mehr zu verwundern, da wir überall, wo wir durchkamen, die schönsten Dörfer trafen. Wir passierten zwei kleine, hübsche Städte, St. Prix und Vermenton.

---

Ich weiß nicht, wie ich mir seit einiger Zeit vorkomme. Ich betrachte alles, ich beobachte die Menschen und ihre Werke, aber ich lebe nicht mehr mit ihnen; ich stehe im Parterre, statt auf der Bühne. Als mich vor einigen Tagen Lieutenant Schneider fragte, was er thun müßte, um es mir recht zu machen, sagte ich: „Mehr denken und weniger reden." „Und du," erwiderte er, „mußt mehr reden, aber weniger denken." „Nein," fiel ihm Tschamarin ins Wort, „weniger denken und mehr handeln." Er kennt mich zum Teil, ich fühlte den Stachel seines Vorwurfs.

Am 14. August 1815. Sacy.

Dem heutigen Tage verdanken zwei kleine Gedichte den Ursprung, wovon ich das eine „Atalanta und Maitland" [1]), das andere „Die Schrift am Bache" [2]) betitelte. Dies letztere Liedchen ist vielleicht kein ganz mißlungenes.

---

Die Zeitungen sagen wenig Besonderes. Der Erzherzog Karl soll zum Vizekönig von Italien ernannt werden. Den Exkaiser von Frankreich will man nach der Insel St. Helena bringen, er sträubt sich aber gewaltig dagegen und droht, sich umzubringen, wenn man seinen Bitten nicht willfahren wird. Glückliche Drohung! Seine Brüder Joseph und Jérôme sollen gefangen sein mit Marschall Ney. Murat irrt flüchtig in den Alpen. Dies ist das Los jener gekrönten Familie. Sehr schön ist

[1]) „An die Jägerin Atalante." Mss. Mon. Nr. 5.
[2]) Ibidem.

eine Zuschrift des 10. französischen Regiments an seine Waffenbrüder, dabei heißt es unter anderem: „Alors reparut cet homme, qui nous doit tant de triomphes éclatants, et à qui nous devons tant de funestes désastres! Il reparut, agitant ce drapeau tricolore auquel son astucieuse éloquence rattachait des souvenirs glorieux, et qui, déserté quatre fois par lui, aurait dû ne nous rappeler, que sa honte.“ Weiter unten heißt es: „Il avait promis de mourir, quand il se croyait sûr de vaincre, le ciel a trompé son espoir; son lâche cœur a trahi sa promesse.“ Der Schluß des Ganzen ist: „Ralliez vous au panache blanc, et prouvez, que l'étendard sans tâche est le seul qui convienne à des soldats français. Vive le roi!“

Die Zeitungen sagen auch, daß Graf Barclay de Tolly zu Paris ist und also auch Nathan.

Am 16. August 1815. Sacy.

Gestern machte ich ein kleines Gedicht, anfangend:

Nicht mehr der Glocken feierlich Geläute ꝛc. [1])

Es bezieht sich auf den 5. August, ich weiß nicht, ob es einigen Wert hat. Heute schrieb ich drei Briefe, an Nathan zu Paris, an meine Eltern und an Liebeskind zu München. Unser Hauptmann bringt sie nach Auxerre, wohin er sich mit 21 Mann verfügt, die zu den Garden kommen.

Am 17. August 1815. Sacy.

Wiederkehrend nach dem Vaterlande,
Glaubt' ich deine Freundeshand zu drücken,
Liebe Bande
Würden uns, so hoff' ich, dann beglücken,
Wiederkehrend nach dem Vaterlande.
Doch die Nachricht, die mein Ohr getroffen,
Läßt mich nicht mehr dieses Süße glauben;
Jeglich Hoffen
Will des Himmels karger Schluß mir rauben
Durch die Nachricht, die mein Ohr getroffen.

In der That, es ist sehr traurig, daß alle meine Erwartungen und Wünsche umsonst sind. Sei es um das schöne München, aber meine Freunde, aber B! Ich bin verdammt, immer unglücklich in diesen Dingen zu sein. Ich verlor M., weil er München verließ; weil ich es verlassen,

---

[1]) Mss. Mon. Nr. 5.

verliere ich Fritzens Freundschaft; denn wer kann sagen, ob ich sie nicht noch erworben hätte? Ich wäre zufrieden genug gewesen, ihn zuweilen zu sehen. Er war die Blume meines gemeinen Lebens, er war, unwissend, der Mäcen meiner Muse. Wenn ich ihn doch nur noch begegnen und sprechen könnte im Laufe dieses Feldzuges! Aber ich denke wieder an La Bruyère: „Les choses les plus souhaitées" ꝛc.[1]). Diese Tage, hoffe ich, werden wir das traurige Sacy verlassen und ein anderes Standquartier beziehen. Niemand weiß, wie lange wir noch in Frankreich bleiben werden. Ich reise gern und liebe es, fremde Länder zu sehen. Aber sich von einem Dorfe auf das andere schleppen, ist reizlos genug. Ich liebe auch das Studium, aber hier sind meine Verstandeskräfte müßig und ohne Anstrengung. Heute erhielt ich einen langen Brief von meiner Mutter, vom 2. August datiert. Sie kopierte mir auch ein schönes deutsches Kriegslied, das mit dem Buchstaben G. unterzeichnet ist. Vielleicht ist es von Goethe.

Eine Strophe davon heißt:

„Seid noch, was ihr noch heißt, Teutonen,
Und tötet Varus' Legionen,
Vorwärts!
Und nie beschreit' ein Feindesheer
Des Mutterlandes Boden mehr.
Vorwärts!" [2])

Das Vorwärts, was sich auf Marschall Blücher bezieht, wird bei jeder Strophe wiederholt.

Am 18. August 1815. Nitry.

Hier sind wir denn in Nitry, eine Stunde von Sacy, einem ziemlich hübschen Orte, der, obgleich er weniger Weinbau hat, doch vorzüglicher ist, als Sacy. Die Gegend ist zwar flach; doch befindet sich unweit hier ein Gehölz, das angenehm zum Spazierengehen ist. Das Land ist übrigens wasserarm, das Getreide schlecht und fast nur spannenhoch. Das Dorf ist groß und hat 900 Seelen, die Gebäude sind ziemlich ansehnlich. Ich wohne hübsch genug und ohne Vergleich mit Sacy, bei einem Neffen des Maire, Tschamarin bei seinem Sohn, Tautphöus gleichfalls bei einem Neffen desselben. Die Familie ist sehr ausgebreitet und hat den ganzen Reichtum der Gegend inne.

Anmerkung am Rande: Sie heißen Gautherin.

---

[1]) Siehe S. 281, Anmerkung [1]).

[2]) Ist nicht von Goethe; vielleicht Gentz?

Der Maire selbst scheint ein braver, alter Mann; der Hauptmann ist bei ihm, bei seinem Adjoint Lieutenant Schneider. So gehören wir gleichsam nur zu einer Familie; jedoch diese Familie lebt im größten Unfrieden.

Am 19. August 1815. Nitry.

Die letzten Zeitungsblätter enthalten die Organisation der französischen Armee. Sie soll in allem aus nicht mehr als 100000 Mann bestehen. In jedem Departement wird eine Legion formiert zu drei Bataillons, jedes derselben zu acht Compagnien; doch diese sind sehr schwach. Außer diesen Legionen bestehen noch die königlichen Garden. Zu Paris, heißt es, soll es ruhiger werden. Bonaparte ist wirklich auf dem „Northumberland" eingeschifft worden, um nach St. Helena gebracht zu werden [1]). Europa stößt ihn aus. Er hat sein Wort abermals gebrochen, da er abermals versprach, sich zu töten, ohne es auszuführen. Er wird Komödie spielen bis an sein Ende. Als man ihm sagte, daß, wenn er nicht in der Gewalt der Engländer sein wollte, man ihn den Russen überliefern würde, rief er aus: „Dieu me garde des Russes!" Wenige seiner Begünstigten begleiten ihn. Seine öffentliche Laufbahn scheint nun auf immer geendigt. Der größte Wunsch dieses Mannes, von sich sprechen zu machen, ist vorüber.

Unter einem Gemälde las ich heute folgende Worte über die persönliche Tapferkeit eines Helden inmitten der Schlacht:

„Par le danger, par le carnage
Ses pas ne sont point arrêtés,
Il semble hériter du courage
Des soldats morts à ses côtés.
A voir un si noble audace,
Qui ne croirait, que ce guerrier
Prendroit le dard qui le menace
Pour une branche de laurier?"

Ein Franzose würde diese Bilder herrlich finden; jeder andere findet die ganze Verkehrtheit des französischen Geschmacks in diesen wenigen Reimen. Meine Lektüre machten heute ein paar Feenmärchen von Madame de D., „L'Oiseau bleu et la belle aux cheveux d'or" [2]). Der Stil ist das Angenehmste dieser Märchen, er ist einfach, leicht, naiv.

---

[1]) Am 7. August.

[2]) Les Contes des fées par D. (madame la comtesse d'Aulnoy). Paris 1698 und öfter.

Heute nachmittag machte ich einen Spaziergang in das schon erwähnte Gehölz. Es hat angenehme Plätze. Meine Beschäftigung war aber keine andere, als mich vor einen Ameisenhaufen zu stellen und der Arbeit dieser Tierchen zuzusehen. Sie waren größer, als die gewöhnlichen Ameisen; deswegen konnte man sie desto besser bemerken. Ich konnte nicht genug ihre Klugheit und Geschicklichkeit anstaunen. Man sollte meinen, daß die Menschen all ihre Fertigkeiten den Tieren abgelernt hätten. Zum mindesten haben uns diese Ameisen nichts abgesehen, und sie hantieren wie wir.

---

Meine Hausleute sind ein junges Pärchen, das keine Kinder hat. Ich muß gestehen, daß es mir hier gefällt und daß ich länger hier zu bleiben wünsche. Ich finde nun freilich keine Rheingegend, in der ich wandeln, keine Madame Micheleau, die für mich besorgt sein, keinen Nathan, mit dem ich ein freundschaftliches und vernünftiges Gespräch führen könnte, mais pourtant je suis à mon aise.

Am 21. August 1815. Nitry.

Die Muse gab mir heute einen poetischen Tag, und ich schrieb zwei Gedichte nieder von ganz ungleichem Inhalte, vielleicht auch von ungleichem Werte. Das eine ist an den „Northumberland" gerichtet, dasselbe Schiff, das Bonaparte nach St. Helena [1]) brachte. Das andere führt den Titel „Guarini" [2]) und enthält das Lob dieses Dichters. Nach so mancher angenehmen Stunde durch ihn glaubte ich ihm diese Erkenntlichkeit schuldig zu sein. Sowohl gestern als heute machte ich ziemlich weite Spaziergänge in dem angrenzenden Wald, und stets war der „Pastor fido" mein treuer Begleiter, wie am Rheine. Wenn obiges Gedicht einigen Wert hat, so besteht er in der Leichtigkeit desselben und in der Schwierigkeit der Versart. Wenn ich doch jemand um mich hätte, der meine Gedichte beurteilte; ich habe niemand, der Lust dazu hätte und Geist.

---

Gestern hatten wir Sonntag, und unsere Compagnie besuchte die hiesige Kirche; ich war mit ihnen. Ihre Zeremonien wichen in einigen Stücken von denen der Katholiken in Bayern ab. Es herrschte ein beständig plärrender Gesang, den man weder verstehen, noch dabei beten

---

[1]) Mss. Mon. Nr. 5.

[2]) Mss. Mon. Nr. 5; Schlichtegroll a. a. O. 89. R. I, 387.

konnte. Statt der Orgel haben sie ein großes Horn von Blech. Die Zeremonien sind aber gewiß noch eher unterhaltend, als sie erbaulich sein können. Alles muß mit der Zeit fortschreiten, und der Katholizismus ist nicht mehr für unsere Zeiten. Ein wahrer Katholik, das heißt ein solcher, der alles glaubt, was seine Kirche vorschreibt und bis jetzt noch nicht widerrufen hat, ist entweder ein Frömmler oder ein verwahrloster Kopf. Der katholische Gottesdienst scheint Gottes wegen da zu sein, der protestantische der Menschen wegen.

Am 22. August 1815. Nitry.

Heute beschäftigte ich mich größtenteils mit Briefelesen und -schreiben; ich erhielt zwei von meiner gütigen Mutter, die ich sogleich beantwortete. Sie schickte mir mehrere kopierte Gedichte und unter anderen auch ein artiges Epigramm auf das Schiff des Kapitän Maitland, dem sich Bonaparte als Gefangener übergab. Es heißt:

„Das Glück des Kontinents versprach Napoleon,
An seiner Statt erfüllt's Bellerophon."

Vom „Bellerophon" wurde er erst auf den „Northumberland" gebracht, der ihn nach St. Helena führt.

---

Mein Leben ist hier gehaltlos und einsam, wie auf einem Helena. Nur das Andenken an meine Freunde und Federigo erheitert mich. Ich wünsche keineswegs den Winter in Frankreich zuzubringen. Ich erinnere mich noch, daß ich es in einigen französischen Versen an Euphrasie [1]) das Land der Freuden, der Scherze, der Liebe nannte. Aber was von ferne schimmert, ist oft glanzlos in der Nähe. Jedoch ist nicht zu streiten, daß Frankreich großenteils ein schönes, anmutiges Hügelland ist, in einer Stadt würde ich mir auch noch den Winter gefallen lassen, und selbst auf dem Lande, wenn ich Bücher und alles das hätte, was mir zu meinen Studien nötig ist; aber von all dem bin ich entblößt.

Am 23. August 1815. Nitry.

Ich bin sehr eingenommen für die Volkspoesie; allein in Frankreich kann ich diesen Geschmack nicht befriedigen. Man findet in vielen Bauernhäusern gedruckte Lieder und Bilder mit Reimen an die Wand

[1]) In „Die Grazien unseres Hofes"? Siehe S. 93.

geklebt. Aber unter all diesen Versen fand ich noch keine, die einige Aufmerksamkeit verdient hätten.

---

Wie man sagt, soll der Friede geschlossen sein, und er soll das Geschenk sein, was man Ludwig XVIII. zu seinem übermorgigen Namensfeste machen wird. Gewiß das schönste Geschenk für einen Monarchen.

---

engl.

Als ich heute nachmittag einen Spaziergang durchs Gehölz machte, stand das Bild meines werten B. lebhafter und liebenswürdiger als je vor mir. Ich sah seine gelben Haare, seinen edlen Blick und all die Reize seines Lächelns.

„In me sorge un talento
Verso di lui si dolce e si gentile,
Che di seguirlo e di pregarlo ancora,
E di scoprirgli il cor prendo consiglio“ [1]).

So malt der italische Dichter meine Lage. Ich liebe jenen Jüngling so sehr, und vielleicht werde ich ihn nicht mehr sehen. O hinweg, hinweg mit diesen allzu bitteren Gedanken! Was soll ich thun? Ich kann ihn niemals vergessen, niemals. Seine Bekanntschaft hat selbst Einfluß auf mein Leben, auf meine Muse. Aber niemand sagt ihm, daß er mir lieb ist, niemand weiß es; nur sein eigenes Herz könnte es wissen, wenn es dieselben Gefühle nährte, dann würde es ein sympathisches Weh fühlen. Aber er hat nie an mich gedacht, und ich — ich bin unglücklich!

Am 24. August 1815. Nitry.

Diesen Morgen vollendete ich eine sehr anziehende Lektüre, nämlich den französischen Roman „Paul et Virginie par Mr. St.-Pierre“ [2]). Dieser Roman dünkt mich ganz des Rufes würdig, dessen er allgemein genießt. Die reizenden Schilderungen der Natur, die schönen Zeichnungen der Charaktere, besonders der des Paul und der Virginie, das unver-

---

[1]) Guarini, Pastor Fido, Att. I, sc. 3, v. 27 sgg.

[2]) Bernardin de St. Pierre (1737—1814), der berühmte Schriftsteller und Freund Rousseaus. Der obengenannte idyllische Roman, St. Pierres Meisterwerk, erschien 1789.

diente Unglück einer edlen Familie, die religiöse Tendenz, die das Ganze durchzieht, verbunden mit einem entzückenden Stil, erheben diese Geschichte zu einer der edelsten und rührendsten, die je geschrieben worden. Wie schön ist jenes Gespräch zwischen Paul und Virginien am Felsen des Lebewohls [1]; wie schön sind jene Tröstungen, durch die der edle Greis den gebeugten Jüngling den plötzlichen Verlust des Teuersten auf Erden vergessen zu machen sucht [2]! Wie rührend einfach wird endlich der Tod der Virginie erzählt, deren letzte Handlung noch eine Tugend war [3]. Dies Buch machte mir viele Freude. Auch ich brachte heute eine Arbeit zu Ende, die mich schon die ersten Tage, als wir hierherkamen, beschäftigte. Es ist ein Aufsatz mit dem Titel: „Einzelne Betrachtungen über einige moralische Verhältnisse des Lebens, für Jünglinge" [4], mit dem Motto:

> Celesti tabernacoli,
> In voi fermo i pensier,
> Come in sua cara patria,
> Lo stanco passagier. [32]

Das, das nicht mehr als 22 Seiten enthält, ist nur eine Skizze, die später weiter ausgeführt werden soll. Sie ist in sechs Abschnitte geteilt. Der erste handelt von der Tugend überhaupt, als dem vorzüglichsten der Güter des Lebens; der zweite von Glück und Unglück; der dritte von Grundsätzen, Vorsätzen und Selbstbezwingung; der vierte vom Verstand und Herz, Glauben, wahrer und falscher Aufklärung; der fünfte von schlechter Erziehung, den Früchten schlechter Gesellschaften und der wahren Freundschaft; der sechste handelt endlich vom Alter und Tod. All diese Gegenstände werden später eine größere Ausdehnung erhalten. Das Ganze ist aus dem Gesichtspunkte zu betrachten, daß es für Leute meines Alters geschrieben ward. Der Plan dazu ward schon bei meiner Abreise von Nemours gemacht, und Perglas' Fall gab [5] mir die erste Veranlassung. Es ist die erste Frucht meiner geringen Menschenkenntnis und Erfahrungen des Lebens. Vielleicht würde diese Schrift, so unbedeutend sie auch ist, dennoch einigen Eindruck auf Perglas machen, wenn er sie lesen würde.

---

[1] l. c. p. 116 sq. (der Ausgabe von 1819).
[2] l. c. p. 218 sq.
[3] l. c. p. 200.
[4] Nicht erhalten.
[5] Siehe S. 281 ff.

Bis den Fünfzehnten künftigen Monats wird der Marschall [1]) zu Auxerre Revue über die ganze bayrische Armee halten, wozu schon die Vorbereitungen getroffen werden. Nach dieser Revue wird unsere Armee sich ohne Zögern in Marsch setzen, um Frankreich zu verlassen. Die Garnison meines Regimentes, heißt es, soll Augsburg werden. Dort wäre ich zum mindesten mit Xylander vereinigt, allein wie vieler Freunde Umgang muß ich dabei verlieren! Ach, ich habe schon einmal alles erwähnt, was ich mit München einbüße, warum es wiederholen?

Aber die bittere Gewißheit, nunmehr die Bekanntschaft und Freundschaft B.s hoffen zu können, bringt mich in eine Art von Verzweiflung. Ich soll Tage, Monde und Jahre leben, ohne ihn zu sehen! Solchen Unstern sah ich nicht voraus. Er, der seit fast einem Jahre der Liebling meines Herzens und der ewige Gegenstand der Träume meiner Phantasie, er, den ich so sehr liebe, dessen edle Züge mich an M.s Bild erinnerten, er, dessen Bekanntschaft die Krone meiner Wünsche schien, er, dessen Freundschaft ich vielleicht durch einen glücklichen Zufall würde gewonnen haben, er, mit dem ich stets in derselben Stadt zu bleiben glaubte, er soll ein Fremder meinem Herzen werden, und ich soll ihn vergessen, wie die Mode des anderen Tages? O es ist hart! Wie viele Pläne formte ich nicht, wie oft sah ich mich an seiner Seite, seine Hand an meine Brust drückend, liebend geliebt! Die Phantasie gab bereits alle seine Neigung in meine Gewalt. Ich hörte, daß er mich seinen Freund nannte, und ich erwiderte ihm das teure Wort. Ich glaubte in jener glücklichen Zeit, daß das müsse realisiert werden, was ich so warm fühlte in meinem Busen, aber ich betrog mich.

Am 26. August 1815. Nitry.

Diese zwei letzten Tage habe ich fast gar nicht hier zugebracht. Gestern morgens machte ich mit dem Hauptmann, Tschamarin, dem Maire und einem seiner Söhne eine Fahrt nach Grimault, zwei Stunden von hier, um zu fischen. Der Hauptmann war zu Pferd, wir anderen zu Wagen. Wir passierten Villiers les Granges (wie Grimault eines unserer zugeteilten Dörfer) und kamen am Walde von Evraux vorbei. Zu Grimault wird die Gegend hübscher und hört auf, so flach zu sein. Wir nahmen dort ein ländliches Frühstück bei dem Maire des Ortes ein; es wurden hierauf eine Anzahl Fischer bestellt, und wir gingen sodann an den nahegelegenen Bach, welcher ziemlich angenehm am Fuße eines

[1]) Karl Philipp, Fürst Wrede (1767—1838), der bayrische Feldmarschall.

Waldhügels vorbeifließt. Die Fischer waren beständig im Wasser, da sie mit dem großen Netz fingen. Doch war unser Fang nicht sehr beträchtlich und belief sich kaum auf 15 Pfund. Zum Mittagessen hatten wir uns, eine halbe Stunde von Grimault, auf einem Schlosse, der Frau von Valcour gehörig, eingeladen. Dies Schloß liegt zu Provency, unweit Massangy, uns zugeteilte Orte. Es ist ziemlich hübsch und hat auch einen angenehmen Garten. Madame de Valcour ist eine Witwe von ungefähr dreißig Jahren, nicht hübsch und affektiert, wie alle französischen Landdamen. Wir trafen zwei junge französische Offiziere bei ihr an, wovon der eine ihr Neffe und erst von der Armee angelangt war. Beide, die in Deutschland gewesen waren, räderten etwas deutsch. Als wir auf Davoust zu reden kamen, nahmen sie sich sehr seiner an und verteidigten diesen Wüterich. Ueberhaupt machten sie Anspielungen auf die neue Lage der Dinge, sagten, daß ihnen der Name „Franzosen" nicht mehr zukäme, und was dergleichen mehr war. Besonders der eine dieser beiden Offiziere war ein steifer, langbeiniger, süßblickender Herr. Gegen sechs Uhr fuhren wir wieder von dort ab und kamen ziemlich spät hier an. Ich soupierte mit dem Hauptmann und Tschamarin beim Sohn des Maire. Heute wurde ich nach Tonnerre, fünf Stunden von hier, geschickt, um mit dem Unterpräfekten wegen einer Truppenverpflegungsangelegenheit zu sprechen. Ich reiste morgens sechs Uhr ab. Die Gegend, durch die ich kam, war anfangs flach bis gegen St. Vertus zu, wo sich die lieblichsten Aussichten öffnen. Ich passierte auch Grouère, wo gegenwärtig der Major Baligand wohnt. Es ist ein wahrhaft herrliches Schloß mit einem großen Park dort. Tonnerre selbst liegt himmlisch, in einem wundermilden Thale, rings von Weinbergen umgeben. Es ist eine Stadt von 4000 Einwohnern, teils freundlich, teils dorfmäßig gebaut. Mein Geschäft mit dem Souspräfekt war bald geendigt. Es ist ein junger, sehr artiger Mann, von einnehmenden Gesichtszügen, das schönste Modell zu einem jugendlichen Römerkopf, das sich denken läßt. Ich verfügte mich hierauf auf die Mairie, um mir ein Quartierbillet geben zu lassen. Ich wohnte sehr gut in einem großen, bequemen Hause, bei alten Leuten, Bruder und Schwester, deren übrige Familie auf der Insel Bourbon lebt. Es waren gute, zuvorkommende Leute. Sie sagten mir, daß in Tonnerre jedermann den König liebte; es war gestern auch großes Fest und Beleuchtung (am heiligen Ludwigstag). An Militär liegt das 2. Bataillon der Nationalgarde des Rezatkreises dorten. Die Stadt ist ganz auf Hügeln, bergauf, bergab gebaut. Ich traf Gummer an, welcher gleichfalls Geschäfte hatte. Am Ende der Stadt befindet sich eine große

Fontäne, deren Wasser beständig aus der Erde quillt, und wo man mich hinführte. Es sind drei Kirchen in Tonnerre, die ich besah. Von der einen, die höher als alle anderen Gebäude liegt, ist die Aussicht sehr schön. Die Kirche selbst ist ein majestätisches Gotteshaus, im Inneren jedoch durch nichts als viele Glasmalerei ausgezeichnet. Die zweite, ehemals die Pfarrkirche, ist nun ein Magazin. Sie hat einen schönen Turm mit einer Galerie. Die dritte ist die Eglise de l'Hospice, von außen wie innen schmucklos, sogar ohne Orgel, allein durch ihre ungeheure Größe auffallend, deren Schein dadurch noch vermehrt wird, daß sie keine Seitenaltäre und gar keine Säulen hat. Ich sah nie ein so gewaltiges Kirchenschiff, und was mein Erstaunen vermehrte, war, daß man mir sagte, daß man bereits einen beträchtlichen Raum von dieser Kirche abgeschnitten und zum Hospital geschlagen habe. Demnach ist sie ehemals noch um vieles größer gewesen. Man sieht auch darin das Grabmal einer Königin mit der Inschrift: „Ici repose Marguérite de Bourgogne, belle soeur de Saint Louis, reine de Jérusalem, de Naples et de Sicile, fondatrice de cette église“ 2c. Wenn ich nicht irre, so war diese Margaretha die Gemahlin Karls von Anjou [1]) und trug viel zu des Prinzen Konradin Tod bei. Sie sollte auch in meinem „Konradin“ eine Rolle spielen. So sah ich zum wenigsten das Grab derjenigen, die ich auf den Brettern wieder beleben wollte. Leider ist dies Grabmal nur das Simulakrum des wirklichen, welches, wie alles, in der Revolution zerstört ward. Dieses ward erst 1810 gemacht und ist nichts als ein großer, viereckiger Stein, worauf eine hölzerne Nonne liegt. Dennoch rief der Mann, der mir die Kirche zeigte, einmal über das andere kleinstädterisch aus: „Voyez, comme cela est superbe!“ Er wies mir auch das Bild des heiligen Ludwig [2]). Uebrigens haben die Kirchen in Frankreich meistens etwas Kolossales, weil sie in der Revolution ihres Schmuckes und ihrer füllenden Verzierungen beraubt worden.

Am 28. August 1815. Nitry.

Gestern wurde hier im Dorf das Namensfest Ludwigs XVIII. gefeiert. Des Morgens war Gottesdienst, dem wir beiwohnten, und mittags hatten wir ein Diner bei Tschamarins Hausherrn, wo wir Offiziere, der Maire, der Adjoint und der Pfarrer gegenwärtig waren. Letzterer

[1]) Gemahlin Karl I. von Neapel, gest. 1308.

[2]) Ludwig IX., der Heilige, 1226—70.

ist ein braver, alter Mann, dem es jedoch besser geht, als jenem in Châtenoy.

Im „Journal des Debats“ habe ich ein hübsches Lied unter dem Titel „Chant d'un français“ gefunden, das ich mir abschrieb. Der Refrain davon ist: „Vive le Roi!“ [33] Dieser Tage las ich auch das „Leben des Cartouche [1]), eines Bonaparte im kleinen. Eine edlere Beschäftigung war, an Herrn von Harnier zu schreiben. Mein Brief enthält einige Bemerkungen über Frankreich und die Franzosen.

Am 31. August 1815. Nitry.

Gestern abend aß ich mit Tautphöus und seinem Wirte. Sie soupieren sehr angenehm im Garten, unter einem niedrigen Bogengang, der sich beleuchtet recht gut ausnahm. Er ist ganz mit Reben und Trauben bedeckt, und wenn diese letzteren reif werden, kann man sie sitzend sehr bequem abpflücken. Tautphöus ging heute Geschäfte halber nach Auxerre. Ich verfügte mich diesen Morgen nach Massangy, um den in der Nähe liegenden Telegraphen in Augenschein zu nehmen. Ich begleitete unsere Wache dahin, die ihn besetzt hält, weil sie nicht agieren dürfen. Jener bei Massangy steht seit neun Jahren. Die Einrichtung gefiel mir sehr. Man konnte andere Telegraphen durch die Perspektive sehen zu drei bis fünf Stunden weit, den von Sacy, Saint-Cyr, Annoux und noch einen vierten. In zwölf Stunden gelangt eine Nachricht von Mainz nach Paris. Der oben erwähnte Telegraph ist jedoch von denen, die von Mailand nach Paris gingen. Die Maschine, die nur aus einer Stange mit zwei Flügeln besteht, wird durch ein Räderwerk mit verschiedenen Drehern bewegt, das leicht zu handhaben ist. Aus jenen drei Linien sind hundert verschiedene Figuren bildbar, wodurch teils die Buchstaben vorgestellt werden, teils solche Zeichen, die auch die Aufseher der Telegraphen kennen, zum Beispiel das Zeichen eines Ruhepunktes, oder daß man anfange, oder daß die Nebel die Aussicht verhindern, oder daß der und der Telegraph durch Wind, Blitz, Feuer gelitten habe ꝛc.

Auf meinem Nachhauseweg erfuhr ich zufällig durch einen jungen Menschen aus Massangy, daß einer jener erwähnten Offiziere bei Madame de Valcour Davoust heiße und ein Vetter des Marschalls sei, und der Neffe der Dame. Es war daher sehr natürlich, daß man den Tiger Davoust mit so vieler Hitze verteidigte.

---

[1]) „Histoire de la vie et du procès du fameux Cartouche“ (1767). Der berüchtigte Räuberhauptmann wurde 1721 in Paris gerädert.

Meine vornehmste Beschäftigung sind jetzt die „Oden des Horaz", die ich samt einem alten Lexikon vom Sohne des Maires entlehnte. Ich schrieb auch heute ein kleines Lied nieder, über den Aufenthalt in Frankreich, welches ich an Xylander schicken werde, von dem ich heute Nachrichten erhielt aus Würzburg. Er war einige Zeit in Aschaffenburg. Auch von meiner Mutter erhielt ich Briefe, die mir den Tod eines ihrer Brüder melden, der in Ansbach lebte. Er starb in seinem 51. Jahre. So muß alles nach und nach von diesem Schauplatz abtreten.

Am 2. September 1815. Nitry.

Diesen Morgen machte ich einen Spaziergang an eine Quelle, die nicht weit von hier aus einem Felsen hervorkommt. Es ist eine hohe Halle darüber gebaut, in welcher ein gewaltiges Echo gehört wird. Als ich zurückkam, antwortete ich Xylandern, schloß ihm auch jene Verse ein, die ihm nicht gefallen werden, da sie mir selbst nicht gefallen. Auch an meine Mutter schrieb ich und erhielt drei liebe Briefe, die ich ebenfalls sogleich beantwortete. Sie waren aus München, von Madame Mailer, Madame Schwarz und dem kleinen Mailer [1]). Sie erhielten mein Schreiben aus Nemours. Ihre Briefe machten mir viele Freude; sie waren so schmucklos, so herzlich, so natürlich geschrieben. Die Alte hat auch meinen Brief aus Neckarau beantwortet, obschon ich diese Antwort nicht erhielt. — In München ist die Isar wieder ausgetreten und riß abermals einen Teil der darangebauten Kaserne weg.

Am 4. September 1815. Nitry.

Dem gestrigen Tag verdankt eine Ballade ihren Ursprung, die zum mindesten eine meiner erträglichsten ist. Sie führt den Titel: „Maria Stuart und Lady Bothwell" [2]). Die Idee davon ist mir plötzlich gekommen. Das Ganze ist einfach, prunklos; allein ich glaube, daß ein gewisser melancholischer Reiz darüber ausgebreitet ruht, wie über der englischen Muse. Aber ich fange schon wieder an, mir selbst zu räuchern.

---

Gestern abend aß ich beim Maire mit dem Hauptmann und Oberlieutenant; nach Tische machten wir einige Partien Lotto, wobei ich mich erträglich unterhielt. Heute hielt Major Valigand Inspektion über unsere

[1]) Datiert München, 16. August 1815. Mss. Mon. Nr. 69, 5.

[2]) Mss. Mon. Nr. 5. R. I, 414.

Compagnie und blieb auch während des Mittagessens bei uns. Wir speisten alle beim Hauptmann. Der Major fragte mich unter anderen nach Boisséjons, aber nicht in den feinsten Ausdrücken.

---

Durch ein englisches Journal verbreitet sich die Nachricht, daß Bonaparte sich die Gurgel abgeschnitten habe. Dies veranlaßte mich heute zu einem Epigramm. Es ist nicht zu glauben.

Am 7. September 1815. Nitry.

Ich lebe hier traurige Tage. Es ist niemand um mich, der mich liebt und den ich liebe. O wie sehr, wie sehr sehn' ich mich wieder nach der liebenden Seele eines Freundes. Ich bin so glücklich, einige Freunde zu haben, die an mir hängen und die ich innig hochschätze; aber sie sind zerstreut. Seit einiger Zeit bin ich zu keiner Arbeit mehr gelaunt; nichts ergötzt mich. Ich möchte viel lesen, allein es fehlt mir an Lektüre. Wie sehr würden mich einige deutsche Schriften von Jean Paul, von Schiller, von Klopstock, von Lessing erfreuen!

---

Bis Dreiundzwanzigsten dieses Monats werden die hohen Souveräns, um in Dijon eine große Revue zu halten, durch Joigny passieren, und ein Teil der bayrischen Armee wird dort vor ihnen paradieren, worunter auch wir sein werden. Hierauf wird wahrscheinlich alles nach dem Vaterlande aufbrechen. Leider werde ich diese kommenden Winterabende nicht mehr bei meiner Hausfrau in München verleben; auch wird mir Federigos Bild weder in einem erleuchteten Saale noch auf der Straße mehr entgegenkommen!

Am 10. September 1815. Nitry.

Unser Abmarsch von hier wird nun bald erfolgen; wir werden einige Tage in einem Lager bei Joigny bleiben, der oben erwähnten Revue wegen. Jeder Offizier wird 400 Franken von der Kontribution erhalten. In einem Monate sind wir wahrscheinlich nicht mehr in Frankreich.

„O schöner Tag, wenn endlich der Soldat
Vom Felde heimkehrt, in die Menschlichkeit,
Zum frohen Zug die Fahnen sich entfalten,
Und heimwärts schlägt der sanfte Friedensmarsch!“ [1])

---

[1]) Schiller, „Die Piccolomini“, Akt I, Scene 4:
„O schöner Tag u. s. w.
Ins Leben heimkehrt ...“

Barclay de Tollys Hauptquartier ist nach den Zeitungen in Melun, nicht zu Paris. Wahrscheinlich hat also Nathan mein Schreiben nicht erhalten, da er auch nicht darauf antwortet. Von meiner Mutter erhielt ich gestern einen Brief vom 27. August, in Antwort des meinigen aus Sacy. Sie schreibt viel von meiner Tante Platen in Hannover, die mich sehr gütig mit einem Geschenke bedacht hat und mich einmal bei sich zu sehen wünscht. Dies würde mir sehr gelegen sein, denn mich verlangt ohnehin sehr, das nördliche Deutschland zu sehen, den Harz, Hannover, Hamburg, das Meer. — Meine Mutter schickte mir auch ein schönes Gedicht, geschrieben zu Petersburg von D. Ernst Raupach[1]) unter dem Titel: „An das deutsche Vaterland." Das Ganze atmet eine hohe Begeisterung, echt deutschen Sinn und einen glühenden Franzosenhaß, der sich fast in zu grellen Farben darstellt. Einmal heißt es:

„Und wähnet nur nicht, es entehre den Mann,
Zu folgen des Hasses Trieben;
Nein, wer das Laster nicht hassen kann,
Der kann auch die Tugend nicht lieben."

Von dieser Ansicht muß man ausgehen, um das Ganze nicht zu leidenschaftlich zu finden. Im Anfange kommen einige schlechtgewählte Metaphern vor. Der Refrain des Abschieds ist sehr schön. Es ist lange, daß ich kein so kräftiges Gedicht mehr las.

Am 12. September 1815. Nitry.

Diese Tage war ich mit Zahnschmerzen geplagt und bin es fast noch, weswegen ich zu keiner Beschäftigung gelaunt war. Heute beantwortete ich den gestrigen Brief meiner Mutter und auch einen, den ich heute von ihr erhielt. Großes Vergnügen machte mir ein Schreiben von Nathan Schlichtegroll, das mir gleichfalls diesen Morgen zukam. Es war von Melun[2]), doch erhielt er meinen Brief in Paris, wo er sich acht Tage dort aufhielt. Er sah alle Merkwürdigkeiten dieser berühmten Stadt und spricht mit Begeisterung vom Museum: „Wie schön ist die Stelle," schreibt er, „wie der Laokoon, die Venus, der Apoll, Bacchus und Achill, der sterbende, einem umgeben." Kann ich vergessen, daß ich in der Nähe von Paris war und dies alles nicht sehen durfte? Am

[1]) Ernst Salomon Raupach (1784—1852), der spätere dramatische Vielschreiber. Schlesier, war er vorübergehend Professor in Petersburg und nahm dann in Berlin seinen Wohnsitz. Das erwähnte Gedicht findet sich „Morgenblatt" 1815, Nr. 159, S. 633—35.

[2]) Datiert vom 2. September; vgl. Mss. Mon. Nr. 67, d.

Fest des heiligen Ludwig war Nathan zu Versailles, wo alle Kaskaden im königlichen Garten sprangen. Er hofft, daß wir uns bald sehen werden. Sein Bruder und Wiebeking sind in London und unterhalten sich wohl. Was mich betrifft, so kann ich nicht dasselbe sagen. Meine Abende bringe ich gewöhnlich mit dem Hauptmann und Tschamarin zu. Zuweilen machen wir einige Partien Lotto mit der Familie des Maire, allein jeder von uns sehnt sich heraus aus diesem gehaltlosen Leben. Vor einigen Tagen besuchte uns Lieutenant Riedel, den ich wieder in sein Dorf zurückbegleitete, das, bei weitem schöner als Nitry, in einem reizenden bewässerten Thale, pappelumgeben, am Fuße lieblicher Weinhügel liegt.

Am 13. September 1815. Nitry.

Da Lieutenant Spessart zu den Ulanen versetzt worden, so tritt Tautphöus zur 7. Compagnie über, welches mit insofern leid thut, als ich nun wieder mit Lieutenant Schneider allein gelassen bin, einem Menschen, den ich nicht im geringsten zu schätzen weiß. Es ist ein kleines, ausgemergeltes Männchen, das die Raserei hat, um sechs bis acht Jahre jünger erscheinen zu wollen, als es ist, ohne Würde in seinem Charakter, in seinem Aeußeren jedoch voll wichtiger Gebärden; ohne Judicium, ohne solide Kenntnisse, ein Mensch, der sich auf Hunde und Pferde versteht, aber weder auf die Menschen, noch auf ein vernünftiges Gespräch; ein geistesarmer Kopf, ein Großsprecher, wie alle kleinen Seelen, kindisch, roh und ohne Besonnenheit. Das ist sein Konterfei, das Echo seines Wesens.

Am 16. September 1815. Nitry.

Ich war dieser Tage vom heftigsten Zahnweh verfolgt, das mich fünf Nächte lang kein Auge schließen ließ. Endlich befreite mich Herr Raoul, ein Schwiegersohn des Maire und Doktor zu Toux la Ville, von diesem Schmerz, indem er mir den häßlichen Urheber desselben herausnahm. Was ist der Mensch, da ein Zahn es über sich nehmen kann, ihn zu tyrannisieren!

---

Im „Journal des Debats“ findet sich eine Beschreibung der Insel St. Helena, dem Verbannungsorte Bonapartes. Sie ist 240 französische Meilen von Afrika, 300 von Amerika entfernt. Die einsamste Insel, von Felsen umgeben, doch anmutig, fruchtbar. [34]

Am 17. September 1815. Nitry.

Meine Hausfrau verwundert sich sehr, wenn ich ihr erzähle, daß man in unserem Lande drei Monate lang Schnee hat, daß es ganze Wälder von Fichten giebt, die sie kaum dem Namen nach kennt, daß man durch Kamine allein vor der Kälte nicht gesichert wäre, daß man nicht in den Zimmern kocht und was dergleichen mehr ist. Der Hauptunterschied einer deutschen und französischen Haushaltung ist aber der, daß in Deutschland gewöhnlich der Mann, in Frankreich jedoch immer die Frau Herr des Hauses ist, alles unter sich hat und den Mann als den ersten der Bedienten betrachtet.

Am 18. September 1815. Nitry.

Es ist heute ein Monat, daß wir hier sind; ich gefiel mir anfangs, allein ich sehne mich nun hinweg; es ist alles hier so traurig, so einsam, und ich besonders, da ich seit mehreren Tagen nicht mehr ausgehen konnte, einer Zahngeschwulst wegen. Diesen Morgen erhielt ich einen Brief von Hause, der mir viel Freude machte; ich schrieb auch an Nathan und nach Hannover.

Meine Lektüre war diese Tage eine „Mythologie für die Jugend" von Blanchard, in zwei Teilen [1]). Das Buch verliert besonders viel, weil es größtenteils in Fragen und Antworten zertrennt ist, allein alles, was von jener goldenen Kindheit der Menschheit handelt, liest sich doch immer mit Vergnügen. Die Kupfer sind äußerst schlecht. Man findet mehrere Poesien bekannter französischer Dichter gelegentlich darin verstreut, besonders viel aus der Uebersetzung der Ovidschen Metamorphosen von Saint-Ange [2]). Auch traf ich eine Romanze von Laharpe [3]), „Hero und Leander", sie ist aber nichts gegen Schillers schöne Ballade.

Am 20. September 1815. Nitry.

Verwichene Nacht hatte ich einen schweren, traurigen Traum. Mir war's, als wär' ich nach Chablis, wo unser Stab liegt, zur Parade gegangen. Da sah ich B. am Fenster eines öffentlichen Gebäudes; unten auf der Straße standen mehrere Gerichtspersonen, die ihm einen Urteilsspruch vorlasen. Er wurde mehrerer Verbrechen angeklagt und lebenslänglich seiner Freiheit für verlustig erklärt, indem er verdammt wurde,

[1]) „Mythologie élémentaire" (par P. Blanchard). Paris 1801.

[2]) F. de Saint-Ange (1747—1810). „Les Metamorphoses d'Ovide trad. en vers", cf. Tom. II—IV seiner „Oeuvres", Paris 1823.

[3]) Jean François de Laharpe (1739—1803), französischer Dramatiker und Kritiker, blühte vorzüglich zur Zeit der großen Revolution.

von Jahr zu Jahr auf eine andere Festung gebracht zu werden, um dort als Gefangener zu bleiben. Bei dieser Vorlesung blieb er anfangs ruhig, später aber hielt er etwas hin, um daß man sein Gesicht nicht sehen konnte. Allein nicht nur ich, sondern auch andere Personen sagten: „Nein, diese guten und schönen Züge können keinem Verbrecher angehören." So habe ich mich denn in ihm betrogen, rief ich mir selber zu, so ist er das nicht, was er scheint. Hierauf erwachte ich. Sollte dieser rohe Traum nicht auch einer feineren Auslegung fähig sein? Sollte er nicht bedeuten, daß das der Teilnahme lange verschlossene Herz B.s sich nun endlich gefangen giebt; daß es durch die Notwendigkeit dazu gezwungen wird? Freilich, jener jährliche Wechsel spricht nicht zu meinem Vorteile, auch daß er sich seiner Gefangenschaft schämte, indem er etwas vor sein Gesicht hielt, zeigt an, daß er sie nie gestehen wird.

Nichts aber erscheint mir auffallender, als ein höchst ungünstiger Streich des Schicksals, als daß ich ihn während dieses Feldzuges auch nicht ein einziges Mal sah. Noch immer denke ich mit Vergnügen an jene Stunden, die ich in München in seiner angenehmen Nähe zubrachte.

„Ach! wer ruft nicht so gern Unwiederbringliches an!" [1])

Sie sind fast unwiederbringlich nach meinen jetzigen Aussichten. Mit Vergnügen erinnere ich mich, daß ich ehemals in einer Art von Verhältnis mit ihm gestanden habe, daß er mich betrachtet hat und mit mir zugleich eine Treppe hinuntersprang. Alle diese kleinen Zufälle stehen noch lebhaft vor mir.

Ewig will ich jenes Winters gedenken voll schwärmerischer Träume, wie sie der Frühling bringt. Ach, der Frühling zerstörte sie plötzlich, er rief uns zu heiligen Pflichten. Jetzt sitze ich hier in einem fremden Lande. Soll ich des kommenden Winters traute lange Abende nicht unter meinen Freunden zubringen, in lieben Gesprächen? Ach, wer sehnte sich nicht nach Deutschland? Und du, guter Fritz, wenn du auf jene Tage zurückschaust, die du in München lebtest, geht dir nicht auch, wie mir, der flüchtigste Schatten meiner Züge vorüber, so flüchtig, wie der rückwärts gewandte Thrakier noch im Verschwinden das Bild seiner Gattin sah? Lasest du gar nichts in meinen Blicken, wenn sie die deinigen trafen? Wünschtest du nie diesen stillen, anspruchslosen Menschen kennen zu lernen, in dessen Nahe du öfters warst? Denn nur so kann

---

[1]) Goethe, Elegie „Euphrosyne", Vers 38.

ich dir erschienen sein. Oder hieltest du vielleicht meine Zurückgezogenheit für Dummheit und Stolz? Bemerktest du nur diejenigen Menschen, die sich in die Brust warfen, um sich bemerkbar zu machen? Ach, du weißt nicht, vermutest nicht, daß ich ein Herz voll inniger Liebe in mir trage, so kalt ich scheine. Oder vielmehr, um richtiger zu urteilen, du hieltest mich nie deiner Aufnahmen wert, und dein Stolz versagte mir jeden Zutritt zu deiner Seele. Wenn ich dein ganzes Wesen, insoweit es mir bekannt ist, überlege, so sehe ich ein, daß ich nie Ansprüche auf deine Freundschaft machen kann, ja daß wir unserer verschiedenen Gemüter wegen nicht wohl Freunde sein können. Dennoch bleibt mir das Verlangen, dich zum mindesten äußerlich kennen zu lernen, dich zu sehen und mit dir zu sprechen. Dieses mein Tagebuch enthält zwar schon genug von meiner sonderbaren Neigung, die mir wie ein frommer, liebender Engel zur Seite steht; allein solange ich sie fühle, müssen diese Blätter davon sprechen, wenn sie anders das treue Gemälde meines inneren und äußeren Lebens sein sollen. Sie enthalten das erste Entstehen dieser Neigung, sie sollen sie bis an ihr Ende führen; denn alles endet, was begonnen hat. Zeit, Entfernung und die Freundschaft anderer Jünglinge werden nach und nach dies geliebte Bild in meinem Herzen auslöschen. Traurig, daß es so lange all mein Denken und Fühlen fesseln mußte, um zuletzt zwecklos wieder zu vergehen, wie die gemeinen Dinge. Ich glaubte, diese Neigung, die zu mancher Zeit so innig war, die ich jetzt noch nicht vergessen kann, würde zum wenigsten zu etwas führen, zu etwas mehr, als Träumen

---

Es passierte heute morgens ein französischer Offizier hier durch, der von Straßburg kam und eine seltsame Sache erzählte. Die Straßburger mußten dem General Rapp große Summen für den Sold seiner Truppen auszahlen; gleichwohl erhielten diese nichts von diesem Gelde. Da erhob sich ein Sergeant, ließ die Geldwägen, welche General Rapp [1]) wegschickte, auffangen, den Sold unter die Truppen verteilen, übernahm das Kommando des ganzen Corps, und jedermann, sogar die Subalternoffiziere, gehorchten ihm. Alles ging in der größten Ordnung; General Rapp wurde in strengem Arrest gehalten, die Stabsoffiziere gleichfalls bewacht, und der österreichische General Weckheim unterhandelte selbst mit diesem Sergeanten, als er nach Straßburg kam, und jener stellte ihm eine

[1]) Jean, Graf Rapp (1772—1821), der verdienstliche napoleonische General elsässischer Herkunft.

Grenadiercompagnie als Ehrenwache vor die Thür und bot ihm sogar ein ganzes Bataillon zu seiner Bewachung an, welches aber der General Weckheim ausschlug. Diesen Sergeanten pflegte man nur den Generalsergeant zu nennen. Ich weiß nicht, ob diese Geschichte für oder wider den französischen Subordinationsgeist spricht.

---

Aus unserer großen Revue scheint so bald noch nichts werden zu wollen. Man sagt, daß wir bis den Ersten künftigen Monats abmarschieren. Schöne Reise, die der Heimat zugeht! Als den Garnisonsort unseres Regiments nennt man Salzburg, eine Stadt, deren Umgebungen zum mindesten sehr schön sind, die mich aber übrigens nicht im geringsten anzieht. Dort wär' ich von allen meinen Freunden geschieden. Der Himmel gebe, daß es nicht so sei. Nur der Umgang mit geliebten Personen kann mir einen Aufenthalt wert machen. Nie hätte ich ehemals geglaubt, München verlassen zu müssen; allein ich sehe wohl, der Soldat hat keine bleibende Stätte, er geht dahin, wo ihn das Schicksal oder die Laune seiner Gebieter hinschickt.

Am 22. September 1815. Nitry.

Morgen reisen wir von hier ab in die Gegend von Chablis; übermorgen wird der deutsche Kaiser [1]) St. Florentin passieren, wohin wir uns verfügen und vor ihm paradieren werden. Wie viele Regimenter sich dort einfinden, ist mir noch unbekannt, die Garde und das unserige ist dabei. Möchte ich doch endlich nach so langer Frist meinen blonden Freund wieder begegnen, möchte St. Florentin der mich beglückt, sein!

O nur diesmal noch vernimm mein Flehen,
Hör mich, Vater, auf des Himmels Thron,
Wieder laß mich jene Züge sehen,
Wieder hören jener Stimme Ton!

Durch die Züge, die zur Liebe laden,
Durch die Töne, Flötenklang dem Ohr,
Hebe mich, du Vater aller Gnaden,
Aus dem Schmerz zur Freude schnell empor.

Daß mein Herz auch wieder freudig schlage,
Lächle dieses Auge, lang' benetzt
Von den Thränen, und die traur'gen Tage
Sei'n durch Tage froher Lust ersetzt.

---

[1]) Ist jedoch der „russische" gemeint.

Fünfmal sah ich schon des Mondes halbe
Sichel, die zum Vollmond sich gefüllt,
Und es kam seitdem und ging die Schwalbe,
Aber immer ferne blieb dein Bild.

Allzulang' hat dich mein Aug' verloren;
Doch mein Herz, mein Sinn verlor dich nie;
Hesper brachte dich, die Morgenhoren
Brachten dich vor meine Phantasie.

Doch die schöne Zeit ersehn' ich stündlich,
Wo dein Blick in süßen Traum mich wiegt,
Und dein Herz, so lang' unüberwindlich,
Ueberwunden an das meine fliegt.

Doch ich hege kein so hoch Verlangen,
Träume mir auch kein so kühnes Glück:
Sehn nur möcht' ich ihn, der mich befangen
Durch die Worte, durch den holden Blick.

Da Gelegenheit, des Glückes Weihe,
Nun sich bietet, die ich lang' erharrt,
O so sei mir gnädig, Gott, verleihe
Mir des Freundes liebe Gegenwart.

Laß mein Aug' in seinem Aug' sich spiegeln,
Laß uns Seit' an Seite traulich stehn,
Daß die Worte, die sich leicht beflügeln,
Wechselseitig von der Lippe wehn.

O wie werd' ich mich beseligt finden,
Wenn mein Arm um seinen Arm sich schlingt
Denn wir werden uns mit Lust verbinden,
Wenn das Glück uns nur zusammenbringt.

Leider ward ich allzuviel betrogen,
Die Erwartung hat mich oft getäuscht,
Keine Stunde war mir noch gewogen,
Mit sich führend, was mein Busen heischt.

Aber einmal kömmt die teure Stunde,
Einmal kömmt der goldne Tag vielleicht,
Welcher süßen Balsam meiner Wunde,
Neues Leben meinem Herzen reicht.

Lang' erbat, bedrängt von wilden Zechern,
Und den Blick gewandt zur weiten See,
Webend in den traurigen Gemächern,
Den Ulysses einst Penelope.

Aber endlich kam der holde Gatte,
Dem sie stets die keusche Treu' bewahrt,
Der so lang', so lang' gezögert hatte,
Endlich kam er von der weiten Fahrt!

Und so sei denn hoffnungsmut'ger Glaube
Nur mein Trost, bis jener Tag erblüht:
Lange grünt der Weinstock, eh die Traube
Weich und purpurn uns entgegen glüht.

Eh noch dreimal die Hyaden tauen,
Ehe Phöbus dreimal sie verjagt,
Hoff' ich dich, Geliebtester, zu schauen,
Wie mir's leis des Herzens Stimme sagt.

Ist nach mehr als dreimal fünfzig Tagen
Ew'gen Wartens diese Gunst zu groß?
Lange Schlachten hat Rinald geschlagen,
Da empfing ihn der Armida Schoß.

Und obgleich ich nicht wie er gestritten,
Und die Faust, wie er, im Kampf geübt,
Hab' ich doch wohl manches Leid erlitten,
Das ein Recht auf manche Freude giebt. —

Damals war's im hohen Königssaale,
Damals wies mir ein geneigt Geschick,
Wies mir gütig, doch zum letztenmale,
Federigos kalten, stolzen Blick.

Auf der Stirne lagen düstre Falten,
Ohne Regung war sein schönes Aug',
Gleich Prometheus' thönernen Gestalten,
Unbelebt noch von des Himmels Hauch.

Seine Züge ruhten nicht auf meinen,
Fremdes Lächeln zeigte sein Gesicht; —
Doch er wollte mir so düster scheinen,
Seine wahren Züge waren's nicht.

Lächelten sie mir im holden Lichte,
Froher wär' ich, als, den Kranz im Haar,
Nach dem dreifach glücklichen Berichte,
Froh und selig jener Philipp war.

Laß dich, o Gelegenheit, erweichen,
Und ich opfre dir mit dankbar'm Blick
Goldne Früchte von beladnen Zweigen,
Bunte Blumen, kömmt der Lenz zurück.

Und du, ew'ger Vater über Sternen,
Was mir nimmer möglich, ist dir leicht!
Laß ein Glück mich endlich kennen lernen,
Das dem Glück von Edens Gärten gleicht.

Da ich dorten nicht mehr wohnen werde,
Wo uns ehmals das Geschick vereint,
Ist es billig, daß auf fremder Erde
Mir die Gunst des Augenblicks erscheint.

Glücklich, wenn dann meinen holden lieben
Freund mein Aug' erst nur von ferne sieht,
Bis mein Herz, wie vom Magnet getrieben,
Mich ihm nah und immer näher zieht.

Und er selbst erblickt mich dann aufs neue,
Und erkennt mich wieder, denkt der Zeit
Seines Stolzes dann vielleicht mit Reue, —
Ich genieße meiner Seligkeit!

Leid'ge Wünsche! Unerfüllte Träume!
Meine Nacht erhellt kein milder Strahl,
Und ich setzte nur durch diese Reime
Eitler Hoffnung ein Gedächtnismal.

Am 23. September 1815. Nitry.

Für heute nacht sind unserer Compagnie zwei kleine Orte bei Chablis, La Chapelle und Villy, angewiesen. Wir verlassen diesen Morgen noch Nitry, und obgleich ich gerne abreise, da ich jener Revue und unserem Heimzuge mit Hoffnung entgegensehe; dennoch, da ich mehr als einen Monat hier war, hat mir die Gewohnheit manches angenehm und behaglich gemacht. Ich betrachte noch alles um mich her, um es meinem Gedächtnisse einzuprägen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß wir wieder hierher zurückkehren sollten. Gestern sahen wir schon mehrere bayrische Truppenabteilungen hier durchpassieren. Was ich für morgen hoffe und wünsche, sagen meine gestrigen Verse hinlänglich; allein ihr Schluß zeigt auch, daß ich schon allzusehr an Widerwärtiges gewöhnt bin, um einmal etwas Gutes und Günstiges zu erwarten.

Denselben Tag. Villy, unweit Chablis.

Wir sind hier zwischen Florentin und Chablis. Letzteres ist eine kleine, enge, häßliche Stadt. Von Nitry marschierten wir diesen Morgen um zehn Uhr ab; vielleicht werden wir wieder dahin zurückkehren, da man sagt, daß erst am Vierten künftigen Monats die erste bayrische

Kolonne ihren Rückmarsch antritt. Tschamarin ist mit einem Detachement in La Chapelle geblieben. Der Versammlungsort unseres Regiments für morgen ist Maligny, welches von unserem Dorfe nur durch das Wasser geschieden ist. Hier wohnen wir drei Offiziere ziemlich gut in einem Landhaus zusammen. Die Oesterreicher haben vor zwei Monaten diesen Ort geplündert; doch ist er wohlhabend durch viele Weinberge. Die Trauben gelangen nun zur Reife. Die hiesige Gegend ist sehr mild und angenehm.

Am 27. September 1815. Beugnon bei St. Florentin.

Der Kaiser, der schon vor einigen Tagen anlangen sollte, ist noch nicht durch St. Florentin passiert, und man sagt, daß er erst morgen kommen wird. Wir sind bereits seit dem Vierundzwanzigsten dieses hier, und in beständiger Erwartung. Von Villy ging unser Marsch über Maligny, wo sich das Regiment versammelte und ich sämtliche Offiziere wiedersah. Die Gegend von Maligny ist ein liebliches, bewässertes Thal, ein Tempe. Wir passierten auch Florentin, wo die Garde liegt. Es ist auf eine Anhöhe gebaut, klein und häßlich, wie Chablis. Hier, in einem unbedeutenden, doch sehr weitläuftig gelegenen Dorfe, befinden sich drei Compagnien, die erste, die vierte und die unserige. Alles klagt über Langeweile. Wir Offiziere unterhalten uns gewöhnlich mit einem Spiele, das bei den Soldaten gewöhnlich ist, und das sie Bärentreiben nennen. Gestern hatten wir einen Besuch von einigen Artillerieoffizieren, die sich in einem benachbarten Orte befinden. Ihre Kantonierungsquartiere waren an der Loire. Sie erzählten, daß wir noch zwei Monate in Frankreich bleiben sollen; es ist aber nicht wahrscheinlich. Bei Chaumont soll eine große Revue der bayrischen Armee vor unserem Feldmarschall statthaben, und wir sollen dahin abgehen, sobald der Kaiser passiert ist. Wir sehnen uns alle weiter. Die Quartiere sind hier sehr schlecht. Ich wohne mit Tschamarin in einer elenden Bauernstube; wir halten uns aber beständig bei dem Pfarrer des Ortes auf, wo Hauptmann Weber einquartiert ist. Es ist ein Mann von 63 Jahren, mit Namen Soudais, und der Bravste, Rechtschaffenste, den ich bisher unter allen Franzosen kennen lernte. In der Revolution hat er vieles Ungemach erdulden müssen, doch verließ er sein Vaterland nie, und nach einer so langen Reihe von Jahren ward er nunmehr wieder in seine alte Pfarrei eingesetzt. Wie ein Vater, ein gütiger, allgemein verehrter, sorgt er für seine Gemeinde; er ist das Muster eines Priesters. Gegenwärtig ist noch ein anderer Pfarrer aus Joigny bei ihm auf Besuch, er gefällt mir aber nicht so wohl. Ich

bemerke an ihm dasjenige, was mir am Charakter der Franzosen widersteht, einen gewissen Stolz, der keinen Grund hat, eine Geringschätzung des Fremden, ein gewisses halbspöttisches, herzloses Wesen. Sein Freund dagegen ist bei allen Stürmen und Erfahrungen schlicht und offenherzig, wie ein Kind, geblieben. Uebrigens muß man gestehen, daß sich die französischen Geistlichen von den katholischen in Deutschland durch ihr mehr zurückgezogenes Leben, durch ihre einfache Kleidung und durch die Achtung ihrer eigenen Würde vorteilhaft auszeichnen. Ich habe in Frankreich noch keinen Priester gesehen, der mir nicht eine gewisse Ehrfurcht einzuflößen gewußt hätte.

Soudais hat einen kleinen Neffen von acht Jahren bei sich, eines Müllers Sohn, den er unterrichtet, und der ihm viel Ehre macht. Dieser kleine Junge, mit dem ich mich oft unterhalte, plaudert den ganzen Tag, weiß aber von allem mit sehr viel Verstand zu plaudern, daß man ihm gerne zuhört, besonders seines breiten französischen Accents wegen. Stößt er auf etwas, was ihm nicht klar ist, so versäumt er nicht, sich durch Fragen damit genau bekannt zu machen. Ich zweifle nicht, daß er sich einst ziemlich ausgebreitete Kenntnisse erwerben wird, doch in die Tiefe der Dinge einzudringen, ist dieser Nation nicht gegeben.

Am 29. September 1815. Les Riceys.

Gestern endlich verließen wir Veugnon, ohne den Kaiser mehr zu erwarten, der noch in Paris ist. Dorten soll eine neue Verschwörung zu stande gebracht worden sein; man sagt, daß sämtliche Minister abgesetzt seien. Die Zeitungen erwähnen nichts hiervon; diese Nachrichten stammen aus Briefen von Paris, von denen mir Herr Soudais erzählt hat. Ich verließ diesen edlen, würdigen Mann, wie auch seinen Kollegen, mit dem ich mich viel unterhielt, sehr ungern. Er wird mir unvergeßlich sein, denn solche Personen sind selten und besonders in Frankreich. Unser gestriger Marsch ging über Evry le Chalet nach Vanley, einem schlechten Dorfe, wo der Stab des Regiments lag und wo ich mit dem Hauptmann und Tschamarin, doch sehr schlecht, bequartiert war. Wir schliefen in der Scheune. Evry, eine kleine Stadt, liegt auf einem Hügel, von dem man ein großes Thal übersieht. Heute passierten wir einen Marktflecken Namens Chaource, und kamen hierher, abermals mit dem Stab. Es liegen hier in einer sehr anmutigen, weinreichen Landschaft mehrere Orte nebeneinander, welche zusammen Les Receys heißen. Es ist sehr reich an Landhäusern, wir selbst in einem angenehmen Schlosse mit hübschen Gärten, bei angesehenen Leuten. Ich erfuhr, daß es die Kürassiere der

Garde du Corps waren, die in dieser Gegend kantonierten. Rittmeister Gohren wohnte in diesem Hause. Sie sind vor drei Tagen nach Chaumont abgegangen, wohin auch unser Marsch geht. Auch mein geliebter B. war unter ihnen, er hat dieselben Gegenden bewohnt, die ich nunmehr betrete.

engl. Am 2. Oktober 1815. Joncherg bei Chaumont.

Der Herbst kommt zu uns mit starken Schritten, die Jahreszeit der Früchte und Trauben, die ich so sehr liebe; aber ich finde an nichts Gefallen. Denn meine ganze Laune ist verdorben. Ich liebe niemand von allen, die mich umgeben. Die Menschen behagen mir immer weniger. Ich hasse ihre gemeinen Leidenschaften, ihre tierischen Begierden, ihre zunehmende Verderbtheit. Diese Empfindungen machten mich heute eine Epistel in Versen an Nathan Schlichtegroll schreiben, in der ich mein Herz ausgoß [1]. So bald werde ich sie ihm nicht schicken können. Das russische Hauptquartier ist schon außer Frankreich und nach den letzten Zeitungen zu Frankfurt. Mir ward bestimmt, länger in diesem Lande bleiben zu müssen, als mein liebenswerter Freund. Obschon die russischen und österreichischen Truppen wieder über den Rhein gehen, so sagt man doch, daß wir aufs neue in unsere Standquartiere zurückkehren sollen; noch glaube ich es nicht. Wir sind hier eine Stunde von Chaumont, wo morgen unsere große Revue sein wird. Nun will ich etwas von unserem Marsche bis hierher sagen. Wir verließen vorgestern Nicey, unwissend, welchen großen Weg wir an demselben Tage noch zu machen hätten. Obgleich wir um halb sechs Uhr wegmarschierten, erreichten wir unsere Quartiere erst um neun Uhr nachts und gingen so den ganzen Tag über. Glücklicherweise war es trüb und regnerisch und nicht heiß; dessen ungeachtet wurden wir unendlich müd, besonders nachdem es einmal dunkel geworden war. Wir kamen durch viele Dörfer, zum Beispiel Plaine, Vaudricour, Villars, Ormois, Dinteville; in letzteren dreien waren schöne Schlösser, wie diese überhaupt in Frankreich häufig sind, ein Vorteil für die Offiziere. Endlich erreichten wir Dancevoie, ein großes Dorf, wo fast ein ganzes Bataillon lag. Ich wohnte mit Schneider ziemlich elend und konnte nicht schlafen, böser Insekten, der Nebenbuhler meines Bettes, wegen, obgleich meine Müdigkeit außerordentlich war. Den folgenden Tag marschierten wir erst um elf Uhr ab und langten um sechs Uhr abends

[1] Vgl. R. I, 478, wo die Epistel nach der Handschrift (Mss. Mon. Nr. 6) gegeben; ward jedoch bereits in „Gesammelte Werke, Stuttgart 1839“, wennschon mit Veränderungen, aufgenommen.

hier an. Unser Marsch führte uns durch einen Teil der Champagne und einen kleinen Teil von Burgund, die Departements der Aube und Haute-Marne. Wir passierten auch eine kleine Stadt, ehemals Festung, mit Namen Chateau-Villain. Das ganze 1. Bataillon liegt hier, das zweite zu Villiers le Sec, eine halbe Stunde von uns, beides erbärmliche, ärmliche Dörfer. Gestern erhielten die Soldaten nicht das Mindeste zwischen die Zähne, erst heute kam Brot, Fleisch und Wein von Chaumont, wo der Feldmarschall und Prinz Karl sich befinden.

---

Die Zeitungen sprechen von der neuen Uniformierung der französischen Armee, welche äußerst einfach und ganz und gar nicht köstlich ist, was den Franzosen abermals nicht gefallen wird. — Jérôme Bonaparte[1]) sitzt zu Ellwangen, welchen Platz ihm sein Schwiegervater, der König von Württemberg, einräumte.

engl. Am 4. Oktober 1815. Jonchery.

Endlich, Gott sei Dank, ist unsere Revue vorbei. Gestern fand sie nicht statt, da der russische Kaiser nicht ankam. Wir warteten lange Zeit umsonst, bis der Marschall erschien und uns wieder fortschickte, nachdem er durch die Reihen geritten war. Ich sah die Garde du Corps, aber nicht Federigo. Heute mußten wir schon um drei Uhr des Morgens nach dem Revueplatz abmarschieren. Es war noch ziemlich kühl. Um neun Uhr kam Alexander mit Prinz Wrede. Zuerst ritten sie durch die Glieder, sodann wurden mehrere Manöver ausgeführt, wobei auch gefeuert wurde, und die zum wenigsten einen kleinen Begriff von einer Schlacht gaben. Unsere Brigade, als die Reserve, hatte weniger zu thun, nur mußten wir tüchtig laufen. Zuletzt defilierten wir vor dem Kaiser. Er ist ein hübscher Mann, doch nicht so schön, als man ihn gewöhnlich vorstellt. Es waren ungefähr ..... Mann bayrische Truppen bei dieser Revue, doch fand ich niemand von meiner Bekanntschaft; ich hoffte, Fugger zu begegnen. Doch was ist das, da auch der süßeste meiner Wünsche betrogen wurde. Ich sah abermals die Kürassiere, doch konnte ich meinen blonden Freund nicht herausfinden. Meine Verse hatten recht. Man

---

[1]) Der jüngste Bruder Napoleons (1784—1860) und damals Exkönig von Westfalen, welchem am 12. August 1807 die Tochter König Friedrichs I., Prinzeß Katharina, vermählt worden war. Das Schloß Ellwangen in der kleinen gleichnamigen Stadt des Jagstkreises war bis 1803 Sitz eines Fürst-Propstes.

sagt nun, daß wir nach Hause gehen werden, über die Vogesen. Gott möge es wahr machen.

Am 6. Oktober 1815. Gyé.

Gestern morgens verließen wir endlich jenes erbärmliche Dorf, und man kann die Zeit, die wir dort zubrachten, mit gutem Fuge unsere viertägigen Leiden zu Joncherg nennen. Leider wandten wir uns nicht nach unserer Heimat, sondern wir sind auf dem Wege, in unsere alten Kantonierungen zurückzukehren. Es ist sehr traurig. Wie schrecklich wäre es, den Winter über ohne Bücher, ohne Freunde in Frankreich zu verweilen. Ich malte mir schon goldene Träume von meiner Zurückkunft nach München, vom Wiedersehen meiner Bekannten und vom verdoppelten Eifer, mit dem ich mich nach halbjähriger Versäumnis den Studien widmen wollte. Ich hatte mich betrogen, wie immer. Dennoch sagt man, daß wir am Fünfzehnten dieses unseren Rückmarsch an den Rhein antreten werden, und dies ist mein Trost und mein letzter Anker.

Gestern passierten wir lauter Orte, durch die wir schon auf unserem Herwege gekommen waren; wir gingen über Château-Villain und Dinteville, wo der Stab lag, nach Ormois, ein armes Dorf mit Schloß und Park. Es waren dort schon mehrere Offiziere des 1. Chevauxlegersregiments einquartiert, so daß wir beiden Lieutenants zu Bauern quartiert wurden. Jedoch aßen wir im Schlosse bei dem Besitzer, der Graf und Maire des Ortes ist. Ich hatte das Vergnügen, unter den erwähnten Offizieren auch einen meiner ehemaligen Kameraden aus dem Kadettencorps, einen Grafen Zech, anzutreffen. Er erkannte mich anfangs nicht, bis ich mich ihm nannte, und hierauf begegnete er mir mit vieler Freundschaft. Es freute mich um so mehr, ihn nach mehr als vier Jahren wiederzufinden, weil es mir vorkam, als hätte sich sein Charakter auf eine vorteilhafte Weise geformt, da er ehemals wenig versprach. Wir hatten uns tausend Dinge zu erzählen, wie es sich von selbst versteht. Er gab mir Nachricht von einigen anderen meiner Jugendbekannten, von denen ich lange nichts mehr gehört hatte. Er selbst hat den sächsischen Feldzug mitgemacht, lag bis zum Ausbruch des gegenwärtigen in Zweibrücken und hatte nun seine Standquartiere an der Loire, zehn Stunden von Orleans, gehabt, wo er unter anderen auch Schnizlein traf. Beim Souper lernte ich die gegenwärtigen Offiziere, und zwar mir zur Freude, kennen. Sie waren zuerst der Oberlieutenant Kiliani, ein aufgeweckter Mann in den mittleren Jahren, nach der Sprache ein Bayer; daher auch etwas kilianisch in seinen Manieren; allein alles, was er sprach, war verständig und nicht ohne Witz. Ferner der Rittmeister Würzburg,

ein steifer, affektierter Offizier, der wenig redete, und von dem mir Zech wenig Gutes sagte. Der Rittmeister Schmidt, ein hübscher, blonder junger Mann, von Geburt ein Franke; munter und angenehm in seinen Gesprächen; er verriet viele Bildung und hat vormals in Landshut studiert. Der Lieutenant Spaur, ein großer, artiger junger Mensch, noch ein Neuling in seinem Stande, von sehr guter Erziehung. Der Lieutenant Stockum; er brachte zwei Jahre nach mir im Kadettencorps zu, derselbe, von dem mir Schnizlein ehemals viel erzählte, seinen Verstand und seine Kenntnisse erhob, allein seine freien Begriffe über Religion nicht billigen konnte. Ich fand alles gut und wahr, was er während der Tafel sagte, allein eine Art von herzloser, egoistischer Kälte scheint mir an ihm unverkennbar, und dies verursachte, daß er mich weniger anzog. Früherhin wünschte ich seine Bekanntschaft. Ferner befand sich noch ein Regimentsarzt bei der Gesellschaft, ein Schwabe, über welche Nation lange gesprochen wurde. Es war ein gebildeter Mensch. Mit Vergnügen malte ich nach und nach diese Personen ab, da es mir so wohl that, wieder einmal unter aufgeklärte, sinnige Leute zu kommen. Ich habe mich abermals in der Bemerkung bestärkt, daß die Kavallerieoffiziere im Durchschnitte bei weitem gebildeter, als die der Infanterie sind, und daß ein ganz anderer, edlerer Ton unter ihnen herrscht. Ich sehe nun wohl, daß alle Personen meines Standes noch nicht so verderbt sind, als es mir schien. Während ich bei meinem Regimente nichts als Zoten und nur von den rohesten, materiellsten Dingen zu hören bekomme, vernahm ich gestern nicht eine einzige Zweideutigkeit, nicht ein einziges Wort, das die Sittlichkeit beleidigte. Ich konnte nach langer Zeit wieder an einem Gespräche teilnehmen, und dieses war so wohlthätig für mich. Ich fühlte wieder den edlen Geist, der auf unserer deutschen Jugend ruht. Auch die Sprache, die geredet wurde, war rein, und rein von provinzialistischen Accenten und Unformen. Ich erwähne dies alles, weil es einen angenehmen Eindruck auf mich machte. Es versteht sich, daß Hauptmann Weber und Schneider die erbärmlichsten Rollen in dieser Gesellschaft spielten, da sie nicht daran gewöhnt sind. Tschamarin ist nicht bei uns, da er Quartier macht. Schneider wunderte sich, daß ich wider meine Gewohnheit so heiter gestimmt sei.

Der Rittmeister Schmidt sang ein Körnerisches Liebeslied, das ich bisher noch nicht gekannt hatte, und machte uns jede Schönheit desselben fühlen, zum Preis des unsterblichen Dichters. Dieser Schmidt war es auch, der mich am meisten interessierte, und der auch am meisten teil an mir zu nehmen schien. Es soll mich freuen, ihn einmal wieder zu

treffen; doch that es mir leid, meine Freunde Bäumler und Graf Sprety nicht sehen zu können, die eine Stunde von Ormois zu Lanty waren. Ersteres verließen wir diesen Morgen oder vielmehr diese Nacht; denn es war noch sehr früh und dunkel. Daher gewährte es einen angenehmen Anblick, an einer Hammerschmiede vorbei zu kommen, aus deren Schornstein Feuer und Funken fuhren, während zu gleicher Zeit mit anderem Rote Hemera am Himmel emporstieg, welche heute mehr Rosen aus ihrem Wagen streute, als gewöhnlich. Ich wiegte mich in Gedanken an den gestrigen Abend und ward heiter gestimmt. Wir passierten Lanty, Cunfin, Verpillières mit einem Schlosse, Essoyes, wo sich das Bataillon versammelte, und sind nun in Gyè, ein wahres Weinland, das weit und breit von Reben umgeben ist, gleich einer Winzerin. Es ist eben Weinlese, und es werden eine ungeheuere Menge Trauben in das Städtchen gebracht. Im Nebenzimmer von dem, wo ich jetzt schreibe, sitzen eine große Menge Winzer, die ihr Abendbrot verzehren und bewirtet werden. Ich wohne allein und annehmlich; ich entbehrte lange eine hübsche Wohnung.

engl. Am 7. Oktober 1815. Tanley bei Tonnerre.

Wir hatten heute einen beschwerlichen Marsch von sieben Stunden, fast unter beständigem Regen, der die Wege äußerst schmutzig und unangenehm machte. Wir kamen durch mehrere Dörfer und eine Gegend, reich an Hügeln, die die lieblichsten Thäler bildeten. Wir sind hier mit dem Major unseres Bataillons und der 9. Compagnie, die Hauptmann Hornstein kommandiert. Tanley ist ein großes, schönes Dorf, mit einem großen, herrlich gebauten, palastgleichen Schlosse, dem Marquis von Tanley gehörig, der nun zu Paris ist. Er hat hier einen Haushofmeister, einen geborenen Deutschen aus Mainz. Es läßt sich denken, wie schön und bequem wir wohnen. Das ganze Schloß ist mit einem breiten Graben umgeben, auf dem wir diesen Abend spazieren fuhren. Das Schloß hat große Türme an den vier Enden. Rings herum befindet sich ein Garten und Park mit schönen Partien und Lauben. Besonders gefiel mir eine Grotte. Auf einem Spaziergange durch diesen Garten, da ich eben in einer liebenden Stimmung war, machte ich ein kleines Lied („Rudolf an Emma"), das vielleicht ein paar artige Verse enthält [1]).

---

[1]) Nicht erhalten.

Am 9. Oktober 1815. Nitry.

Da bin ich wieder im alten Nitry. — Nach einem vierzehntägigen Spaziergange kamen wir gestern hier an. Denselben Tag verließen wir das schöne Tanley mit Widerwillen, passierten Tonnerre und Grouère, die ich schon kannte. Bis Tonnerre marschierten wir mit der 9. Compagnie, und ich unterhielt mich beständig mit Lieutenant Fischer über Litteratur und Poesie. Er hat viel Bildung in dieser Hinsicht; allein keine Tiefe des Verstandes, da er sich früh durch rohe und heftige Ausschweifungen verdorben hat. Er erzählte mir viel von seinem Hauptmann Hornstein und von den angenehmen Theegesellschaften bei Schlichtegrolls, wo sich das junge Volk gewöhnlich mit Lesen Schillerscher Tragödien beschäftigte, deren Rollen sie unter sich austeilten.

---

Gestern las ich einige Novellen von Florian [1]) und fand in einer englischen, „Selmours" betitelt, eine sehr schöne Romanze [2]), ganz im einfachen, englischen Geschmack: „Le vieux Robin Gray." Sie ist in der That äußerst anziehend.

---

Heute hatte ich das Vergnügen, einen meiner alten Freunde aus dem Kadettencorps zu sprechen, Gruber nämlich, von dem ich unfehlbar schon etwas in diesen Blättern sagte. Er ist Lieutenant im 2. Regimente, und seine Compagnie brachte den heutigen Tag hier zu, um morgen in ihre nahe Kantonierung Mailly-le-Château abzugehen. Gruber ist ein stiller, unterrichteter Mensch. Ich wünschte, daß er hierher ins Quartier käme, allein sein Hauptmann behielt ihn bei sich, und zu mir ins Haus kam ein anderer Lieutenant, Währer, von gewöhnlichem Schlag. Ich las Gruber einige meiner Gedichte vor und gab ihm auch meine „Betrachtungen über einige moralische Verhältnisse des Lebens" zu lesen. Das, was darin über die letzten Lebensstunden und den Tod gesagt wird, gefiel ihm am besten. Er hatte das Glück, in ein geplündertes Schloß zu kommen und eine umhergestreute Bibliothek zu finden, aus der er sich noch mehrere schöne Werke aussuchte. Er lieh mir davon die „Henriade", die „Secchia rapita" von Tassoni [3]) und den Tasso, gleich-

---

[1]) Jean Pierre Claris de Florian (1755—94), Oeuvres complètes, Paris 1784.

[2]) Tome VIII, p. 31 sq. der Leipziger Ausgabe von 1796.

[3]) Alessandro Tasso (1561—1635), satirischer Dichter. „La Secchia rapita" erschien 1622 (Paris).

falls in der Ursprache. Es freute mich in der That sehr, ihn zu sehen, und wenn es möglich ist, werde ich ihn bald besuchen.

Am 11. Oktober 1815. Nitry.

Auf Anraten meines Freundes Gruber besah ich mir gestern die berühmten Grotten von Arcy, drei Stunden von hier entlegen. Sie sind vielleicht das Schönste, was man in Hinsicht auf Naturerscheinung in Frankreich sehen kann. Ich fuhr nach Tische mit meinem Bedienten nach Arcy, ein schönes Dorf, von dem Flüßchen Cure durchschnitten. Es ist ein neues und altes Schloß dort. Ersteres liegt äußerst anmutig auf einer Höhe, von der man ein liebliches Thal übersieht. Wir nahmen zwei Wegweiser zur Höhle mit, und wir betraten sie, jeder mit einer angebrannten Kerze. Der Eingang ist sehr eng und beschwerlich, doch gelangt man bald an eine freiere Stelle. Es kam uns der junge Herr des Schlosses mit vielen Bedienten entgegen, der gleichfalls einen unterirdischen Spaziergang gemacht und seine Kleider zerfetzt hatte. Es ist seltsam, unter den Blumen zu wandeln und selbst unter den Gräbern. Diese Grotten sind von Tropfstein gebildet, dessen Gestaltungen die Einbildungskraft passende Namen lieh. Die Steine träuften nur wenig, so lange wir unten waren. Der Boden ist lehmig. Eine Säule hat die Form eines Marienbildes, und die Halle, worin sie sich befindet, wird daher Salle de la Vierge genannt. Einen anderen Saal hat man zu einer Art Kirche eingeweiht, allein die dumme Wut der Franzosen in der Revolution ging so weit, daß sie selbst dies unterirdische, ärmliche, so schwer zugängliche Gotteshaus, in das nie ein Priester kam, nicht ruhig ließen, sondern die Steine darin so viel wie möglich untereinander warfen. So hieben sie auch einer anderen Figur, welche den Namen St. Antoine trug, den Kopf ab. Wir passierten zwei ziemlich peinliche Pässe, wovon der eine Trou de Madame, der andere Trou de Monsieur heißt. Andere merkwürdige Gestaltungen sind noch: le Coeur de boeuf, St. Jean, le Pilier double, le Pilier de prince, le Choeur de la cathédrale, le Pain de sucre, le Tirebotte, les Draperies, les Berceaux. Dort wird die Höhle jedoch so niedrig, daß man nicht weiter vorzudringen im stande ist. Man findet auch einen kleinen Teich und mehrere Stellen, wo sich Wasser sammelt. Besonders gefiel mir eine weite Halle, der auch an Höhe die übrigen Plätze nachstehen; im Hintergrunde hat sie den Chor der Kathedrale. Schaut man empor, so glaubt man keine Steine, sondern den nächtlichen Himmel zu erblicken, wenn schwarze Wolken seine Sterne bedecken. Man trifft auch eine Orgel, die

nicht allein in Hinsicht ihrer Gestalt, sondern auch der Klangabwechselung ihrer Pfeifen diesen Namen verdient. Schade, daß sie zerbrochen ist. Der weise Buffon [1]) brach einige Pfeifen heraus, um ihr Inneres zu sehen. Er schrieb auch über die Grotten von Arcy. Alle Wände der Höhle sind voll Namen, teils eingekritzt, teils mit dem Lichte in den Stein geschwärzt. Unter den merkwürdigen dieser Namen fand ich den des Josef Buonaparte [2]) und des Prinzen Ferdinand, Erzherzog von Oesterreich [3]); er besuchte die Höhle erst kürzlich. Auch ich nahm mir einige Steine in Form von Eiszapfen mit, die ich meinen Reliquien aus Frankreich beilege. Wir waren fast froh, als wir das Tageslicht wieder erblickten, das uns schon lange vorher der Hund, den wir bei uns hatten, als ein bellender Herold verkündigte.

Als ich wieder nach Hause kam, fand ich fünf Briefe, wovon vier von meiner Mutter, die ich heute beantwortete, und einen von Xylander. Er sagt, daß Josef Fugger (der jüngere) zum 14. Regiment kommen wird, und daß er selbst seither eine interessante Bekanntschaft in einem Neffen des Hauptmann Streiter zu Aschaffenburg gemacht habe; zieht sehr über die Erziehung im Kadettencorps zu München los und dergleichen mehr. Zu meiner größten Beschämung erwähnt er nicht eine Silbe von dem Gedicht, das ich ihm schickte, obgleich er mich sonst immer bat, ihm von meinen Versen zu senden. Das heißt wohl, ich will ihm den Tadel ersparen, da ich ihn nicht loben kann. Es geschieht mir recht, warum behalte ich nicht für mich? Er hätte mir aber zum mindesten sagen können: Mache keine Verse mehr!

Meine gütige Mutter kopierte mir zwei schöne Gedichte, das eine von Theodor Hell [4]), als Prolog zu einem Schauspiele von Iffland, das andere mit dem Titel: „Heimweh," von Karl Lappe [5]).

---

[1]) Der berühmte Naturforscher (1707—88).

[2]) Des ältesten Bruders Napoleons (1768—1844), Exkönigs von Spanien.

[3]) Ferdinand Karl Joseph von Este (1781—1850), des österreichischen Feldmarschalls vermutlich.

[4]) K. G. Th. Winkler, Pseudonym Th. Hell (1775—1856), der bekannte Redakteur der „Dresdener Abendzeitung" und als Dramaturg und Intendant der gründlichste Verderber des deutschen Theaters später. Von ihm auch „Sängers Reise", S. 88.

[5]) Vgl. „Morgenblatt 1815", Nr. 189, S. 753. — Karl Lappe (1773 bis 1843) hatte bis dahin „Gedichte" (1801) und „Kampfgedichte aus dem Feldzuge 1813" (1813) herausgegeben. Seine Poesie zeichnet zuweilen ein „unmittelbarer Naturlaut" aus.

Am 13. Oktober 1815. Mitry.

Diese Tage las ich die „Henriade“ in einer Ausgabe von 1723[1], die nicht ganz vollständig ist. Statt der gewöhnlichen Anfangszeilen findet man hier:

„Je chante les combats et à Roi généreux,
Qui força les Français à devenir hereux!“

welches eben auf unsere Zeiten und Ludwig XVIII. paßt, von dem man auch, wie von Heinrich IV., sagen kann:

„Haï de ses sujets il aime sa patrie“[2].

Da die „Henriade“ das einzige gute Heldengedicht der Franzosen ist, so haben sie eigentlich gar keins. Voltaire hat nichts weniger als Talent zur epischen Poesie. Er versteht weder, uns für die handelnden Personen warm zu interessieren, noch die Sitten und die ganze Lebensweise seiner Zeit vor uns erscheinen zu lassen, die zwei Haupterfordernisse der Epopöe. Seine Charakterschilderungen sind zwar sehr schön und machen dem Geschichtsschreiber viel Ehre; allein der Dichter darf die Charakter seiner Helden nicht so herableiern, sondern muß sie uns aus ihren Handlungen und Worten selbst erkennen lassen. Die personifizierten Tugenden und Laster, zum Beispiel die Wahrheit, die Weichlichkeit, die Zwietracht, scheinen mir bei einem so modernen Stoffe vollends verwerflich und höchst unpassend. Freilich ist es sehr bequem für den Poeten, wenn er den Thaten der Menschen nicht bis ins Innerste nachzugehen braucht, um ihre Motive aufzudecken, sondern gleich einer Göttin aus der Luft kommen läßt, die uns in die Ohren lispelt, was sie will, das wir thun sollen. Die Nachahmung der „Aeneide“ ist zu offenbar. Im zweiten Gesange wird der Königin Elisabeth die Bartholomäusnacht erzählt, wie der Dido die Zerstörung von Troja. Im sechsten Gesange[3] steigt der Held zur Hölle. Schade, daß die schöne Gabriele d'Estrées, die Voltaire gar nicht zu benutzen weiß und sie gar nicht in das Ganze verflicht, nicht auch im vierten Gesang erscheint. Voltaires Phantasie ist so arm, als irgend eine. Er hilft sich mit Anekdoten, um die Bogenzahl seines Gedichtes zu verstärken. Seine Bigotterie ist gleichfalls äußerst kleinlich. Ich kenne nichts Erbärmlicheres, als wenn er von Sully sagt:

[1] „La Ligue ou Henry-le-Grand“, Genève 1723, die von Abbé Desfontaines nach unvollständigem Manuskript herausgegebene erste Edition.

[2] Chant IX cf. Chant X, 335 der späteren Ausgaben:
„Haï de ses sujets il aimait sa patrie.“

[3] Im siebenten der späteren Ausgaben.

„Heureux si mieux instruit de la divine loi.
Il eut fait pour son Dieu ce qu'il fit pour son Roi" [1]).

Es wäre noch verzeihlich, wenn Voltaire wirklich so gedacht hätte. Er hätte der Wahrheit zum mindesten ihren Schein lassen sollen. Uebrigens hat die „Henriade" mit dem Virgil verglichen einigen Wert, gegen den Homer gar keinen. Was jedoch Vers und Reim betrifft, so sind sie vollendet und über jede Kritik erhaben. Was nur der Alexandriner vermag, hat Voltaire durch ihn ausgeführt. Leider vermag er nicht allzuviel. Man trifft auf manche einzelne meisterhafte Stellen. Man könnte den Tod des Coligny, Heinrichs Betragen nach der Schlacht von Ivry nicht schöner beschreiben [2]). — Im Schlosse Tanley, wo ich unlängst war, hat einst Heinrich IV. mit seinen Generalen zu Nacht gegessen.

Am 14. Oktober 1815. Nitry.

Ich hatte mir für morgen vorgenommen, meinem Freunde Gruber einen Besuch abzustatten; allein dies wurde heute durch die Nachricht vereitelt, daß wir morgen oder übermorgen unseren Rückmarsch aus Frankreich antreten werden. Die Marschroute ist noch nicht gekommen; doch sagt man, daß wir wieder über Nancy über Mannheim gehen. Ich würde es vorgezogen haben, bei Straßburg oder Basel den Rhein zu passieren. Ehemals hoffte ich noch, bis zur Weinlese am Rhein zu sein. In diesen Gegenden ist sie schon seit acht Tagen vorüber. Ich sehe öfters zu, wie der Wein gemacht wird, denn ich hatte vorher noch keinen rechten Begriff davon. Kartoffeln werden in dieser Gegend seit noch nicht langer Zeit gebaut.

---

Diesen Morgen erhielt ich Briefe aus München, von meinen beiden Hausfrauen, die mir viel Freude machten [3]).

Vorgestern war das Namensfest unseres Königs, und wir hielten hier Kirchenparade.

Am 15. Oktober 1815. Nitry.

Ich vollendete heute eine Ballade, die zu 432 Versen gedieh, mit dem Titel: „Die Grotten von Arcy" [4]). Sie enthält die unglückliche Liebesgeschichte eines Herzogs von Burgund. Es liegt ihr weder ein

---

[1]) l. c. Chant VIII (Chant X der späteren Ausgaben).
[2]) l. c. Chant II, v. 197 sq. und Chant VIII, v. 435 sq. der späteren Ausgaben.
[3]) Mss. Mon. Nr. 69, 5. Datiert vom 22. September 1815.
[4]) Mss Mon. Nr. 4.

historischer Stoff, noch eine Sage unter. Vielleicht ist die Ausführung nicht mißlungen. Das Versmaß besteht in dreifüßigen Jamben, wovon sich die männlichen Ausgänge der zweiten und vierten Zeile reimen. Die Einwebung der Grotte von Arcy macht das Ganze anziehender und giebt ihm einen Anstrich historischer Wahrheit. Die angeführten Gegenden sind treu nach der Natur beschrieben. Ueber den Ausgang der Ballade war ich noch unschlüssig, als sie schon zur Hälfte vollendet war.

---

Man sagt, daß wir erst bis Vierundzwanzigsten dieses marschieren; ich werde daher morgen nach Mailly-le-Château gehen, wenn mir anders das Wetter günstig ist, was ich bezweifle.

Am 18. Oktober 1815. Nitry.

Den vorgestrigen Tag habe ich wirklich mit meinem Freunde zugebracht; das Wetter war beständig angenehm. Ich ging um vier Uhr des Morgens von hier weg, nach Sacy, passierte die große Straße, die von Paris nach Lyon führt, kam über Lucy sur Cure und Bessy, in einem lieblichen Thale gelegen, über Mailly la Ville, Dorf mit einem Landhause, wo ich die Yonne mit einer Barke passierte, und langte um acht Uhr in Mailly-le-Château an, nachdem ich vier starke Landstunden in vierthalben zurücklegte. Von hier begleitete mich niemand, doch nahm ich von Sacy aus überall einen Führer, da ich den Weg nicht kannte. Der erste von ihnen hatte fünfzehn Jahre gedient, war mit Bonaparte in Egypten und mit dem Corps des Bernadotte zu Ansbach[1]). Mein zweiter hatte nur sieben Jahre gedient und war am Rhein und in Westfalen, der dritte endlich nur zwei Monate bei der Nationalgarde, worauf er davonlief. Mailly-le-Château ist stattlicher als Nitry, hat eine hübsche Kirche, einen schönen Platz in Mitte des Orts. Gruber empfing mich sehr erfreut, daß ich Wort gehalten. Er wohnt ziemlich hübsch bei einer uralten Jungfer, deren Nichte gleichfalls eine alte Frau war. Von den Töchtern dieser Nichte ist eine gar nicht häßlich und gewöhnlich zu Paris, wo sie einen Platz in einer Boutique hat; die andere ist ein wahrer Maulaffe. Die Alte heißt Tenaille. Sie hat eigensinnige Launen und wollte zum Beispiel gar nicht davon abgehen, mich für einen geborenen Franzosen zu halten, welches übrigens meinem Accent Ehre macht. Gruber brachte mich zu seinem Hauptmann, Namens Herbst. Er ist

---

[1]) Siehe S. 8.

kein ungebildeter Mann; doch hat er viele Gemeinplätze in seinen Reden Er war in Auxerre und sagte uns, daß wir erst am Dreißigsten abmarschieren würden.

Mein Freund führte mich auf eine erhabene Stelle, die mit einer Allee bepflanzt ist, von wo aus man ein herrliches Thal übersieht, durch deren Gebüsch und Wiesen sich die Yonne, in mehrere Arme geteilt, hinschlängelt. Nie genoß ich einer so schönen Aussicht. Nach Tische gingen wir auch in das Thal hinunter und machten einen ziemlich weiten Spaziergang. Ich hatte meine Ballade bei mir und las sie ihm vor, da er auch in der Höhle bei Arcy war. Sie schien ihm zu gefallen. Ich halte sie für das Beste, was ich gemacht habe. Unsere Gespräche betrafen Politik und Litteratur. Gruber ist ein sehr gebildeter, kluger, junger Mensch. Ich freute mich sehr seines Umgangs und brachte die Nacht in Mailly zu. Den folgenden Morgen reiste ich ab und er begleitete mich noch bis Bessy. Zu Sacy frühstückte ich bei Herrn Nicole, dem Adjoint. Ich bin jetzt wieder hier in meiner Einsamkeit, und ich fühle eine Art von Heimweh nach freundschaftlicher Unterhaltung, die mir nur einen Tag lang zu teil wurde. Beim Hauptmann muß ich fast alle Abende Lotto spielen.

---

Es ist heute ein merkwürdiger Tag für alle Deutschen, der Jahrestag der Leipziger Schlacht; heute lodern die Flammen von den deutschen Bergen.

Am 22. Oktober 1815. Nitry.

Ich habe diese Tage nichts geschrieben, desto mehr bleibt mir für heute übrig. — Meine Beschäftigung war diese Zeit her fast ausschließlich der unsterbliche Dichter von Sorrento, der unvergleichliche Tasso [1]). Ich las ihn von früh morgens bis abends, an meinem Kaminfeuer sitzend. Ich kann sagen, daß er mich entzückt hat; je öfter ich ihn lese, desto vortrefflicher scheint er mir. Welch eine herrliche Phantasie, welche Gedankenfülle, welch ein harmonischer Fluß der Sprache! In seinen häufigen Metaphern welche Größe und Schönheit! In seinen Reden welche feurige Bündigkeit! In seinen Sentenzen welche ausdrucksvolle Kraft! Bald schmilzt er in melodischen Tönen und läßt dem rührenden Lied des Schwans den Gesang der Nachtigall antworten, bald giebt er uns den Klang klirrender Waffen und hallender Schilde zu hören. Er entschließt uns Himmel und Hölle; führt uns nach Armidas hesperidischen Gärten

---

[1]) Dessen „Gerusalemme liberata“ natürlich.

von Jerusalems belagerten Mauern; er zeigt uns eine schöne Reihe edler, mächtiger Helden und holder Frauen. Wie leicht macht er durch seine großen Vorzüge seine kleinen Verstöße vergessen. Auch von ihm kann man sagen:

„Tout ce qu'il a touché se convertit en or“ [1]).

Was ist die „Henriade“, ja, ich sage noch mehr, was ist die „Aeneide“ gegen das „Befreite Jerusalem“. Hätte ich jetzt Laune und Muße, sogleich wollte ich diese Behauptung durchführen. Der Nachahmer des Virgils hat den Virgil übertroffen. Hier gelten die Worte Goethes:

„Selbst dem großen Genie folgt noch ein größeres nach“ [2]).

---

Jedermann kennt das „Epigramm über die Ehen der Dido“:

„Infelix Dido! nulli bene nupta marito,
Hoc pereunti fugis, hoc fugiente peris“. [35]

Dies giebt ein französischer Dichter folgendermaßen:

„Pauvre Didon, où t'a reduite
De tes maris le triste sort?
L'un en mourant cause ta fuite,
L'autre en fuyant cause ta mort.“

Im Englischen kenne ich es gleichfalls:

„Unhappy, Dido, was thy fate
In first and second wedded state:
One husband caus'd thy flight by dying,
Thy death the other caus'd by flying.“

Ich versuchte heute eine deutsche Uebersetzung dieser Worte:

„Stets ins Verderben mußten sie dich ziehen,
Die Gatten, welche das Geschick dir bot,
Des einen Tod bewirkte dein Entfliehen,
Des andern Fliehn bewirkte deinen Tod.“

Eine Verdeutschung im Metrum des Originals halte ich für unmöglich, wenn man die Antithese in das wahre Licht setzen will.

---

[1]) Boileau, „l'art poétique“, v. 298.

[2]) Goethe, Elegie „Euphrosyne“, Vers 107: „Selbst dem großen Talent drängt sich ein größeres nach“.

Ich erhielt heute zwei schöne Gedichte in einem Schreiben meiner gütigen Mutter, der ich gestern einen sehr langen Brief abschickte. Das eine dieser Gedichte ist von einem gewissen Seyfried und wurde unserem würdigen Kronprinzen überreicht, als er in Mannheim war. Eine Strophe davon lautet:

„Und daß vor allem mächtiger uns hebe
Der schöne Glaube an das ew'ge Band,
Umschlingend treu, mit friedlichem Gewebe,
All deutschen Volkes liebes Mutterland;
Daß kühner deine Nähe uns belebe,
Bist du des Ruhms, der Ehre leuchtend Pfand,
Eilend hierher in deiner Krieger Mitten
Ein ritterlicher Königssohn geschritten" [1]).

Wie edel sind diese Worte, und er verdient sie, an den sie gerichtet sind. Die Mitwelt preist ihn, und auch die Nachwelt wird ihn preisen; denn er wird seine Stelle würdig ausfüllen und nicht unter den Pöbel der Könige gehören, wie sich irgend ein Dichter ausdrückt.

In dem anderen Gedichte, das den Titel „Siegeslied" führt und von Hinsberg [2]) ist, heißt es unter anderem:

„Die das große Volk sich nannten
In der Hoheit trunk'nem Wahn,
Sind gesunken und erkannten
Das Gebot des Siegers an."

Herr von Hinsberg, von dem ich schon nach Lesung des „Nibelungenliedes" eine hohe Meinung faßte, lebt in München. Es würde mir vielleicht nicht schwer geworden sein, seine Bekanntschaft zu machen, besonders da ihn Baron Baden kannte; allein damals achtete ich die Freude und den Nutzen nicht, der mir aus dem Umgang eines Mannes von so vielen dichterischen Talenten und deutscher Sinnesart entspringen müßten. Jetzt denke ich nicht mehr so; doch jetzt ist es leider zu spät. Unser Schicksal ist bestimmt. Nachdem das Gerücht, daß wir München verlassen sollen, bereits lang verschollen ist, kommt uns dieselbe Nachricht aufs neue; aber nicht mehr als Gerücht, sondern als Bestimmung zu.

Mannheim soll bayrisch werden, unser König soll dahin abreisen, um die Huldigung zu empfangen, und dieselbe Stadt soll unsere künftige

[1]) Vgl. „Morgenblatt" 1815, Nr. 173 (21. Juli), S. 687. „An den Kronprinzen von Bayern. München den 5. Junius 1815. Von A. Seyfried."

[2]) „Morgenblatt" 1815, Nr. 176, S. 701; vgl. auch S. 80 und 144, Anm. 7.

Garnison sein. Am Rhein also, nicht mehr an der Isar werde ich künftig diese Blätter schreiben. Ach, was frommt mir das schöne Mannheim, wenn ich erwäge, was ich mit München einbüße: meine Freunde, meine Hoffnungen, meine Zufriedenheit, ach beinahe alles! Auch dich verliere ich, mein blonder Federigo, auch dich! Dein holdes Lächeln muß ich missen, deine holden Züge, auf daß ich, in schönere Tage zurückschauend, sagen kann: „Auch ich war in Arkadien!“ [1]) Mein Entschluß ist gefaßt, sobald wir nach Mannheim kommen. Ich kenne dort niemand und will auch niemand kennen lernen, oder doch nur sehr wenige Personen. Ich will mich dorten ganz den Studien widmen, da es mir nicht an Muße fehlen wird. So wird doch mein dortiger Aufenthalt zu etwas nutz sein. Freilich verlieren auch die Studien die Hälfte ihrer Annehmlichkeit, wenn sie nicht zuweilen durch den erholenden Umgang von Freunden und anderen geliebten Personen versüßt werden.

Es waren heute Oberlieutenant Wilhelm Cella, Lieutenant Kramer und Riedel, die teils jene Nachrichten mitbrachten. Sie zogen unter anderem über meine Traurigkeit los, wie sie mein stilles Wesen nennen. Hauptmann Weber hatte, wie gewöhnlich, zuviel getrunken und schwätzte erbärmliches Zeug, indem er sich beständig wiederholte. Schneider fährt fort, sinnlos zu reden und zu handeln. Ich bin nicht glücklich umgeben. Gestern besuchte uns Schönbrunn von Ancy-le-Franc. Er ist nicht ganz mehr der alte. Ich finde ihn klarer und gebildeter. Als er wieder wegritt, begleitete ich ihn noch eine Strecke Wegs. Unser Gespräch fiel auf Perglas. „Wenn du wieder in Verhältnis mit ihm kämest, würdest du ihn nicht mehr kennen,“ sagte er mir, „denn er ist ganz ein anderer geworden. Zwei Nächte in Paris haben ihn umgestaltet, er hat seine Grundsätze völlig verändert; er, der mich ehemals vor Ausschweifungen warnte, thut es mir und anderen nun darin zuvor. Er erklärt, daß er vormals ein Narr gewesen; alles treiben, doch nichts im Uebermaß, ist nun seine Maxime.“ So sagte mir Schönbrunn. Dieser letzterwähnte Grundsatz ist nach meiner Meinung der verderblichste von allen. Als wenn man der Leidenschaft verbieten könne, zum Uebermaß zu steigen, wenn man sich ihr einmal willig hingiebt. Mein Erstaunen über das, was ich von meinem ehemaligen Freunde hörte, ist begreiflich. „Ist es möglich!“ rief ich einmal über das andere aus; aber ich sollte noch mehr hören. Perglas ist so weit zur Gemeinheit herabgesunken, daß er in seinen Gesprächen, alle Scham mit Füßen tretend, seine niedrigen Wol-

[1]) Schillers Gedicht „Resignation“: „Auch ich war in Arkadien geboren.“

lüste zergliedert, daß er sich sogar einem alten, häßlichen und höchst ekelhaften Marketenderweibe hingiebt, die vielleicht mit dem letzten seiner Untergebenen um ihre Gunstbezeugungen feilscht! Wer sollte hier nicht: „Ist es möglich!" rufen. Wohl hat er recht, der Dichter, die Scham verliert sich nur einmal. Nie mehr wird Perglas seine alte Sittsamkeit wieder zurückrufen können, und sollte er sie je wieder zeigen, so ist es Heuchelei. „Uebrigens ist er seelengut," setzte Schönbrunn hinzu, „er spricht öfters von dir und nennt dich einen närrischen Menschen." Allein ich konnte mich von meinem Erstaunen kaum erholen. Was ist denn das Meisterstück der Schöpfung, sagte ich zu mir selbst, wenn es wie ein Chamäleon Farbe und Gestalt wechselt, wenn wir uns kein Urteil über einen Menschen mehr zutrauen können, wenn wir einen halben Monat von ihm entfernt sind, aus Furcht, er möchte anders werden, während wir ihn beschreiben. Ich hatte mich also betrogen in dem, was ich von Perglas in diesen Blättern sagte, als ich von seiner Rückkehr aus Paris hörte. Es war keine Berauschung der Sinne, die ihn verführte, es waren Maximen. Uebrigens wird er das Glück haben, wieder nach München zurückzukehren. Er kommt zur Garde. Wahrscheinlich hat ihn seine Ehrsucht nicht bei unserem Regimente gelassen. Gott begleite ihn. Ich bin durch die Entfernung unserer Denkart, sowie auch durch Entfernung unserer künftigen Wohnplätze auf immer und lebenslänglich von ihm geschieden!

---

Es ist heute gerade zwei Jahre, seitdem ich diese Blätter schreibe. Sie enthalten manches Erfreuliche, manches Schmerzliche auch. Das menschliche Leben ist ein reiches, mannigfach verschlungenes Gewebe. Heute vor zwei Jahren war es auch, seit ich den edlen Prinzen zum letztenmal sah. Er starb acht Tage darauf den Heldentod. Eine tiefe Melancholie mischt sich in die Erinnerung, wenn das Erinnerte unwiederbringlich ist. Wenn ich an die liebenswürdigen Züge denke, an die freundlichen Worte, und das ist nun auf ewig tot! Er war zu gut für die Welt, sagt Jedermann, der ihn kannte. Uns fehlerhafte Menschen muß ein langes Leben erst reinigen und bessern, er war schon zum Himmel reif, ein Jüngling.

---

Ich formte diese Tage noch den Entschluß, nach Paris zu reisen, da man von Auxerre in vierundzwanzig Stunden dahin gelangen kann. Allein es wird kaum geschehen, da unser Abmarsch es verhindern wird.

Am 24. Oktober 1815. Nitry.

Froh und heiter ging dieses Tages Sonne für mich auf. Mit guten Vorsätzen und schönen Hoffnungen erhob ich mich heute von meinem Lager. Es ist mein neunzehnter Geburtstag. Sonst pflegte ich an diesem Tage meine Begegnisse im ganzen Jahre durchzugehen und die Fortschritte meiner Bildung; ich will es für ein andermal aufsparen, wenn ich wieder zu Hause sein werde, für heute nur dieses Gebet:

Mein Gott und Vater, nicht wie ehmals feir' ich
Im trauten Kreis der Freunde diesen Tag,
Auf fremde Erde setz' ich meinen Fuß;
Doch dir ist keine Erde fremd, du warst,
Du bist und wirst in allen Regionen
Der Welt ein Vater und ein Helfer sein.
So lege deine Segenshand auch heute
Auf dies mein Haupt, und laß den blühnden Vorsatz
Zur Frucht sich bilden und beglückt gedeihn.
Gieb, daß ich nicht an meiner Kraft verzweifle,
Und eine deine Gnade meiner Kraft;
Denn ohne diese geb' ich mich verloren.

Laß deinen Willen meinen Willen sein,
Erleuchte mich, daß ich das Recht erkenne
Im wahren Sinn, daß nicht das Böse mich
Mit schmeichelnden Sophismen überwält'ge.
Sei du mein Hüter, Allessehender,
Wenn ich mich selber nicht mehr hüten kann.
Stets achten laß mich meine Menschenwürde.
Die Tugendliebe in der eignen Brust,
Und deine Güte, die unendliche,
Sei'n Schwert und Schild mir im Versuchungskampfe.
Und wachsen laß mich bis zum letzten Tag,
Den mir das Leben bringt, in allem Guten,
In stündlicher, beständ'ger Steigerung;
Auf daß ich würd'ger, immer würd'ger
Für jene rechte Seite deines Throns,
Die Ehrenstelle deiner Auserwählten, werde.

Vergessen laß mich nimmermehr, o Gott,
Was ich dir schuldig bin für jede Wohlthat,
Die du mir ehemals, die du heute, gestern,
Die du mir je erwiesen, nimm in Gnade
Aus meinem Herzen meinen reinsten Dank.
Laß auch den Menschen mich erkenntlich sein,
Die mich erfreuten, die mir Gutes thaten.
Verleih mir, Gott, was ich bedarf, verleih mir

Genügsamkeit, daß nicht ein unzufriedner Sinn
Mich unwert mache deiner höchsten Güte.
Laß mich mein Leben nützen, laß mich auch
Den Menschen Nutzen bringen durch mein Leben,
Auf daß es nicht vorübergehen möge
Nutzlos, gleich einem unfruchtbaren Jahr,
Das um den Schweiß den Pflüger hat betrogen.
Auch meines Geistes Bildung nimm in Schutz
Und laß sie blühen unter deinen Augen;
Daß mich der Wißbegierde edler Trieb
Zum Heil geleite, zu der Wissenschaft,
Und unter deiner Gnade Flügel nimm,
Was flücht'ge Stunden meiner Feder schenken.
So schütt' ich alle diese kleinen Sorgen
Vertrauungsvoll in deinen Vaterschoß.

Doch mehr als mir gewähre meinen Lieben,
Den Eltern und der treuen Freunde Zahl,
Die mir im Herzen, die Geliebten, wohnen.
Mit deinem Segen überhäufe sie,
Und viele lange Lenze laß sie schauen
In Glück und Freude. Glück und Freude werde
Den Menschen allen, großer Gott, zu teil.
O neige dich zu diesem meinem Flehen,
Erhör es auch, wenn es dir nicht entfällt;
Denn du bist weise, mächtig, gütig, ewig,
Den Menschen Vater und der Herr der Welt.

---

Gestern morgens erhielt ich durch einen Boten ein Briefchen von Gruber, der mich benachrichtigt, daß sein Standquartier verändert und nach Drancy, drei Stunden von Auxerre, gekommen sei; wir wollten nämlich heute unsere Bedienten nach Bessy schicken, um die entlehnten Bücher auszutauschen. Ich antwortete ihm sogleich auf scherzhafte Weise. Heute um Mitternacht kam abermals ein Bote und zwar von Ancy-le-Franc und brachte mir einen Brief von — Perglas. Ich glaubte anfangs, schlaftrunken wie ich war, daß es eine Antwort von Gruber wäre, und war daher sehr erstaunt über die ersten Zeilen; hier ist, was er schrieb:

„Bester Platen! Ich wage, Dich mit einigen aufrichtigen Zeilen zu belästigen, ich wage es, weil ich wohl weiß, daß ich es nicht übel nehmen könnte, wenn du mir den Brief zurückschicktest, weil ich aber so sehr von der Vortrefflichkeit Deines Herzens überzeugt bin, was Dich wohl nachgiebiger sein läßt, als ich es zu sein im stande wäre. Ich habe nicht

recht an Dir gehandelt, ich habe mein Verhältnis mit Dir zerstört, ohne daß Du mich im geringsten beleidigt hast. Erlaube mir, Dir nun meine Meinung aufrichtig zu sagen und Dir zugleich zu gestehen, daß mir ungemein viel daran liegt, meinen Fehler wieder gut zu machen, daß ich bereit bin, alles zu thun, was Du von mir forderst, das alte gute Verhältnis wieder zurückzurufen.

„Ich stehe Dir an Geistes- und Herzensvollkommenheit weit zurück, ich hätte mich daher glücklich schätzen sollen, mit Dir ohnerachtet in einem gewissen vertraulichen Verhältnis zu stehen. Ich sah dieses Glück wohl ein, aber gewisse Eigenheiten (vielleicht Vorzüge Deines Charakters), für die ich aber nicht geboren bin, schreckten mich ab. Ich sage Dir aufrichtig, ich hielt Dich für einen Sonderling, der die Welt hasse; ich fühlte mehr zum Vorteile der Welt, glaubte mich nur in ihr bilden zu können; kurz, ich glaubte, daß diese verschiedenen Meinungen unsere Charaktere schieden, daß wir nicht füreinander taugten. Jetzt sehe ich ein, daß ich zu eitel war, indem ich Dich beurteilen zu können glaubte; ich bin überzeugt, daß Du ein edler, braver, charaktervoller Mensch seist. Magst Du über manches denken, wie Du willst, man kann Dir trauen. Ich weiß, wie fehlervoll ich bin, böse glaube ich aber doch nicht zu sein. Wir können daher, wenn Du großmütig verzeihen willst, recht wohl füreinander taugen, recht wohl wieder Freunde werden. Werden wir dies wieder, so kannst Du mir leicht beweisen, daß ich höchst unrecht hatte, die oben gesagte böse Meinung von Dir zu haben. Ich will Dir nun keine Langeweile mehr machen, sondern enden, indem ich Dich nochmals um Verzeihung bitte und Dir mein Wort gebe, daß ich mir im Falle einer Wiedervereinigung alle mögliche Mühe geben werde, Deiner Freundschaft würdiger als bisher zu werden. Lebe wohl, würdige einer Antwort Deinen stets für Dich gut denkenden ꝛc."

Diesen Brief beantwortete ich sogleich in der Nacht durch einen ziemlich langen von meiner Seite. Aus gerechter Furcht, daß Schönbrunn unser Gespräch über ihn nicht ganz treu erzählt habe, schrieb ich ihm die Stelle aus diesem Tagebuch ab, die davon spricht, ohne ein einziges ihrer vielleicht harten Worte abzuändern. So kopierte ich ihm auch jene Stelle, die ich niederschrieb, als ich durch Spessart seine Reise nach Paris hörte. Ich that dies, um ganz aufrichtig zu sein. Ich sagte ihm, daß ich sein Lob keineswegs verdiene, daß ich, wenn ich einen Vorzug vor ihm haben sollte, es nur der wäre, daß ich mir selbst treu bliebe, erklärte ihm, woher es kommen möge, daß er in mir eine Art Menschenfeind gesehen, sagte ihm, daß ich ihm nichts zu verzeihen hätte und daß

er mir meine allenfallsigen Beleidigungen vergeben möge, fragte ihn, wodurch er nun plötzlich eine bessere Meinung von mir gefaßt hätte? Ich versicherte, daß ich ihn keineswegs bekehren wollte, suchte ihm aber doch in Hinsicht seines jetzigen Lebenswandels ans Herz zu reden. „Uebrigens,“ fuhr ich fort, „weißt Du ja selbst zu gut, daß das Tier dem Instinkte folgt, der Mensch aber den Instinkt durch die Vernunft beherrschen soll, daß die Scham das Zarteste und Liebenswürdigste am Menschen ist und die Selbstbezwingung das Höchste.“ So suchte ich den Zunder einiger Wahrheiten in seine irregeleitete Seele zu werfen. Ich sagte ihm, daß es gewagt wäre, ein ehemaliges Verhältnis wieder herstellen zu wollen, da es nicht mehr hergestellt werden könne, wie es ehemals war. Ich widerriet ihm daher unsere Wiedervereinigung, suchte ihm durch die Verschiedenheit unserer Denkungsart zu beweisen, daß wir nicht mehr zusammen taugten, erinnerte ihn an die Entfernung unserer künftigen Aufenthaltsorte, stellte es jedoch ganz in seine Macht, ob wir wieder Freunde werden sollen oder nicht. „Es kostet dich ein Wort,“ sagte ich, „so hast Du meine Hand.“

Als ich diesen Brief geschrieben und abgeschickt hatte, legte ich mich wieder zu Bette, und hätte ich diesen Morgen nicht Perglasens Schreiben gefunden, so hätte mir das Ganze ein Traum geschienen. Es wird auch keine weiteren Folgen haben, als ein Traum, denn ich glaube nicht, daß er auf unserer Wiedervereinigung fest bestehen wird.

Heute antwortete ich auch Xylandern nach Würzburg. Mein Brief enthält mancherlei.

Am 25. Oktober 1815. Nitry.

Mein verirrter Freund hat mir heute auf den gestern erwähnten Brief geschrieben, eine Antwort, voll der falschesten Lebensregeln und Maximen. Schönbrunn hat ihm geleugnet, was er mir erzählt hat, er glaubt daher, daß ich anderer Worte Schönbrunn untergelegt habe, aus der guten Absicht, zu verhüten, daß er jene anderen herausfordere. — Er läßt sich sehr weitläufig über seine unkeuschen Neigungen heraus, er vergleicht sie sehr unrecht mit dem Bedürfnis des Essens und Trinkens, als wenn die Unkeuschheit so unschuldig wäre, als Nahrung zu sich zu nehmen, als wenn sie den Körper stärkte, wie Essen und Trinken, als wenn sie, wie letzteres, unumgänglich notwendig wäre, als wenn man äße, um sich Vergnügen zu machen, oder Unzucht treibe, um sich am Leben zu erhalten. „Jedes Bedürfnis mit Verstand und Tugendsinn genießen,“ nennt er seine Maxime. Er sagt, daß ihm die Ausschweifung nötig wäre, doch hält er sie für kein beglückendes Bedürfnis. Er will es

nicht zur Leidenschaft kommen lassen und schmeichelt sich, sein eigener Herr zu sein. Er sagt, daß er nicht verführt worden wäre; doch gesteht er, daß er zu Paris, in Gesellschaft von russischen Offizieren, etwas zu viel getrunken habe. Er liebt noch das Studium, glaubt nie zum Wollüstling zu werden. Er habe sich jenem erwähnten Marketenderweibe nur deswegen hingegeben, um kein Bürgermädchen verführen zu müssen. (Ein schöner Grund! in ironischer, sowie in nicht ironischer Bedeutung.) Endlich sagte er, daß seine Ehrsucht nicht an seiner Versetzung zur Garde schuld sei, und wünschte abermals meine Freundschaft. Ich beantwortete dies Gemisch von Tugend und Untugend auf der Stelle und widerlegte nach der Reihe seine Irrtümer, soviel in meiner Macht stand. „Was müßte aus der Welt werden," sagte ich, „wenn selbst die Menschen von Deinem Schlage die Unkeuschheit für erlaubt hielten? Ohne Zweifel ein großes Bordell." Ich sprach ihm von der Würde des Weibes, das kein Werkzeug, sondern Mensch wie wir wäre, von der Bestimmung der Ehe, von der nach und nach wachsenden Leidenschaft; erinnerte ihn, daß die Verführung ja kein augenblickliches, sondern ein schleichendes Gift wäre. Ich sagte ihm, daß er die Worte Tugendsinn und Verstand nur bloß im Munde führe, indem er sie anwende, wo sie gar nicht hingehörten, da man den Verstand bei den Handlungen der Wollust nicht brauche und den Tugendsinn nicht brauchen könne. Ich erinnerte ihn an große und weise Männer, die gegen das gepredigt hätten, was er für erlaubt hielt; ob er denn glaube, daß er klüger wäre, als sie. Ich schloß damit, daß er entweder ganz tugendhaft oder ganz ausschweifend werden müsse. „Dieser mühevolle Lebenskampf," sagte ich, „dieses traurige Schwanken auf dem leichtgefügten Brettergerüste erbärmlicher Maximen, ist etwas Entsetzliches." Ich wiederholte ihm, daß es in seiner Macht stünde, unsere Bekanntschaft zu erneuern; doch erwähnte ich eines Wortes La Bruyères, sagend, daß das Vergnügen der freundschaftlichen Unterhaltung in einer Aehnlichkeit des Geschmacks in Hinsicht der Sitten und in einiger Meinungsverschiedenheiten über die Wissenschaften bestehe [1]). Ueberdies sandte ich ihm meine Betrachtungen über einige moralische Verhältnisse des Lebens zur Beherzigung. Sollten ihm meine Gründe noch zu schwach scheinen, so habe ich auf neue nachgesonnen, die wirklich überzeugende sind. Ich würde stolz darauf sein, einen Jüngling in die Arme der Tugend und Schamhaftigkeit zurückzuführen. Perglas wiederholte heute ausdrücklich, daß nicht ich, sondern er unseren Umgang abgebrochen habe.

[1]) „Charactères", chap. V („De la société et de la conversation").

Am 26. Oktober 1815. Nitry.

Mit Macht erneute sich heute das Angedenken B.s. Aufs neue rief ich das geliebte Bild vor meine Seele zurück. Was sagte, was schrieb ich nicht schon alles dieses Bildes wegen! Welche Erinnerungen durchzogen schon seinetwegen meine Brust, wie viele Verse entflossen meiner Feder seinetwegen! Wie oft enthalten diese Blätter den teueren Namen! Und dies alles führte zu nichts. Nicht einmal vergessen kann ich die wenigen Augenblicke, die ich in seiner Nähe lebte. Er ist fern von mir, wird ferne bleiben; ich bin ihm unbekannt:

„O non visto, o mal noto, o mal gradito“ [1]).

Ach, glückseliger Olind, wie bist du beneidenswert:

„Ebbe si largo e si famoso campo,
Di mostrar la sua fede.“

Am 28. Oktober 1815. Nitry.

Endlich diesen Nachmittag kam die Ordre zum Abmarsche, die wir lang erwarteten. Uebermorgen wird sich die Brigade bei Joigny versammeln; morgen geht unsere Compagnie von hier und zwar bis Villy und La Chapelle, wo wir schon einmal gewesen. Es ist ein frohes Gefühl, einen Marsch anzutreten, von dem man weiß, daß er, sozusagen, ununterbrochen der Heimat zugeht. Endlich werde ich das Vaterland wiedersehen. Leider schwant es mir, daß ich nicht mehr nach München zurückkehren werde. Eine fremde Stadt wird mich in den Umkreis ihrer Mauern nehmen. Es thut mir leid, allein what must be, must be!

Ich schrieb diese Tage noch an meine Mutter und heute an Madame Schwarz. Von Perglas habe ich noch keine Antwort; ich fürchte, der Bote hat mein Paket nicht richtig übergeben. Es würde mir unlieb sein.

Am 29. Oktober 1815. Nitry.

Soeben sind fröhliche Nachrichten gekommen, durch einen Brief Tschamarins (welcher schon gestern, da er zum Quartiermachen bestimmt ist, vorausfuhr). Die Bestimmung unseres Regiments geht wieder nach München. O wie glücklich macht mich dies! Die ganze Armee wird bei Mannheim über den Rhein gehen. Wir nehmen also wahrscheinlich dieselbe Route, die wir herkamen. Ich werde B. wiedersehen! In fünf bis sechs Wochen werde ich wieder bei meinen Freunden sein! Gott!

[1]) Tasso, „Gerus. liberat.“, Canto II, XVI.

wie dank ich dir für diese Gnade! Du verlässest jene nicht, die an dir hängen, und wenn sie auch oft straucheln, dich nicht verlassen. Gestern schrieb ich noch ein Gedicht nieder unter dem Titel „Elegie“ [1], voll klagender, trauriger Empfindungen. Sie sind verdrängt.

In ein paar Stunden gehen wir von hier ab und machen den ersten einer langen Reihe von Märschen.

Am 1. November 1815. Paslis.

Unsere Compagnie ist hier in einem ärmlichen Dorfe in trockener Gegend, erträglich quartiert, und morgen haben wir Rasttag. Pâlis ist noch sechs Stunden von Troyes entfernt, wohin wir uns übermorgen begeben werden.

Von Nitry marschierte ich den Neunundzwanzigsten mit frohem Herzen ab, die Gedanken wie die Schritte der Heimat zugekehrt. Wir kamen durch das häßliche Chablis, wo man mir einen Brief meiner Mutter übergab, und gingen wieder nach Villy, wo wir schon bekannt waren und im alten Quartier wohnten.

Am Dreißigsten hatten wir einen sehr starken und beschwerlichen Marsch. Der Versammlungsort des Regimentes war Ligny, ein großes Dorf mit schöner Kirche, wo die Compagnien ausruhten und mir Perglas durch seinen Bedienten einen Brief übergeben ließ. Von diesem und meiner Antwort werde ich morgen erzählen. Wir passierten Joigny, eine hübsche Stadt an der Yonne. Unsere Station an diesem Abende war Chézy, ein ziemlich wohlhabendes Dorf mit Schloß, vom Stab und drei Compagnien belegt. Ich wohnte ziemlich gut mit Schneider.

Unser gestriger Marsch war nicht minder groß. Zum wenigsten war uns die Witterung gewogen. Wir zogen stets längs der Yonne durch ein herrliches Thal hin. Eben ging die Sonne, mit goldenen Wolken umgeben, herrlich über dem Flusse auf und durchschimmerte die blaue Flut mit einem rötlichen Scheine. Man sieht viele Kohlenschiffe auf der Yonne, die nach Paris fahren. Ueber St. Julien gelangten wir nach dem freundlichen Villeneuve-le-Roi, wo wir schon einmal gewesen und wo eine stattliche Brücke über den Fluß führt. Unsere Bestimmung mit noch zwei anderen Compagnien war Les Sièges. Das Brigadequartier war zu Sens. Es that mir leid, abermals in die Nähe von Sens zu kommen, ohne diese alte Stadt mit ihrer berühmten Kathedrale gesehen zu haben. Wir passierten Cérisiers mit einem hübschen Landgut. Les Sièges, wo überdies bereits zwei Jägercompagnien lagen, ist ein elendes

---

[1]) Ob das Gedicht „Schwermut“ in Mss. Mon. Nr. 5?

Dorf. Wir drei Offiziere, die wir beisammen wohnten, hatten ein erbärmliches Quartier. Ich mußte die Nacht auf Stroh zubringen und konnte vor Kälte nicht schlafen. Unser Wirt war hinkend und seine Frau bucklicht.

Als wir diesen Morgen abmarschierten, war es bereits etwas gefroren und alles überreift. Das Regiment versammelte sich unweit des Dorfes auf der Landstraße. Wir paradierten durch Villeneuve-l'Archevêque (Villeneuve-sur-Vanne), eine ziemlich bedeutende, aber äußerst häßliche Stadt. Dort ist das Hauptquartier unserer Brigade. Die Marschroute des Brigadekommandos bis nach München ist bereits angelangt. Die hauptsächlichsten Städte von Joigny aus sind: Sens, Villeneuve, Troyes, Brienne, Joinville, Toul, Nancy, Sarreguemines, Zweibrücken, Mannheim, Heidelberg, Heilbronn, Hall, Ellwangen, Lauingen, Augsburg. Im ganzen haben wir zehn Rasttage. Leider werden wir in wenige der angeführten Orte kommen, da stets die Garde dort einquartiert sein wird. Den Dritten dieses werden wir in Troyes, den Zehnten in Nancy, den Sechzehnten in Zweibrücken, den Einundzwanzigsten in Mannheim, den Dreiundzwanzigsten in Heidelberg eintreffen. Nach Augsburg kommen wir den 7. Dezember, nach München endlich den Elften desselben Monats. Bis dahin wird es noch manches zu ertragen geben.

Am 2. November 1815. Pâlis.

Perglas' Brief war ziemlich kurz. Er sagt, daß ich das Wort Freund zu hoch nehme, und daß wir daher nicht Freunde werden können. Er wird mir in wenig Jahren einen kraftvollen Mann zeigen. Er nennt mich zu schwach, ihn zu widerlegen, und heißt mich einen unerfahrenen Lehrer, ich sollte mich an ihn wenden, wenn ich seine Bedürfnisse einmal fühlen würde, und er wollte mir raten. Er habe sich, sagte er, schöne Wahrheiten aus meiner Schrift in sein Tagebuch geschrieben. In seiner Unterschrift sagt er, daß er mich ausgezeichnet schätze. Meine Antwort war sehr lang. „Dies," fing ich an, „sei das letzte Wort, was wir unterhandeln. Du wünschest es jetzt selbst, ich wünschte es vorher schon. Der kleinliche, eingeschränkte, der an gewissen Vorurteilen hängende Denker, der Schwachkopf, den Du mich nennst, verdient Dich nicht. Schon aus unseren langen Deliberationen geht es hervor, daß es uns beiden nicht ernst sei. Gesteh' es, daß es nur eine Grille von Dir war, meine Bekanntschaft erneuern zu wollen, die so tief unter Dir ist." So fuhr ich fort, ich sagte ihm, daß er nur Strenge von mir zu erwarten habe, daß ich aber auch streng gegen mich selbst wäre. Hierauf setzte

ich ihm die Ursachen auseinander, warum er meine Gründe schwach nenne. Ich erinnerte ihn an sein eigenes Gewissen, auf das ich bei meinem Vorhaben gerechnet hätte, ich sagte ihm, daß ich ihm nicht meine Gründe aufdringen wolle, sondern daß ich ihn nur an das uralte Gesetz der Sittsamkeit und des Christentums gemahnt hätte. „Es ist das, was den Menschen über das Tier erhebt; es ist das, was man Dich ohne Zweifel schon in Deiner Jugend gelehrt hat. Du nennst es selbst einen natürlichen Abscheu, was Dich vorher vor Ausschweifungen abhielt; — ja, die Scham ist natürlich, ist angeboren. Die Unverschämtheit wird erlernt. Du nennst es auch einen kindischen Abscheu; dies zeigt, wie tief Du gefallen bist, o wärst Du doch schuldlos, wie ein Kind, du wärst viel glücklicher! Du nennst meine Gründe schwach, aber es ist oft dem erfahrensten Arzte nicht gelungen, einen Wahnwitzigen zu heilen: ich bin nichts weniger als ein erfahrener Arzt, Dein Wahn ist zu tief gewurzelt. Wenn Du aber den Arzt und den Lehrer verachtest, verschmähe zum wenigsten die Lehre und die Arznei nicht. — Du vergissest, daß ich Dir schon im Anfange unserer unfruchtbaren Korrespondenz erklärte, daß ich Dich nicht bekehren wollte. Du wünschtest meine Freundschaft, ich konnte sie Dir nicht geben, ich mußte Dir sagen, warum? Später ließ ich mich durch die Verkehrtheit Deiner Irrtümer verleiten, sie beantworten zu wollen. Verzeih mir, Du ließest mich's bereuen. Vielleicht wäre es besser gewesen, zu Deinem Herzen zu sprechen, anstatt zu Deinem Verstand, der verschroben ist ꝛc."

Später tadelte ich, ironischerweise, seine Worte in Hinsicht des kraftvollen Mannes, den er mir zeigen würde. Ich erinnerte ihn hierauf an die fast unausweichlichen Krankheiten, die den Ausschweifungen auf die Fersen treten. „Einmal," sagte ich, „über kurz oder lang, wird Dir, trotz Deinen Erfahrungen in gewissen Dingen, eine jener edlen Damen, deren Ritter Du geworden bist, ein Denkmal zurücklassen, das Dich auf lange Zeit unfähig machen wird, Deine sogenannten Bedürfnisse zu befriedigen." Ich erwähnte die Worte einer Genferin an ihren Sohn, der nach Paris reiste: „Si vous ne craignez pas Dieu, craignez la vérole!" Ich mahnte ihn an das Beispiel Schönbrunns. Ich sagte ihm, daß die Gemeinschaft mit feilen, unzüchtigen und gemeinen Weibspersonen an sich selbst schon entehrend wäre. Ich züchtigte sein Anerbieten (daß ich mich an ihn wenden solle, wenn ich Lust zum physischen Genuß hätte) derb, durch einen anderen Vorschlag im Gegensinn, zu dem mir eine Anekdote aus dem Leben des teueren verstorbenen Prinzen Wallerstein Anlaß gab. Hierauf sagte ich ihm noch von meiner Schrift, von einer falschen Aus-

legung, die sein letzter Brief gemacht habe, und fuhr dann fort: „Noch einmal bitte ich Dich, hüte Dich vor dem Selbstbetruge, dünke Dich nicht besser als andere, die dasselbe thun, wie Du, indem Du glaubst, daß Du es aus besseren Gründen thust. Du bist ihnen gleich, sieh sie an, wie sie sind, und — schäme Dich. Menge nicht gute Grundsätze mit schlechten untereinander, wie es Dein anderer Brief thut, um die einen durch die anderen geltend zu machen. Der moralische Satz, den Du anführst, ist zwar gut, aber bei weitem nicht umfassend genug, bei weitem nicht anwendbar auf Deine ganze Lage. Glaube nicht, daß alle, die unkeusch leben, die Unkeuschheit, wie Du, für erlaubt halten, sollten sie Dich's auch glauben machen wollen." Ich führte ihm ein Beispiel an. Dann sprach ich von der Kraft des Gebets in der Versuchung und von dem, was einst Liebeskind über seine (Perglasens nämlich) Veränderlichkeit gesagt hatte. „Lebe wohl," fuhr ich später fort, „es thut mir leid, daß wir auf diese Art scheiden müssen, ich denke mit Vergnügen an unser früheres Leben in München." Zuletzt bat ich ihn, mir nicht mehr zu antworten, da ich seine Gesinnungen kenne und nicht liebe. „Meine Feder," schloß ich, „war hart, aber mein Herz ist weich, ich weiß, daß auch ich fehlervoll genug bin, wie alle Menschen. Dem Reuigen stehen meine Arme offen."

Dieser Brief wurde ihm des Abends in Les Sièges überbracht. Ich sah ihn seitdem auf unserem Marsche nach Villeneuve-l-Archevêque.

---

## Anhang I.

Zum Anhang liefere ich das vorzüglichste jener Spottlieder, die mir Herr Micheleau zu Nemours gab. Der Titel davon ist: „Grande distribution de balais, faite par le père la Violette."

Aux Bourbons.

Sauvez-vous, Louis dishuitième,
Duc de Berry, Comte d'Artois,
La Violette que chacun aime
Vous balaye aujourd'hui tous trois;
D'Angoulême fière brunette
Suivez vos parents à Calais,
A vous seule la Violette
Donne le manche et le balai.

### Aux traîtres.

Marmont, duc de rodomontade,
 Homme perfide, homme sans cœur.
Lâche Oudinot, son camarade,
 Qu'est donc devenu leur valeur?
Gémissez sur votre défaite,
 Vos trahisons sont sans succès,
Et le père la Violette
 Vous donne à tous deux du balai.

### Aux soldats d'Antichambre.

Gardes du corps, dont le courage
 Brillait dans les appartements,
Soldats vieux, soldats du jeune âge,
 Suivez Louis, car il est temps.
Mousquetaires à la croisette
 Allez dire à tous vos Anglais,
Que le père la Violette
 Vous donne aujourd'hui du balai.

### A la Jobardière.
(aspirant civil et militaire).

Antique la Jobardière,
 Crois moi, emporte en ta maison
Les portraits de ces nobles pères,
 De qui tu vantais le renom.
Ta vielle noblesse est muette,
 Tous tes titres sont sans effets,
Mon pauvre vieux la Violette
 Te donne aujourd'hui du balai.

### Au Curé de Saint-Roche.

Petit Saint-Roche, dont la clémence
 Te fit prêcher si saintement
La discorde et l'intolérance
 Au nom de ton Dieu tout-puissant.
De ses decrets faux interprête,
 Fuis de chez nous, fuis à jamais,
Comme aux autres la Violette
 Te donne aujourd'hui du balai.

### A mes Camarades
(Aux derniers les bons).

Camarades, dont la vaillance
 Se fit connoître en tout pays,
Promettons que jamais en France
 Il ne rentrera d'ennemis.

Et si leur valeur indiscrette
Chez nous les ramène jamais,
Jurons qu'avec la violette
Nous leurs donnerons du balai.

Par un ami de la Violette.

Es ist bekannt, daß Bonaparte bei seiner Rückkehr von Elba das Veilchen genannt wurde. Der Pfarrer von Saint-Roche war derjenige, der sich einmal weigerte, eine verstorbene Komödiantin zu begraben. Man muß gestehen, daß jenes Lied nicht ohne Begeisterung gedichtet ist, nur haben die Kameraden ihren Schwur erbärmlich schlecht gehalten.

## Anhang II.

Dies Heft enthält einen Zeitraum von beinahe vier Monaten. Es zerfällt vorzüglich in sechs Abschnitte. Erstens die Zeit, die ich teils in Bar-le-Duc, teils auf dem Marsche zu meinem Regimente zubrachte. Zweitens unsere Standquartiere in Melun und später in Nemours und der dasigen Gegend. Drittens unser Marsch von Nemours ins nördliche Burgund. Viertens mein erster Aufenthalt in Sacy und Nitry. Fünftens die Reise zur Revue nach Chaumont über Florentin, und sechstens mein zweiter Aufenthalt in Nitry und unser Abmarsch nach Hause.

Angenehm lebte ich in Nemours, traurig in Châtenoy, still, eintönig, aber ziemlich fröhlich in Nitry. Was mir überall am meisten fehlte, war freundschaftlicher Umgang. Nur kurze Sonnenblicke erhellten diese Nacht des Mangels an Teilnahme, wie zum Beispiel die Zusammenkunft mit Lüder, Schnizlein, Nathan und Gruber. Federigo sah ich während dieser langen Zeit nicht, doch ward er nicht vergessen. Wenn auch Gewitter und Wolken über den Mond ziehen, sie verziehen sich, und er leuchtet wieder frei durch. Mit Perglas ward mein Verhältnis bestimmt und klar; doch schieden wir auf immer.

## Erwähnte Schriften.

Les Templiers par Renouard.
Elegant extracts from english classics.
Contes de la mère oie.
Le Misanthrope par Molière.
Caractères de la Bruyère.
An das deutsche Volk von Raupach.
Paul et Virginie par Bernardin de St. Pierre.
Einige Novellen von Florian und andere kleine französische Romane.
La Henriade par Voltaire.
La Gerusalemme liberata di Tasso.

# Memorandum meines Lebens.

---

## Achtes Buch.

Enthält Diarien vom 3. November 1815 bis zum 23. Februar 1816.

„Die Erinnerung ist das einzige Paradies,
aus dem wir nicht getrieben werden können."
Jean Paul.

Warum muß bloß die Dichtkunst das zeigen, was du, o Schicksal, versagst, und die armen blütenlosen Menschen erinnern sich nur seliger Träume, nicht seliger Vergangenheiten? — Ach, Schicksal, dichte doch selber öfter.

Jean Paul. [36]

Am 3. November 1815. Troyes.

Troyes, wo wir heute morgens, nachdem wir St. Libaut und Fontvannes passiert hatten, anlangten, ist eine sehr ausgedehnte, sehr alte und sehr häßliche Stadt von 30000 Einwohnern. Sie hat große Vorstädte, die im vorigen Kriege stark gelitten haben; die Bauart ist wahrhaft schändlich, ohne alle Symmetrie, ohne Geschmack, kommun, dorfmäßig. Es giebt nur wenige hübsche Gebäude. Auch die innere Einrichtung der Häuser ist unbequem, winklicht und alt. Die Straßen sind eng und schmutzig; es giebt nicht viele große Plätze, doch einige Spaziergänge. Man findet viele Kaufleute und Fabriken. Ich wünschte wohl einige Tage hier zu bleiben; teils, weil jede beträchtliche Stadt anzieht, teils, um noch ins Theater zu gehen, denn heute wird nicht gespielt. Es sind viele Truppen hier; doch nur sechs Compagnien unseres Regiments. Das Merkwürdigste in Troyes sind die Gotteshäuser. Die Kathedrale ist nicht nur eine der schönsten Kirchen in Frankreich, sondern selbst in Europa. Ich erstaunte, als sie plötzlich in ihrer kolossalen Größe vor mir dastand mit ihren gotisch verzierten Mauern. Das Innere ist nicht weniger imposant, als das Aeußere. Es ist ein wahres Haus Gottes. Es ruht die Kirche auf starken gotischen Säulen. Die beiden Orgeln, die reiche Glasmalerei sind vorzüglich. Der Eindruck, den diese Kirche macht, ist groß und erhaben. Wir erstiegen auch den Turm, zu dem 379 Stufen hinaufführen. Er ist oben sehr breit und abgeplattet, wie die meisten Kathedraltürme in Frankreich. Es geht ein schönes steinernes Geländer rings herum. Auf zwei Ecken sind eine Art kleiner Tempel erbaut, wie man sie ebenfalls öfters auf den französischen Domkirchen sieht. Die Aussicht von jener Höhe war einzig, herrlich! Wir überblickten das ganze weite Troyes mit all seinen Umgebungen. An heiteren Tagen sieht man sogar bis Brienne. Das Gespräch und Ge-

woge der tief unter uns wandelnden Menschen tönte summend zu uns herauf. —

Ich war auch in einem Buchladen und kaufte mir die „Bérénice“ von Racine, mein Lieblingsbuch, und Ducis'[1]) Uebersetzung oder vielmehr Uebertragung von Shakespeares „Macbeth“, welche Bücher selten einzeln bei uns zu haben sind. Der „Hamlet“ in derselben Bearbeitung war nicht zu haben. Ein französischer Herr, der gegenwärtig war, tadelte meinen Geschmack für den unsterblichen Britten. Er nannte seine Tragödien „des monstruosités“ und die des Racine „des chefs d'oeuvre“. „C'est montrer du bon goût,“ sagte er, als ich die „Bérénice“ verlangte. O wie kleinen, eingeschränkten Geistes ist dieses Volk!

Ich wohne hier in einem reichen Kaufmannshause, bei angenehmen, höflichen Leuten. Das Gespräch beim Abendessen war ziemlich unterhaltend. Einer der Commis gleicht fast ganz meinem Freunde Xylander und hat mir annehmliche Erinnerungen erweckt. Die jungen Leute wünschten alle sehr die deutsche Sprache zu erlernen. In jenem obenerwähnten Buchladen fand ich eine französisch-deutsche Sprachlehre von Rougemaitre; derselbe ist auch der Verfasser des „Ogre de Corse“, von dem ich schon einmal gesprochen habe. Als ich heute in dies Haus kam, fand ich den General Colonge, der einmal hier einquartiert gewesen, und seine alten Wirte besuchte. Auch Wilhelm Gumppenberg sah ich diesen Morgen wieder.

---

Man sagt, daß der unüberlegte, verwegene Murat nach einer mißlungenen Verschwörung zu Neapel erschossen worden sei[2]).

Am 4. November 1815. Maizières bei Brienne.

Unser heutiger Marsch war ein sehr starker; doch blieb die Witterung auch günstig. Wir kamen durch mehrere Dörfer, bezeichnet durch die verderblichen Spuren und Brandstätten einer rauhen Kriegszeit, und endlich durch Brienne selbst. Es ist ein Marktflecken mit einer großen, schöngebauten Kirche, übrigens ohne Ansehen. Es liegt im Thale. Auf dem daranstoßenden Hügel sah ich das sehr angenehm gelegene Schloß,

---

[1]) Jean François Ducis (1733—1816), dramatischer Schriftsteller und namentlich bekannt durch seine Bearbeitungen der poetischen Meisterwerke aller Völker, vorzüglich derjenigen Shakespeares. Den „Macbeth“ gab D. 1784, neu revidiert Paris 1813; den „Hamlet“ 1769, neu revidiert 1815 heraus.

[2]) Am 13. Oktober 1815.

wo Bonaparte erzogen worden[1]; ein schönes, aber segenloses Gebäude. Ich sah auch das Schlachtfeld von Brienne[2]; man zeigte mir die Dörfer, wo einige Offiziere unseres Regiments begraben liegen. Seitdem ward schon zweimal das Korn von jenen blutgedüngten Aeckern gemäht. Wo vormals alles vom Lärm, vom Getöse, vom Kanonendonner widerhallte, ist nun alles stille und friedlich. Die Hütten sind wieder bevölkert; aber alle Wunden sind noch nicht genarbt. Hätte wohl jemals der abenteuerliche Sohn des Glücks gedacht, als er seine Jugendjahre zu Brienne zubrachte, hierher als Kaiser der Franzosen zu kommen; hier, nach so mächtigen Thaten, eine Schlacht zu verlieren und auf immer sein Glück.

Wir sind hier bei einem alten Royalisten, dem Maire des Orts. Durch Zufall bekam ich heute wieder einige deutsche Zeitungen zu lesen. Sie waren jedoch schon vom August.

Am 6. November 1815. Légères bei Doulevant.

Gestern abends, nach einem langwierigen Marsche, der uns durch Soulaines, Nully, Doulevant und noch mehrere unbedeutende Orte führte, langten wir, die 3. und 9. Compagnie, hier an. Es ist ein hübsches, großes Dorf im Thale, mit einem Schlosse, der Gräfin Ségur, einer Dame von achtzig Jahren, gehörig. Die Offiziere der 9. Compagnie: Hauptmann Hornstein, Dufresne und Karl Cella, sowie die unseren, mich ausgenommen, wohnen im Schlosse; ich jedoch bin ebenfalls sehr gut und freundlich quartiert. Wir haben heute Rasttag. Es sind hier Russen gelegen; man lobt sie, wie überall, wo wir durchkamen; so sehr man mit den Kosaken unzufrieden ist. Ich war diesen Morgen im Schloß; es ist ziemlich hübsch dort und besonders der große Garten; doch ist er zur jetzigen Zeit ungenießbar.

---

Ich habe nun auch den „Macbeth“ des Ducis gelesen. Als französische Tragödie ist er etwas Vorzügliches, mit dem Original verglichen, hat er nicht den geringsten Wert. Man findet kaum einzelne Funken der Shakespeareschen Dichterflamme. Das Ganze ist so zusammengezogen, daß fast die meisten der schönsten Scenen gänzlich wegfallen. Macbeth wird nicht als der sich nach und nach immer mehr verhärtende, blut-

[1] 1779—84.

[2] Am 29. Januar 1814 kämpfte hier Napoleon gegen Blücher mit unentschiedenem Glücke.

gierige Tyrann geschildert, sondern als ein reuiger Sünder, der nach einem halb begangenen Verbrechen schnell wieder umkehrt, der für Malcolm sogar sein Leben läßt, nachdem er ihm die Krone gegeben hat. Ducis' „Macbeth" hat von dem Shakespeareschen nur den Namen und das Gerippe. Selbst aus dem Füllhorn der blühenden, hinreißenden Gedanken des genialen Britten benutzt der Franzose nur sehr wenige. Fast alles, was er sagt, gehört ihm eigen. Die Unterhandlungen des Helden mit den Zauberschwestern, die Weissagungen fallen ganz weg. Ebenso die Personen Banquos und Macduffs, die fast die herrlichsten Scenen veranlassen. Ich erwähne nur die Erscheinung des Geistes Banquos und die Unterredung Malcolms mit Macduff. Die Scene der Nachtwandlerin kommt zwar vor, doch sehr gemildert; vergebens sucht man den unendlich anziehenden, schauerlichen Reiz des Originals. Die Schlacht, die Angst, die Verzweiflung, der Tod Macbeths, alles dieses fällt weg. Dennoch scheint diese Tragödie den Franzosen noch zu schrecklich und fürchterlich. Sie tadeln den Talma[1]), der in den Shakespeareschen Stücken das meiste Glück macht, weil er sein Talent am besten entfalten kann. Ich tadle nicht den Herrn Ducis, der den großen Britten kannte und liebte und ihn verstümmeln mußte, um ihn auf die Bühne bringen zu können; ich tadle nur den erbärmlichen Geschmack der Franzosen, die sich nicht einbilden, daß es noch größere Dinge gäbe, als was sie empfindeln. Wer könnte sonst auch nur eine Seite im Shakespeare lesen und sich nicht ergriffen fühlen von diesem gewaltigen Genius?

Am 8. November 1815. Pagny bei Gondrecourt.

Wir passierten gestern Joinville, eine hübsche, kleine Stadt an der Marne, im Departement der oberen Marne. Wir hatten keinen starken Marsch und gelangten schon frühe an unseren Bestimmungsort Osne-le-Val, ein großes, doch schlechtes Dorf, in einer Gegend, die in der besseren Jahreszeit allerdings schön sein muß. Es waren drei Compagnien dort einquartiert. Ich wohnte mit Lieutenant Schneider, doch ziemlich elend, bei geizigen, geschwätzigen, neugierigen Leuten. An demselben Tage brachte ich ein Gedicht zu stande, unter dem Titel: „Heimkehr"[2]), feiernd unsere Rückkehr ins Vaterland. Es ist vielleicht nicht ganz mißlungen. Heute war uns das Wetter nicht mehr so günstig. Die Kälte ließ zwar nach; allein es regnete, und die Wege wurden naß.

[1]) François Joseph Talma (1763—1826), der berühmte Heldendarsteller am Théâtre Français.

[2]) Mss. Mon. Nr. 6.

Wir kamen durch Gondrecourt, einen häßlichen Marktflecken, wo sich heute das Hauptquartier aufhält. In dieser ganzen Gegend liegen Russen, wie auch hier. Man ist hier nicht so sehr mit ihnen zufrieden. Pagny ist ein hübsches Dorf; auch die 1. Compagnie ist hier; ich wohne mit Schneider, recht angenehm in einem Schreinerhause, bei höflichen Lothringern. Das ist der Wechsel im Soldatenleben. Wir werden nun in wenigen Tagen zwar noch nicht Frankreich, aber doch die französische Sprache verlassen. Wahrscheinlich werde ich nie mehr in dieses Land kommen; es freut mich, es kennen gelernt zu haben. — — Heute morgens erhielt ich einen Brief meiner Mutter. Sie schließt mir die Kritik des erwähnten Raupachischen Gedichts [1]) aus einem öffentlichen Blatte ein. Sie ist allzustrenge. Es heißt darin, der Verfasser habe sich die Fittiche am Schillerschen Sonnenfeuer verbrannt. Ich hatte jenes Gedicht abgeschrieben, — — —

Am 9. November 1815. Trondes bei Toul.

Du premier jour, Guillaume,
Qu'il naît, jusqu'à sa mort,
Le pauvre cœur de l'homme
Est le jouet du sort.
Dans quel état me plonge,
Me trouble nuit et jour
Un songe, un triste songe,
Le guide de l'amour.
Je ne suis plus mon maître,
Et je sens revenir,
Hélas! je sens renaître
Un ancien souvenir;
La passion ancienne,
Et les anciens souhaits
Avec l'ancienne peine,
Tout ce que j'oubliais.
Ton image chérie
Reveillait dans mon cœur
Une aimable folie,
Un désir enchanteur.
La passion s'enflamme
Par un secret penchant,
Par une humeur de l'ame,
— — —
— — — [2])

[1]) Siehe S. 300.

[2]) Der Schluß des Gedichtes (eine halbe Seite im Manuskript) vom Autor in späteren Jahren herausgeschnitten, wodurch auch die vorhergehende Lücke entstand.

— — — — — — — — — — — — — — —

— ten; allein die Aufrichtigkeit hinderte mich daran.

Ich wohne hier allein; wir sind unserer zwei Compagnien in einem schlechten Dorfe, zwei französische Meilen von Toul. Unser heutiger Marsch war nur fünf Stunden lang; allein beständiger Regen, Wind, Frost und der schändlichste Kot, der alle Wege verdarb, wetteiferten, uns diese fünf Stunden so lang als möglich zu machen. Es springt hier eine junge, hübsche Französin um mich herum; ich hatte keinen trockenen Faden mehr am Leib, als ich hierher kam. Durch Toul darf niemand passieren, als übergebene Festung. Morgen gehen wir nach Nancy.

Am 10. November 1815. Nancy.

Da bin ich denn wieder in dem schönen, weiten Nancy. Unser heutiger Marsch war, des Kotes wegen, sehr beschwerlich. Wir passierten den Flecken Foug und marschierten an den Festungswerken von Toul vorbei, wo wir die Mosel auf einer steinernen Brücke überschritten. Toul mag eine schöne Kathedrale haben, nach den Türmen derselben zu urteilen. Wir kamen auch durch Gondreville und sahen unseren alten Lagerplatz, noch an den abgehauenen und verstümmelten Bäumen der Landstraße kennbar. Endlich nach vieler langer Weile zogen wir durch das St. Stanislausthor in diese Stadt ein. Ich erkannte die alte Pförtnerin von St. Stanislaus wieder, die durch ihr Fenster sah, ohne mich jedoch zu bemerken. Nancy machte denselben imposanten Eindruck auf mich, wie das erste Mal. Ich wohne mit Lieutenant Schneider sehr angenehm bei Herrn Lacretelle an der Place Carrière, fast gegenüber der Generalin Gilot. Die Tischgesellschaft bestand aus dem Herrn des Hauses, seiner artigen Tochter, einem alten Abbé und einem russischen Offizier, welcher gleichfalls hier im Quartier ist. Schneider blamierte sich, wie gewöhnlich. Der Russe war sehr zuvorkommend und höflich gegen mich und führte mich nach Tische in sein Zimmer. Eigentlich ist er von Geburt ein Pole. Sein Regiment bleibt den Winter über hier. In diesem Quartiere waren das vorige Mal die Offiziere der 5. Compagnie, Möckel, Cella, Perglas.

Da ich schon lange Sehnsucht nach einem französischen Schauspiel trug, so besuchte ich diesen Abend das Theater. Es ist hübsch gebaut, nicht sehr groß; die Truppe aber scheint ziemlich schlecht zu sein. Man gab drei Operetten, die sehr lange dauerten. Der Gesang der Franzosen ist unausstehlich; man hört fast immer dieselben Melodien. Das erste

Stück war „Weiberhaß" betitelt, eine nicht mehr neue Farce. Das zweite hieß: „Euphrosine et Corradin, ou le Tyran corrigé". Es war ein elendes Machwerk in noch elenderen Versen. Dennoch machte es uns halb zu Tod lachen durch das exaltierte Spiel der Franzosen. Derjenige, welcher als Tyrann auftrat, und noch eine andere Dame schrien so fürchterlich und gestikulierten so rasend, daß man im Tollhause schwerlich eine solche Scene antreffen möchte, und daß sich ein Deutscher nicht leicht einen Begriff davon machen kann, wenn er es nicht gehört hat. Das heißt freilich den Herodes überherodеn. Je mehr sie aber schrien, desto mehr klatschten die Franzosen, dieses entsetzliche Geplärr für den Triumph der Kunst haltend. Das dritte Stück war noch das leidenschaftlichste. Es hieß: „Jean qui pleure et Jean qui rit" [1]. Es lieferte einige lustige Kontraste, doch ist es abermals zu sehr übertrieben. Die kleinen französischen Stücke können nicht, wie unsere deutschen, durch das Sujet selbst, sondern nur durch gute Schauspieler gehoben werden. Trauerspiel ist, so viel ich weiß, keines hier; denn die Franzosen haben ihre eigenen Akteurs für jede Gattung.

Ich war in der großen Mittelloge, wo ich viele russische und bayrische Offiziere traf. Unter den letzteren waren Drachenfels, mit dem ich meistens sprach, Hauptmann La Rosé und Verry, Könitz, — — — [2]) Wilhelm Gumppenberg; überhaupt mehrere vom Hauptquartier. Auch Hornstein, Saporta, Perglas, Möckel, Löwenstein, Lerchenfeld, Gummer und andere unseres Regiments kamen in die Loge, entfernten sich aber bald wieder. — — — — — — — — — [3]) welch ein verschiedenes, welch ein stilles Leben führ' ich gegen alle diese! Auch mein Nachbar, der Russe, scheint eingezogen zu leben. Er spricht übrigens fast gar kein Deutsch. Wir unterhielten uns zusammen in französischer Sprache, die er auch nur sehr mittelmäßig spricht.

Am 11. November 1815. Nancy.

Morgen werden wir diese angenehme und schöne Stadt verlassen, um unsere traurigen Märsche von Dorf zu Dorfe fortzusetzen. Gerne wär' ich noch ein paar Tage hier geblieben; ich hatte noch manches zu besorgen. Ich war heute den ganzen Tag sehr überhäuft; morgens sandte ich einen Brief an meine Mutter ab, von der ich diesen Nach-

---

[1]) „Jean qui pleure et Jean qui rit", Comédie en un acte et en prose. (Par J. F. Sedaine de Sarcey). Amsterdam (Paris) 1783.

[2]) Namen später ausgestrichen.

[3]) Zwei Zeilen ausgestrichen.

mittag einen erhielt. Sie sendet mir ein hübsches Gedicht von Aloys Schreiber, unter dem Titel „Heimweh“ [1]). Diesen Vormittag machten wir einen Besuch bei General Zoller. Ich begegnete Normann, den ich lange nicht mehr gesehen hatte, und der mir unter anderem sagte, daß Schnizlein künftig seine Garnison zu München haben würde, welches mich sehr erfreute. Auch die Kathedrale habe ich besucht; sie ist jedoch nicht im gotischen Geschmack, sondern gleicht mehr einer römischen Säulenhalle. Die Thürme sind von schöner Bauart. Ich war so glücklich, auch Lüder hier zu finden, mit dem ich die Kirche Du bon secours besuchte, wo König Stanislaus Leszczynski [2]) mit seiner Gemahlin begraben liegt. Er hatte jene hübsche Kirche selbst erbaut. Die Grabmale mit ihren symbolischen Gestalten sind von Bassé und von vorzüglicher Arbeit. Sie sind gekrönt durch die Statuen der beiden erlauchten Toten, in halb liegender Stellung. Die Erfindung ist sinnreich. Beide Denkmale sind mit doppelten Inschriften versehen. Bei der des Stanislaus heißt es unter anderem: „Lotharingiam patris, non domini ritu, rexit, fovit, exornavit.“ Als die Polen im vorigen Jahre hier waren, weihten sie dem Andenken dieses unglücklichen Fürsten eine Inschrift, die man unweit des Grabmals in Marmor gehauen liest. Sie lautet folgendermaßen: „Exercitus Sarmatici reliquiae per orbem, Gallis sociis, patriam quaerentes, quam perseverantia fortitudineque meruerunt, Alexandri pacificatoris benignitate collectae Duce Michaele Sokolnicki penates suos repetentes, Stanislai Leszczynski, patris benefici, Christianissimi regis abavi cineribus hospitique nationi lugentes dicunt aeternum Vale. 11. Junius 1814.“ Diese einfache, fast wehmütige Inschrift gefiel mir sehr. Auch die Polen sind, wie der arme Leszczynski, fast vertrieben aus ihrem Vaterlande, da es aufhörte, frei zu sein. Die Nachwelt ist über den Parteihaß erhaben. Wie manche Polen, deren Urväter blutige Feinde, dieses Stanislaus wegen, waren, weihten nun gemeinschaftlich ihre Thränen dem Verblichenen. —

Ich sprach noch mit Lüder über den jetzigen politischen Zustand Europas, über die Franzosen und Russen, über die Kunstschätze, die man nun, mit gerechter Hand, wieder aus dem raubgenährten Paris wegführt und in ihre Heimat zurückbringt. Wir sprachen auch über den Militärstand, seine angenehme, seine verdrießliche Seite. —

---

[1]) Siehe S. 368.

[2]) Geb. 1677, gest. 1766, der Schwiegervater Ludwig XV., welcher, nachdem er zweimal auf den polnischen Königsthron berufen und von ihm wieder vertrieben, zuletzt das Herzogtum Lothringen (seit 1735) lebenslänglich besaß.

Diesen Vormittag bin ich auch bei einem Buchhändler gewesen. Ich kaufte einige auserlesene Poesien von Gresset[1]), die poetischen Werke Boileaus, die „Fables by John Gay“[2]) und den „Essay on Man“[3]) von Pope, in fünf Sprachen: Latein, Italienisch, Französisch, Deutsch und im Original.

---

Beim Mittagessen lernte ich auch noch die Frau des Hauses kennen, die gestern am Lande war. Es ist eine ältliche, höfliche Dame. Nach dem Verlesen machte ich ihr mit Karl Cella meine Aufwartung, mit Cella, der das vorige Mal hier gewohnt hat. Bei Tische überraschte mich auch einer meiner liebsten Bekannten — Gruber. Er kam diesen Abend wieder, sowie auch Lüder und Saporta. Letzterer erzählte vieles von Paris. Er hat mit Ludwig XVIII. gesprochen und Chateaubriand[4]) gesehen. Er ist ein alter Mann. Lüder und Saporta entfernten sich früher. Gruber blieb noch einige Zeit, in der wir zusammen im Boileau lasen. Er wohnte in Nancy bei einer alten Dame, deren Mann ein Korsikaner gewesen und den jungen Bonaparte nach Brienne gebracht hat. Durch Auxerre wurden die berühmten Rosse von Venedig gebracht, als mein Freund daselbst passierte. Ich begleitete ihn noch bis in die Vorstadt, wo er wohnt. Wir sprachen über die Gewohnheit, ein Tagebuch zu halten, und ich sagte ihm, daß auch er heute noch in das meine eingeschrieben werden würde. Morgen kommt sein Regiment in die Stadt, aber leider marschiert das unsere. O wie sehr sind wir Menschen beschränkt! Warum müssen wir so viel wider unseren Willen thun? Auch meinen Nachbar, den Russen, hätte ich gerne noch näher kennen gelernt. — Diesen Abend war ich noch einmal bei Madame, um Abschied zu nehmen. Die Tochter ist ein äußerst artiges, liebes Mädchen. — Ich trenne mich ungern von Nancy.

Am 13. November 1815. St. Dieuze.

Da wir heute erst ziemlich spät von hier abmarschieren, so benutze ich die übrige Zeit noch zum Schreiben. Gestern abends sieben Uhr kam

---

[1]) Jean Bapt. Louis de Gresset (1709—77), berühmter Satiriker. Seine „Oeuvres“ erschienen 1775, und dann seit 1803 (Paris) öfters.

[2]) Siehe S. 268, Anmerkung [3]).

[3]) Siehe S. 42, Anmerkung [6]). Der „Essay on Man“ erschien 1734.

[4]) François Auguste de Chateaubriand (1768—1848), der Verfasser des „Genie du christianisme“ (1802), stand damals erst im Begriff, seine Lorbeeren als Staatsmann unter dem bourbonischen Regime zu pflücken. Er war 1815 Pair und Staatsminister.



ich hier an und zwar nicht mit dem Regimente, sondern später und allein. Ehe wir noch von Nancy abmarschierten, mußte ich noch zu General Maillot, der einen Offizier, der französisch spräche, verlangt hatte. Er gab mir in französischer Sprache einen Auftrag an den Souspräfekten, dem ich drei Gefangene mit den dazu gehörigen Akten überliefern mußte, und mir einen Schein dafür ausbitten. Es ging stundenlang her, bis ich des Unterpräfekten habhaft werden konnte, und ich wurde durch die halbe Stadt gejagt. Einstweilen marschierten mein Regiment und die Garde aus Nancy. Diese Zögerung war jedoch dafür gut, daß ich meinen alten Bekannten, Lieutenant Graf Spreti, traf, dessen Regiment (worunter auch Zech, Stockum, Rittmeister Schmidt sind) in Frankreich und zwar in der Gegend von Château-Salins bleibt. Auch konnte ich noch einige Kleinigkeiten besorgen und kaufte unter anderem eine hübsche Dose für Madame Schwarz. Der Souspräfekt war ein höflicher Mann und fertigte mich sogleich ab. Ich trat hierauf meine Reise an mit einigen Leuten von der Garde, die die Gefangenen eskortiert hatten; man sagte mir, daß der General bereits abgereist wäre. Er war es aber nicht; ich traf ihn unterwegs zu Pferde, wo er uns eine Stunde von Moyenvic einholte, und übergab ihm die Quittung. Auch begegnete ich einem Lieutenant von der Garde, der einen Hauptmann, als Arrestanten, begleitete. In Moyenvic, wo das Hauptquartier lag, trennten wir uns. Es ist ein kleiner, schlechter Ort. Es fing schon an, dunkel zu werden, und ich schlug die Straße von Dieuze ein. Unterwegs traf ich einen Müllerjungen, der mich auf seinen säckebeladenen Wagen einlud. So führte er mich bis eine Stunde vor die Stadt, wo er zu Hause war. Eigentlich war er aus dem deutschen Lothringen gebürtig und sprach deutsch. Ich finde das Deutsch der Lothringer zwar sehr fehlerhaft, aber doch nicht unangenehm zu hören. Den übrigen Weg machte ich wieder zu Fuße. Es sind neun gute Stunden von Nancy bis Dieuze. Ich war daher sehr müd und hungrig. Ich meldete mich sogleich beim Obersten. Die Schildwache übergab mir mein Quartierbillet. Ich wohne sehr hübsch bei Herrn Pierre, jetzt Kaufmann, ehemals Hauptmann in der französischen Armee; er hat Frau und Tochter. Es kam auch noch ein anderer abgedankter Offizier. Zu guterletzt zankte ich mich noch tüchtig mit diesen eifrigen Lothringern über den nationalen Charakter der Franzosen herum. Es wurde mir mit französischem Uebermut und französischer Ignoranz geantwortet. Madame erzählte mir, daß sie vorgestern einen sehr unhöflichen bayrischen Offizier gehabt hätte, und setzte hinzu, daß man es einem Russen verzeihen könne, wenn er ungeschliffen wäre, einem Bayern aber

nicht, indem man in Deutschland schon eine gewisse Art von Erziehung und Unterricht genösse. Durch diese Impertinenz glaubte sie mir ein Kompliment zu machen. Großer Gott! Wie weit stehen uns diese Franzosen an Bildung zurück und glauben sich so weit erhaben über uns! Es gehört aber eine Lothringerin dazu, so etwas zu sagen; eine Französin würde zwar dasselbe denken; allein sie würde zu fein fühlen, um es laut werden zu lassen. Ueberhaupt, wie ich schon früher bemerkt habe, sind die Lothringer noch viel schlimmer, als die Franzosen, da sie deutsche Beharrlichkeit mit französischer Falschheit vereinigen. In Frankreich übersieht man mit Willen die Fehler gegen gute Lebensart, in Lothringen würde man darüber spötteln. Das ganze Streben der Lothringer geht dahin, sich so sehr zu französieren, als möglich. Aber Gott sei Dank! heute nacht werden wir schon die deutsche Sprache hören. Dieuze ist eine Stadt von ungefähr 4000 Seelen, worunter viele Juden. Es scheint ehemals Dietz geheißen zu haben, so wie Messe: Metz, Verdun: Verden, Nancy: Nanzig, Menehould: Minnehuld. Es ist himmelschreiend, daß man diese ursprünglich deutsche Provinz nicht wieder mit unserem Reiche vereinigt, sowie auch Elsaß, da jetzt eben der rechte Zeitpunkt hierzu wäre. Mit der Zeit würde man sogar die französische Sprache aus ganz Lothringen verbannen können.

Am 15. November 1815. Niedergailbach bei Saargemünd.

Wir hatten diese beiden Tage, gestern und vorgestern, traurige Märsche, durch den beschwerlichsten Kot. Den ersten kamen wir nach Tiefenbach, mit dem Stab, ein kleiner, schmutziger Ort, wo ich ziemlich gut mit dem Hauptmann wohnte. Wir trafen bereits die deutsche Sprache und auch die deutschen Sitten. Alles schien umgewandelt. Gestern marschierten wir über Saargemünd, wo wir sehr lange auf die Garde warten mußten, passierten die Saar, die Blies bei Frauenberg, wo der Stab liegt, und kamen hierher, ein kleines, schlechtes Dorf, wo wir heute Rasttag haben. Wir sind bereits auf der deutschen Seite und haben Frankreich verlassen, in welchem Lande wir gegen fünf Monate zugebracht haben. Ich war in vier Provinzen des Königreichs: Lothringen, Champagne, Isle de France und Burgund, und in neun Departements: der Mosel, der Maas, der Meurthe, der Marne, der Aisne, der Seine und Marne, der Yonne, der oberen Marne, der Aube. Zu den drei merkwürdigsten Dingen, die ich in Frankreich gesehen habe, rechne ich die schöne Stadt Nancy, die Kathedrale von Troyes und die Grotten von Arcy. Es ist immer ein schönes, mildes Land, aus dem wir

kommen. Die Gegenden in Frankreich sind zwar nicht so üppig, als in Italien, nicht so großromantisch, als sie in Schottland sein mögen, allein sie sind unendlich lieblich und anziehend; keine prächtige, aber eine ländliche Natur, voll der reizendsten Thäler und angenehmsten Hügel. — —

---

Ich vollendete heute eine Erzählung in Prosa oder Legende, wie ich es nannte, unter dem Titel: „Die Bergkapelle“ [1]). Es war lange vorher ausgedacht und auch schon früher begonnen. Ein Kirchlein auf einem Rebenhügel, unweit Joigny, romantisch gelegen, gab mir die erste Idee hierzu. Wahres liegt dieser Legende nicht zu Grunde. Die Erfindung ist ziemlich einfach und nur durch die Tendenz und den Stil soll sie sich auszeichnen.

Am 17. November 1815. Krückenbach bei Landstuhl.

Gestern morgens verließen wir Niedergailbach und gingen über das schön gelegene Blieskastel und Zweibrücken, eine halbe Stunde davon nach Unterauerbach, wo wir mit der 1. Compagnie waren. Der Marsch war zwar nicht sehr groß, allein durch den Schmutz beschwerlich genug und durch die ausgetretene Blies. Unsere Station war ein elendes Dorf; ich wohnte mit Oberlieutenant Ganghofer. Meine Beschäftigung war Pope. An diesem Tage fiel der erste Schnee, als wir noch auf dem Wege uns befanden. Heute hat sich das Regiment nicht versammelt, und jede Compagnie begab sich sogleich in ihre angewiesenen Quartiere. Wir passierten sehr viele kleine Dörfer in wildromantischer Lage, der Charakter dieser ganzen Gegend, die durch die Schneedecke ein noch einsameres Aussehen erhält. Der Kot war unerträglich. Lieutenant Schneider liegt mit 60 Mann eine halbe Stunde von hier zu Linden (mir ein so unbekannter Name). Er ist jedoch noch nicht dort eingetroffen, da er schon gestern detaschiert gewesen, und nun früher abmarschierte, als wir die Ordre erhielten, die uns hierher bestimmte.

Am 19. November 1815. Hettenheim bei Grünstadt.

Da wir heute Rasttag haben, hab' ich hinlänglich Muße zu schreiben. Unsere Compagnie machte gestern einen Marsch von beinahe neun Stunden und kam spät hier an. Wir passierten durch Kaiserslautern, wo ich einst ziemlich unbequem übernachtete. Es ist ein ziemlich hübscher Ort und

---

[1]) Mss. Mon. Nr. 1; hier „Legende“ genannt.

war ehemals Reichsstadt. Hier kommt es mir vor, als hätte ich zum erstenmal wieder die alte deutsche Herzlichkeit getroffen, die dem Gemüte so wohl thut. Im Zweibrücker Lande wohnen doch keine rechten Deutschen mehr. Die gefährliche Nachbarschaft hat sie verdorben. Es sind hier zwei Dörfer beinahe aneinander, das andere, wo der Hauptmann wohnt, heißt Leidenheim. Auch Merian und Prinz Löwenstein sind hier, mit Detachements von ihren Compagnien. Ich wohne ziemlich hübsch. —

---

Die Lektüre von Popes „Essay on man" entzückt mich. Obgleich nicht ganz mit ihm einverstanden, welches vielleicht darum sein mag, weil ich ihn nicht ganz begreife, bewundere ich ihn doch als Philosophen und Dichter. Die zweite und vierte Epistel lese ich am liebsten. Gesundheit, Frieden und das Notwendige nennt der Verfasser sehr richtig die einzigen Bedürfnisse [1]). Was er von Vernunft und Instinkt sagt, will mir nicht recht gefallen. Die letzte Epistel über Glückseligkeit ist besonders schön entfaltet und sehr schön der Vergleich, den er am Ende gebraucht, um die allmächtige Ausdehnung der Selbstliebe zu beschreiben:

„Self love but serves the virtuous mind to wake,
As the small pebble stirs the peaceful lake;
The centre mov'd, a circle strait succeeds,
Another still, and still another spreads;
Friend, parent, neighbour, first it will embrace;
His country next; and next all human race" [2]).

Pope hätte seine Abhandlung noch viel weiter ausdehnen können, allein er geht mit der äußersten Präzision zu Werke. Die Versifikation ist einzig. Er ist ein zweiter Boileau, so sehr weiß er den Reim zu beherrschen. Ich wollte mir gleichfalls ein eigenes Moralsystem in Versen schreiben, aber ich bin kein Pope, und nur wenige wissen einen oft ins Prosaische fallenden Stoff ins reine Gebiet der Phantasie zu erheben. — Vertrautheit mit Gott — strenge Sittlichkeit — Wißbegierde — Liebe der Freunde würden die Basen meines Systems bilden. Diese sind's, die den Menschen glücklich machen. Wer möchte glücklich sein, ohne täglich steigende Annäherung zu dem höchsten Wesen, ohne Keuschheit des Körpers und Gemüts, ohne Liebe zum Studium und ohne Freunde? Da ich noch

---

[1]) l. c. IV, 79:

„all the joys of sense
Lie in three words, Health, Peace and Competence."

[2]) IV, 63 sq.

nicht aus mir selber wirken kann, so begnüge ich mich indessen, Popes Episteln in meine Muttersprache und zwar in demselben Versmaß überzutragen. Anfangs hielt ich es für unmöglich, jetzt brachte ich bereits gegen 200 Verse zu stande. Es ist ein dreifach schwieriges Unternehmen, das nur durch viel Fleiß gelingen kann, teils wegen der Weitschweifigkeit und Reimarmut unserer Sprache, in Rücksicht auf die englische, teils wegen der Ungewöhntheit des Metrums und teils wegen der dunkeln, antithesischen Kürze des Poeten. Bringe ich dies Werk zu Ende, so werde ich mir viel darauf zu gute thun. Aber obgleich ich vielleicht kein Dichter bin, so bin ich doch kein ganz ungeschulter Reimer, und dies ist doch eines der Haupterfordernisse für diese Arbeit. Die deutsche Uebersetzung von Kretsch [1]), die dem Original beigebunden, ist bereits alt und wird manchmal herzlich abgeschmackt, und obschon sie in langen und langweiligen Alexandrinern geschrieben, die einen Fuß mehr haben, als der Popische Vers, so braucht der Uebersetzer in jedem Gesange gegen 200 Verse mehr als das Original, was nun freilich stark ist. Auch ich kann nicht umhin, das Englische an der Anzahl einiger Verse zu übertreffen, allein diese Mehrzahl wird keineswegs beträchtlich ausfallen. Ich befleiße mich der größten Präzision, ohne dunkler zu werden als Pope. Ich gebrauche, wie er, keine weiblichen Reime, da mir diese im Deutschen ihres wenigen Klangs wegen ohnehin verhaßt sind. Es würde mir sogar möglich sein, nicht mehr Verse als das Original nötig zu haben, wenn ich Härte und Unverständlichkeit nicht scheuen würde. Ich übersetze so treu als möglich und sogar zuweilen auf dem Marsche, da ich das Buch bei mir führe. Pope wollte noch einen zweiten und detaillierten Teil seinen vier Episteln hinzufügen. Es wäre zu wünschen, daß er es gethan hätte, denn manches bedürfte einer näheren Bestimmung. Sehr schön ist seine Definition vom Menschen, am Anfang der zweiten Epistel, und seine Worte über die Selbstzufriedenheit eines jeden sowohl, als was darauf folgt, am Ende derselben.

---

Ich schrieb heute an meine Mutter, deren Geburtstag ist. Diesen Abend kamen wir bei Prinz Löwenstein zusammen, der bei dem Schulmeister wohnt, um einige Partien Lotto zu spielen. Morgen gehen wir nach Heßheim, eine Stunde von Frankenthal.

Mein Herz ist wieder ganz ruhig, und jene Neigung, von der ich

---

[1]) „Popes Mensch“, ein philosophisches Gedicht, deutsche Uebersetzung mit der englischen Urschrift. Jena 1759.

vor acht bis zehn Tagen sprach, ist ziemlich erloschen, wie ich es voraussah. Dennoch kann ich sie nicht verschwunden nennen. Allmählich steigt auch Federigos Bild wieder an meinem Horizont empor, den ich seit mehr als sieben Monaten nicht mehr sah, nun aber vielleicht wiedersehen werde. Keimt nur immer zu, sanfte Neigungen, denn ihr bildet und bessert mein Herz und macht es fühlbar.

Am 21. November 1815. Neckarau bei Mannheim.

Als ich das letzte Mal diesen Ort verließ und so plötzlich, glaubte ich zwar wieder dahin zurückzukehren, und zwar denselben Abend noch, nicht aber erst nach fünf Monaten, wie es geschehen ist. Ja, hier bin ich wieder in demselben Orte, demselben Hause und an demselben Tische, wo ich sechs schöne Wochen lang lebte, dachte, dichtete. Ich fand alles schon so bekannt, als ich hier einzog; in diesem Zimmer kenne ich jede Fensterscheibe, die Leute empfingen mich so freundlich. Es ist alles beim alten geblieben. Freilich damals war es Sommer, als ich hier war. Jetzt sind die Rosenstöcke entblättert, das kleine Gärtchen beschneit und hat seine Farben verloren, und überm Rheine schwebt ein düsterer Nebel. Damals hatte ich auch Frankreich noch nicht gesehen und entbehrte eine Reihe von vielfältigen Bildern, die jetzt vor meinen Blicken steht. Aber ich will in meine Ordnung zurückkommen. Gestern morgens marschierten wir von Hettenheim ab, und unser Marsch, der übrigens nur vier Stunden betrug, führte uns unter anderem auch bei Neuleiningen vorüber, welches sehr angenehm auf einem Berge liegt. Es öffnet sich dort durch zwei nahe Hügel hindurch die Aussicht in das Thal, welches im Hintergrunde wie auf einer Bühne erscheint. Heßheim, wo wir blieben, ist ein großer, schöner Ort, wo ich gut Quartier hatte und viel an meinem Pope arbeitete. Heute morgen versammelte sich unser Regiment zu Frankenthal, einem gar hübschen und schöngebauten Städtchen, wo wir erfuhren, daß wir und die 9. Compagnie hierher kämen. In Mannheim ist niemand von unserem Regimente. Vor der Rheinschanze erwartete uns die Garde, und so wurde denn feierlichst durch die Stadt paradiert. Man kann sagen, daß wir über den Rhein gelaufen sind, so schnell mußten wir die Brücke passieren, da es vorher gestockt hatte. Ich betrachtete mir ihn noch einmal recht den König der Flüsse und war froh, von jener linken Seite hinweg zu kommen. Auch unser heutiger Marsch war sehr kurz; allein der Schmutz war auch gewaltig. Morgen haben wir Rasttag. Heute abend fuhr ich mit dem Sohn meines Wirts in die Stadt, um ins Theater zu gehen. Da es noch zu früh war, als ich an-

kam, begab ich mich erst in die „Goldene Gans“, unser altes Absteigequartier, des guten Elsers wegen. Ich traf dort einen hessischen Hauptmann Rabener, einen jungen, artigen Mann, der mir Grüße an einige Offiziere meines Regiments aufgab. Er war sehr höflich und zuvorkommend, reichte mir beim Abschied die Hand, hinzufügend, daß es ihn sehr freue, meine Bekanntschaft gemacht zu haben. Gleichwohl sprachen wir von nichts als den gleichgültigsten Dingen. Es giebt doch sonderbare Menschen. Ich glaube nichts Anziehendes in meiner Physiognomie zu haben, das für mich einnehmen könnte.

Ich war neugierig, das Theater zu sehen, das ehemals das beste in Deutschland gewesen, und auf dem Schillers erstes Stück zum erstenmal gegeben wurde [1]). Es ist von außen ein sehr großes und schönes Gebäude. Der innere Bau hat nichts Besonderes. Man gab „Die Hagestolzen“ von Iffland [2]). Ich liebe die Iffländischen Stücke; ihr Verfasser kannte die Menschen, er ist ganz Natur; doch wird er zuweilen allzu natürlich. Die Aufführung würde mir gefallen haben, wenn ich sie nicht in München gesehen hätte. Eine gewisse Madame Röckel [3]) spielte als Margarete ihre erste Debütrolle und ward am Ende hervorgerufen. Sie ist keine Madame Stentzsch [4]). Ich traf im Theater einen alten Bekannten aus dem Kadettencorps, Oberlieutenant Josef Burgau.

Am 22. November 1815. Neckarau bei Mannheim.

Ich vollendete heute die Uebersetzung der ersten Popischen Epistel, in zehn Versen mehr als das Original. Ich halte diese Arbeit nicht für mißlungen und werde fortfahren. Doch getraue ich mir selbst noch kein Urteil darüber zu, bis ich nicht jemand finden werde, dem ich es vorlesen kann, und der mir seine Meinung ausspricht. Als ich heute morgens zu Mannheim war, ging ich auch zu einem Buchhändler, kaufte zwei Exemplare des schon oft erwähnten Raupachischen [5]) Gedichts und drei

---

[1]) Die „Räuber“ wurden zuerst am 13. Januar 1782 aufgeführt.

[2]) Aug. Wilhelm Iffland (1759—1814) gab den Franz Moor bei jener Räuberaufführung und gelangte am Mannheimer Nationaltheater zuerst zur Berühmtheit. Seit 1811 war er Generaldirektor der königlichen Schauspiele in Berlin Die „Hagestolzen“, eines der wirksamsten seiner zahlreichen „bürgerlichen Schauspiele“, ward zuerst aufgeführt 1791, gedruckt 1793 (Leipzig).

[3]) Ob die Gattin von Jos. Aug. Röckel (1783—1870), des Wiener Tenors und Lehrers der Sontag?

[4]) Rosina, Gattin des S. 97 genannten K. Stentzsch, geborene Lebrun, wirkte von 1801—30 am Münchener Hoftheater; gest. 1855.

[5]) Siehe S. 300.

englische Uebersetzungen der „Lenore" von Bürger, worunter jedoch jene nicht ist, die ich schon aus dem „Monthly magazine" oder vielmehr aus den „Tales of wonder"[1]) kenne und einmal in diesen Blättern mit dem Original verglich. Die drei Verfasser sind Spencer[2]), Pye[3]) und Stanley[4]). Ein andermal werde ich etwas hierüber sagen. Der Buchhändler, bei dem ich dies Buch nahm, war ein seltsamer Mensch.

Ich kaufte auch noch ein kleines Geschenk für Madame Mailer, um ihr etwas aus Mannheim mitzubringen. Im Nachhauseweg fuhr ich mit zwei bayrischen Offizieren, die ich begegnete. Diesen Nachmittag fuhren auch Hauptmann Weber, Hornstein und Cella in die Stadt. Ich nahm fast ungern von Mannheim Abschied. Es ist gar zu schön und freundlich. Die Mannheimer sind zu bedauern, sie lieben ihren Großherzog[5]) nicht und wären gar zu gern unter bayrischer Regierung. Auch dem Vater Rhein darf ich wohl einen Scheidegruß zuwerfen?

Lebe wohl, alter Rhein, du,
Wie oft entzücktest du mich!
Fließe heiter, fließe stille zu,
Vielleicht auf immer lass' ich dich,
Lebe wohl, alter Rhein, du!

Ewig, ewig blühe dein Strand,
Und Schiffe trage die stolze Flut,
Stets umufert vom deutschen Land,
Stets ferne von fränkischer Brut!
Ewig, Vater, blühe dein Strand!

Nimmermehr kehre der Despot
Zurück, wo dein Grün erglänzt,
Aber immer habe dein Flußgott
Die Urne mit Reben bekränzt.
Segen deinem Flußgott!

Eichenbeschattet saß ich oftmal
An deinem Ufer, o Rhein,
Ließ die Menschen aus freier Wahl,
Und lebte den Musen allein;
Ihrer heiligen Neunzahl!

---

[1]) Vol. III, LX; vgl. S. 129. Die „Month. Rev." bespricht die Uebersetzungen Vol. II (1796), p. 322 sq.

[2]) William Robert Spencer (1770—1834).

[3]) Henry James Pye (1745—1813).

[4]) John Thomas Stanley.

[5]) Karl Friedrich, Großherzog seit 1806—18.

Lebe wohl, alter Rhein, wohl
Mit deiner freundlichen Uferstadt,
Bist mir winterlich stürmisch deutschen Volks Symbol,
Das, lang still, sich erhoben hat.
Lebe wohl, alter Rhein, wohl! [1])

Am 24. November 1815. Elsenz bei Sinzheim.

Gestern morgens verließ ich Neckarau, wahrscheinlich, um nicht mehr so bald dahin zurückzukehren. Es war ein häßliches Schneegestöber und sehr schmutzig und wässerig. Unser Weg ging über Schwätzingen und Walddorf, nicht über Heidelberg, wie ich hoffte. Wir blieben zu Wisloch, beim Stabe. Es ist ein großes und sehr schönes Dorf. Ich erhielt dort drei Briefe von meiner Mutter, die mir sehr erwünscht kamen. Sie schreibt unter anderem, daß man den 18. Oktober in Bayern nicht gefeiert habe; wohl aber im nördlichen Deutschland, und daß Mr. Rose von München nach Berlin versetzt worden sei.

---

Unser heutiger Marsch war nicht groß und die Wege gefroren. Das hiesige Dorf ist hübsch und groß; ich wohne im „Schwarzen Adler", ziemlich gut, wie gestern. Wir sind hier noch im Badischen und zwar in der ehemaligen Pfalz. Morgen kommen wir nach Württemberg und das Hauptquartier nach Heilbronn.

Am 26. November 1815. Affaltrach bei Oehringen.

Die drei neuen Uebersetzungen, die ich von Bürgers „Lenore" kennen lernte, scheinen mir alle derjenigen nachzustehen, die in Lewis „Wundererzählungen" enthalten ist; trotzdem, daß Frau von Staël in ihrem Werk „De l'Allemagne" die von Spencer für die beste, die gemacht worden, ausgiebt [2]). Das Versmaß der aus den „Wundererzählungen" ist viel einfacher und besser gewählt, als das der drei übrigen, das Ganze ist auch treuer und schmuckloser. Uebrigens ist in allen vier Versionen, dieser oder jener, diese oder jene Stelle am besten gelungen. Das Metrum, das Spencer gewählt hat, ist viel zu schleppend für eine Ballade, wie „Lenore" ist; auch will er manchmal poetisch verzieren, was sie nun ebenso wenig verträgt. Pye ist vielleicht dem Original am treuesten

[1]) Das Lied „Am Ufer des Rheins", Mss. Mon. Nr. 6, gedruckt bei Schlichtegroll a. a. O. S. 86 R. I, 473, giebt eine andere Version des Themas.

[2]) „De l'Allemagne", Première Partie, chap. XIII.

geblieben, allein er vernachlässigt allzu oft die Schönheiten desselben. Uebrigens ist es unerträglich und unverträglich mit dem Wohlklang, daß er bald aus den Trochäen in die Jamben und von den Jamben in die Trochäen fällt. Stanleys Uebersetzung ist die wohlklingendste und würde mir am besten unter dreien gefallen, wenn der Reim mit mehr Fleiß behandelt wäre, und wenn der Verfasser sich nicht viele Weglassungen und noch mehr Zusätze erlaubt hätte, indem er der Ballade einen ganz anderen Ausgang giebt, die Verzweiflung und Entführung der Lenore als einen Traum darstellt und Wilhelm zurückkehren läßt. Dieses schwächt den Eindruck und die Eigentümlichkeit des Ganzen. Zu einer Probe des Metrums will ich hier folgende vier Zeilen des Originals in jeder Uebersetzung anführen:

„Laß sausen durch den Hageborn,
Laß sausen, Kind, laß sausen,
Der Rappe scharrt, es klingt der Sporn,
Ich darf allhier nicht hausen."

„Let the bleak blast, my child roar on,
Let it roar on we dare not stay:
My fierce steed maddens to be gone,
My spurs are set, away, away!"

Spencer[1]).

„Thro'the hawthorn let the windy
Keenly blow with breath severe,
The courser paws, the spur he finds,
Ah! I must not linger here."

Pye[2])

„Let the winds whistle 'oer the waste,
My duty bids me be in haste;
Quick mount upon my steed,
Let the winds wistle far and wide,
Ere morn, two hundred leagues we ride,
To reach our marriage bed."

Stanley[3]).

Von diesen angeführten Stellen ist nun freilich die von Spencer die beste; allein auch sie kommt dem Deutschen nicht gleich. In der

---

[1]) „Leonora"; a Translation from the German of Gottfried Augustus Burger. London 1796.

[2]) „Leonore"; a Tale trans. from the German of Burger, 1796.

[3]) „Leonora", a Tale trans. and altered from G. A. Burger, 1796. Alle drei Uebersetzungen sind, nachdem sie einzeln erschienen, in ein Bändchen vereint herausgegeben worden; vgl. „Month. Rew." (1796) Vol. II, p. 322.

Vorrede von Spencer heißt es unter anderem, als von Bürger die Rede ist:

„Supernatural incidents are the darling objects of his countrymen. Their minds vigorously conceive, and their language nobly expresses the terrible and majestic“ etc.

Ich legte heute die letzte Hand an eine Arbeit, die schon vorgestern begonnen wurde. Es ist eine Epistel in gereimten Versen an Xylander[1]. Sie drückt zuerst die Sehnsucht nach der Rückkehr zu meinen Freunden aus, spricht sodann von dem französischen Volke, von dem vergangenen Kriege, der Schlacht bei Waterloo, der Demütigung der Feinde, der Zurückführung der Antiken. Ferner enthält sie Betrachtungen über den Frieden, über die jetzige Lage von Deutschland, des deutschen Bundes, Ermahnungen zur allgemeinen Eintracht und den Schluß. Sie besteht aus 279 Versen, das Metrum ist leicht, fließend, nämlich dreifüßige Jamben, mit abwechselnd männlichen und weiblichen Ausgangen. Diese Epistel ist das Bedeutendste, was ich seit einiger Zeit geschrieben habe. Sie ward in kurzer Zeit vollendet; die Tendenz ist gut, es ist zu wünschen, daß es die Ausführung ebenfalls sei. —

Für die Zeit, wo ich wieder in meiner Ruhe sein werde, habe ich mir ein größeres Werk vorgenommen. Ich will nämlich die Geschichte des Gustav Wasa auf das genaueste studieren, um ihn zum Helden eines epischen Gedichts zu machen. Es ist gewiß ein sehr tauglicher Stoff für diese Gattung und nicht allzu schwierig; auch anwendbar auf die jetzige Zeit.

---

Nunmehr zu meiner Reise. Unser gestriger Marsch betrug neun volle Stunden. Wir passierten die Württemberger Grenze, nachdem wir schon beim Mondschein aufgebrochen waren. Ferner kamen wir durch die kleine Stadt Schwaigern, den Flecken Großgartach, durch Heilbronn am Neckar, das wir ohne Sang und Klang durchzogen, weil man dort nicht einmal unseren General einquartierte, da die Stadt, als ein Waffenplatz des Königreichs, das Privilegium hat, kein Quartier zu tragen. Wir kamen auch durch Weinsberg und sahen die Weiber daselbst. Hier, wo wir heute Rasttag hatten, sind wir zwei Stunden davon entfernt. Affaltrach ist ein schönes und großes Dorf. Ich wohne bei dem katholischen Pfarrer und könnte nicht bequemer wohnen. Mein Zimmer ist

[1]) R. I, S. 451 ff., gedruckt jedoch schon im „Morgenblatt 1836“, Nr. 68 u. 69.

das Refektorium eines ehemaligen Kapuzinerklosters. Der Pfarrer ist ein schüchtern-linkischer, aber ein sehr höflicher, braver und gebildeter Mann, mit dem ich mich diesen Abend lange unterhielt. Es sind noch viele Lutheraner hier; beide Parteien halten ihren Gottesdienst in derselben Kirche. Major Baligand und die 5. Compagnie befinden sich gleichfalls hier. Perglas, der in Darmstadt war, ist heute zurückgekommen.

Am 29. November 1815. Ansbach.

Plötzlich, weiß ich doch selbst kaum wie, bin ich in meiner Vaterstadt, unter meinen Eltern und Verwandten, nachdem ich sie zwei Jahre nicht mehr gesehen! Ich will aber dem Lauf der Dinge folgen. Am Sechsundzwanzigsten dieses verließ ich meinen Pfarrer; wir marschierten durch das schöne Württemberger Land über Oehringen, eine Stadt, von der besonders die Vorstadt, gegen Hall zu, hübsch gebaut ist, und über Neuenstein, Städtchen, mit einem großen, alten Schlosse und Wartturm. Unsere Compagnie ward mit dem Stab nach Kupferzell gelegt, Marktflecken an der Kupfer, mit einer Brücke über dieselbe, ehemals dem Fürsten von Hohenlohe gehörig. Bei einem seiner ehemaligen Hofräte wohnten Schneider und ich. Er heißt Herr Grebner. Ich lernte eine liebenswürdige Familie, einen braven deutschen Hausvater kennen. Eine angenehme Frau, in mittleren Jahren, blühende, schöne Kinder, drei Mädchen und ein Knabe, umgaben ihn. Er hat bereits zwei andere Töchter verheiratet und zwei erwachsene Söhne unter dem Militär; der älteste ist von württembergischen in kaiserliche Dienste eingetreten, da er vom König seine Entlassung erhielt, unter jenen Württembergern gewesen seiend, die in Sachsen übergingen [1]). Mit diesem jungen Grebner wurde auch ein Major von B. entlassen; er ist der Bruder Fritzens. Sie sind Preußen von Geburt. Um wieder auf den Hofrat zu kommen, so giebt es keinen schöneren Anblick, als eine Familie zu sehen, in der der Wohlstand, die Ordnung und die gegenseitige Liebe herrschen. Grebner ist ein sehr verständiger Mann, wir sprachen über die Lage Deutschlands, über die württembergischen Landstände. Der Prinz Wallerstein, Kronoberhofmeister von Bayern, Bruder des Getöteten [2]), der Güter in Schwaben hat,

---

[1]) Am 18. Oktober 1813, in der „Völkerschlacht“, gingen die unter Reynier stehenden 3000 Sachsen beim Erscheinen von Bülows Armee auf Befehl ihrer Offiziere zu dem Gegner über, worauf 5—600 Mann württembergischer Reiterei folgten. Der „König“ ist Friedrich I. (1806—16).

[2]) Der älteste derselben, Fürst Ludwig (1791—1870), als bayrischer Staatsmann ausgezeichnet.

und den ich öfters am Münchener Hof sah, ist einer der ersten Sprecher dieser Landstände. Schneider blamierte sich entsetzlich durch seine Rohheiten. Als ich gestern morgens von jenen braven Leuten Abschied nahm, wo ich sehr schön wohnte, hatte ich noch keine Ahnung, daß ich den Abend in Ansbach sein würde. Wir traten unseren Marsch an, glaubend, daß wir gegen Hall zu gingen; die 5. Compagnie marschierte vor der unseren, ich sprach viel mit Schönbrunn, Perglas ging vor uns her. Wir kamen durch Oettingen, großes Dorf, großes Schloß, großer Name. Nun erfuhr ich durch meinen Hauptmann, daß unsere Marschroute verändert worden sei, und daß sie über Crailsheim, Dinkelsbühl und Nördlingen gehe. Mein Entschluß war schnell gefaßt, ich ging zum Oberst vor, verlangte Erlaubnis, auf einige Tage hierher reisen zu dürfen, und erhielt sie. Heute ist der Stab meines Regiments zu Ilshofen, meine Compagnie in Rheinsberg, wo sie gestern hinkamen und heute Rasttag haben. Den 3. Dezember ist abermals Rasttag in Nördlingen, und dort werde ich mein Regiment wieder einholen. In einem Dorfe unweit Oettingen nahm ich einen Bauernwagen, dessen Fuhrmann ich gut bezahlte, und ließ mich mit meinem Bedienten nach Crailsheim bringen, ein hübsches Städtchen an der Jagst. Dort nahm ich Extrapost; wir passierten die bayrische Grenze, um fünf Uhr waren wir in Feuchtwangen und um acht Uhr hier, nachdem wir einen Weg von neunzehn Stunden zurückgelegt hatten. Beim Scheine der Laternen sah ich mit klopfendem Herzen meine Wiegenstadt wieder. Ich sah Licht an unseren Fenstern; meine Mutter war allein, die Ueberraschung kann man sich denken. Später kam auch mein Vater nach Hause, der ebenso wenig vermuten konnte, mich zu finden. So sind mir denn ein paar Tage bei meinen lieben Eltern zu leben vergönnt. Sie werden mir allzu schnell verstreichen. Leider fallen auch einige Wermutstropfen in diesen Becher der Freude. Die öfters erschütterte Gesundheit meines alternden Vaters und viele traurige Verhältnisse unserer großen Familie füllen mich mit Sorgen. Es ist eine Art von Fluch, einer bekannten und ausgebreiteten Familie anzugehören. Bald hört man von dieser, bald von jener Seite traurige Nachrichten. Der Kreis ist so groß, an den man durch Blutsverwandtschaft gefesselt ist. Die erste Ehe meines Vaters war eine unglückliche und brachte tausend Unfälle über unser Haus.

---

Heute morgens war ich bei dem Kommandant der Stadt, dem Oberst Klein, und bei meinen Tanten, wo man mich mit Herzlichkeit, obgleich sehr überrascht empfing.

---

Die Zeitung enthält die unangenehme Nachricht, daß der edle Herr von Harnier München verlassen hat, da er bei dem Bundestag in Frankfurt angestellt worden. Vielleicht werde ich seine Familie noch in Bayern antreffen. Was ist nicht zu erwarten, wenn sich nun so deutsche und rechtliche Männer, wie Herr von Harnier ist, zu unserem Wohl versammeln.

Am 30. November 1815. Ansbach.

Ich habe hier einige meiner älteren Verse unter die Hände gekriegt, die mich ziemlich belustigten. Einige davon waren Komödien in Knittelversen, schon in meinem achten und neunten Jahre gemacht, sinnlose Produkte, die bloß des Reimes wegen gemacht scheinen, voll von Hexen, Zauberern und Rittern, bloße Konturen, ohne Ausführung, ohne Schatten und Licht. Was ich noch fand, waren drei lyrische Gedichte, die ich nicht für so wertlos halte, wie das obige Erwähnte, und die schon ziemlich alt sind. Das erste: „Das Grab an der Donau" [1]), hatte ich bisher noch zu München unter meinen Papieren, nur in etwas veränderter Gestalt, aufbewahrt. Von dem zweiten wußte ich nichts mehr; es ist an die Freundschaft gerichtet. Trotz seiner Unvollkommenheit und Jugendlichkeit will ich ihm eine Stelle in diesen Blättern nicht versagen:

An die Freundschaft.

Holde Freundschaft, Gottverwandte,
Die so süße, traute Bande
Um die Ird'schen schlingt!
Gieb, du heil'ge Kraft der Seele,
Daß auch ich den Freund erwähle,
Daß auch mir's gelingt,
Ihn, den Einzigen, zu finden,
Der's vermag, mein Herz zu binden,
Den du mir bestimmt
Schon seit langen, ew'gen Zeiten,
Und der auch an meinen Leiden
Feurig Anteil nimmt.

---

[1]) Mss. Mon. Nr. 2.

Sag, wann wird er mir erscheinen
Und sein Herz mit mir vereinen,
Voll von Seligkeit?
Sage, wird's noch lange dauern,
Daß ich ohne Freund muß trauern
Lange, lange Zeit?
Nein, du lächelst, nein, ich fühl' es,
Was noch düster ist, enthüll es,
Himmelsgöttin, mir!
Mein Herz sagt es, nimmer lange
Traure ohne ihn ich bange,
Dank sei ewig dir!

Meinen Wunsch hast du erhöret
Und die Bitte mir gewähret,
Welche sel'ge Lust!
Ha, das Glück soll ich genießen,
In den Arm den Freund zu schließen,
Und an meine Brust
Feurig liebend ihn zu drücken,
Dankend werd' ich auf dann blicken,
Daß den Freund ich fand,
Und daß endlich mir's gelungen,
Und daß du um uns geschlungen
Hast dein heilig Band [1]).

---

Ich habe seither Gedichte genug über denselben Gegenstand gemacht, aber keines ist so wahr und einfach wie dieses. Die dritte Arbeit war der Ausfluß eines protestantischen Eifers. Sie wurde an die Königin Christine von Schweden gerichtet. Auch dieses Gedicht habe ich noch in meinen Sammlungen, aber bei weitem nicht mehr in seiner eigentümlichen, ursprünglichen Gestalt. Von dieser will ich hier einige Strophen [2]) mitteilen, obgleich sie holperig und schlecht gereimt genug sind.

Wie? Gustav Adolfs Tochter, du?
Du Weib aus edelm Stamm,
Des größten Mannes Tochter du,
Vertilgt dich nicht die Scham?

Er, der für unsre Freiheit fiel,
Für unser Vaterland
Bei Lützen stritt, bei Lützen fiel,
Als Fürst und Protestant.

---

[1]) Siehe S. 28.

[2]) Die verschiedenen Versionen in Mss. Mon. Nr. 1 und Nr. 2; vgl. auch Schlichtegroll a. a. O. S. 62 und K. I, 376; vgl. auch S. 30.

Wir ehren wahrlich nicht an dir
Die eitle Religion,
Des Braven Tochter ehren wir,
Die saß auf Schwedens Thron.

Bei der siebenten Strophe, nachdem das Versmaß in das trochäische überging, heißt es:

Hast du drum den Thron verlassen,
Daß die Guten all,
Daß dein Volk dich mußte hassen
Nach dem tiefen Fall?

Wolltest so den Ruhm dir suchen
Auf der falschen Bahn,
Deine biedern Schweden fluchen
Deinem ird'schen Wahn.

Unter Karl Gustav bieten
Sie dir ewig Hohn,
Hast verscherzt den Seelenfrieden
Und den nord'schen Thron.

Die Schlußstrophe lautet:

Und so mußtest du verderben,
Eitles Weib aus edelm Stamm,
Und in Romas Mitte sterben,
Tiefgebeugt von Reu' und Scham.

Genug von diesen Versen. Ich weiß nicht, ob sie unter aller Kritik sind; aber ich weiß, daß sie verhältnismäßig vorzüglicher sind, als meine jetzigen polierten, gekünstelten Verse, die doch nach einem Zwischenraum von sechs Jahren ungleich besser sein sollten. Das ist untröstlich. — — —

---

Heute morgen war ich bei Herrn Weiß, bei Lindenfels[1]) und bei der Frau von Eichler.

Am 2. Dezember 1815. Ansbach.

Morgen frühe, nach einem viertägigen Aufenthalte, verlasse ich meine Vaterstadt wieder. Die Zeit vergeht allzu schnell. In der Gegend von Nördlingen werde ich mein Regiment aufsuchen. Vor künftigem Mai

---

[1]) Der königl. Kammerherr Freiherr von Lindenfels hatte eine jüngere Schwester von Platens Mutter zur Frau. — Frau von Eichler wohl desgleichen eine Verwandte der Gräfin.

werde ich schwerlich mehr hierher zurückkommen. Gott gebe, daß ich meine Eltern wohl und glücklich wieder antreffe!

Gestern, da das Wetter sehr schön war, machte ich einen Spaziergang mit meiner guten Mutter nach einem Eisenhammer unweit der Silbermühle. Diesen Morgen machte ich meine Abschiedsbesuche. Nachmittags traf das hiesige Jägerbataillon hier ein.

---

Die Bücher, mit denen ich mich diese Tage beschäftigte, waren zur Zeitgeschichte gehörige Schriften, über die letzte Zeit, die Bonaparte im Jahre 1814 in Frankreich zubrachte. Hierunter war auch des Grafen Truchseß Beschreibung von des Exkaisers Reise von Fontainebleau nach der Insel Elba [1]).

Sonst las ich noch vieles in der jovialen, witzigen und vielleicht etwas zu trivialen Jobsiade [2]).

Am 5. Dezember 1815. Hohenreit.

Das Leben ist ein beständiger Wechsel. Welch ein Unterschied, wenn man aus dem Zirkel liebender und geliebter Personen wieder in die fremde und kalte Welt tritt. Vorgestern früh morgens nahm ich gerührt Abschied von meinen Eltern. Dunkler Weile verließ ich Ansbach, wie ich es betreten hatte. Der Weg führte uns über Wald, was meinem Schwager Falkenhausen [3]) gehört, über Ornbau, einen katholischen Marktflecken, über Ostheim, Dorf mit einer häßlichen Kirche, die jedoch einen Turm von zusammengesetzter Steinarbeit, wie man sie öfters in jener Gegend trifft. Wir hatten nicht nötig, bis Nördlingen zu fahren; denn wir trafen den Regimentsstab schon in Oettingen, einer kleinen Stadt mit einem Schlosse, wo der Fürst residiert. Ich meldete mich beim Obersten; im Gasthof, wo ich abstieg, fand ich mehrere Offiziere, in gewöhnlichen Gesprächen begriffen. Nachgerade fuhr ich nach Lehmingen, wo meine Compagnie lag. Ein kleiner, schlechter Ort. Unser gestriger Marsch war ein äußerst mühevoller, ein äußerst kotiger und ein zehn Stunden langer. Wir passierten Oettingen, Moningen und andere

---

[1]) Graf Friedrich Ludwig zu Waldburg-Truchseß hatte den Exkaiser 1814 als preußischer Kommissar auf dem Wege nach Elba bis Fréjus begleitet. Obigen Bericht gab er Berlin 1815 heraus.

[2]) Das komische Heldengedicht Karl Arnold Kortums (1745—1824) erschien unter diesem Titel 1784. Seitdem öfters aufgelegt.

[3]) Der Gemahl von Platens Stiefschwester Julia.

bedeutende Dörfer, Haarburg, Städtchen an der Wernitz, gingen über die Donau bei Donauwörth, welches ein ältliches, aber keineswegs unfreundliches Ansehen gewährt, welches in früherer Zeit durch manches berühmt ward, und das ich schon 1812 nächtlicherweile mit dem Postwagen passierte [1]). Unsere Compagnie kam mit der fünften und dem Stabe nach Mertingen, ein großes Dorf. Wir drei Offiziere wohnten zusammen in einem Wirtshause, ziemlich angenehm; doch kamen wir erst spät an, obgleich wir schon des Morgens um fünf Uhr, als es noch stockdunkel war, Lehmingen verlassen hatten. Daher und von meinem linken Fuße, der geschwollen und mir sehr weh that, kam es, daß ich sehr oft ausglitschte, ein paarmal meine gewichtige Kopfbedeckung und einmal mein ganzes Gleichgewicht verlor und mich demütigst in den Morast legte. Unser heutiger Marsch war desto kürzer. Er betrug kaum vier Stunden. Das Regiment versammelte sich bei einem Dorfe, unweit Kloster Holzen, wo uns der Oberst einen langen Tagesbefehl vorlas, der von Verteilung der Kontribution, von Auflösung mehrerer Corps und dergleichen mehr handelte.

Hohenried ist ein kleines Dorf, sechs Stunden von Augsburg, ich wohne mit dem Hauptmann im Gasthofe.

Am 6. Dezember 1815. Augsburg.

O wie sehne ich mich zurück nach den Stunden der Ruhe, nach den Tagen, die den Studien und der Freundschaft geweiht sind. Wie freu' ich mich, lange heimatlos umhergetrieben, auf die heiteren Gespräche der Winterabende. Nicht an den großen Zirkeln der Hauptstadt werde ich teilnehmen, nicht an den glänzenden Freuden des Karnevals; still will ich leben und eingezogen. Vor den erleuchteten Fenstern der Paläste will ich mit zufriedener Miene vorübergehen, glücklich, wo ich auch sein mag, durch die Pflege der Musen.

Unserer langen Reise letzte Tage werden uns noch sauer genug gemacht. Der heutige Marsch war, obgleich nur für meine Compagnie, einer der ärgsten und beschwerlichsten. Wir mußten schon im Dunkeln, um halb fünf Uhr, von unserem Dorfe aufbrechen. Der Kot war an einigen Orten bodenlos, und ein heftiges Schneegestöber, das der Wind uns ins Gesicht trieb, verließ uns keinen Augenblick. Die Brigade versammelte sich unweit der Stadt; sie wurde auf das Verlangen der Augsburger ganz darin einquartiert. Es ruht noch ein guter Geist auf den

---

[1]) Siehe S. 56.

alten Reichsstädten. Nahe bei der Vorstadt, durch die wir unseren Einzug begannen, war ein großer Triumphbogen errichtet, durch den wir ziehen mußten. Auf der einen Seite stand:

Heil den Siegern.
Dem Vaterlande. Dem Könige.

Auf der entgegengesetzten Seite war die Inschrift:

Des Sieges Preis, der Friede beglücke
Das Volk Das Land.

Augsburg, das ich heute zum zweitenmal betrat, ist eine große, alte Stadt mit viel hübschen Gebäuden. Wir zogen durch das Frauenthor ein und machten Halt in der Maximiliansstraße, wo wir aufmarschierten. Diese Straße ist die schönste und bedeutendste, so ich jemals gesehen habe. Ich wohne mit Schneider im Pfaffengäßchen, im sogenannten Pfaffenkeller, ein großes Gasthaus. Es sind auch noch mehrere Offiziere vom 3. Regiment und von den Augsburger Jägern in diesem Hause auf Rechnung ihrer eigentlichen Wirte einquartiert. Mit diesen Offizieren soupierte ich heute, fand aber an keinem etwas Besonderes. Ich wollte auch das Augsburger Schauspiel sehen und ging daher ins Theater. Man gab Kotzebues „Pagenstreiche“ [1]), aber unendlich schlecht. Die Bühne ist schlecht besetzt. Der Page selbst, eine gewisse Madame Schönfeld, gefiel mir nicht, und seine drei Mühmchen waren vollends affektiert und unausstehlich. Nirgends bemerkte man Natur und guten Geschmack. Alles fiel ins Triviale. Der bayrische Dialekt floß von mehreren Lippen. Ueberhaupt ist das Stück ein solches, das in einer witzigen Laune im Zeitraum von vierundzwanzig Stunden geschrieben zu sein scheint. Die Offiziere waren es allein, die das Parterre ausfüllten. Unter ihnen fand ich viele unseres Regiments, wie Tautphöus, Drachenfels, Berchem, Perglas ꝛc. Um von diesem letzteren zu reden, so hat er mir schon vorgestern durch Schneider ein Kompliment vom Herrn von Harnier ausrichten lassen. Er würde mir sogleich geantwortet haben, wenn ihn nicht seine Geschäfte daran gehindert hätten; er wolle es nachholen ꝛc. Wahrscheinlich hat ihn Perglas zu Darmstadt gesehen; jedoch begreif' ich nicht, warum er es so lang verschob, mir diesen Gruß zu wissen zu thun.

---

[1]) „Pagenstreiche, Posse in fünf Akten“, Leipzig 1804.

Am 7. Dezember 1815. Augsburg.

Ich habe ein Taschenbuch für das künftige Jahr von Aloys Schreiber bei mir, unter dem Titel „Cornelia“, der erste Jahrgang, über dessen Lektüre ich hier einige Rechenschaft geben will. Unter den Gedichten, die die größere Hälfte ausfüllen, fand ich manches Mittelmäßige, aber auch manches sehr Schöne. Unter dem, was der Herausgeber selbst lieferte, gefiel mir besonders: „Heimweh“, „Das erste Christgeschenk“, „Der Dichter und die Nachtigall“, „Der neue deutsche Bund“ und die Ballade „Hugo von Windeck“ [1]). Aus einer anderen Ballade, „Der Rittertanz“ [2]), weiß ich nicht viel zu machen. Uebrigens ist alles, was dieser beliebte Dichter schreibt, edel und zart [3]). Unter den poetischen Beiträgen des Max von Schenkendorf [4]) zeichnet sich besonders ein wunderliebliches Lied aus, überschrieben „Am Rhein“. Es ahmt den Stil des Nibelungenliedes. Die drei Stücke von einem gewissen Neuffer [5]) las ich mit Vergnügen. Andere schöne Gedichte sind: „Heinrich Frauenlob“ von F. W. Jung [6]), „Skolie“ von Maler Müller [7]), „Bey der Einweihung des Thüringischen Kandelabers am 1. September 1811“ von R., „An das Vaterland“ von Overbeck [8]), eine Ueberſetzung der Elegie des Properz: „Cornelia an Paulus“ vom alten Voß [9]). Von zwei früheren, längst geehrten deutschen Sängern, den beiden Grafen Stollberg [10]), ent-

---

[1]) a. a. O. S. 66, 108, 110 ff., 115 und 136.

[2]) Siehe S. 99.

[3]) Aloys Wilh. Schreiber (1763—1841), Dichter und badischer Historiograph. Die „Cornelia“ gab er von 1815—41 heraus. „Poetische Werke“, Tübingen 1817—18.

[4]) (1783—1817), das Lied (a. a. O. S. 125) auch in „Sämtliche Gedichte“ des patriotischen Lyrikers, Berlin 1837, S. 26 („Am Rhein 1814“).

[5]) Gottfr. Heinr. Neuffer (1768—1846), fruchtbarer Gelegenheitsdichter; a. a. O. S. 41, 72, 76.

[6]) Franz W. Jung (1767—1833) gab das obengenannte Gedicht auch besonders (Mainz 1819) heraus; a. a. O. S. 19.

[7]) Friedrich Müller (1749—1825), der Maler und Dichter, auch unter dem Namen Teufels-Müller bekannt; a. a. O. S. 18.

[8]) Ch. A. Overbeck (1755—1821), als Uebersetzer altklassischer Dichtungen seinerzeit geschätzt; a. a. O. S. 13.

[9]) a. a. O. S. 3 ff. Johann Heinrich Voß (1751—1826). Die Elegie ist die Lib. IV, 11 bei Properz sich findende. Voß übersetzte später den ganzen Properz (erschienen Braunschweig 1829).

[10]) a. a. O. S. 10, 80, 106. Christian (1748—1821) und Friedrich Leopold (1750—1819), die Hainbündler und Nachfolger Klopstocks in der freien Behandlung antiker Metren.

hält der Almanach drei reimlose, treffliche Oden, die man nicht genug preisen kann. Conz[1]) lieferte eine Idylle und zwei Uebersetzungen, die erste, „Fräulein Anne“, aus dem Altenglischen, und die andere, „Farinata“, aus Dantes „Hölle“. In beiden ist der Geist der Originale sehr gut getroffen, allein der Verfasser erlaubt sich gewisse poetische Freiheiten, die man unmöglich gutheißen kann. So zum Beispiel sagt er Augenbrauen statt Augenbraunen, des Reimes willen, und:

„Dem Rasen nah, worauf ich steh',
Scharrt' mich die falsch' Ann' ein“[2]).

Das nenn' ich ein wenig zu viel abbreviert. Uebrigens muß man die deutsche Sprache bewundern, die zugleich die gezogene Länge der italienischen und die naive Kürze der englischen nachzuahmen versteht. Unter den Epigrammen eines gewissen A. in Haugischer[3]) Manier finden sich einige artige. Herr Voß, der Sohn (der Freund Jssels)[4]), gab die Uebersetzung einer Scene aus dem Trauerspiel des Aeschylos: „Die Sieben vor Theben“, und zwar jene, wo diese sieben Helden mit ihren Gegnern beschrieben werden. Ich kenne das Original nicht. Die Version mag sehr buchstäblich und gedrängt sein, aber so viel weiß ich, daß sie nicht schön deutsch ist. Eine so genaue Uebersetzung kann unmöglich gut sein; hätte Herr Voß lieber, seinem Freunde Schiller folgend, sein jambisches Versmaß erwählt, hätte er auch mehr Zeilen nötig gehabt. Undeutsche Verse, wie folgende, kann man unmöglich billigen:

„Verhängt es Gottheit, nicht entfliehn mag er dem Weh.“

oder:

„Hervorgebraust sind Oedipus' Verwünschungen,
Und jener Nachtträum' allzunah ankündende
Phantome, die das Vatererb austeilten“[5]).

---

[1]) a. a. O. S. 16, 18, 63. Karl Philipp Conz (1762—1827), gest. als Professor in Tübingen, der Jugendfreund Schillers, welcher sein bescheidenes Talent in „Gedichte“ (Zürich 1806) und vielfachen Uebersetzungen verwendete.

[2]) a. a. O. S. 18.

[3]) Joh. Christoph Friedr. Haug (1791—1829), wie Conz Jugendfreund und Leidensgenosse Schillers auf der Karlsschule. Als Dichter that er sich durch seine „Epigramme“ hervor („Gedichte“, Leipzig 1827).

[4]) Siehe S. 113.

[5]) a. a. O. S. 42 und 57.

Das nenn' ich eine mißklingende und langweilige Sprache. — Den Gedichten von Hill [1]) und Graf Haugwitz [2]), empfindelnder Art, kann ich keinen Geschmack abgewinnen. Ebensowenig denen von S., etwa die Romanze „Adeline“ [3]) ausgenommen. Des Grafen von Sermage Ballade „Conradin“ ist vollends ein mißtönendes, mißlungenes Produkt [4]). — Die Erzählungen in der „Cornelia“ wollen eigentlich wenig sagen, obgleich man sie nicht mittelmäßig nennen kann. „Der arme Peter“, aus dem Französischen [5]), ist recht artig. Hier wäre denn ein sehr kurz gefaßter Kommentar zu diesem Taschenbuche des Herrn Schreiber, unserer Königin gewidmet.

---

Diesen Mittag speiste ich wieder mit denselben Offizieren wie gestern abend, wozu noch ein paar andere hinzukamen. Leider, oder auch nicht leider, habe ich die Gabe nicht, mich mit jedermann zu unterhalten; Leuten, die von nichts als Pferden, Hunden und sinnlichen Vergnügungen reden, bin ich ein durchaus stiller Gesellschafter. Ich begreife nicht, wie es so viele junge Menschen geben kann, die weder Ernst in ihrem Charakter noch Streben nach Vervollkommnung besitzen, die ihre Zeit unendlich leichtsinnig verschleudern und deren ganzes Nachdenken darin besteht, wie sie den Nachmittag auf eine lustige Weise hinbringen sollen. Das Leben bietet doch so viel Stoff zu ernsten Betrachtungen dar; Fleiß und Bemühung lassen ein so süßes Bewußtsein in uns zurück, während Müßiggang und Sinnenfreuden uns nur mit einer schalen Leere und nagenden Vorwürfen erfüllen. Unser kriegerisches Zeitalter hat einen großen Teil der deutschen Jugend verderbt. Die Eigenheit und Individualität wird ohnehin beim Soldatenstande erstickt, und daher kömmt es, daß man auf so viele gewöhnliche und geistesarme Menschen stößt. Sehr oft findet man auch in unserem Stande Leute, die mit imponierenden äußerlichen Eigenschaften ein gemütloses Wesen und Mangel an tieferer Bildung vereinigen.

Am 9. Dezember 1815. Markenstein bei Dachau.

Uebermorgen werde ich in München sein, nach einer achtmonatlichen Entfernung. Ich hatte es nicht mehr gehofft. Wie oft klagte ich in

---

[1]) a. a. O. S. 8, 36, 147.

[2]) a. a. O. S. 61. Paul, Graf von Haugwitz (1791—1856), mehr als Uebersetzer denn Dichter bekannt.

[3]) a. a. O. S. 139.

[4]) a. a. O. S. 85.

[5]) a. a. O. S. 217.

diesen Blättern, daß ich nach einer Stadt nicht mehr zurückkehren dürfte, die mir so teuer geworden war! Gottes Vorsehung hat alles zu meinem Besten und nach meinen Wünschen gelenkt; zur Hoffnung weiß sie die Hoffnungslosigkeit umzuwandeln, zur Freude die Besorgnis. Wird nicht mein Herz, wenn ich wieder durch die wohlbekannten Gassen ziehe, laut pochen, und wenn ich lang entbehrte Freunde wiedersehe? Wird es nicht erfreulich sein, als Verteidiger des deutschen Vaterlandes, als Friedebringer zurückzukommen? Möchte ich doch diejenigen antreffen, die ich in München zu finden hoffe, Nathan Schlichtegroll, Xylander, Schnizlein. Und möchtest du doch wieder vor meinen Blicken erscheinen, guter B., den so lange Trennung nicht aus meinem Herzen entfernen konnte; acht Monde sind verflossen, seit ich dich nicht sah; wie traurig würde ich bei meinem Ausmarsche gewesen sein, hätte ich dies voraussehen können, aber

„Prudens futuri temporis exitum
Caliginosa nocte premit Deus“ [1]).

Soll aber diese achtmonatliche Frist zum Jahre sich ausdehnen, ehe wir uns begegnen? Vielleicht ist es gut, daß ich auch dies nicht vorauszusehen im stande bin.

Gestern morgens verließen wir Augsburg. Es war noch ziemlich früh, als mehrere Compagnien auf dem Exerzierplatze versammelt wurden. In der Nähe liegt der Dom, und da ich seine Fenster erleuchtet sah, ging ich hinein. Es fanden sich eine große Menge Menschen darin ein, welche beteten und sangen, wie es in protestantischen Kirchen geschieht, und welches sie „Hora“ nennen und bis Weihnachten jeden Morgen um dieselbe Zeit wiederholen. Dieser Dom ist die größte Kirche, die ich je gesehen habe, und ruht auf vier Reihen von Säulen. Sie war von Kronleuchtern und anderen Lichtern erhellt, welches sich äußerst feierlich ausnahm, da es draußen noch dunkel war. Diese versammelte, in Gesang ergossene, vom magischen Lampenschimmer halb bestrahlte Menge, knieend unter den alten Hallen und hohen Schwibbögen der Domkirche, gewährte einen erhebenden Anblick. Von außen hat dieses Gotteshaus nichts Besonderes.

Wir blieben auf unserem Marsche beständig auf der Landstraße, passierten das Städtchen Friedberg und Eurasburg und kamen nach Windeshausen, wobei uns noch mehrere Ortschaften zugeteilt waren. Wir drei Offiziere wohnten in einem Wirtshause an der Straße, und ob-

---

[1]) Horat., Carm. Lib. III. XXIX. 29, 30.

gleich diese ganze Gegend und weit herum dieser Landstrich sehr arm ist, so war doch in unserem Gasthofe die Wohlhabenheit zu Hause, weil so viele Reisende dort einkehren. In der dicken Wirtin mit ihrer geflügelten Goldhaube, der die kurzen Röcke um die Knöchel herumschlugen, erkannten wir wieder die bayrische Tracht. Unser Wohnzimmer war sehr schön eingerichtet und sogar mit englischen und französischen Kupferstichen behängt. Unter den letzteren stellte einer die Geburt des Königs von Rom (leidigen Angedenkens) vor, unter dem die Verse standen:

„Français, par des concerts, célébrez la naissance
De cet illustre rejeton;
Elévé sous les yeux du grand Napoléon,
Ce fils doit faire un jour le bonheur de la France."

Es ist zu hoffen, daß sich der Verfasser betrogen hat. Unser heutiger Marsch war nicht groß, allein beschwerlich einer strengen, schneidenden Kälte wegen, durch die wir schon gestern litten. Der Hauptmann ist zu Kreuzholzhausen, ich bin mit 36 Mann hierher detachiert in ein elendes Dorf. Ich wohne in einem Bauernhause, mit der Familie nebst Hühnern und Gänsen in einer Stube. Es ist gut, daß ich mich leicht begnüge. Habe ich doch meine Bücher und mein Tagebuch, mich zu unterhalten, habe ich doch einen Tisch, um darauf zu schreiben, Brot und Bier, um weder zu hungern noch zu dürsten.

---

Meine Lektüre seit einiger Zeit her war „Rosaliens Nachlaß" mit einem Anhange von Jacobs [1]. Als ich vor zwei Jahren dieses schöne Buch zum erstenmale las, machte es bei weitem nicht den tiefen Eindruck auf mich wie diesmal. Ich schätzte es schon damals außerordentlich; allein ich hatte die Kraft noch nicht, mich daran aufzurichten. Ich war zwar nicht irreligiös noch kalt gegen das Heilige, ich vergaß nie zu beten und betrachtete die Religion (wie es die meisten thun) zu sehr als Nebensache; ihre Tröstungen waren mir nicht überall gegenwärtig; ich arbeitete an meiner Verbesserung, allein doch nicht aus den reinsten Beweggründen; mein Verhältnis zu Gott war gläubig und gut, aber nicht innig. Jetzt, nachdem mich meine eigenen Betrachtungen auf die Dinge geführt hatten, die in obengenannter Schrift entfaltet werden,

[1] „Rosaliens Nachlaß, nebst einem Anhange herausgegeben von dem Verfasser des ‚Alwin und Theodor'". Leipzig 1812. (Der Verfasser ist Friedrich Jacobs; siehe S. 31.)

jetzt ergriff sie mich um so mehr und um so mächtiger. Jakobs setzt in seiner Vorrede den Nutzen und die reine Tendenz dieses Buches trefflich auseinander, indem er sich nur den Herausgeber dieser Briefe nennt. Wir sehen ein jugendliches Gemüt schon in der Blüte der Jahre zu einer Vollkommenheit religiöser Gesinnungen steigen, die viele erst im hohen Alter, die meisten aber niemals erringen. Wir sehen uns in den Kreis einiger der edelsten Menschen geführt; wir lernen fühlen, daß nur Religion und Tugend allein wahrhaft beglücken, indem sie uns zur sichern Schutzwehr in allen Stürmen des Lebens dienen, indem sie der einzige Halt und die Stütze sind, die uns bleiben, wenn uns auf Erden Eltern, Freunde, Glücksgüter, guter Ruf und mit einem Worte alles entrissen wird, was uns teuer ist. Man findet in „Rosaliens Nachlasse" tausend feine und treffliche Bemerkungen über Natur und Kunst, über Frömmigkeit, Freundschaft und Liebe. Der Stil ist blühend und entzückend. Alles ist so wahr, so rein, so erhebend. In unserer deutschen Litteratur haben wir kein diesem ähnliches Werk, ausgenommen den „Agathokles" der Karoline Pichler[1]) und die „Bekenntnisse einer schönen Seele" von Goethe[2]). „Die Denkwürdigkeiten der Gräfin Sendoval"[3]) sind mehr der frommen Belehrung wegen, wie „Rosalie" des schönen Exempels halber vorzüglich. Sie enthalten die Geschichte eines anfangs eiteln und wenig auf Religion achtenden Frauenzimmers, das durch mancherlei Zufälle und Irrtümer endlich auf den wahren Weg geleitet wurde. Diese Schrift widerlegt am Ende die Anklagen, die man dem Christentum macht. Durch eine so seelenvolle Lektüre wurden all meine guten Vorsätze gestärkt. Ich schwur und schwöre Gott Bestrebung nach Heiligung und Tugend, eifriges Bestreben der Annäherung an ihn, Fleiß und Berufstreue, Wahrheitsliebe und strenge Sitten, möge er, der himmlische Vater, mir reinen Glauben verleihen und seine Gnade.

Am 11. Dezember 1815. München.

Hier bin ich denn wieder im alten lieben München, und es ist mir, als würd' ich plötzlich in eine andere, mir schon vertraute Welt versetzt. Die Namen der Orte werden nun mit den Daten nicht mehr wechseln, denn ich bin in meiner Heimat. Ich fühle mich glücklich und froh; aber ich habe so viel zu erzählen, so viel!

---

[1]) Siehe S. 77.

[2]) Goethe, „Wilhelm Meisters Lehrjahre", 6. Buch.

[3]) Als Anhang des erwähnten Buches.

Unser gestriger Tag war eigentlich zum Rasttag bestimmt; doch marschierten wir weiter, um der Stadt näher zu kommen, worüber ich sehr froh war. Wir passierten Dachau, und dort wurde das Regiment versammelt. Der Oberst erteilte uns Offizieren mehrere Befehle wegen des Einmarsches. Er selbst, sowie vier Compagnien des 1. Bataillons kamen nach Feldmoching, zwei Stunden von hier und ein elendes Dorf. Gegen die anderen Offiziere hatten wir noch die besten Quartiere, indem wir beim Schulmeister wohnten. Es war ein braver, höflicher Mann, hatte eine kleine Bibliothek und klagte sehr über die große Ungelehrigkeit seiner Zöglinge.

Am 12. Dezember 1815. München.

Es fehlt noch viel, daß ich in meiner Ruhe wäre. Ich bin in so mißmutiger Stimmung der vielen Geschäfte wegen, die mich niederdrücken, und noch mancher anderer Dinge halber, die zusammenwirkend ein bedeutendes Ungemach ausmachen, und zuweilen ist schon ein kleines Ungemach im stande, mich aus der Fassung zu bringen. Es ist unbeschreiblich, wie sehr ich überhäuft bin. Aber ich will von dem gestrigen und heutigen Tage alles in Kürze erzählen.

Gestern morgens verließen wir unseren Schulmeister. Wir hatten zwei Stunden in die Stadt. Die Kälte war rasend. Wo sich der Schleißheimer und Nymphenburger Weg scheiden, mußten wir ein paar Stunden lang warten, bis sämtliche Truppen versammelt waren. Tautphöus, Schönbrunn, ich und noch ein paar Offiziere flüchteten uns in das erste beste Haus, um uns zu erwärmen. Wir kamen zu einem gewissen Herrn Düras, den wir nicht kannten, der aber sehr höflich mit uns gewesen und uns sogleich eine Tasse Kaffee anbot, da er eine große Gesellschaft bei sich zum Frühstück hatte, die die Feier des gestrigen Tages mit Essen und Trinken beging, wie es die Art der Münchener ist. Wir mußten aber bald wieder dies angenehme Asyl verlassen, da der Oberst den Abgang vieler Offiziere bemerkte. Auf der Straße, halb erfrierend, sahen wir hierauf den Vorbeizug vieler Artillerie, der Ulanen, der beiden Kürassierregimenter und der Garde du Corps. Endlich, nach so langer Zeit, hatte ich das Vergnügen, B. wieder zu sehen. Er ritt vorüber und grüßte einige von meinem Regimente, mich aber grüßte er nicht. Ach, warum kennen ihn denn so viele, und nur mir konnte es nicht gelingen? Meine Sehnsucht nimmt von Stunde zu Stunde zu, meine Hoffnung wird immer geringer. Denn da ich diesen Winter ohnehin nirgend hingehen will, so kann ich ihn nicht kennen lernen; eine allzu traurige Lage!

Ich sah auch Schnizlein, ohne von ihm bemerkt zu werden. Xylander ist noch nicht hier. Endlich traf uns die Reihe, abzumarschieren. Der König war in der Vorstadt zu Fuße am Pappenheimschen Hause, wo er uns vorbeiziehen ließ; die Königin mit ihren Damen befand sich oben am Balkon. Es ward eskadron- und compagnieweise defiliert, und die Truppen müssen sich sehr schön ausgenommen haben; der König war auch äußerst zufrieden. Die Behörden der Stadt bewillkommneten den General Raglovich, der an unserer Spitze war. Leider war es schneidend kalt. Seltsame Empfindungen ergriffen mich, als ich das alte liebe München wiedersah. Die Frauentürme hatte ich schon von Feldmoching aus wahrgenommen.

Wir marschierten hierauf durch die ganze Stadt, vom Karls- bis zum Schwabingerthor. Ich sah unter anderen Gas; Yrsch, welcher jetzt hier ist, am Fenster, sowie auch einige Pagen, die uns gleichfalls vorbeiziehen sahen. Es war ein großer Jubel in der Stadt, alle Fenster waren voll und alle Straßen. Es ist etwas Feierliches und Großes, so ein Einzug. Nachdem am Maximiliansplatze unser Regiment aufmarschiert war, mußten wir Offiziere in die Stadt zurück, um unsere Aufwartung dem Könige, dem Feldmarschall und anderen Personen zu machen. Eine komische Fatalität befreite mich von diesen Visiten.

Ich nahm meinen Weg gerade nach meinem Quartier zu. Ich bin unweit von Madame Schwarz einquartiert, und zwar in der „Goldenen Ente“, wo ich jetzt schreibe. Wir waren vier Offiziere in einem Zimmer, Hauptmann Graf Sizzo, ein Italiener, Prinz Löwenstein, und außer meiner Wenigkeit noch — Perglas. Es war ein sonderbarer und drückender Zufall, allein Perglas ist bereits in seine gemietete Wohnung gezogen und hat uns beide mancher Unannehmlichkeit überhoben. Wir sind noch unserer drei, und das verursacht eine ziemliche Unordnung. Bei meiner Hausfrau, die ich nachher besuchte, ward ich sehr freudig aufgenommen, und auch ich war sehr erfreut. Sie hatte schon vorher mein Quartier erfragen und mich zum Essen bitten lassen. Wenn mir etwas Erholung geben kann in dieser Unruhe, so ist es die Güte und Liebe dieser Menschen, die mich mit den Zeichen des höchsten Wohlwollens empfingen und mit unverstellter Herzlichkeit. Ich aß bei ihnen zu Mittag, und ich kann nicht beschreiben, wie sehr meine beiden Hausfrauen bis auf die Magd herunter alles thaten, was sie mir von den Augen absehen konnten. Von ihnen aus ging ich zu Fürstenwerthers und wurde auch da mit vieler Freundlichkeit bewillkommnet. Es war eben die Gräfin Génisson sowie ein Graf Yrsch mit seiner Frau zu-

gegen, die eine geborene Polin ist. Er ist der Oheim meines ehemaligen Kameraden.

Hierauf verfügte ich mich zu Liebeskind ins Kadettencorps. Ich fand ihn als den alten, als den treuen, bewährten Freund. Er war sehr unzufrieden mit seiner Lage und ist auch jetzt kaum glücklicher. Er freute sich, mich wieder zu sehen und sagte mir, daß auch Gruber hier sei, den ich jedoch noch nicht treffen konnte. Nathan ist leider, leider! nicht hier; er hielt sich nur ein paar Tage in hiesiger Stadt auf und ging sodann nach Erlangen, um dort seine Studien zu vollenden. Jedoch verlangt er seine Entlassung vom Militärstande nicht, um sich zweierlei Aussichten offen zu halten. Ich bin recht sehr böse, daß ich ihn nicht sprechen, nicht umarmen kann. Jetzt entbehre ich ihn mehr als jemals. Erst spät hat er mein Schreiben, das ich nach Heidelberg adressierte, erhalten, jene Epistel nämlich. Liebeskind zeigte mir einige Stellen, die er daraus kopiert hatte, und las sie mir vor. Es interessierte mich, meine Verse aus fremdem Munde zu hören. Liebeskind behauptet auch, daß er meinen letzten Brief beantwortet habe, obgleich ich diese Antwort nicht erhielt. Wir sprachen auch vieles über Perglas, und ich erzählte ihm dessen verändertes System. Es verwunderte ihn wenig; er hatte kaum mehr erwartet. Von ihm aus machte ich einen Besuch in meiner sonstigen Wohnung im Pagenhause. Massenbach, den ich schon des Morgens im Vorbeigehen nach der Residenz begrüßt hatte, fand ich ziemlich traurig und ungehalten über seine Umgebung, die unter seinen Jahren ist und deren Einförmigkeit ihn erdrückt, und ich glaubte es ihm gern. Berger ist krank in Regensburg zurückgeblieben. Ich erfuhr auch, daß Professor Prändl [1]) gestorben ist. Massenbach und einige andere gingen mit Professor Hennequin, den ich auch sprach, in das abonnierte Konzert, das gestern sehr schön gewesen sein soll, besonders da man die Rückkehr der bayrischen Krieger durch eine Komposition des Kapellmeisters Winter [2]) feierte, dessen joviale Frau ich des Mittags bei meiner Hausfrau antraf. Auch die königliche Familie beehrte das Konzert mit ihrer Gegenwart. Ich konnte unmöglich hineingehen, da ich zu sehr überhäuft und beschäftigt war. Ich würde von nichts genossen haben, denn die Ruhe ist mir das Element alles Genusses. Ich blieb unterdessen noch einige Zeit bei Professor Hafner und den übrigen Pagen, und erzählte von Frankreich und den Franzosen.

---

[1]) Siehe S. 39 und [37].
[2]) Siehe S. 99, Anmerkung [1]).

Hierauf kehrte ich zu Madame Schwarz zurück. Zu meiner Verwunderung fand ich Perglas. Er ging jedoch gleich wieder weg, nachdem er sich entschuldigt hatte, nicht geschrieben zu haben, uneingedenk seines Versprechens, und Erlaubnis verlangt hatte, künftig wie ehemals bei Madame Schwarz zu speisen, wohin er auch seinen Bruder mitbringen wolle, der in einiger Zeit hierherkömmt und hier bleibt. Wenn es sie und mich nicht genierte, setzte er hinzu, denn er wisse wohl, daß ich mehr gelte als er. Nachdem er fort war, kramte ich meine kleinen Geschenke aus, mit denen ich weit mehr Freude machte, als sie mich totes Metall kosteten. Zu meinem Leidwesen hörte ich aber, daß die gute Madame Schönchen auf dem Tode liegt. So ist Freude und Schmerz denn unzertrennlich. Ich ließ mir das Kästchen geben, das meine Papiere verschloß, und las mit Vergnügen und Rührung, was ich die letzten Tage vor unserem Ausmarsche in diese Blätter geschrieben hatte. Die ganze Neigung zu B. erwachte wieder mit Macht, durch jene glühenden Buchstaben hervorbeschworen. Meine alten Schriften durchzublättern gewährt mir viele Freude. Künftigen Monat werde ich wieder in meine alte Wohnung ziehen und meine Bibliothek wieder einrichten. Ich werde mich ganz den Studien widmen, allein ich fühle nur zu sehr den Widerstreit der Wissenschaft mit der Zeit und Kraft. Was soll der Mensch nicht alles lesen, lernen, wissen, studieren, und das Leben ist so kurz!

Auch diesen Morgen begann ich schon frühe mit Besuchen. Ich war bei Professor Schlett [1]), ein launiger, aber braver Mann, der mich gut empfing. Den Oberstallmeister Herrn von Keßling, sowie Herrn Mailer traf ich nicht an. Auch dem General Werneck machte ich meine Aufwartung, wo ich den Major Herdegen, seinen Sohn und Krazeisen traf. Ich war sodann in der Harmonie, wo ich künftig wieder hingehen werde, wo ich aber bei weitem mehr zu lesen fand, als ich Zeit hatte. Hierauf machten wir noch ziemlich viele Visiten en corps. Nach der Parade verfügte ich mich zur Frau von Harnier, wo ich ihren Bruder, den Herrn Fladt, traf. Man empfing mich sehr gütig. Perglas war noch nicht dort. Herr von Harnier, der meine beiden Briefe erhalten, ist nur für die erste Zeit nach Frankfurt bestimmt, nicht als permanenter Minister. Des Mittags aß ich bei Madame Schwarz. Dort traf ich auch Joseph Gohren, der mit mir Page war und den, als er von Universitäten zurückkam, der Zufall zum Bewohner meines verlassenen Zimmers machte.

---

[1]) Siehe S. 37.

Auch den guten Prielmayer traf ich bei ihm an. Bis zum neuen Jahr wird er das andere Zimmer beziehen (wo Herr von Baden wohnte), welches bis jetzt besetzt ist, und mir das meinige räumen. Sein Vetter, der Sohn des Hofmarschalls, ist bei B.s Regimente; vielleicht könnte es mir gelingen, hierdurch seine Bekanntschaft zu machen. So zieht die Hoffnung aus allen Dingen Nahrung. Nach Tische mußte ich zum Obersten, um Löhnungen zu fassen, die ich dem Hauptmanne überbrachte.

Nachmittags ging ich zu Boisséons. Ich ward sehr liebreich empfangen. Später kam auch die Frau von Gohren. Der junge Boisséon war diesmal nicht in Frankreich. Man bat mich, öfters wiederzukommen.

Den Abend brachte ich abermals in meinem alten Quartiere zu, wo ich Perglas antraf, der mit uns zu Nacht aß. Wir kamen jedoch in keine nähere Berührung.

Am 14. Dezember.

Ich bin wieder in meiner alten schwermutsvollen Stimmung, die in dieser Stadt auf mich ewig zu lasten scheint. Ich fühle so tief meinen Unwert, meine Unwissenheit, meine Unvollkommenheit. Wie ein dumpfes labyrinthisches Gefängnis kommt mir das Leben vor. Nur er, der auch einen großen Teil der Schuld meiner Melancholie trägt, könnte mich heilen; aber schon Jahr und Tag hege ich dieselben Wünsche, die sich nie erfüllen können noch werden. So nagt immerwährend — — — — — — — — — — — — — — — — — [1].

Am 17. Dezember 1815. München.

Unter den vielen neuen Offizieren, die während unserer Abwesenheit zu unserem Regimente kamen und wovon ich nur den jüngeren Obst, Gumppenberg und La Roche aus dem Kadettencorps kenne, befinden sich auch zwei Engländer und zwar Brüder, wovon der jüngere gegenwärtig krank ist. Ich war durch diese Nachricht außerordentlich erfreut, und von der Mark, der diese jungen Leute aus Düsseldorf kennt, führte mich zu dem älteren auf der heutigen Parade, den ich sogleich englisch anredete. Er war aber nichts weniger als zuvorkommend und so kalt wie Eis oder wie überhaupt alle seine Landsleute. Er sagte mir zwar, daß ich recht gut spräche, um aber dies Lob so zweideutig wie möglich zu machen, setzte er hinzu, daß man nur in England englisch könne sprechen lernen. Alle diese Engländer sehen so herzlos und stolz aus, daß sie jedermann leicht von sich abschrecken. Sie haben, was ich

[1]) Ein ganzes Blatt im Manuskript herausgerissen.

bisher noch bei allen bemerkte, einen gewissen Nationalzug, der aber nicht zu ihrem Vorteil redet. Es würde mir von großem Nutzen sein, jenen jungen Menschen näher kennen zu lernen.

Diesen Morgen sandte ich drei Briefe weg, an meine Mutter, an Gustav Jacobs, an Nathan Schlichtegroll. Letzterem legte ich jene Epistel bei, die ich zur Zeit der großen Revue an ihn schrieb [1]).

Herrn von Keßling traf ich heute abermals nicht an. Ich speiste wie gewöhnlich an der Table d'hote und fand unter anderen Siegmund Verchem und einen gewissen Schätzler, Lieutenant bei der Garde du Corps, den ich schon von alters her kenne. Ach, mit so vielen von V.s Regimente stehe ich im Verhältnisse, und er bleibt mir immer fremd. Perglas, so sagte mir Madame Mailer, hat etwas von Bedeutung mit mir zu reden, bis jetzt ließ er noch nichts verlauten.

Am 18. Dezember 1815. München.

Ich habe heute einen ziemlich einfältigen Streich gemacht, nämlich der Madame Schwarz mein Quartier aufgekündigt, so daß ich mich jetzt zu einem anderen umsehen muß. Obgleich mir jene Wohnung alle möglichen Vorteile darbot, obgleich ich dort wie das Kind vom Hause betrachtet wurde, so werde ich dennoch nicht wieder einziehen. Zu diesem Entschlusse trieb mich das peinliche Verhältnis, in dem ich mit Perglas zu stehen gekommen wäre, und ein gewisser eigensinniger Dépit, den ich nicht zu erklären weiß und leider auch nicht immer zu besiegen, so häßlich er ist. Die größte Schwierigkeit, die ich haben werde, wird sein, ein Quartier um billigen Preis anzutreffen, welches nicht zu weit entfernt und nicht zu unfreundlich ist; denn jetzt sind die Wohnungen selten. So beraub' ich mich nun selber so vieler angenehmer Dinge, und zerreiße ein wohlwollendes Band, welches selbst der Entfernung trotzte.

Diesen Morgen war ich in der Harmonie. Abends nach dem Vorlesen begegnete ich zu meiner Freude Schnizlein, den ich noch nicht gesehen hatte; ich begleitete ihn anfangs auf einem Geschäftsgange und ging dann mit ihm zu Lüder, der mich recht herzlich empfing. Ich traf auch Brand bei ihm, gleichfalls einen meiner alten Bekannten. Mit diesem war Schnizlein von Orléans aus vier Tage in Paris und hat daselbst alle Sehenswürdigkeiten in Augenschein genommen. Wir sprachen über Politik, aber meine Meinungen waren denen der anderen zu sehr entgegen, da sie von keiner Vereinigung der deutschen Staaten etwas

---

[1]) Siehe S. 311.

wissen wollten und den deutschen Bund als etwas Unzweckmäßiges und Unausführbares betrachteten. Später ging ich noch auf die Harmonie, um das Wochenblatt wegen der freien Quartiere aufzuschlagen.

Am 19. Dezember 1815. München.

Wollte Gott, ich wäre wieder im Feld und auf der Reise! Was thue ich hier? Ich lebe freundlose, reizlose Tage, und eine alte Melancholie bemächtigt sich meiner Seele. Tausenderlei Sorgen umschweben mich. Ich sehnte mich immer nach Ruhe, ehe ich hierherkam, aber die innere Ruhe kann man selbst in den heftigsten Stürmen behalten, und das Verlangen nach der äußeren ist Feigheit. Hier drehe ich mich, um mit Schiller zu reden, wie der Färbergaul stets im Kreise herum [1]), in dem Kreis kleinlicher Dienstgeschäfte und stets wiederholter, nie sich erfüllender Hoffnungen. Meine Freuden sind gering wie meine Erwartungen. Das traute Verhältnis meiner ehemaligen Umgebung habe ich selbst zerstört.

Ich war heute auf der Polizei, um mir alle freien Quartiere anzumerken, und besuchte auch schon die meisten derselben. Aber noch will mir keines behagen. Nirgends werde ich jene Vorteile wie bei Madame Schwarz vereint finden. Das eine Zimmer ist unfreundlich, das andere nicht möbliert, das dritte eng und klein, ein anderes kömmt mir wieder zu hoch für meine Einnahmen, ein anderes ist unbequem und ohne eigenen Eingang, ein anderes unheizbar, ein anderes zu weit entlegen, und so geht es fort.

Am 20. Dezember 1815. München.

Nun habe ich bereits ein Quartier gemietet und werde morgen einziehen, es ist im Landschaftsgäßchen, freilich etwas unfreundlich, aber doch das beste, das zu haben war. Ich war heute noch bei meiner ehemaligen Hausfrau und ließ meine Sachen von dort wegtragen.

Auf der Parade habe ich ein paar Worte mit unserem Engländer geredet, dessen Name Grainger ist. Er kömmt des Abends zu Schrößel und wunderte sich, daß er mich noch nie dort gesehen hätte. Ich sagte ihm, daß ich zu Hause bliebe. Seinen Bruder sah ich noch nicht.

Nun habe ich auch den elften und zwölften Band von Schillers sämtlichen Werken [2]) erhalten und das Ganze ist vollständig. Der letzte Teil

---

[1]) „Wallensteins Lager", Siebenter Auftritt:
„Es treibt sich der Bürgersmann, träg und dumm,
Wie des Färbers Gaul, nur im Ring herum."

[2]) Stuttgart und Tübingen, 1812—15. (Cotta.)

enthält den Nachlaß des unsterblichen Mannes, worunter sich Pläne zu vier Trauerspielen nebst Fragmenten aus denselben finden, aus „Demetrius“, „Warbeck“, „Die Malteser“ und „Die Kinder des Hauses“ [1]). Um wie viel reicher würde nicht unsere Litteratur sein, wenn diese vier Stücke zur Ausführung gekommen sein würden! Wer könnte ohne Wehmut daran denken, daß ein so großer Geist in der Kraft seiner Jahre dahinstarb, und daß das Grab unwiederbringlich jene Blüten verschlang, die noch aus ihm emporgesproßt wären. Das Gerippe, die Pläne jener unvollendeten Arbeiten liegen zwar vor uns, aber wer vermag sie in seelenvoller Fülle zu gestalten? Der „Demetrius“, dessen Anlage so groß und schön ist und die mannigfachsten, herrlichsten Situationen darbietet, würde ohne Zweifel ein Meisterstück sondergleichen geworden sein.

Am 23. Dezember 1815. München.

Heute bin ich nun schon den dritten Tag in meiner neuen Wohnung, aber freilich ist es nicht wie bei Madame Schwarz. Hier ist niemand, der für mich sorgt, der sich um mich bekümmert, und der Mann, in manchen Dingen unbeholfen, bedarf doch so oft der weiblichen Hilfe. Zum wenigsten ziehe ich aus meiner jetzigen Lage das einzige Gute, daß ich hier mehr arbeite und weniger zerstreut bin. Ich benützte diese paar Tage, um meine Bücher und anderen Habseligkeiten zu arrangieren, und es freut mich, mich wieder in meiner alten Ordnung zu sehen. Ich erhielt auch einen Brief von Xylander, der immer noch zu Würzburg ist und nur schwerlich hierher kommen wird. Ich bin ziemlich von freundschaftlichem Umgange entblößt. Was Lüder, Schnizlein und Liebeskind betrifft, so schätz' ich sie sehr, doch können sie mir eigentlich wenig geben. Unsere Unterhaltung hat zu wenig Interesse, ich weiß fast alles, was sie mir sagen können und werden.

Gestern abend war ich in der Oper „Don Juan“ und labte mich an der herrlichen Musik. Ich saß bei den Pagen und zwar neben Massenbach. Diesen Nachmittag war ich bei Lüder, er wird vielleicht die hiesige Garnison verlassen. Des Abends besuchte mich Gas, er hat sehr viel guten Willen, sich auszubilden.

Zuweilen noch überfällt mich ein Anstoß von schwarzer Laune, ich verzweifle an mir selber, an meiner Ausbildung, an meinen Kräften und Hoffnungen; denn du sollst mir ja nicht zur Seite stehen, teurer Jüng-

---

[1]) a. a. O. XII, S. 239—419.

ling, der mein Trost und meine Stütze sein würde in jedem düsteren Moment, in jedem Ungemach des Lebens.

O B. whilst oft my heart does grieve,
Could I some comfort, from your lips receive,
To be refreshd then, like from dew a flower,
By friendly words in many a mournful hour.
A year is past with hopes so poer and vain
When shall I see you lovely youth again?
A year is past now, and the following year
Will be as fruitless as the past, I fear,
Could I forget, how happy I would be
Allas, I can it not, and woe is me.

Am 25. Dezember 1815. München.

Der Winter liegt schwer auf mir. Alles ringsum ist so traurig und schweigend. Der Schnee fällt in dichten Flocken, und nicht unter liebenden Freunden verbring' ich den langen Abend. O wie sehn' ich mich nach einer Seele, die mich liebt! Die Menschen um mich her sind ohne Teilnahme, und kalt und flüchtig ihre Worte. Es ist heute der Weihnachtsabend, der Abend, wo das Christkindlein geschenkbeladen an die Fenster klopft. O könnt' ich doch in den Schoß meiner Kindheit zurückkehren, wo ein Baum voll vergoldeter Aepfel mich selig machte und keine Wolken meinen Lebenshimmel umdüsterten. Möchte dieser Tag, der der Welt ihr größtes Heil brachte, auch mir Heil bringen und Frieden und jene schmerzliche Stimmung einschläfern, die wechselnd an meinem Herzen nagt. Ich bin zufrieden mit meinem Schicksale, ich bin nicht unglücklich,

Doch etwas mangelt mir, und darum gießt
Sich Schmerz und Trauer oft in diesen Busen
Und stiehlt des Lebens heitre Kraft mir weg.
Ein allzu zärtlich, leicht verletzlich Herz
Ward mir gegeben, ward's zu meiner Qual.
So schlepp' ich mich in leeren Hoffnungsträumen
Durch's Leben hin, in einer steten Sehnsucht
Nach Gütern, die ich nimmermehr und nirgend
Erlangen kann, weil sie nur Säuglinge,
Nur Kinder sind der eignen Phantasei
Und nicht in ird'schen Räumen menschlich wohnen.
Ich will mich nicht betrügen, denn die Neigung selbst
Zu jenem Jüngling, ach, was ist sie anders,
Als Neigung zu dem Ideal, dem ich
Die Züge lieh des blonden Federigo,
Gehorsam meines Herzens Eigensinn?

Ich lieb' ihn nicht, was soll ich an ihm lieben,
Den ich nicht kenne? Dennoch treibt mich's
Unwiderstehlich zu den teuren Zügen,
Und dennoch düstert meine Schwärmerseele
Der schwarze Schatten der Melancholie.
O dürft' ich sinken an meines Freundes Brust,
Und seine Hand in meiner haltend, dürft' ich
Mein Herz ihm offen und vertrauend zeigen,
Ganz wie es ist mit seiner Wünsche Glut,
Mit seinen Hoffnungen, mit seinen Schwächen.

O dürft' ich in gefühlten Worten ihm
Mein tiefstes Leben offenbaren, daß
Er mich verstünde und erleichterte!
Verschlossen aber in mich selbst muß ich
Ertragen, was mir zugeteilt, ich kann
Der heißen Sehnsuchtsglut mich nicht entwinden,
Die an der Wurzel meines Daseins nagt.
O du, der in des Herzens Tiefen sieht,
Was ist es, das so schmerzlich mich verzehrt?
Was soll noch aus mir werden, da mir stets
Der Hoffnungsmangel zum Begleiter wird,
Wo meine Blicke liebend sich vergehen?
O gieb, gieb mir Erleicht'rung, führe mich
Dem Gegenstande des Verlangens zu,
Nach mannicher Versagung, mancher Prüfung,
Daß dieses Herze wieder ruh'ger schlage,
Den Frieden findend, das verlorne Gut.

Was ich erzählen werde, wird vielleicht einigermaßen die Entstehung dieser Betrachtungen erklären. Ich kam — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — [1]) sehr höflich und gütig. — — — Da er einen italienischen Soldo aus seiner Börse verlor, so bat ich mir denselben von ihm aus, um ihn zu meinen Münzen zu legen. Er soll mich auch zugleich an seinen vormaligen Besitzer erinnern, denn dieser ist in der That ein recht liebenswürdiger und guter Mann. — — — Des Abends hatten wir eine halb komische, halb rührende Geschichte, durch ein paar Arrestanten veranlaßt.

Gas besuchte uns zweimal, auch er ist ein herzensguter Mensch. Abgelöst wurde ich durch Perglas, welcher auch veranlaßte, daß ich ein paar Worte mit ihm wechseln mußte. Er fragte mich in sehr barschem und schnarrendem Tone, ob ich ihm nichts zu übergeben hätte. Ich muß gestehen, daß er mir täglich mehr zuwider wird. Auch hab' ich aus noch

---

[1]) Der untere Teil des betreffenden Blattes im Manuskript herausgeschnitten.

mehreren Umständen einsehen lernen, wie unendlich übel man es mir bei Madame Schwarz genommen, daß ich auszog. Zum mindesten leidet niemand darunter, als ich selbst. Daß mich Perglas anfuhr, gereicht ihm wenig zur Ehre, denn das letzte Wort, das er von mir vernahm, waren meine Briefe aus Nitry, in denen ich doch so innig und freundschaftlich, obgleich auf eine strenge Weise, mit ihm sprach. Er glaubte, da er ein Tischgenosse bei meiner Hausfrau ward, nun gewiß meine Bekanntschaft zu erneuern, ich selbst betrachtete ihn noch vor vierzehn Tagen bei unserem Einmarsch mit wohlwollenden Augen, doch nach seiner Freundschaft hegte ich keinen Wunsch — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — [1]
der einer Annäherung zu ihm auswich, hat mich ein ungünstiger Zufall in eine andere gebracht. Da nämlich Guttenberg in Urlaub geht und Schönbrunn krank ist, so ward ich zum einstweiligen Dienst der 5. Compagnie zugeteilt. Es ist mir unendlich zuwider.

Nach der Wache ging ich heute zu Herrn von Keßling. Auch Wilhelm Freiberg traf ich an, mit dem ich einige Worte sprach, und noch mehrere Kürassieroffiziere, aber leider nicht B. Auch im heutigen abonnierten Konzert suchten ihn meine Blicke allenthalben vergebens. Uebrigens traf ich Massenbach, Lüder, Schnizlein, mit welchem ich mich am meisten unterhielt. Mit dem älteren Grainger redete ich einiges Englisch.

Am 26. Dezember 1815. München.

Ich erhielt heute einen Brief von meiner Mutter und antwortete Xylandern, dem ich die schon oft erwähnte, an ihn gerichtete Epistel zu schicken versprach[2]; doch fügte ich mit den Worten Gressets[3] hinzu:

„Loin de faire un travail d'écrire,
Je m'en fais une volupté,
Ainsi vous ne devez me lire
Qu'avec les yeux de l'amitié“[4].

Diese Worte sind eigentlich aus zwei verschiedenen Gedichten; doch fügten sie sich sehr schicklich zusammen. Nachmittags besuchte mich Schniz-

---

[1]) Siehe die vorhergehende Anmerkung.

[2]) Siehe S. 359.

[3]) Des Verfassers des berühmten komischen Epos „Vert-Vert“ und formvollendeter Episteln und Oden. Siehe S. 349, Anmerkung [1]).

[4]) Vgl. die Epitre „Les Ombres“, a. E. und „Envoi“ der „Epitre à ma Muse“ a. A., Vol. I, p. 88 und 90 der Pariser Ausgabe von 1803.

lein. Auch ich machte mehrere Besuche und war unter anderem bei Boisséesons.

In der Harmonie las ich einiges Interessante, sowohl in der „Eleganten Zeitung“ wie im „Pantheon Italiens“, [37] das Leben Dantes betreffend. Ich vollendete heute den ersten Band des „Tom Jones“ von Fielding, wovon ich mir zu sprechen noch vorbehalte.

Am 28. Dezember 1815. München.

Mein Herz ist um vieles ruhiger. B.s Bild wird immer schwächer, immer unbeachteter in meinem Innern, teils mag Hornstein hierzu etwas beigetragen haben, teils entstand diese Lauheit durch die genaue Einsicht der Unmöglichkeit unserer Vereinigung. Schade nur, daß ich so lange in diesen Banden gehen mußte. Wie viele Stunden widmete ich nicht dieser vergeblichen Neigung!

Heute antwortete ich meiner Mutter, der ich eines meiner Gedichte schickte. Ich war auch bei Madame Schwarz, der ich etwas Nötiges zu sagen hatte. Sie zeigte mir mein letztes Benehmen in schlechtestem Lichte. Mit Perglas bin ich nun zwar bei einer Compagnie, habe jedoch keinen Verkehr mit ihm. Den gestrigen Abend brachte Schnizlein bei mir zu, dem ich einzelnes aus diesen Blättern, während meines Aufenthalts in Frankreich, vorlas. Diesen Abend war ich lange in der Harmonie und einige Augenblicke bei Liebeskind.

Am 30. Dezember 1815. München.

Ich fühle mich glücklich, daß meine Arbeiten nun einmal eine bestimmte Richtung genommen haben; denn ich werde mich nun ganz der Bearbeitung des „Gustav Wasa“ zu einem epischen Gedichte weihen [1]). Wohl weiß ich, was alles zu einem Epos verlangt wird, wie viele Talente, wie viele Beredsamkeit, wie viele Studien, aber zu versuchen ist jedem erlaubt. Ich schmeichle mir, daß an dem großen Werke meine Kraft nicht erliegen soll. Freilich sehe ich ein, welch ein Stück Arbeit ich noch vor mir habe; denn wenn ich selbst die Geographie und Geschichte des Landes und der Zeit genau studiert haben werde, so ist doch kaum der dritte Teil des Ganzen vollbracht. Die Phantasie des Dichters muß die zwei anderen Teile ausfüllen. Mein großes Vorbild soll der „Tasso“ sein. Ich wähle auch sein Versmaß. Gegenwärtig habe ich

---

[1]) Siehe S. 360.

die „Geschichte Gustav Wasas“ von Archenholz [1]) in zwei Bänden vor mir liegen, und dieses Buch ist mir sehr dienlich. Es enthält auch Nachrichten über den älteren Zustand Schwedens, über religiöse und häusliche Gebräuche ꝛc. Im sechsten Teil des „Weltumseglers“, [38] den ich mir verschaffen will, werde ich eine ausführliche Land- und Stadtbeschreibung des schwedischen Reiches finden. Erst werde ich das Leben Gustav Erichsons im allgemeinen in „Beckers Weltgeschichte“ [2]) nachlesen, um die Hauptperioden kürzer und besser auffassen zu können. Ich weiß, daß ich mit seiner Thronbesteigung enden werde, aber noch nicht, wo ich den Anfang machen soll. Dieses Heldengedicht dürfte eine ziemliche Ausdehnung erhalten. Sobald das Ganze weiter sein wird, mehr davon.

Von unserem größten deutschen Heldengedichte, dem „Nibelungenlied“, hat ein gewisser Henry Weber in seinen „Illustrations of Northern antiquities“ [3]) mehrere Stellen übersetzt, wovon ich eine Anzeige in der Litteraturzeitung gelesen. Hier ist, wie er den Anfang der „Nibelungen giebt:

„In ancient song and story marvels high are told,
Of knights of high emprize and adventures manifold,
Of joy and merry feasting, of lamenting, woe and fear;
Of champions bloody battles many marvels shall ye hear.
A noble maid and fair grew up in Burgundy;
She became a queen full high, Chriemhild was she hight,
But for her matchless beauty fell many a blade of might.“

Der Absatz des Verses ist nicht sehr glücklich gewählt.

Am 31. Dezember 1815. München.

„Wer viel Geist hat, macht viel aus seinem Leben,“ las ich heute in irgend einer Zeitschrift. Wenn diese Bemerkung auch umgekehrt wahr wäre, so würde ich ein geistreicher Mensch sein. Denn ich mache viel aus meinem Leben.

Heute am Schlußabend eines Jahres drängt sich mir manche Be-

---

[1]) J. W. Frhr. von Archenholz (1741—1812), der bekannte Reisende und vielseitige Geschichtsschreiber. „Geschichte Gustav Wasas, Königs von Schweden“ erschien Tübingen 1801.

[2]) Karl Friedr. Becker (1777—1806). Die „Weltgeschichte“ dieses verdienstvollen Geschichtschreibers kannte Platen in ihrer ursprünglichen Form („Die Weltgeschichte für Kinder und Kinderlehrer“, Berlin 1801—5). Seitdem von A. Woltmann öfter neu bearbeitet; 3. Auflage, 1816.

[3]) Edinburgh 1814, p. 167.

trachtung auf. Das Jahr war an äußerlichem Gehalte das reichste, so ich bisher lebte. Ich machte eine weite Reise, an die ich vor zwölf Monaten noch nicht denken konnte. Ich sah ein Land, das mir unvergeßlich sein wird, das mich teils durch die Schönheit seiner milden Natur anzog, teils durch die Artigkeit seiner Bewohner, die, obgleich sie nur selten aus dem Herzen kömmt, dennoch das Herz anspricht. Am schönsten aber verlebte ich den Frühling dieses Jahres an den blühenden Ufern des großen, majestätisch rollenden Rheins.

Auf mein inneres Leben hatte jener mir unbekannte B. den meisten Einfluß. Sein Andenken trieb mich oft auf die Höhe einer glühenden Leidenschaft, es wohnte wie ein Schutzgeist in meinem Busen, es begleitete mich in die weite Ferne. Niemals lächelte mir die Gelegenheit. Die Neigung zu diesem Jünglinge war am Anfange dieses Jahres stärker als je, am schwächsten ist sie jetzt; aber erloschen, erloschen ist sie leider noch nicht.

Dauernde Bekanntschaften machte ich keine in diesem Zeitraume, aber wohl manche angenehme flüchtige. Mit Nathan Schlichtegroll trat ich in ein näheres Verhältnis, ich sah ihn jedoch nur ein einziges Mal und ebenso auch Xylander, gleich im Anfang dieses Jahres. ***[1]) hat einen seltsamen, obgleich nur momentanen Eindruck auf mich gemacht. Meine Freundschaft mit Perglas wurde ziemlich aufgehoben . . .

Erfahrungen machte ich manche. In meiner Ausbildung jedoch blieb ich zurück; denn der Krieg liebt das Studium nicht. In Sprachen habe ich mich gar nicht vervollkommnet, die französische ausgenommen. Wenn eine Lektüre bei mir dominierte, so war es die des Guarini[2]). Was meine eigenen Arbeiten anbetrifft, so schrieb ich wenig, und ich fürchte, wenig Gutes. Gedichte, auf die ich mir etwas einbilde, sind etwa: „Bekenntnis"[3]), „An das deutsche Volk"[4]), „Maria Stuart und Lady Bothwell"[5]), „Die Grotten von Arcy"[6]) und auch noch meine „Episteln"[7]). Ich weiß nicht, ob ich den „Moralischen Betrachtungen"[8])

---

[1]) Vom Autor ausgestrichenes Wort; vgl. S. 345 ff.

[2]) d. h. dessen „Il Pastor Fido".

[3]) Mss. Mon. Nr. 5.

[4]) Vgl. S. 146; Mss. Mon. Nr. 4 „An die Deutschen." Schlichtegroll a. a. O. S. 25, R. I, 464.

[5]) Siehe S. 298; Mss. Mon. Nr. 4.

[6]) Siehe S. 320; Mss. Mon. Nr. 4.

[7]) Die an Nathan Schlichtegroll und an Joseph von Xylander; vgl. S. 311 und S. 359; Mss. Mon. Nr. 6; R. I, 478 und 451.

[8]) Siehe S. 293.

einigen Wert beilegen darf; ich bilde mir auch ein, sittlich besser geworden zu sein; so viel ist gewiß, daß ich mich der Gottheit und Religion genähert habe.

Und so gehe ich denn heiter und getrost dieser neuen Zeit entgegen. Der Himmel möge mir, wie bisher, seine Gnade nicht verweigern. Sinnend steht der Mensch in der Neujahrsnacht zwischen Vergangenheit und Zukunft. Möchte mich dies beginnende Jahr in die Arme meiner Freunde führen, möchte es auch noch einen stillen Wunsch gewähren, der liebend im Hintergrunde meiner Seele liegt! Ich vertraue auf die Vorsehung. Möchte ich doch am Ende dieses neuen, kommenden Jahres weiser sein als jetzt, wenn auch nicht glücklicher.

---

Schnizlein war heute zweimal bei mir, des Morgens und Abends; er ist mein alter guter Freund und lebt hier sehr eingezogen. Auch Lüder wollte mich besuchen, er traf mich aber nicht, was mir sehr leid that. Ich erhielt gute Nachrichten von zu Hause. Nach dem Verlesen traf ich Graf Yrsch, der auf einige Tage von der Universität hierherkam, seine Eltern zu sehen. Ich sprach meist englisch mit ihm. Er war unterdessen in Bonfeld und verwunderte sich, als er dort hörte, daß ich welche von meinen Versen gezeigt hätte.

Am 1. Januar 1816. München.

Nicht in Ernst und Nachdenken, wie es wohl geziemender gewesen wäre, brachte ich den ersten Tag dieses Jahres zu, sondern mit beständigen Besuchen. Diesen Vormittag war ich ziemlich bei allen meinen Bekannten, wovon ich aber niemand antraf als Herrn von Keßling, der mich sehr gnädig empfing, Madame Mailer und die Pagen. Zum Mittagessen war ich bei Frau von Harnier gebeten, sowie auch Perglas, was mir ziemlich peinlich gewesen. Abends ging ich in die Hofakademie, eigentlich nur in der Hoffnung, B. zu sehen, aber diese Hoffnung betrog mich. Vielleicht ist er in Urlaub. Ich sprach meist mit Schnizlein und Lüder, und auch englisch mit Grainger. Auch erfuhr ich, daß Fritz Fugger diese Tage hierherkommen und einige Zeit hier bleiben wird. Ich verspreche mir wenig von ihm, da wir nur selten zusammenkommen werden, und ich diesen Karneval gänzlich zurückgezogen bleiben will.

Da mich in der Akademie nichts weiter mehr anzog, so entfernte ich mich bald und begab mich noch zu Madame Schwarz, die ich mit ihrer Stieftochter antraf.

Am 2. Januar 1816. München.

Diesen Abend war ich bei Schnizlein, wo ich auch Lüder fand und sie einlud, mit mir ins Theater zu gehen. Letzterer war schon anderswo versprochen, Schnizlein aber begleitete mich. Man gab ein Trauerspiel, erst seit kurzem gedruckt, aber als Manuskript schon längere Zeit durch ganz Deutschland bekannt, nämlich die „Schuld" von Adolph Müllner [1]. Da ich dies Stück diese Tage kaufen und durchlesen werde, so spare ich mein näheres Urteil bis dahin. Für jetzt nur so viel: Müllner verdient in der That den hohen Ruf, den er sich durch diese Tragödie erworben; er erregt die größten Erwartungen; allein das Siegel gediegener Vollendung trägt die Stirn seiner Melpomene noch nicht. Es giebt keinen zweiten Schiller. Der Verfasser der „Schuld" würde vielleicht besser gethan haben, sein Trauerspiel in die Schillersche Form zu kleiden, die in Deutschland als die beste anerkannt wird. Schiller, Shakespeare und Werner [2]) sind's, denen er wechselseitig nachstrebt. Die Endkatastrophe entspricht dem Ganzen nicht. Der Verfasser ist bereits vierzig Jahre alt.

Am 4. Januar 1816. München.

Wem die Form des Müllnerschen Trauerspiels gefällt, dem mag so ziemlich das Ganze gefallen. Es ist nach Art der spanischen Stücke in Trochäen und fast ganz gereimt. Aber der Reim ist oft eine Klippe für den Schauspieler. Die Verse sind zuweilen fließend und äußerst melodisch, zuweilen aber wird der Sprache Gewalt angethan. Die Diktion steigt oft zur höchsten Würde, oft sinkt sie wieder zu tief herab. Fremde Worte, wie zum Beispiel „logieren", „Fanfare", „Bureau", „Domestiken" [3]) in dem feierlichen Tone einer Tragödie zu hören, ist unerträglich, und es ist sehr zu verwundern, daß der Verfasser dies nicht gefühlt hat. Verse wie folgende:

„Alles kennt er in Tortosa,<br>
Und beschrieben hat er mir<br>
Meine Tante, Donna Rosa,<br>
Wie sie leibt und lebt und — schmält" ꝛc. [4])

---

[1]) Adolph Müllner (1774—1829), der Schicksalstragödiendichter. „Die Schuld" erschien im Druck 1816 (Leipzig).

[2]) Zacharias Werner, dessen „Der 24. Februar" (1809) den ersten Anstoß zu den Schicksalstragödien gab.

[3]) Ist außer „Fanfare" (Akt I, Scene 7) nicht im gedruckten Exemplare der „Schuld" nachzuweisen. Dagegen sind verwandte Ausdrücke, wie „Sekretär" (IV, 1) und „Kammerdiener" (V, 9) im Platenschen Sinne zu tadeln.

[4]) Akt III, Scene 3.

klingen wie das monotone Lied eines Schattenspielsavoyarden. Man wird durch dies Schauspiel an den „Macbeth“, an die „Braut von Messina“ und an Werners „Vierundzwanzigsten Februar“ erinnert. Da das Ganze sehr mystisch eingehüllt wird, so bleibt die Aufmerksamkeit bis zum letzten Auftritte gespannt, und dies Stück ist von größtem Effekt auf der Bühne, vor allem aber der dritte Akt, den ich für ein Meisterwerk halte. Die Entdeckung des Brudermords ist trefflich herbeigeführt. Jedes Gemüt fühlt sich bei dieser Stelle tief erschüttert:

Hugo.

„Mutter, einen Teil der Schuld
Mußt du vor dem Richter tragen!

Elvira.

Jesus!

Hugo.

Fleh zu seiner Huld.

Valeros.

Otto!

Hugo.

Kain müßt ihr sagen,
Karlos fiel von meiner Hand“ [1]).

Und so wälzt er das schreckliche Geheimnis von seinem Busen, und wie er selbst sagt:

„Nun ist's Friede, ausgebrannt,
Aber ruhig steht das Haus“ [2]).

Auch die Beschreibung, wie er den Karlos im Walde erschossen hat, ist meisterhaft. Der vierte Akt kömmt seinem Vorgänger nicht gleich; der Ausgang ist fast zu einfach für das verwickelte Ganze. Es scheint übrigens das Werk eines kurzen Zeitraums zu sein; aber dennoch liegt so viel Tiefe darin. Was die Verwebung der fünf Himmelszeichen in das Leben des Hugo betrifft [3]), so halte ich sie für eine, wenn mystische, Zierde des Werkes. Was die Anziehungskraft des Nordlichts betrifft, deren Valeros erwähnt [4]), so halte ich sie für eine bei den Haaren hergezogene Plattheit.

---

[1]) Akt III, Scene 3.

[2]) Ebendaselbst, wie auch das weiterhin Citierte.

[3]) Akt IV, Scene 4.

[4]) Akt II, Scene 5.

Dem Stücke ist eine sehr günstige Kritik desselben aus der „Thalia“ [1]) angehängt, die jedoch Herr Müllner mit bescheidenen Anmerkungen begleitet. Man kann sagen, daß die „Schuld“ gut gegeben wurde. Herr Kürzinger [2]) als Hugo spielte besser, als ich ihn je sah. Auch Madame Kannabich [3]) (Elvire), Mademoiselle Altmutter [4]) (Jerta) und Herr Reinhard [5]) als Valeros führten ihre Rollen zur allgemeinen Zufriedenheit durch. Das Stück läßt einen wahrhaft gräßlichen, schaudervollen Eindruck zurück.

---

Große Freude machte mir heute ein Brief von Jacobs [6]). Er war unter dem General Kleist gestanden und hat der Belagerung mehrerer Festungen in den Niederlanden beigewohnt. Vielleicht wird er künftigen Sommer mit seinem Vater hierherkommen. Ich antwortete ihm sogleich durch einen langen Brief, in dem ich ihm Nachrichten aus Frankreich und meinem Aufenthalt daselbst, von München und unseren alten Bekannten mitteilte. Auch an meine Mutter schrieb ich heute.

Im „Morgenblatt“ fand ich unter anderen hübschen Aufsätzen auch einen sehr anziehenden von Jean Paul, „Das Gespräch der beiden Janusgesichter in der Neujahrsnacht“ [7]). Aus den „Deutschen Blättern“ kopierte ich mir ein treffliches Gedicht „An Kaiser Franz, angeschlagen zu Wien im Sommer 1813“, wo es unter anderem heißt:

„Franziskus auf! Dich binden keine Bande,
Das Vaterland hat keinen Schwiegersohn“ [8])

---

Da diesen Abend der erste Hofball statthatte, den Perglas besuchte, so ließ mich Madame Schwarz zum Nachtessen bitten. Ich unterhielt

---

[1]) „Thalia, ein Abendblatt für die Freunde der dramatischen Muse“, herausgegeben von Castelli und Erichson (seit 1810).

[2]) Siehe S. 140, Anmerkung [2]).

[3]) Josepha Kannabich, geb. Woraleck (geb. 1763), als Sängerin von 1800—8 am Münchener Hoftheater thätig, ging sie 1808 zum Schauspielfach über. Sie zog sich 1817 vom Theater zurück, um den Fürsten Ysenburg zu heiraten.

[4]) Anna Altmutter (1790—1826) vertrat an genannter Bühne das Fach der tragischen Heldinnen von 1807—20.

[5]) Carl Reinhard (1763—1826), Heldendarsteller am Münchener Hoftheater, Gatte der S. 100 genannten Charlotte Henriette R.

[6]) Brief datiert „Gotha den 25. Dezember“. Mss. Mon. Nr. 68, 4 e.

[7]) Jahrgang 1816 Nr. 1 und 2.

[8]) Deutsche Blätter. Neue Folge 1816. 12. Stück.

mich recht angenehm. Später kam Mamsell Schwarz und auch Herr von Gohren; aber dieser will mir nun einmal nicht recht gefallen. Er ist ein geborener Elsässer, d. h. er ist für das Französische eingenommen, obgleich er es zu jetziger Zeit nicht viel merken lassen darf.

Der junge Yrsch, der morgen wieder nach Landshut zurückgeht, nahm heute von mir Abschied.

Am 5. Januar 1816. München.

O sprich! Was wirst du uns entgegenbringen,
Du neue Zeit, auf deiner Tage Flut?
Noch hüllst du dich in Dunkel, und wir dringen
In unser Los nicht, sei es schlimm, sei's gut.
Sag an, ob wieder sich die wilden Klingen
Verderblich mengen in der Schlachten Wut?
Und geißeln uns im Strome dieses Jahres
Aufs neu' Bellona mit dem blut'gen Ares.

Wird uns das Volk am Marn'- und Seinestrande
Aufreizen kühn zum dritten pun'schen Streit,
Daß Kapets Stadt im Moskau gleichem Brande
Zu Staub vergeh' mit ihrer Herrlichkeit?
Ach, oder werden unsre deutschen Lande
Sich selbst befehden, wie in alter Zeit,
Als Eris noch mit ihren wilden Schlangen
Unsel'gen Schritts durchs röm'sche Reich gegangen?

Mit Friedenshoffnung flohn die letzten Stunden
Des kaum entströmten Jahrs ins Zeitenmeer;
Mit Siegeskränzen jede Fahn' umwunden
Zog nach der Heimat jedes Kriegesheer:
So schien der Friede dieser Welt gefunden,
Allein die Hoffnung trügt oft allzusehr.
Wer sagt, wer weiß, der Hoffnung unbeschadet,
Ob sich's nicht neu wie ein Vesuv entladet?

Das Volk wirft von sich seine Sklavenbürde,
Das Volk lernt denken, und sein Sinn wird weit;
Es fühlt sich Mensch, es fühlt in sich die Würde,
Die es errungen in dem Freiheitsstreit,
Es schmiegt sich nicht mehr in die enge Hürde,
Sorgt, daß der Schäfer nicht den Stab entweiht;
So will es, müd, in träger Ruh' zu weilen,
Der Krone Sorgen mit dem König teilen.

So kocht es fort, noch in verborgner Gärung,
Und friedlich nicht erscheint dem Aug' die Welt.
Dort herrscht ein Fürst, der zu des Geists Entehrung
Gedank' und Wort vor die Gerichte stellt,

Der unbesorgt vor neuer Volksempörung
Die Edelsten in schnöden Banden hält;
Und einen andern seh' ich, der, verachtet,
Auf seinem Thron in Furcht und Zittern schmachtet.

Der Glaube wird gedrückt, zur Völkerschande
Schlägt der fanat'sche Schrei an unser Ohr.
Und anderswo, im heiligsten der Lande
Glimmt schon der Zwietracht Funke still empor;
Indessen lauernd am entfernten Strande
Der Tiger sitzt, er grinst auf uns hervor:
Und sieht er Feindschaft wechselseitig rasen,
Kömmt er aufs neu', die Gluten anzublasen.

Hinweg von diesen tiefverhüllten Dingen,
Die Zukunft macht, die Zeit sie offenbar;
Wohl manche Lust und Freude wirst du bringen,
Wohl manche Trauer, manchen Schmerz, o Jahr!
Da wechselnd stets des Lebens Kräfte ringen,
Nichts ist beständig, nichts währt immerdar:
Die Hütte fällt, es fallen auch die Dome,
Und alles wälzt sich in dem Zeitenstrome.

O möchtest du mir günstig sein, du neue,
Geliebte Zeit, sieh, ich gedenke dein;
Gieb meinen Liedern du der Musen Weihe
Und meinen Studien ihrer Gnade Schein.
Und meinem Herzen gieb und meiner Treue
Auch Treu' und Herz des guten B . . . . .
Denn meiner Seele Liebling bleibt er immer,
Von Jahr zu Jahr, bei Sonn' und Mondenschimmer.

Am 6. Januar 1816. München.

Drei Dinge fehlen mir, um meine jetzige Gemütslage aus einem gewissen Zustand von Schalheit zu reißen und sie zu einer blühenden Stimmung zu erheben. Erstlich bedarf mein Geist, lange Zeit her mit allzu leicht faßlichen Dingen beschäftigt, eines Kraftaufwandes und Anleitung zu tieferem Nachdenken, und dies hoffe ich durch philosophische Schriften zu erzwecken. Zweitens fehlt auch meinem Körper eine gewisse Art von Anstrengung und Spannkraft, die ich ihm durch den Eislauf zu geben suchen werde. Drittens mangelt mein Herz des Wiedersehens und Umgangs jenes geliebten Jünglings, den ich schon jahrelang verehre; und hier kann ich mir leider nicht selber helfen. Ich muß erwarten, was Schicksal und Gelegenheit für mich thun werden.

Am 7. Januar 1816. München.

Diesen Nachmittag war ich bei Madame Schwarz, nachdem mir vorher ihre Mutter einen Besuch abstattete. Sie sprachen sogar davon, Perglas ihren Tisch aufzukündigen, um daß ich mein altes Quartier wieder beziehen könnte. Ich protestierte aber, wie natürlich, gegen diesen Vorschlag. Auch Herr von Gohren war da und gab mir einige spitze Reden. Auch auf der Messe war ich, die vorgestern anfing, aber nur, um vielleicht B. zu begegnen, welches jedoch nicht geschah. Ach, nach so langer Entfernung, nachdem ich ihn in neun Monaten kaum mit einem halben, flüchtigen Blicke gesehen habe, hat er dennoch so sehr meine Zuneigung. Später war ich bei Schnizlein, wo ich noch zwei Artillerieoffiziere, einen gewissen Tucher und Lieutenant Jakobi, traf, welch letzteren ich noch aus dem Kadettencorps kenne. Das Gespräch war sehr kalt und langweilig, und ich entfernte mich bald, um noch einige Zeitungen in der Harmonie zu lesen. Ich fand sehr unerwartet Perglas im Lesezimmer, der sich abonniert zu haben scheint. Ich vollendete die Lektüre einer ziemlich ausgedehnten Biographie Dantes im „Pantheon Italiens“. In der „Eleganten Zeitung“ befindet sich eine strenge, aber nichts weniger als ungerechte Kritik über Werners „Vierundzwanzigsten Februar“, in der zuletzt eine Anspielung auf „Die Schuld“ von Müllner gemacht wird, worin dieses Stück, ohne genannt zu werden, ein wertloses Produkt heißt, bloß durch den jetzigen verdorbenen romantischen Geschmack so sehr erhoben [1]).

Diese Tage las ich Voltaires „Pucelle“ wieder durch; dieses mit Recht verrufene Buch, das ich nur der Verse halber liebe. Spötterei und die äußerste Obscönität machen dies Gedicht ungenießbar für ein reines Gemüt; nur der gemeinste Pöbel kann dergleichen lascive Gemälde anziehend finden. Wie sehr hat sich Voltaire durch dieselben geschadet und zu welchem schönen Werke hätte er seine „Pucelle“ machen können, wenn er seine unkeusche Phantasie mehr in Banden gehalten hätte. Auf wie viel edlere und lieblichere Art hätte er nicht die Liebe in sein Heldengedicht einflechten können; doch ich verlange, daß er kein Voltaire, kein Franzose sein soll. Daß er aber seine Gebrechen gleichwohl einsah, zeigt der Anfang des fünfzehnten Gesanges:

„Censeurs malins, je vous méprise tous,
Car je connois mes défauts mieux que vous.
J'aurois voulu dans cette belle histoire,
Ecrite en or au temple de Mémoire,

[1]) Zeitung für die elegante Welt 1815, Nr. 252, S. 2012.

Ne présenter que des faits éclatants,
Et couronner mon roi dans Orléans
Par la Pucelle, et l'Amour et la Gloire.
Il est bien dur d'avoir perdu mon temps
A vous parler" etc.

Doch es sind dies eigentlich seine Fehler nicht. Man würde alle Episoden und Erzählungen merkwürdiger Dinge gern verzeihen, wenn sie nur mit mehr Schicklichkeit erzählt wären. Keine der handelnden Personen scheint mir besser und wahrer geschildert, als der weichliche König Karl. So sagt er einmal zu Agnes Sorel:

„Vaincre et regner, ce n'est rien que folie.
Mon parlement me bannit aujourdhui;
Au fier Anglois la France est asservie.
Ah! qu'il soit roi, mais qu'il me porte envie,
J'ai notre cœur, je suis plus roi que lui" [1]).

Diese Verse sind sehr hübsch; überhaupt ist der Versbau des ganzen Gedichts äußerst leicht, fließend und angenehm. Stellen aus Homer, Virgil, Tasso werden oft nach dem Beispiel Boileaus parodiert. Ich erwähne noch einige Stellen, um die Schönheit der Verse und einige hervorstechende Züge zu bewähren. So heißt es zum Beispiel von Dunois, als er den Chandos bezwungen hatte:

„On admiroit surtout sa modestie,
Dans son maintien, dans chaque repartie:
Il est aisé, mais il est beau pourtant,
D'être modeste alors que l'on est grand" [2]).

Eine blutige Schlachtscene wird folgendermaßen beschrieben:

„Fiers, enflammés, de sang insatiables,
Ils ont volés comme un vent dans les airs.
Dès qu'ils sont joints, ils sont inébranlables,
Comme un rocher sous l'écume des mers.
Pied contre pied, aigrette contre aigrette,
Main contre main, oeil contre oeil, corps à corps,
En jurant Dieu, l'un sur l'autre on se jette,
Et l'un sur l'autre on voit tomber les morts" [3]).

---

[1]) l. c. Chant I, v. 164 sq.
[2]) l. c. XIV, v. 337 sq.
[3]) l. c. XV, v. 215 sq.

Die Jungfrau beredet im neunzehnten Gesange den König und seine Geliebte, einen Kampf zu wagen, mit diesen Worten:

„Voyez, o roi, ces remparts d'Orléans.
Tristes remparts que l'Anglais environne.
Les champs voisins sont encore tout fumants,
Du sang versé, que Vous même en personne
Fîtes couler de vos royales mains.
Préparons-nous, suivez vos grands desseins,
C'est ce qu'on doit à l'ombre ensanglantée
De la Trimouille et de sa Dorothée:
Un roi doit vaincre et non pas soupirer,
Charmante Agnès, cessez de vous livrer
Aux mouvements d'une âme douce et bonne
A son amant Agnès doit inspirer
Des sentiments dignes de sa couronne.
Agnés reprit: Ah laissez moi pleurer!“ [1])

Mit sehr melodischen Versen beginnt der siebzehnte Gesang:

„O! que ce monde est rempli d'enchanteurs!
Je ne dirai rien des enchanteresses:
Je t'ai passé, bel âge des faiblesses,
Je t'ai passé, temps heureux des erreurs“ etc. [2]).

Trotz dieser einzelnen schönen Blumen aber bleibt die „Pucelle“ doch immer ein sehr übelriechender Strauß. Wie anders erscheint neben Voltaire einer seiner Zeit- und Sanggenossen, der liebliche, annehmliche Gresset [3]), mit dessen Poesien ich mich schon seit langer Zeit beschäftige. Wie leicht fließen seine Verse, wie zart ist er in seinen Scherzen und Dichtungen der Liebe, welch eine Würde, welch ein tiefes Gefühl spricht aus allem, was er schrieb. Ich gestehe, daß mir seine komischen Erzählungen, obgleich sie unendlich gerühmt werden (wie zum Beispiel „Ververt“, „Le Lutrin vivant“, „Le carême impromptu“) [4]), weniger Interesse einflößen als seine reflektierenden Gedichte, wovon ich besonders „La Chartreuse“, „Epitre à ma Muse“ und „Epitre au Père Bougeaut“ [5]) für Meisterstücke halte. Doch alles ist lieblich, was aus

---

[1]) l. c. XIX, v. 302 sq.

[2]) Die letzten beiden Verse heißen im Original vielmehr:
„Je t'ai passé, temps heureux des erreurs,
Je t'ai passé, bel âge des faiblesses.“

[3]) Siehe S. 348, Anmerkung [2]).

[4]) Oeuvres de Gresset (Paris 1807) I, p. 1 sq., p. 40 sq., p. 32 sq.

[5]) l. c. I, p. 48 sq., p. 92 sq., p. 114 sq.

seiner in Honig getauchten Feder floß. Ich bemerke hier noch als besonders anziehende Gedichte „Le siècle pastoral“ und „Ode à une dame sur la mort de sa Fille“ [1]).

Am 8. Januar 1816. München.

Diesen Nachmittag brachte ich mit einem langweiligen Geschäfte zu, nämlich alle Quartiere meiner Soldaten in der Stadt zu besuchen. Hierauf ging ich in die Harmonie und las im „Morgenblatt“ einen hübschen Aufsatz „Der Lebensmüde“ [2]). Ich war auch in Fontaines Laden, eines Buchhändlers von Mannheim, und kaufte mir etwas von Voltaire und etwas von Rochefoucauld. Den Abend brachte ich bei Madame Schwarz zu, da Perglas sich heute auf dem abonnierten Ball einfand. Auch Herrn von Gohren habe ich auf seinem Zimmer besucht. — An meine Hausfrau zu Nemours habe ich diese Tage einen Brief durch einen Kurier gesandt.

Am 10. Januar 1816. München.

Der Karneval hat nun seinen Anfang genommen mit all seinen Lustbarkeiten; ich nehme aber an nichts teil. Die große Welt ist mir nie abgeschmackter vorgekommen als eben jetzt. Diese Gesinnungen sind es, die mir gestern eine poetische Epistel ablockten in Terzinen, die ich an Gustav Jacobs [3]) richtete und sie ihm mit meinem nächsten Briefe zusenden werde. Ich muß gestehen, daß es meine Episteln sind, mit denen ich noch unter allen meinen poetischen Arbeiten am besten zufrieden bin. Auf eine derselben erhielt ich heute Antwort, nämlich auf meine letzte an Nathan Schlichtegroll, von dem mir heute Liebeskind zu meiner großen Freude einen Brief übergab. Nathan schreibt, daß er wahrscheinlich bis Ostern hierherkommen würde. Welch schöne Aussichten! Ja, der Frühling, der immer mein Freund war, wird mich wieder beseligen. Nathan hat seine Beantwortung meiner Epistel auch in Distichen abgefaßt; sie ist nicht lang, aber sehr ansprechend. Folgendes schreibt er sehr schön über sein Studium der Rechtswissenschaft:

„Was ich begann, das will ich vollenden, so ziemt es dem Manne,
Und in der Themis Asyl, das ich schon lange gekannt,
Trat ich mit frohem Mute zurück, und erhöhetem Eifer,
Um mich der Göttin Dienst, die ich verehre, zu weihn.

---

[1]) l. c. II, p. 333 sq., I, p. 200 sq.

[2]) Nr. 4 und 5.

[3]) Vgl. R. I, 480. Zuerst gedruckt in „Gesammelte Werke“, Stuttgart und Tübingen 1839.

Mühevoll ist der Pfad, und wenig duftende Blumen
Schmücken den öden Fels, welcher den Tempel erhöht.
Da erscheint dir der Mensch nur in den Schranken des Staates;
Nur, wo das Herz verstummt, tönet die Stimme des Rechts;
Was uns Phantasus malt, der goldgelockete Knabe,
Träume der Liebe verscheucht düster das ernste Gesetz"[1]).

Heute vollendete ich den letzten Band von „Tom Jones", diesem herrlichen Romane. Fielding[2]) scheint mir unter den Romanschreibern, was Homer unter den Epikern und Shakespeare unter den Dramatikern ist. Alles ist Natur und Wahrheit. Alle seine Personen erscheinen uns wie Leute unserer Bekanntschaft, so fein, so distinguierend weiß er sie zu zeichnen. Wie der der Helden des Homer, steht jeder seiner Charaktere klar und deutlich vor uns. Er ist der Hogarth der Schriftsteller. Man trifft keine überspannten Ideen, und selbst die romanhaftesten Begebenheiten scheinen uns notwendig und ganz natürlich herbeigeführt zu werden. Welch ein trefflicher, anspruchsloser Mann dieser Allworthy; dieser Western, wie sehr ist er das Bild eines rohen, vorurteilsvollen und doch gutmütigen Landedelmannes; dieser Partridge, welch ein furchtsamer, eingeschränkter, plauderhafter Mensch, dem übrigens nichts als eine gute Erziehung gefehlt hätte, um ihn zu etwas anderem und Besserem zu machen. Welch eine feine, unverschämte, höchst intrigante und rachsüchtige Dame diese Bellaston! Lord Fellamar zeigt sich uns als ein edler, aber durch die große Welt verdorbener Mann. Das Beispiel Blifils belehrt uns, wie weit Geiz, Habsucht und Heuchelei den Menschen führen können. Thwackum hat keinen schlimmen Charakter, allein er wird ganz durch groben Pedantismus verdunkelt. Square ist ein auf einseitigen und verschrobenen Ideen beharrender Kopf. Der Mann des Hügels ist das gewöhnliche Bild eines Menschenfeindes, sowie auch leider Northerton das Bild eines Offiziers vom gewöhnlichen Schlage ist. Auch jener alte brave Lieutenant ist ganz nach der Natur gezeichnet. Mistreß Waters ist eine Frau, die alles auf die leichte Achsel nimmt, um mich des gemeinen Sprichworts zu bedienen; Mistreß Miller hingegen erscheint uns als das Muster einer edeln, guten, häuslichen Gattin und Mutter. Nightingale kann man mit Lord Fellamar in eine Klasse setzen, sein Herz ist gut, allein weltliche Vorurteile und das Leben in

---

[1]) Der Brief, datiert Erlangen, 27. Dezember 1815, nebst begleitendem Gedicht, ist erhalten; vgl. Mss. Mon. 69, 5.

[2]) Henry Fielding (1707—54), der bekannte englische Romandichter. Sein „Tom Jones" erschien zuerst London 1749, 6 vols.

einer großen Stadt hat einige Flecken auf seinen Charakter geworfen. Lady Fitzpatrick, obgleich eine gutmütige Dame, hat gleichfalls durch den Anhauch der großen Welt gelitten. Lady Western ist ein eitles, streitsüchtiges, gelehrt sein wollendes, für sich sehr eingenommenes Frauenzimmer, wenngleich ihre guten Eigenschaften diesen schlechten das Gleichgewicht halten. Sophia endlich selbst, die Heldin des Romans, ist das vollendetste, fehlerfreieste Gemälde im Ganzen, und sie besitzt mit einem Worte alles, was Weiber liebenswürdig und schätzenswert macht. Tom Jones, dem man bei weitem kein solches Lob erteilen kann, gewinnt vorzüglich dadurch, daß, so tief er auch zuweilen sinkt, die anderen jungen Männer, die in dieser Geschichte auftreten, dennoch tief unter ihm sind. Man kann seinen Charakter nicht besser beschreiben, als es folgendermaßen Mrs. Miller thut:

„I do not pretend to say the young man is without faults[1]; which he may, nay, which I am certain he will relinquish, and if he should not, they are vastly overbalanced by one of the most humane, tender, honest hearts, that ever man was blest with."

Seine Lage erreicht am Anfange des letzten Buches den höchsten Gipfel mannigfachen Unglücks, größtenteils durch einen einzigen Fehltritt veranlaßt. Zu Ende desselben Buches steht er auf der Spitze der Glückseligkeit, die er halb und halb verdient. Auch die Nebenfiguren sind trefflich geschildert; ich erwähne nur die Wirte und Wirtinnen, die Jones auf seiner Reise trifft, Mrs. Honor, Black, George rc. Die Lebhaftigkeit der Schreibart, die Mannigfaltigkeit der Materie und die Art, wie der Verfasser die Neugier seiner Leser zu erregen und gleichfalls wieder genügend zu befriedigen weiß, erheben diesen Roman auf eine so hohe Stufe.

Am 11. Januar 1816. München.

Diesen Nachmittag besuchte ich Schnizlein, Madame Schwarz und auch Karl Wiebeking, den ich seit seiner Rückkunft aus England noch nicht gesehen hatte. Er war sehr aufschließend und artig, erzählte viel von seiner Reise, vom Charakter des englischen Volkes und dessen Sitten, mit einem Worte, er erregte mir eine große Sehnsucht nach England. Ich traf bei ihm noch die Herren von Mandel und Frauenhofen, mit

---

[1]) l. c. book XVII, chap. 2; ausgelassen: „but they the faults of wildness and of youth."

welchem letzteren ich Page war, und auch Lemus, meinen früheren Bekannten. Wiebeking ward in England vollkommen verstanden.

Ich machte heute auch die Bekanntschaft eines unserer neuen Offiziere, Dall'Armi, an den mir Nathan einen Gruß aufgetragen hatte. — Des Abends schrieb ich an Gruber, und zwar etwas über die Einleitung unserer Korrespondenz, über seinen Aufenthalt in Salzburg, über mein eigenes jetziges Leben und etwas über öffentliche Beredsamkeit.

Schnizlein blieb bis nachts elf Uhr bei mir; da ich um zwölf Uhr die Ronde um die Stadt machen muß.

Am 12. Januar 1816. München.

Ich habe wieder trübe Stunden, in denen ich ganz an mir selbst verzweifle. Ich fürchte, daß ich weder Verstand, noch Geist, noch Talent, noch überhaupt irgend etwas besitze, das über die gemeinsten Menschen erhebt. Zum mindesten schmeichle ich mir, daß ich gut bin, und sei ich auch in allen Stücken ein Idiot und noch überdies ein erbärmlicher Dichter, so habe ich doch ein Streben zu etwas Besserem.

Mit B. bin ich fortdauernd unglücklich; ich sehe ihn nirgend, obgleich ich die Straße weiß, wo er wohnt, und auch die Nummer seines Hauses; aber ich komme nie in jenen Teil der Stadt. Uebrigens hat mir heute die Vorsehung einen anderen Freund zugeführt, nämlich Fritz Graf Fugger, welcher nunmehr hier in Urlaub sich aufhält. Ich besuchte ihn diesen Nachmittag; er empfing mich mit Herzlichkeit, und wir sprachen meistens von Litteratur und Poesie, deren Freund er noch immer ist.

Des Abends war ich im Hoftheater. Man gab das Trauerspiel der Karoline Pichler: „Heinrich von Hohenstaufen". Ich bin nicht gelaunt, etwas Ausführliches darüber zu sagen; nur so viel ist gewiß, daß einer, der die Schillerschen Stücke kennt, durchaus nichts Schlechteres auf der Bühne ertragen kann, und sollte dieses Schlechtere auch ziemlich gut sein. Man kann nichts an dem „Heinrich von Hohenstaufen" aussetzen, als daß die Kraft des Genies nicht aus ihm spricht. Er ist in Jamben geschrieben und sehr viel gereimt, welches ihm mehr schadet, als eine Annehmlichkeit daraus entsteht. Einzelne Passagen haben mir sehr wohl gefallen, so zum Beispiel der Traum Kaiser Friedrichs und Heinrichs Beschreibung der Uneinigkeit der Deutschen. [39] Dies Stück hat eine edle und patriotische Tendenz und kann nur so lang auf der Bühne bleiben, als die deutsche Einheit besteht.

Am 14. Januar 1816. München.

Armes, armes Leben,
Was kannst du den Wünschen
Des Lechzenden geben?
Freundschaft und Liebe nur
Heischt mein brennender Busen.
Selbst du, o Wissenschaft,
Hehre, kalte Gefährtin,
Befriedigest nicht das glühende Herz.
Selbst ihr, zarte Musen,
Mir der Hoffnungen und Ideale
Frühlings-Paradiesesgärten öffnend
Und der Träume morgenrotes Thor,
Was könnt ihr geben?

Freundschaft und Liebe!
Holde, freundliche Götter,
Wahre Seelen der Menschen!
Zur Eremitenklause
Wird ohn' euch der Frühling,
Alle schönen Gefühle
Werden ohn' euch gebrochen,
Wie, von Thränen gehemmet,
Ein melodischer Ton.
Was frommt das Idol im Herzen?
Ans Herz möcht' ich's drücken,
Geboren, verkörpert,
Mit glühender Neigung.
Freundeshände möcht' ich fassen,
Freundesthränen möcht' ich mischen
Mit den meinen, Freundesliebe
Mit der meinigen vergelten;
Und an seinem Arme möcht' ich
Schwärmerisch die Welt durchstreichen;
Wären's auch nur sel'ge Träume
Die wir hegten,
Ist doch alles,
Was wir fühlen,
Was wir hören,
Was wir wissen,
In dem kleinen, kargen Leben
Nur ein kurzer,
Schneller Traum!
Aber sel'ge Träume
Sind die weißen Blüten
An dem Baum des Lebens,

Welche, bald verweht vom Sturme,
Nicht zu Früchten werden,
Doch durch Farbe, Duft und Schönheit
Jeden Sinn ergötzen.

O gleichfühlende Seele,
Komm hervor und zeige dich mir!
Keinen bedächtigen,
Kalten, vernünftelnden
Freund will ich finden,
Ach, das kann jeder mir werden.
Was ich will, ist ein glühendes Herz,
Das schlägt wie das meine,
Das die Blicke versteht,
Und die halbvollendeten Worte
Durch die mächtige Sympathie.

O Federigo! Bin ich durch dich betrogen, warum erfahr' ich es nie, bin ich es nicht, warum bin ich nicht glücklich? Ich sehe dich nicht, ich finde dich nicht, ich weiß nichts von dir; aber ich liebe dich, und dauern sie ewig fort wie jetzt, dieser Drang, diese Spannung, so müssen die Nervengewebe meiner Seele reißen. Warum ist denn hier die gütige Vorsehung sonder Güte? Ein marterndes, ein überaus unbehagliches Gefühl ergreift mich, wenn ich an die Ungunst meiner Lage denke. Täglich stoße ich auf so viele der Waffengefährten B.s, warum denn just eben auf ihn nicht. Aber diese Ungeduld wird mich noch weniger zum Ziele führen, als die Ergebung. Gestern ist abermals einer meiner Umgangsfreunde meiner Nähe entrückt worden, nämlich Lüder, der zu seiner Bestimmung nach Salzburg abreiste. Jedoch fand ich an demselben Tage einen meiner ältesten Jugendbekannten auf — Asimont. Mit Schnizlein machte ich heute einen Spaziergang um die Stadt. Des Morgens erhielt ich Briefe von Ansbach.

Am 16. Januar 1816. München.

Welche unergründlichen Tiefen hat unser Herz, welche Feinheiten, welche Abstufungen der Liebe und Neigung! Welche Tonleiter herab von jenen Personen, die mir am liebsten sind, zu dem schwachen Anteil, den ich an manchen, mir fast gleichgültigen Menschen nehme. Aber B.s Bild steht vor allen oben, obgleich ich's nirgend finde. Oft treten mir ***s Züge an seine Stelle, da ich diesen letzteren täglich und gern sehe, und mir sein Andenken immer erneuert wird. Aber ich liebe ihn nur,

weil er ein schöner, artiger Mann ist, und weil ich einmal durch *** gehört habe, daß er ein Freund der Poesie sei. Bei B. ist es etwas anderes.

Zu diesem trieb mich, ach, unwiderstehlich
Ein Zug des Herzens, der verborgen ruhte:
Sein Anblick macht mich froh nicht, aber selig.

Und ihn vergess' ich nie, obgleich der Gute
Solange fern war; ihn vergess' ich nimmer,
Ob meine Seele sich darob verblute!

Allein mir strahlt kein Regenbogenflimmer,
Was mir die Hoffnung schmeichlerisch verkündet,
All' meine Freude fällt; mein Glück in Trümmer.

Ich sehe still, wie Tag an Tag verschwindet,
Es ward das alte Jahr verdrängt vom neuen,
Das, wie das alte, mich in Thränen findet.

O kann mich nichts aus dieser Not befreien?
Und soll ich, güt'ger Vater, ewig, ewig
Mein Herz dem Gram zum Heimatsitze leihen?
O wie so schmerzlich, wie so traurig leb' ich!

Wird es denn niemals enden? Soll diese Sehnsucht nie aufhören, nie diese Prüfung? Oder sollte es nicht einmal eine Prüfung gewesen sein? Ist mir's vielleicht niemals bestimmt, mit diesem B. auch nur ein Wort zu wechseln? Schon mehr als ein Jahr lang klag' ich immer in denselben Tönen. Ach, im vorigen Jahre war ich noch so glücklich! Ich sah ihn, ich stand ihm gegenüber, ich saß an seiner Seite, ich begegnete ihm auf der Straße, doch jetzt geschieht nicht einmal das letztere mehr.

Am 17. Januar 1816. München.

Die Witterung ist diese Tage, wo die Kälte sonst am größten ist, außerordentlich mild. Der Schnee ist zergangen und leider auch das Eis, wodurch ich nur ein einziges Mal Schlittschuh gelaufen bin und es kaum mehr thun werde.

Verwichenen Sonntag war ich bei Frau von Harnier; diesen Nachmittag bei Madame Schwarz, die mir unter anderem sagte, daß Perglas geheimen Kummer hätte und beständig seufzte, wovon er versprochen hätte, ihr die Ursache zu vertrauen. Ich sah ihn diesen Abend einen Augenblick in der Harmonie, wo ich einen hübschen Aufsatz über die Verschiedenheit der deutschen Völkerschaften von H. C. in der „Nemesis“

des Professors Luden [1]) las. Eine angenehmere Lektüre war mir aber ein Brief von Xylander, der mir antwortete. Ich werde ihm nun die versprochene Epistel schicken, an der ich heute noch einige Verbesserungen und Zusätze vornahm, so daß sie zu 319 Versen gediehen ist [2]). Ich fing diese Tage auch einen Aufsatz an über das Lesen, Schreiben und Denken beim Selbststudium.

Am 19. Januar 1816. München.

Ich habe mich einige Tage mit den „Reflexions morales“ des Herzogs De la Rochefoucauld [3]) beschäftigt; aber ich begreife nicht, was es für ein Verdienst sein soll, den Glauben an die Menschheit zu schwächen und uns den Egoismus als die Triebfeder aller jener Handlungen aufzudringen, die wir groß und edel nennen. Die Eigenliebe ist ein weites Meer, aus dem man ohne Mühe alle Mühlbäche ableiten kann, welche die Räder unserer Thaten umtreiben. Es ist wahr, daß Egoismus, Stolz und Eigennutz allzuoft die Hervorbringer unserer scheinbaren Tugenden sind; es ist wahr, daß uns die Eitelkeit oft blind für unsere Gebrechen macht, es ist wahr, daß die Tugenden unmerklich an die Laster grenzen, es ist wahr, daß der Selbstbetrug des Menschen oft zu einer unglaublichen Höhe steigt; allein es ist nicht wahr, daß die Freundschaft nur ein Auswechsel guter Dienste, daß sie ein Handel sei, bei dem die Eigenliebe zu gewinnen sucht; es ist nicht wahr, daß wir ein gewisses Vergnügen am Unglücke unserer Freunde finden; es ist nicht wahr, daß die Herzensgüte so außerordentlich selten sei; es ist nicht wahr, daß wir Versprechungen gemäß unseren Hoffnungen thun und sie gemäß unserer Furcht halten; es ist nicht wahr, daß der Egoismus die Haupttriebfeder der Liebe ist [4]), und es würde äußerst einseitig sein, dies daraus schließen zu wollen, weil die Liebe, die wir zu anderen hegen, auch uns Vergnügen macht. Es giebt eine Liebe, die über alle Selbstsucht erhaben ist, und eine selbstsüchtige Liebe ist eigentlich gar keine. Unter den 528 Sätzen Rochefoucaulds sind wenigstens ein Drittel unwahr oder bezeichnen doch nur einen bei weitem nicht allgemeinen und schwankenden

---

[1]) Fünften Bandes III. Stück, 1815, S. 305 ff. „Ueber Teutschlands Völkerschaften.“

[2]) Siehe S. 388.

[3]) François de la Rochefoucauld (1613—80), der freimütige Memoirenschreiber und glänzende Stilist. Sein Meisterwerk hieß: „Maximes et reflexions morales“, Paris 1665.

[4]) Die zuletzt angeführten Stellen finden sich der Reihe nach in N. N. 82, 235, 38 und 86; die vorhergehenden Sätze sind keine Citate.

Begriff. Es heißt die Menschen zu sehr heruntersetzen, wenn man zum Beispiel sagt: Quand les vices nous quittent, nous nous flattons souvent de la créance que c'est nous qui les quittons[1]. Ich halte dies für eine sonderbare Verleumdung, oder verstehe nicht, was dieser Satz sagen will. Gesetzt, ein lügenhafter Mensch hört es auf zu sein, so wird sich, glaube ich, nicht einer einbilden, daß ihn die Lügenhaftigkeit ohne sein Zuthun freiwillig verlassen habe. Dasselbe findet bei allen Lastern statt. Und wenn auch Krankheit oder Alter einen tierischen Menschen gezwungen hat, seine Ausschweifungen einzustellen, so hört er deswegen noch nicht auf, lasterhaft zu sein, wenn ihm auch die Kraft fehlt, seine Begierden durch die That zu befriedigen und zu gestalten. So ließen sich noch manche umstößliche, nur auf den ersten Blick blendende Sprüche anführen; obgleich es gewiß ist, daß man über viele Dinge erst dann erkennen kann, wenn man sie selbst erfahren hat. Rochefoucauld ist gleichwohl ein feiner, denkender Kopf, der besonders das Talent besitzt, alles in den bestimmtesten und nur allein tauglichen Ausdrücken vorzubringen, weil alles in großer Klarheit vor ihm steht. Er läßt uns in die tiefen Geheimnisse unseres Herzens schauen, er lehrt uns, uns selbst kennen zu lernen. Seine Maximen, von denen manche fast gar zu allgemein und bekannt klingen, greifen öfters tief in die Seele; sie sind gleichsam Themas, zu denen wir uns die Variationen selbst bilden können, und wecken oft eine Reihe von Gedanken. Pope hat viele von Rochefoucaulds Sentenzen in seinen „Essay" übergehen lassen (so wie er auch den Boileau plünderte). Auch er spricht viel von jener Mischung des Guten und Bösen im Menschen, wobei er sich, um nicht als Tugendleugner zu erscheinen, des Vergleichs mit den Farben bedient:

„Fools! who from hence into the notion fall,
That Vice or Virtue there is none at all.
If white and black blend, soften and unite
A thousand ways, is there no black or white"?[2]

Leider geschieht es, daß wir sogar unsere Fehler mit dem Namen der Tugenden belegen, und ich spreche hier aus meiner eigenen traurigen Erfahrung. So freute ich mich vormals über mein friedfertiges Gemüt, und daß ich niemand oder nur augenblicklich hassen könne; aber wenn ich darüber nachdenke, so scheint es mir, daß eine strafbare Schwäche und Liebe zur Bequemlichkeit das Motiv jener sanften Gesinnung sei.

---

[1] l. c. Nr. 192.
[2] Essay on Man, Ep. II, v. 209—14.

Es gehört eine gewisse Seelenstärke dazu, um hassen zu können. Ich fürchte, daß auch meine Liebe nur eine an meiner Schwachheit gereifte Frucht ist, und daß ich sie wohl unterdrücken und wegbannen könnte, wenn ich anders den Kraftaufwand nicht scheute. Aber warum sollte ich mir dies bittersüße Vergnügen rauben? Warum soll ich nicht die Hoffnung, gern die Fittige um mein Haupt schlagen lassen? Da diese Liebe eher etwas Gutes, als etwas Fehlerhaftes ist, warum soll ich ihr nicht einige Herrschaft über mein Herz einräumen, welches der Stürme und der Klippen bedarf, um nicht auf dem flachen, abwechslungsarmen Ozean des Lebens durch die Windstille vollends stehen zu bleiben. —

Leider ist mir kein Thor offen, in den Tempel der Gelegenheit einzutreten. So bleibt alles beim alten. Ich möchte mich gar zu gern jemand anvertrauen, welcher mir raten, und in jedem Falle mehr helfen könnte, als ein Unbefangener, als ich's selber kann. Schnizlein, der mich des Abends öfters besucht, und auch heute mit mir spazieren war, macht noch meinen alleinigen Umgang aus. Aber ich kann mich durchaus nicht entschließen, ihm meine thörichte Neigung zu entdecken, obgleich es mir so wohl thäte, von dieser Neigung sprechen zu können. Etwas ganz allein zu wissen, drückt fast allzu schwer. Schnizlein wäre jedoch derjenige, dem ich es noch am allerersten vertrauen könnte, obgleich er für dergleichen Dinge kein Gefühl hat. Es mag daher kommen, da wir uns schon solange kennen, und da er meist Zeuge meines sonderbaren Verhältnisses zu Xylander war. Ich würde um die Hälfte leichter sein, wenn ich mein Herz aufschließend in meine Worte gießen könnte. Wenn sich irgend eine Gelegenheit zu einer solchen Unterredung beut, so, fürchte ich, wird mir mein Geheimnis entschlüpfen, obgleich ich es mehr als ein Jahr lang bewahrt habe. Ach, so lange hat nicht einmal meine Neigung zu M. gedauert. — Diese Tage antwortete ich Nathan Schlichtegroll; auch er ist mein Freund; warum steigt die Freundschaft nicht bis auf den Grad unbegrenzten Vertrauens?

Am 21. Januar 1816. München.

Von Jean Pauls „Titan" [1]) habe ich nun den letzten Teil zu lesen vollendet. O ihr Musen, welch ein Buch! Wie ist alles darin Natur und Kraft und Schönheit! Welche Phantasie! Gleich einem nektartrunkenen Halbgott führt uns der Dichter wie durch elyseische Wege durch seine Metaphern. Wenn man einmal die eigene und doch wohl etwas manirierte Schreibart Jean Pauls gewöhnt ist, so ist alles groß und

[1]) Berlin 1800—3.

herrlich; aus allem blickt Genie, Urteilskraft und Belesenheit. Bei seinen üppigen Naturbeschreibungen glaubt man ein blühendes Gemälde zu sehen, nicht eines zu lesen. Weder Goethe noch Matthison [1]), noch sonst einer zeichnete uns je so schön die Riesenerinnerungen Roms und die Zaubergärten von Neapel. Wie sehr weiß der Verfasser unsere Erwartung, unsere Neugier bis auf den höchsten Punkt zu spannen, in welche geheimnisvollen Verwickelungen, durch welche versteckten Verhältnisse führt er uns! Alles ist idealisch in diesem Werke. Ich muß gestehen, daß mich Albanos „Kindheitsgeschichte“ weniger anzog, sowie auch die im „Meister“ mir immer langweilig vorkam. Ich sage nichts von einzelnen Schönheiten, es würde zu weit führen; alles ist wahr, alles zeigt die große Kenntnis des menschlichen Herzens. Wie schön ist die Scene zwischen Albano und Liane im Wasserhäuschen, und ihr schmerzlicher Tod, und Speners letzte Rede am Sarge des Fürsten Luigi [2]). Wer wird nicht gerührt von Lianens edler Aufopferung, von Schoppes edler, stiller Freundschaft, von Rabettens unglückseliger, aber tief gewurzelter Liebe zu dem Unwürdigen, dessen Geschöpf sie scheint, und durch Lindas entsetzliches Schicksal. Welch ein Genius muß es sein, der Menschen schaffen konnte wie Roquairol, Schoppe und auch Albano und Don Gaspard, Menschen, wie es, halb zur Ehre, halb zur Unehre der Menschheit, wohl nie gegeben hat. Schon von seinem ersten Auftreten an war mir Roquairol und seine gräßliche Unnatur verhaßt. Durch welche Schulen ist nicht Albano gegangen, um ein guter Regent zu werden! Die drei schrecklichsten Situationen im „Titan“ sind ohne Zweifel Lindas Täuschung durch Roquairol im Flötenthal, Schoppes Tod durch seinen Ich-Wahn und Roquairols Selbstmord zum Schluß seines aufgeführten Trauerspiels [3]). Von allen bei weitem die Beklagenswürdigste ist Linda da Romeiro; ihr Glückswechsel ist fürchterlich. Unwiderruflich verloren für ihren Geliebten, verachtet von ihren Freundinnen, geschändet von der Welt, erkennt sie sich als die strafbare Gattin des verächtlichsten Menschen, der sich bereits ermordet hatte. Die Fürstin ist jedoch unendlich schuldiger an jener schwarzen That, als Roquairol selbst, in dessen Kopfe sie zum mindesten nicht entsprang.

---

[1]) Friedrich von Matthison (1761—1831), der von Schiller gerade seiner Naturgemälde wegen mit zu großem Wohlwollen behandelte Lyriker. Platen spielt hier an M.s „Gedichte“, Teil II und Goethes, „Italienische Reise“ an.

[2]) a. a. O. Zweiter Band, 62. Zykel, Dritter Band, 96. Zykel und Vierter Band, 146. Zykel.

[3]) a. a. O. Vierter Band, Zykel 128, 139 und 130.

Uebrigens weckte mir der glühende „Titan“ so manche sanfte und liebende Gefühle und erinnerte mich mächtig an meine eigenen Verhältnisse, da er so voll Freundschaft und Liebe ist. Ich habe mir viele Auszüge davon gemacht. —

Heute Mittag aß ich mit Saporta bei Major Fürstenwerther. Er fragte mich unter anderem, ob Perglas ordentlich lebe, da er so schrecklich bleich und mager sei. Ich antwortete, er lebe ordentlich. Saporta schrieb sein Aussehen dem schnellen Wachsen zu. Es wäre schlimm, wenn junge Leute ihre Blüte verlören, sobald sie schnell wachsen. Es scheint wirklich, daß er fortfährt, ausschweifend zu leben, denn er ist wie ein Gespenst. Leider wird er alles früh genug bereuen. Es ist schrecklich, seine Jugend zu verlieren durch eigene Schuld. Vielleicht thu' ich ihm unrecht; aber ich zweifle. Hätte er doch meinen wohlgemeinten Rat nicht als den eines zu schwachen Lehrers verworfen. Er merkt es vielleicht nicht, wie sehr er abnimmt. Diese Tage verläßt er unser Regiment und kömmt zur Garde, worüber ich froh bin. Es machte mir kein Vergnügen, ihn so oft zu sehen. Diesen Morgen war ich wieder bei Fritz Fugger; er ist ein artiger, braver Mensch und ich schätze ihn sehr. Mit Schnizlein machte ich einen Spaziergang durch den Englischen Garten, da es wieder so trocken ist; des Abends blieb er bis gegen neun Uhr bei mir.

Am 23. Januar 1816. München.

Schon vor ungefähr einem Jahre rückte ich in diese Blätter eine poetische Epistel an B. ein, die meine Gefühle aussprechen sollte, ohne an den zu gelangen, an den sie gerichtet. Hier folgt eine ähnliche in französischer Sprache, die er ebensowenig sehen wird, und die sowohl durch die Sprache, als auch der Ausführung nach von jener ersten verschieden ist.

A Frédéric B.

Que faire, hélas! que dois-je faire?
Je prends la plume et je rougis;
Pardonnez à un téméraire,
Pardonnez que je vous écris!
Hélas, devant vous de paraître,
M'empêche la timide peur;
Mais j'ai sur vous des droits peut-être,
Si l'amitié en donne au cœur.
Toujours je gardais la silence,
Mais toujours je vous chérissais,
A quoi sert la persévérance,

Qui n'est récompensé jamais?
A quoi sert-il qu'en solitude
On aime pour dissimuler,
Il me faut de la certitude,
Pour l'avoir il faut confesser.
Et quelque soit ma destinée,
Heureuse ou triste: trop longtemps
J'ai caché dans l'ame affligée
Ma passion, mes sentiments.
Dites-moi, si je vous offense?
Dites, si vous me pardonnez?
Me donnez-vous quelque espérance?
Est-ce que vous me méprisez
Mépriser? suis-je méprisable,
Puisque je vous estime tant,
Et vous me paraissez aimable?
J'attends un autre jugement.

Sache donc, que depuis je t'aime
Quatorze mois sont écoulés,
Ni le temps, ni l'absence même
Triomphaient de mon amitié.
Ton image m'était si chère,
Et ne quittait jamais mes yeux,
Je te chérissais plus qu'un frère,
Aucun ami ne t'aime mieux.
Heureux, trois fois j'étais heureux
Quand dans une place publique,
Quelques moments je pus te voir:
Ta fierté fut ma peine unique,
Ton amour mon unique espoir;
Et ton nom sortit de ma bouche,
Durant le jour, durant la nuit,
Peut-être ce récit te touche;
Mais c'est un trop faible récit.
De mon cœur je te rends l'empire,
Tu es mon empereur, mon roi,
Il faut même que je soupire,
Et que je m'afflige pour toi;
Mais je ne saurai rien te dire,
Si tu me demandras pourquoi?
Il suffit, que je te révère,
C'était l'ouvrage d'un moment,
Et quel homme se peut défaire
Du caprice du sentiment?
Ne fites-vous — soyez sincère —
Jamais quelque observation,

Que j'étais, en votre présence,
Plongé dans un morne silence,
Et tout plein de confusion?
Pour exprimer ce que je pense
Dans une telle occasion,
Quand je vois votre chère image,
Oh il n'y a point de language,
Il n'y a point d'expression!

Jadis c'étaient des jours prospères,
Je vous rencontrais quelquefois,
Je voyais votre mine fière,
J'entendais votre douce voix!
Je fus content de mon étoile,
Je prisai les bénignes dieux;
Mais un nocturne et sombre voile
Couvrit bientôt ces jours heureux!
Maintenant je ne puis me paître
De l'image de vos beaux traits:
Je ne vous vois jamais paraître,
Je ne vous rencontre jamais.
Puisque je crains plus votre absence,
Que je ne crains votre courroux,
Il fallait rompre le silence,
Il fallait parler devant vous.
Mon penchant amoureux m'excuse,
Si ne m'excuse votre cœur,
Faites grâce à ma pauvre Muse,
Ayez pitié de mon malheur!
Songez qu'avec un seul sourire,
Songez qu'en me donnant la main,
Vous ferez que mon cœur respire,
Et bénisse son beau destin.
N'avez-vous pas senti l'envie
De consacrer, mon bien-aimé,
Les jeunes ans de votre vie
Aux délices de l'amitié?
C'est la félicité suprême,
Oui, c'est le meilleur don des cieux,
Vous vous rendrez heureux vous-même,
Comme vous me rendrez heureux.
A ces aspects avantageux
S'il faut pourtant que je renonce,
O blâmez du moins mon désir,
En m'écrivant — votre réponse,
Quand même elle veut me punir,
Me sera un doux souvenir.

A. P.

So weit meine Epistel; die Verse mögen schlecht genug sein. Auf mein eigenhändiges Schreiben antwortete ich mir eigenhändig, im Namen des Empfängers, wie folgt:

Réponse.

Grand Dieu! quelle était ma surprise,
Quel était mon étonnement!
Quoi? tu crains que je te méprise?
Oh je t'aime trop tendrement!
Tu crois que ta lettre m'afflige,
Pourras-tu jamais m'affliger?
Et cette aimable épitre, puis-je,
On pourrai-je la mériter?
D'une inclination sincère,
Tu m'aimes depuis plus d'un jour,
Et d'une orgueilleuse manière
J'ai recompensé ton amour?
Toujours tu gardais mon estime,
Mon cœur a toujours regardé
Comme la plus heureuse cime
De ses souhaits ton amitié.
Toujours mon ample fantaisie
Te consacrait mes sentiments,
Et dans mes douces réveries
J'étais ton ami dès longtemps.
Fais les jours écoulés renaître
Rapelle-toi le temps passé,
Tu ne te plaindras plus peut-être
De mon insensibilité.
Nos yeux avaient l'amour pour guide,
Nos yeux se rencontraient souvent,
Avec des regards trop timides,
Pour des regards indifférents.
Mais que nous hésitons encore,
D'accomplir notre heureux destin?
Célébrons la nouvelle aurore,
Qui rend notre horizon serein.
Viens, mon ami, à qui t'implore,
Je t'attends, je te tends la main!

F. B.

---

O du, wer es immer auch sei, der vielleicht einst diese Blätter lesen wird, richte mich nicht zu strenge. Belege diese Selbstantwort nicht mit den Namen Eigenliebe und Selbstlobe; denke vielmehr, daß eine solche Phantasie und dieser lustige Briefwechsel der einzige Trost ist, der mir

bleibt. Verzeihe es mir, im Namen eines geliebten Wesens angenehm klingende Worte an mich selbst gerichtet zu haben. Und hast du vielleicht empfunden, wie ich, o dann wirst du meine schlechten Verse gefühlvoll finden und wirst sie gerne lesen. Die Träume müssen mir zu Hilfe kommen; denn meine Hoffnung sinkt täglich; dennoch bin ich weit entfernt, sie aufzugeben. — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — [1])
um die Müllnerische „Schuld“ noch einmal zu sehen. Sie machte auch heute einen großen Effekt, ja sie ist noch in ihrer Gunst bei mir gestiegen. Herr Kürzinger [2]) und Madame Kannabich spielten vortrefflich. Mlle. Altmutter [3]) blieb einmal im Affekte stecken und brachte im vierten Akte etwas vor, was sie schon im dritten gesagt hatte. Dieser vierte Akt ist fast unnütz und hat keinen wahren Zusammenhang mehr. Es sind einzeln aneinander gereihte Scenen. Hugo und Elvire könnten auch schon am Ende des dritten Aktes sterben, ohne daß etwas am Ganzen verloren ging.

Mein guter Genius hat mir geraten, in das Theater zu gehen. —
— — — — — — — — — — — — — — —

Am 24. Januar 1816. München.

Heute habe ich ein Gedicht in zwei Gesängen von Christian Schreiber [4]), „Die Religion“, gelesen, welches bei Gelegenheit jenes Ohrdrufer Kirchenbaues erschienen ist [5]). Es ist eben nicht von besonderem Werte, aber doch schön zu lesen. Das Metrum sind Ottave rime, die Verse sind fließend und bilderreich. Ich hätte gewünscht, daß das Ganze weniger historisch und mehr reflektierend sei; es enthält sehr viel von der Geschichte des jüdischen Volkes. Zur Probe der Versifikation will ich eine Strophe anführen, die die Bestimmung des Menschen in sich einschließt, und die nach der Erzählung des vollbrachten Erlösungswerkes folgt:

„Nun war der Weg gezeigt, die Bahn gewiesen,
Die zu den Höhen der Vollendung führt:
Ein Herz, aus dem der Liebe Ströme fließen,
Ein Wille, der des Fleisches Trieb regiert;

---

[1]) Wiederholt vom Autor durch Herausschneiden des Papiers verursachte Lücken.

[2]) Siehe S. 141.

[3]) Siehe S. 392.

[4]) 1781—18 ? ), zuletzt Kirchenrat in Eisenach; gab auch „Gedichte“ (Berlin 1805) heraus.

[5]) „Die Religion, ein oratorisches Gedicht in zwei Gesängen“ (Gotha 1813).

Ein Drang, in göttlich Thun sich zu ergießen,
Ein Streben, das im Höchsten sich verliert,
Ein Sinn, der das Vollkommene nur schätzet,
Dies ist das Ziel, den Menschen vorgesetzet" [1]).

Am 26. Januar 1816. München.

Ein Brief von Jakobs, den ich heute erhielt, machte mir viele Freude. Er schreibt mir unter anderem ausführlich die Geschichte, die sich zu Berlin zwischen dem Geheimrat Schmalz und einigen Offizieren von wegen Arndts zutrug, und die die Zeitungen in ein sehr gehässiges Licht stellen [2]). Der Hofrat Jakobs, Gustavs Vater, hat es von einem Berliner Gelehrten. Gustav werde ich bald antworten; ich habe ihm heute einen Pfeifenkopf mit der Stadt München gekauft — ihn an seinen alten Aufenthaltsort zu erinnern —, als ich mit Schnizlein in der Niederlage der Nymphenburger Porzellanfabrik war.

In die Harmonie geh' ich täglich, lese aber fast nichts als die „Allgemeine Zeitung". Die Angelegenheit in Hinsicht Salzburgs [3]) wird nun bald entschieden sein, da der Kronprinz zum deutschen Kaiser nach Italien abgereist ist.

Heute morgen war ich bei Fritz Fugger, der mich gestern besucht hatte. Wir sprachen noch immer von der „Schuld", die mich immer mehr anzieht, und von der ich den ganzen Tag über Verse im Munde führe und sie für mich wiederhole. Fugger erzählte mir auch von seinen Arbeiten und von seiner großen Liebe zur Tonkunst. Später kam Wilhelm Gumppenberg, dessen Bekanntschaft ich gleichsam erneuerte, da ich gar keinen Umgang mehr mit ihm hatte. Er war aber artig und zuvorkommend gegen mich, bat mich, ihn zu besuchen, und ich werde morgen früh mit Fugger zu ihm gehen.

Auch bei Liebeskind war ich und traf dort Lieutenant La Roche, der aber sehr ernsthaft war und an unserem Gespräche wenig teilnahm. Auch Liebeskind schien mir nicht wie sonst. Gegen mich aber betrug er sich recht freundschaftlich, und als wollte er uns beide wieder näher zusammenbringen. So zum Beispiel lud er mich ein, morgen abends ins Rauchzimmer der Harmonie zu kommen, wo er sich einfinden werde. Künftigen Mittwoch, sagte er, wollte er bei mir zubringen. Ich bin noch

---

[1]) a. a. O. S. 65.

[2]) Brief datiert „Gotha, 18. Januar 1816". Mss. Mon. Nr. 68, 4 e.

[3]) d. h. dessen Zurückerstattung an Oesterreich und geforderte Entschädigung dafür.

nicht recht klug aus ihm geworden. Er spricht fast immer ironisch; aber zuweilen weiß man nicht recht, ob er nicht etwas wirklich so meine.

Am 27. Januar 1816. München.

O Fritz, o Federigo! kanntest du meine Liebe und Treue, du würdest sie vergelten. Trotzdem, daß ich dich nirgend treffen, trotz dieser ewiglangen Trennung, trotz daß ich den mir teueren . . .[1]) so gerne sehe, trotzdem, daß meine Hoffnung immer geringer wird, dennoch kann ich nicht von dir lassen; dennoch steigt dein Bild lebhaft und lebhafter in meiner Seele empor. Kann ich sie denn durch nichts erlangen, deine Freundschaft? O wie würde ich dich lieben, wie glühend, wie würde ich dir ergeben sein! Oft ergreift mich eine kindische Raserei, ich umarme dann meine an der Wand hängenden Kleider, um nur etwas an mein Herz zu drücken. Ach, wann wird sich deine geliebte, weiche Hand in die meine legen? Ich fürchte, niemals. Es ging mir ja immer so. Morgen ist das Namensfest der Königin und Kirchenparade in St. Michael, wo alle Offiziere erscheinen. Wenn er doch nur auch erschiene. Er that es im vorigen Jahre. Wird mir der Himmel die kleine Gunst verweigern, ihn nur flüchtig zu sehen, da ich ihn in einer Frist von neun Monaten nur ein paar Momente auf der Straße erblickte. Längst wäre diese Neigung erloschen oder verdrängt worden, wenn es eine gewöhnliche wäre. In diesem Augenblick glaub' ich fest, daß unsere Gemüter sich gleichen.

Am 28. Januar 1816. München.

Zweifach gesegneter, glücklicher Tag, schöner, goldener Morgen! Ach, daß du vorüber bist, vorüber! Wann wirst du dich wiederholen? Ach, nicht so bald mehr. O wie dank' ich dir, Vorsehung, für diese Gnade, wie dank' ich! Und dennoch, wie schmerzlich ist die Erinnerung so herrlicher Stunde; wie viele traurigen Stunden wird sie mir verursachen! Ja, ich war wieder glücklich, ich war es wieder. Armes, glühendes Herz, du warst es wieder, eine Stunde lang. Heute durfte ich die holden Züge betrachten, mit einiger Muße wieder nach so langer Zeit. O unauslöschlich bist du, Leidenschaft. Immer größer wirst du, immer mächtiger, immer hoffnungsloser daneben.

Das Fest der edlen Königin ward mit Hochamt und Tedeum begangen, in der Michaelskirche. Mit klopfendem Herzen betrat ich sie. Und als ich in den Vorgrund gekommen war, siehe, da stand er, mein Fritz, mein B.! Er hatte keinen Platz mehr in den Ständen bekommen;

---

[1]) Vgl. S. 403 und 384 unten.

mir und noch mehreren ging es auch so. Und so ging es, so fügte es der gütige Himmel, daß ich fast neben meinem blonden Freunde zu stehen kam. Nur Parceval, der Rittmeister Parceval stand zwischen uns; mit ihm sprach Federigo beständig. Ich unterhielt mich mit Fischer von den Ulanen, der hier ist, und mit dem älteren Grainger (Robert). Aber mit unaussprechlicher Wonne ruhten von Zeit zu Zeit meine Blicke auf B.s Zügen. Und dennoch, mitten unter diesen Freuden, hörte ich eine geheime Stimme, die mir lispelte: „Er wird nie, nie wird er der Deine werden. Zu vieles trennt euch" Wahrlich nahm er auch meiner gar nicht in acht; nur einmal bemerkte ich, daß er mich betrachtete. Wie sehr fühlte ich mich glücklich, wieder in seiner Nähe zu sein, und wie lang wird es dauern, bis er es wieder sein wird? Er ist noch immer derselbe, so hübsch, so anziehend — so stolz. Hat er mich wohl wieder erkannt? O wer mir das sagen könnte! Wer mir sagen könnte, ob ich ihm denn gar nichts gelte? Wie er dastand mit so viel Anmut, mit dem blonden Haar, der schönen, weißen Stirne, den heiteren Augen, mit dem Grübchen im Kinn und dem liebenswürdigen Lächeln. — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

wie Wilhelm; aber, trotz dessen, kenne ich ja gar seine Gesinnungen und Neigungen und Grundsätze nicht; ich habe ihn zwar viel loben gehört, aber er kann nicht die geringste Aehnlich- — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

daß . . . einiges Uebergewicht über meinen blonden Freund erhalten wird, da ich ersteren so oft sehe, und so viel, daß ich ein gequälter, bedauernswürdiger Mensch bin.

O wie grausam spielt die Liebe
Mit der Menschen Herzen!
O wie grausam weckt die Liebe
Wonne bald und Lust,
Und dann wieder tiefe Schmerzen
In der Menschen Brust.

Doppelt hat mich wider Willen
Leidenschaft getroffen;
Niemand darf ich mich enthüllen,
Fürchtend herben Spott;
Nur das Klagen und das Hoffen
Schenkte mir der Gott.

Was ist Hoffen? Was ist Klagen?
Kann's die Wunden lindern,
Die mir das Geschick geschlagen,

Lindern diese Pein,
Dieses süße Leid vermindern
In der Seele mein?

(Durchstrichen)
Wohl ist's nur ein süßes Leiden,
Diese Herzempörung;
Tausend süße Dinge streiten
Wonnig hin und her;
Doch geschieden von Erhörung,
Wird es bitter sehr!

O hebe deinen Schleier, Zukunft! was soll noch werden aus meiner Neigung, zu was wird sie führen?

---

Diesen Mittag war ich bei meiner ehemaligen Hausfrau eingeladen, da Perglas anderswo speiste. Ich weiß nicht, ob ich schon erwähnt habe, daß er wirklich vor einigen Tagen bereits zur Garde übergetreten ist? Ich begegnete ihn, da ich später mit Schnizlein einen kleinen Spaziergang machte. Letzterer war auch noch des Abends bei mir, wie wir uns denn fast täglich sehen. Ich konnte mich ihm nicht anvertrauen; aber ich sagte ihm zum wenigsten, daß ich unglücklich sei, um nur etwas abzuwälzen vom Herzen. Er wollte es aber nicht recht begreifen.

Einen Augenblick besuchte ich Fuggern, vor der Kirchenparade; gestern aber ging ich mit ihm zu Wilhelm Gumppenberg. Letzterer, welcher recht artig komponiert, spielte uns einige Lieder von seiner eigenen Komposition vor, welche Fugger sang. Von diesem wies mir Gumppenberg einige Verse, die mir wohlgefielen. Ueberhaupt gewöhne ich mich täglich mehr an Fritz Fugger; er ist doch ein selbständiger, kluger, braver junger Mensch und Freund der Künste. Gumppenberg malt auch und hat eine kleine Antikensammlung und Bibliothek. Aus dieser lieh er mir eine Tragödie von Oelschläger[1]), „Axel und Walburg". Ich habe sie bereits durchgelesen, doch kann ich eben nichts Besonderes daran finden. Die Charaktere haben keine festen, gediegenen Umrisse, die Diktion ist nicht ausgezeichnet, hat jedoch manche hübsche Stelle. Der Schauplatz ist Norwegen. Vornehmlich gefällt mir eine alte Ballade, welche anfängt:

---

[1]) Adam Oehlenschläger (1779—1850), der berühmte Romantiker dänischer Herkunft. Das oben genannte Drama erschien Wien 1814.

„Es war Ritter Herr Ake,
Ritt in die Burg hinein,
Freit' er Jungfrau Ilse,
Die viel schön Magedein" ꝛc.[1]).

Gestern abends ging ich, der Verabredung gemäß, in das Rauchzimmer der Harmonie, wo ich Liebeskind antraf. Er sprach viel von der großen Welt, und daß er sie liebte, seiner Finanzen wegen aber sich den Zwang auflegte, sich nicht unter sie zu mischen. Er machte mich auch die Bekanntschaft des Major Bauer erneuern, der ehemals so viele Güte für meine poetischen Produktionen hatte.

Mit den beiden Grainger werde ich nach und nach mehr bekannt; allein ich habe ihnen noch nichts als gewöhnliche Menschen abgemerkt. Ihr Vater war ein Irländer, und sie sind katholischer Religion.

Am 29. Januar 1816. München.

Obwohl der heitere Morgen mit seiner Beschäftigung mein Gemüt erleichtert, so drückt doch wieder der einsame Abend heiße, liebende Bilder in mein Herz. Obgleich ich . . . sah, so scheint es mir doch, als wäre Federigo meinem Herzen heute näher, als er. O welch ein ewiger Widerspruch! Ist denn gar kein Mittel, seine Bekanntschaft zu machen? Es gäbe nur ein allereinziges und das wäre, ihm zu schreiben; aber es ist mir doch nicht möglich. Ich müßte es darauf ankommen lassen, das Stadtgespräch zu werden, und am Ende hätte ich doch nichts gewonnen. Von selbst wird kein Zufall vom Himmel fallen; der Mensch muß wirken. Aber wie kann ich?

---

Man spricht lebhaft und allgemein vom Kriege mit Oesterreich wegen Salzburg. Diese Gerüchte, die übrigens nicht ganz ohne sind, verachte ich bis jetzt, nicht glaubend, daß zwei deutsche Völker, nach dem, was in den letzten Jahren geschehen ist, sich so sehr brandmarken könnten, nicht glaubend, daß Bayern es wagen könnte, gegen das mächtige Oesterreich aufzutreten, und schon darum nicht an den Krieg glaubend, da unser Kronprinz nach Mailand gereist ist, um selbst mit dem Kaiser zu sprechen! Von diesem Vermutungskriege spricht man mit allgemeiner Freudigkeit. O geh zu Grabe, du deutsches Volk! Ich seh' es kommen. Deine Hoffnungssonne geht unter; nichts, nichts kann dich vom Verderben retten!

---

[1]) a. a. O. Akt V, a. E.

Ich habe nun die „Epitres" von Voltaire gelesen. Man findet darunter manches sehr Unbedeutende und Wertlose, aber auch einige schöne Episteln, jedoch meist schon aus den alten Tagen des Verfassers. Zu den gelungensten zähle ich: „A Mr. le Duc d'Orleans, régent"; „A Mad. la marquise du Chatelet, sur la philosophie de Newton"[1]); „Au roi de Prusse, à son avénement à la couronne", welche sich schließt:

„Jérusalem conquise et ses murs ablatus
N'ont point éternisé le grand nom de Titus;
Il fut aimé, voilà sa grandeur véritable.
O vous qui l'imitez, vous son rival aimable,
Effacez le héros dont vous suivez les pas:
Titus perdit un jour, et vous n'en perdrez pas"[2]).

Beiläufig hier gesagt, finde ich es fast unmöglich, daß ein König oder Kaiser einen ganzen Tag verlieren sollte. Unter den übrigen Episteln finde ich noch ausgezeichnet: „A Madme. Denis, la vie de Paris et de Versailles"; „A Boileau ou mon testament"; „Au roi de Danemark, Christian VII, sur la liberté de la presse"; „Au roi de Chine"; „A Horace" ꝛc.[3]). In den meisten dieser Episteln lobt sich der Verfasser entweder selbst, oder er übergießt andere mit kraftlosen Schmeicheleien, beides auf die gröbste Weise.

Anmerkung am Rande: Diese Epistel an Mad. Denis mag eine der gelungensten Hervorbringungen Voltaires sein.

Am 31. Januar 1816. München.

Einen großen Teil des gestrigen und heutigen Tages brachte ich mit gewöhnlichen Visiten hin, wo ich jedoch meistens niemand zu Hause traf, zu meiner großen Freude. Nur Wiebeking, bei dem ich gestern war, würde ich gern angetroffen haben; allein er aß bei Schlichtegrolls. Diesen Morgen ist er abgereist. Fugger klagt sehr über die große Faulheit Gumppenbergs, der seine Talente so wenig kultiviert. Auch ist in manchen Stücken seine Ignoranz sehr groß; so wußte er zum Beispiel letzthin nicht einmal, wer die Oesterreicher im spanischen Successionskriege kommandierte.

In den Zeitungen las ich die Totenfeier Ludwig XVI.[4]) in ganz

---

[1]) Ep. XIV und LIV.
[2]) LX (fin).
[3]) LXXX, CXI, CXV, CXXI.
[4]) Gest. 21. Januar 1793.

Frankreich und auch sein schönes Testament. — Der „Rheinische Merkur“ [1]) hat aufgehört, herauszukommen. — Ueber unsere Angelegenheit mit Oesterreich weiß man noch nichts Bestimmtes. Da es die ganze Zeit sehr mildes Wetter und nicht gefroren war, bis vor ein paar Tagen, und ich morgen die Jour wieder übernehme, so konnte ich mir nur heute das Vergnügen des Eislaufs machen, und ich genoß es auch im vollen Maße im Englischen Garten. Unter angenehmen Gedanken schwebte ich, wie geflügelt, über die glatte Fläche.

Es ist heute Maskenball. Ich würde dort . . . und Federigo angetroffen haben; doch ging ich nicht dahin. Wenn man hiervon auf die Schwäche meiner Neigung schließen wollte, so würde man falsch schließen. Ich kann nicht mehr in der großen Welt sein. Was würde ich auch gewonnen haben, als morgen einen traurigen, müßigen Tag, und ich habe so viele, o so viele Geschäfte. Von B. und H. werde ich nichts mehr schreiben. Wie langweilig müßte es sein, wenn jemand diese Blätter lesen würde und immer dasselbe fände! Mein Roman schreitet nicht fort, sondern bleibt auf der alten Stelle.

Heute erhielt ich Briefe von zu Hause und Bücher. — Von meiner jetzigen Hauptbeschäftigung ein andermal.

Am 3. Februar 1816. München.

Eine Arbeit, die mich bisher, das heißt einige Tage, an jeder anderen Beschäftigung hinderte, ist nun, und zu meiner eigenen Verwunderung, vollendet worden in sehr kurzer Zeit. Es ist eine dramatische Dichtung unter dem Titel: „Die Tochter Kadmus'“. Sie ist in Versen und zwar in fast ganz gereimten Trochäen geschrieben, und hat drei Akte. Die Zahl der Verse beläuft sich auf 1515. Teils wegen der großen Neuheit dieser Arbeit, teils wegen Zeitmangel kann ich in diesem Augenblicke nichts darüber sagen, doch behalte ich mir es für ein andermal vor. Soeben habe ich die letzten Zeilen davon niedergeschrieben [2]).

Am 4. Februar 1816. München.

In der „Eleganten Zeitung“ fand ich dieser Tage einen sehr schönen Aufsatz, betitelt „Kritische Lebensepochen“, voll wahrer und treffender Reflexionen [3]). — Von Streckfuß ist die Probe einer Uebersetzung des „Orlando furioso“ im Gegensatz mit der Griesischen geliefert, welche

---

[1]) Siehe S. 192, Anmerkung [2]).

[2]) Mss. Mon. Nr. 26, resp. C. germ. 5111.

[3]) Zeitung für die elegante Welt 1816, Nr. 14—19.

letztere der ersteren an Leichtigkeit und Ungezwungenheit nachstehen soll [1]). Im „Morning Chronicle" fand ich zwei hübsche Gedichte; eine Ballade, „The Mariners bride", und ein sehr schönes Sonett, „Bamborough castle", ein Schloß am Meer, welches sein Besitzer bestimmt hat, den Hilfsbedürftigen und Schiffbrüchigen Beistand aller Art zu leisten. [40]

In den Zeitungen liest man eine eigene, für unser Zeitalter höchst ehrenvolle Konvention zwischen dem russischen und österreichischen Kaiser und König von Preußen, abgeschlossen zu Paris, worin sie beschließen, alle selbstsüchtige Politik, Hinterlist ꝛc. aus ihren Regierungen auf immer zu vertreiben, und dafür Religion, Treue und Glauben einzuführen [2]).

Vor einigen Jahren war ein gewisser Prinz Leopold von Koburg hier, General in russischen Diensten, bei dem ich als Page öfters im Dienste war. Diesen unbedeutenden Prinzen kann wohlmöglich das Glück treffen, König von Großbritannien und Irland zu werden [3]). Zum wenigsten nennen ihn alle Zeitungen den Bräutigam der Prinzessin Charlotte von Wales, einziger Tochter und einziges Kind des Prinzregenten.

---

Fritz Fuggern seh' ich fast täglich, da wir uns oft wechselseitig besuchen. Sein Umgang wird mir täglich angenehmer und lieber. Schade, daß er nicht lange mehr hier bleibt. Diesen Morgen war er mit Schnizlein bei mir. Letzteren sehe ich noch öfter. Heute abends antwortete ich Grubern, schrieb auch an meine Tante in Hannover.

Am 5. Februar 1816. München.

In meinem Briefe an Gruber sprach ich unter anderem auch von den jetzigen politischen Ereignissen und den neuen Zwistigkeiten zwischen Bayern und Oesterreich [4]). Bei dieser Gelegenheit wurden folgende Verse gemacht:

---

[1]) a. a. O. Nr. 11, S. 81 ff.

[2]) Die von Kaiser Alexander entworfene „Heilige Allianz", welche auch von den Herrschern Oesterreichs und Preußens am 26. September 1815 unterzeichnet wurde.

[3]) Siehe S. 52, Anmerkung [3]).

[4]) Außer den obengenannten Territorialverhandlungen hatte die badische Thronfolgefrage beim bevorstehenden Erlöschen des Zähringer Stammes Grund zu Schwierigkeiten gegeben; denn Bayern bestritt die Erbfähigkeit der Söhne Karl Friedrichs von Baden aus dessen zweiter Ehe mit der Freiin von Geyersberg und machte für den

Das ist die Blume, die dem Heldenmute,
  Dem großen Aufstand unsres Volks entsproß,
Das ist die Frucht von dem entströmten Blute,
  Das an der Pleiße, an der Seine floß!

Wo ist das Volk, das einst des Wütrichs Sklaven,
  Sein Herzblut opfernd, trieb aus diesem Land?
Wo ist dies Volk? Begann's aufs neu' zu schlafen,
  Das mächtig kaum dem Schlafe sich entwand?

Wo ist die Eintracht, die wir heilig schwuren?
  Wo ist des Friedens teu'r erkaufte Huld?
Das Volk ist gut auf allen deutschen Fluren;
  Doch ihr, ihr Fürsten, tragt die große Schuld.

Ihr nährt der Zwietracht alte, böse Keime,
  Denn ihr mißbraucht der Völker Lieb' und Treu',
Die schönste Hoffnung kehrt ihr uns in Träume,
  Führt uns den Fluch entströmter Zeit herbei!

Nicht unsre Unschuld wird die Nachwelt mengen
  Mit euern Lastern, euerm ew'gen Streit;
Da oft so viele nur an Einem hängen,
  Sinkt Deutschlands Kraft und Deutschlands Herrlichkeit.

Sonst konnten wir den Korsen noch verklagen,
  Daß er die Zwietracht sende über'n Rhein:
Doch schlimmer steht's in diesen letzten Tagen,
  Denn itzt verklagen wir uns selbst allein!

Umsonst fiel mancher Held, die Hand am Schwerte,
  Doch was verschlägt den deutschen Fürsten das?
Wenn sie nur streiten um ein Stücklein Erde,
  Wenn sie nur nähren ihren gift'gen Haß.

Dieser Brief dürfte nun freilich nicht aufgefangen und gelesen werden; doch eigentlich wär' es mir einerlei, denn was ich schrieb, ist Wahrheit, die sich verteidigen läßt.

Am 6. Februar 1816. München.

Mon amour est extrême,
  Mais tu ne le sais pas;
Je t'aime, oui, je t'aime,
  Mais quand tu l'apprendras?

Toujours il faut me taire,
  Voilà mon triste sort.
Ma passion m'éclaire,
  Mais mon espoir est mort.

---

Fall des Ablebens des Großherzogs Anspruch auf die ehemals zur Pfalz gehörigen Gebietsteile Badens.

Mon amour ne s'efface
Par ton air si hautain,
J'aime ta douce grâce,
J'aime ton beau maintien.

De ta voix, à entendre
J'aime l'aimable son,
J'aime tes yeux si tendres,
Ton fier et noble front.

Ah! qui pourrait décrire
Tout ce charme enchanteur,
Et peindre ce sourire,
Qu'inspire le bonheur?

A tant de traits affables
Nul cœur résistera:
Je t'assure, être aimable,
Je ne t'oublierai pas.

Me défends la parole,
Tu garderas ma foi,
M'envoie à l'autre pôle,
Je brûlerai pour toi.

Je penserai sans cesse
Aux beaux jours de Munich
Encore dans ma vieillesse
Et à toi, Frédéric!

Car cette rêverie
Fait depuis bien longtemps,
Le charme de ma vie,
Et de mes sentiments.

Am 7. Februar 1816. München.

Ich antwortete heute an Gustav Jacobs und schickte ihm auch den Pfeifenkopf und die schon erwähnte Epistel über die Zurückgezogenheit von der großen Welt. Von Xylander erhielt ich einen ziemlich langen Brief; er giebt meinen Versen [1]) seinen Beifall und schreibt meist von politischen Gegenständen. „Doch," sagt er (gegen den Geist meiner Epistel streitend), „will ich mich in keine Träume einwiegen lassen, sondern mich zum Kampfe vielmehr rüsten, um in der Zeit ein Teilchen der Kraft zu werden." Diese Gesinnung ist wirklich sehr edel und ganz würdig meines braven, fleißigen Freundes. Wir leben wirklich in einer äußerst kritischen Zeit. Dieser Frieden, der der Welt eine ewige Ruhe zusicherte, hinterließ uns nur die Aussicht auf große, allgemeine Erschütterungen. Es scheint, als könnte man abermals ausrufen:

„Grundgesetze lösen sich auf der ältesten Staaten,
Und es löst der Besitz sich vom alten Besitzer" [2]).

Die Völker, die ein allgemeiner Kriegsaufstand und Freiheitsgeist erweckte, können so leicht nicht wieder zur Ruhe gebracht werden. Da

---

[1]) Siehe S. 360.

[2]) Goethe, „Hermann und Dorothea":
„Grundgesetze lösen sich auf der festesten Staaten,
Und es löst der Besitz sich los vom alten Besitzer."
(9. Gesang, Vers 264 ff.)

Bonaparte vernichtet ist, fehlt ihnen ein Gegenstand der Reibung. Die unter den europäischen Nationen herrschende Gärung scheint mir daher kein Hirngespinst und nicht die Ausgeburt furchtsamer und des Friedens entwöhnter Geister zu sein; sondern sie existiert wirklich und zwar in verschiedenem Maße allenthalben. Ich bilde mir ein, daß alle Klügeren in dem Mittel einig sind, dieser Gährung eine wohlthätige und vorteilhafte Richtung zu geben. Dies Mittel ist eine repräsentative Verfassung, zu der die Geister gereift sind, und die Abschaffung der willkürlichen, unbeschränkten Monarchie, die gewiß unsinnig an sich selbst ist. Eine landständische Verfassung in den deutschen Ländern ist nicht nur für das Volk selbst von der größten Ersprießlichkeit, sondern auch für Deutschland, als ein einziger Staatskörper betrachtet, und sogar für die Fürsten, die ihre Souveränität so sorgfältig zu hüten scheinen. Daß eine solche Konstitution dem Volke gebührt und ihm höchst nützlich ist, braucht keines Beweises. Nur das ist eine wahre Staatsverfassung, woran alle Glieder des Staates teilnehmen. Die Steuern, diese verhaßtesten und Hauptplagegeister des Volkes, wird es mit Willen geben, sobald es sie selbst genehmigt hat und ihre Notwendigkeit einsieht. Wie sehr eine Konstitution zur Aufklärung und Bildung des gemeinen Volkes beitragen würde, ist gar nicht zu berechnen. Man höre nur einen französischen Landmann und einen deutschen sprechen, um den Unterschied zu fühlen und die Vorteile, welche dem ersteren aus dem öffentlichen Leben zur Zeit der Republik erwachsen sind. Freilich sind die Nachteile noch größer; allein bei dem Charakter der Deutschen sind diese letzteren nicht zu fürchten. Die Deutschen sind (und Gott sei's gedankt!) weniger feurig; auch ist in ihnen (als das Beste, was sie haben) ein tiefes und richtiges Gefühl für das Rechte und Gute, und große Worte gelten ihnen nicht für große Thaten. Dem größten Teile der französischen Nation scheint dieses klare Rechtsgefühl gänzlich zu mangeln. Dieses mag teils eben daher kommen, weil sie alles das für gut und vortrefflich halten, was mit Enthusiasmus und Begeisterung angekündigt oder ausgesprochen wird, welche Eigenschaft sie dem Mißbrauch schlechter Menschen und Volksführer unterwarf. Teils stammt es von der äußersten Ignoranz und der niedrigen Stufe der Geisteskultur, auf der die Franzosen vor der Revolution standen, bei welcher sie dann auf alles Neue hoch aufhorchten und es ohne Unterscheidung des Werts oder Unwerts annahmen. Wie anders in Deutschland, wo in einigen Provinzen das Volk so gebildet und durch eine fünfundzwanzigjährige Erfahrungsschule gegangen ist; wo es zugleich durch die letzte Zeit erhoben und veredelt wurde. Und

wie sehr wird nicht eine landständische Verfassung die Deutschen auch noch in jenen Provinzen bilden, wo Glaubensdespotie noch die Geister fesselt und jeden freien Aufschwung ängstlich in das Sündenregister einträgt. Wie sehr muß nicht das Volk aufleben, wenn es sieht, daß es nicht mehr als Maschine betrachtet wird, wenn es noch größere Wohlthaten von der Regierung genießt, als die persönliche Sicherheit, die doch am Ende von jedem bösen Buben gefährdet werden kann. Auch für das gesamte Deutschland ist eine öffentliche Verfassung in jedem Staate unumgänglich notwendig, wenn es groß bleiben soll, geehrt und einig. Das einzige Mittel, unser Vaterland zu einem Staate und zwar zu dem mächtigsten, ehrwürdigsten in Europa zu machen (und das wünschen wir doch alle ohne Ausnahme), das einzige Mittel, sage ich, ist die Aufrechthaltung und ewig enge Verknüpfung eines deutschen Bundes. Einem solchen würde das ganze übrige Europa seine Kraft vergebens entgegenstellen, er würde die merkwürdigste Erscheinung bleiben in der Geschichte der Staaten. Und soll uns nicht um den Nachruhm unseres Landes zu thun sein? Kann nun aber ein deutscher Bund bei der Willkürlichkeit der souveränen Fürstenregierungen bestehen? Er widerspricht dem Privatinteresse der Fürsten geradezu, nach welchem sie handeln, und welches himmelweit unterschieden ist von dem des Volkes. Das Volksinteresse jedoch, welches nur Frieden und Wohlstand, nicht Vergrößerung des Staats und andere Scheinvorteile erstrebt, ist ganz eins mit der Einrichtung des deutschen Bundes. Nur durch die vereinten Stimmen der Volksstände in jedem Lande, bei welchen Ständen die Vernunft gewiß mehr den Vorsitz führt, als in den Staatsräten der Könige, nur durch diese kann der deutsche Bund Bestand haben. Ein Dutzend Monarchen, die immer in reibenden Berührungen zusammenkommen, können so wenig ewig bleiben, als ein Dutzend Soldaten in einem Zelte, bei denen es gewiß selten ohne Schlägerei abgeht.

Auch den Fürsten gereicht eine repräsentative Verfassung zum Besten, so ungläubig sie auch dafür scheinen. Sie ist der Ableiter eines Blitzes, der auf ihre hohen Häupter möchte gerichtet sein. Nur das Volk kann die Macht eines Fürsten legitimieren. Kein Mensch glaubt jetzt mehr an jene durch Verjährung heilige, legitime Gewalt der Kronen, so wenig als an die Unfehlbarkeit des Papstes. Was macht den König von Bayern zu dem, was er ist? Unstreitig der Wille seines Volkes. Aber an welch ein schwaches Rohr lehnt er sich, wenn er sich auf diesen Willen stützt. Hing je ein Volk mit so blinder und unumschränkter Liebe an seinem Könige, als es die Franzosen thaten? War Ludwig XVI. nicht auch ein

edler, väterlicher Monarch? Wie geduldig hat nicht jene leichte und leicht zu erregende Nation die empörendsten Dinge gelitten, durch nichts, als das „tel est notre plaisir!“ gerechtfertigt. Dennoch hat dies Volk seinen Monarchen bis auf das Schafott gebracht. Demnach sollte ein Fürst nichts Sehnlicheres wünschen, als sein Zepter durch das Einverständnis seiner Unterthanen weihen zu lassen, und sich nicht durch die Zuneigung derselben gesichert halten, da ihm diese Zuneigung doch das Bewußtsein nicht ersetzt, alles zum Wohl seines Volkes gethan zu haben. Jede durch Volkskraft ungezügelte Monarchie ist Tyrannei, wie es die Griechen nannten; denn es hängt ja nur vom Fürsten ab, ob er ein Tyrann sein will.

Am 8. Februar 1816. München.

Wie heute Fritz Fugger bei mir war, las ich ihm meine „Tochter Kadmus'“ [1]) vor, der er seinen Beifall gab. Ich wollte noch selbst etwas darüber sagen. Der oberflächliche Plan zu diesem Schauspiele ward schon 1811, also vor fünf Jahren gemacht, und damals ward auch ein Akt davon vollendet und zwar in schleppenden Jamben. Erst da ich durch Müllners „Schuld“ inne wurde, wie gut die Trochäen sich auf der Bühne ausnehmen, griff ich wieder zu der langversäumten Arbeit, die gleichsam dazu gemacht schien, trochäisch bearbeitet zu werden. In fünf Tagen hatte ich das Ganze vollendet. Der Stoff ist keineswegs ein untauglicher und matter für dramatische Behandlung. Er ist ziemlich verwickelt, anziehend und voll schöner und nicht ganz gewöhnlicher Situationen. Ich rechne hierher den Schwur des Athamas, seine Unterredung mit Kalistras, das Zusammentreffen der beiden verstoßenen Frauen des Athamas und die Scene zwischen Athamas und Arethusien. Ich verflocht auch viele mythologische Erzählungen, und ich glaube nicht unschicklich, in das Ganze. Die gelungenste von ihnen scheint mir bei weitem die Geschichte des Aktäon, zu deren Verschönerung der Versfall am meisten beiträgt. Die historische Wahrheit habe ich wenig geachtet, da das Ganze ohnehin in einer fabelhaften Zeit spielt. Auch dergleichen Anachronismen habe ich für erlaubt gehalten; daher von Orpheus, Amphion &c. geredet wird, die gleichwohl später gelebt haben. Das Ganze zerfällt fast in seiner natürlichen Einteilung in drei Akte. Der erste entfaltet die Verhältnisse des Landes und der Personen und schließt mit dem Entschluß des Athamas, seinen eigenen Sohn für Thebens Wohlfahrt hinzugeben, aus Furcht, seinen Schwur zu brechen, welches im zweiten Akte, der die Verwickelung ent-

[1]) Siehe S. 420.

hält, Arethusien bewegt, ihre Kinder wegzusenden, wodurch es Demodicen gelingt, einen falschen Verdacht auf Ino zu werfen, der sie zu Grunde richtet. Der zweite Akt endet jedoch ohne Ahnung der endlichen Auflösung. Diese wird im dritten in einer Reihe von stets wechselnden Empfindungen herbeigeführt. Das Stück schließt mit einer Apotheose, die ich den fabelhaften Versen des Ganzen nicht nur für angemessen, sondern notwendig für dasselbe hielt, da es dasselbe gleichsam krönt; denn wenn Athamas' Monolog die letzte Scene wäre, so wäre dies nichts weniger als ein genügender Schluß. So aber sieht man, wie es in dem letzten Auftritt heißt, das Laster und Verbrechen in den selbstgeschaffenen Wehen untergehen und die Duldung zum Himmel schweben. Auch sind vielleicht die lyrischen Strophen in der Endscene nicht ganz verwerflich, und ihre ruhige, musikalische Tendenz sticht nicht ohne Wirkung von der ruhelosen Verzweiflung des Königs ab. Und so fühlt man den Unterschied zwischen Erde und Himmel, Menschen und Göttern. Ich weiß nicht, ob der Schwur des Athamas gelungen ist; ich ziehe ihm die Schlußscene des ersten Akts vor, die ohnehin die einflußreichste von allen ist.

Am 9. Februar 1816. München.

Es war gestern ein Freund bei mir, der mich drang, ihm einen Brief im Namen eines jungen Menschen zu diktieren, welcher einem Mädchen, mit dem er in Verbindung stand, bekennt, daß seine Liebe zu ihr erloschen ist, und er unfähig zu heucheln. Ich mußte mich zu dieser Sache verstehen, die nicht ganz eine gute ist, und umhüllte die bittere Pille so viel wie möglich mit süßen Worten und Versicherungen, wenn dies anders ein Trost sein kann für verlorene Liebe. Man vertraute mir auch den Namen desjenigen, der diesen Brief abschreiben und absenden sollte. Wie wenig war ich aber gestimmt für ein so kaltes Geschäft. Wäre es eine Liebeserklärung gewesen, wie viel besser würde sie geraten sein! Dann hätte ich nur mein Herz bedurft, um zu diktieren. Jetzt ist mir, gottlob, die Beschäftigung zu Hilfe gekommen, die mich in Bücher, Schriften und Papiere einhüllend und jeden meiner Augenblicke tyrannisierend, nicht Zeit läßt, meiner Seele geheimste Wünsche in ruhiger Muße zu beschauen. Ich lebe täglich eingezogener und fast immer an meinem Schreibtisch. Täglich sehe ich neue Aussichten sich mir öffnen und neue Pläne in mir entstehen. Wenn ich aber meine Verhältnisse betrachte, so scheint mir nichts sonderbarer, als meine gewaltige Indolenz in der Liebe; denn was thue ich, um mich meinen Zwecken auch nur einigermaßen zu nähern? Was unternehme ich, um weiter zu kommen?

Und ist es nicht eine augenscheinliche Unmöglichkeit, ohne das geringste Zuthun von meiner Seite, die Bekanntschaft eines Jünglings zu machen, den ich nirgends sehen und treffen kann, dem ich nicht einmal auf der Straße begegne, welches mir übrigens, wenn es auch geschähe, doch nichts helfen würde? Wie kann jemand Neigung zu mir fassen, der mich weder sieht noch kennt? Daher sagt die Vernunft: „Gieb auf ewig dieses thörichte Hoffen auf, oder ersinne dir etwas, wodurch du es realisieren könntest.“ Aber was sollte ich ersinnen? Das Mittel, mich in die Zirkel der großen Welt zu werfen, ist gar kein Mittel, denn meine Zeit erlaubt es mir nicht, und ich würde mich nur lächerlich machen, da ich so lange zurückgezogen lebte. Uebrigens ist die große Welt, wie ich glaube, nicht einmal der Ort, wo ich B. am besten treffen könnte; denn es scheint, er liebt sie selbst wenig; auch lassen sich in solchen Zirkeln keine näheren Verhältnisse einleiten, da man dort kaum etwas mehr, als ganz gewöhnliche Gespräche zu führen im stande ist. Ein anderer Weg wäre, an ihn zu schreiben; dies geht aber durchaus nicht an. Ein dritter wäre, mich jemandem zu vertrauen, und durch die dritte Hand mich ihm zu nähern. Von meiner genaueren Bekanntschaft kennen ihn zum Beispiel Saporta und Wilhelm Gumppenberg, das heißt, ich sah sie öfter mit ihm sprechen; aber wie wäre es mir möglich, mich einem solchen zu vertrauen? Welchen falschen und schändlichen Auslegungen würde ich mich aussetzen durch eine Unvorsichtigkeit von der Art? Und mich einem anderen zu entdecken, der ihn nicht kennt, was würde es helfen? Freilich würde es mein Herz erleichtern.

Morgen, morgen ist ein Tag, der seit drei Jahren zu meinen liebsten und günstigsten gehört, der zehnte Februar![1]) Auch im vorigen Jahr ist er mir nicht ohne Grußbezeigung vorbeigestrichen, und für morgen ward mir schon eine Art von Glück angekündigt. — — — — — — und ich hoffe, es wird vor sich gehen. — — — — — heute traf ich ihn auch beim — — — — — — heit wollte mir gut — — — — — dessen Stelle zu vertreten, — — — — — — Abgang nicht bemerken sollte. Ich that es, allein da ich zuletzt — — — — Degen ziehen sollte, — — — — war — — — — — seinigen gab. Durch diesen fatalen, aber doch günstigen Zufall verschaffte ich mir zwar einen derben Verweis von seiten (des Majors); allein es erfreute mich innig, auf einige Augenblicke — — — — — —. Der Himmel zeigt sich mir nicht abgeneigt, aber was ist alles dies gegen das, was ich verlange. Einen innigen, trauten Freund

[1]) Siehe S. 58.

möcht' ich haben, und das wird mir ja doch nie. Ich möchte, daß er mich lieb hätte und hochschätzte, und das wird nie geschehen; obgleich ich nicht anders vermuten kann, als daß ich seine Achtung habe, denn er begegnet mir keineswegs mit Geringschätzung. Aber was will das heißen? O warum mußte ich mich aufs neue in unbesonnene, fast unerreichbare Wünsche verstricken, die zu nichts beitragen können, als meine Tage mit Unruhe und mancherlei Sorgen zu füllen.

Ich war diesen Abend mit Schnizlein im Hoftheater und hoffte dort — — — zu sehen, doch war er nicht zugegen. Desungeachtet fand ich Fritz Fugger, und wir unterhielten uns recht gut zusammen. Man gab ein Trauerspiel, noch im Manuskript, von Ritter von Zahlhas aus Wien, betitelt „Heinrich von Anjou" [1]). Es hat zum Gegenstand eine Novelle aus dem „Gil Blas" [2]), der es treu nachfolgt; doch ist das Ganze in ein historisches Gewand geworfen. Eigene Erfindung ist daher nur wenig dabei, und wer die Novelle kennt, kennt auch den Ausgang des Stücks. Doch ist diese Tragödie gewiß keine von den letzten, die nach Schillers Tode erschienen. Man bemerkt auch in jeder Scene, daß der Verfasser Talent für die Bühne hat, allein man bemerkt auch in jeder, daß er kein Genie ist. Mittelmäßig ist jedoch seine Produktion keineswegs. Die Sprache ist schön und in reinen Jamben, doch wäre zu wünschen, daß er ein wenig mehr Poet wäre und weniger nüchtern. Manche Stelle ist auffallend prosaisch. Als zum Beispiel der Kanzler den Heinrich von Anjou auf den Knien fleht, ihm seine Tochter wieder zu schenken, so antwortet ihm jener im Konversationstone, er sei der erste Minister, der seinem Könige, die Tochter zur Frau zu nehmen, abschlage. Als Heinrich in Verzweiflung den toten Herzog Leontio anruft, sagt er ihm: Wenn dir der Himmel verzeiht, so (man erwartet eine große hyperbolische Aeußerung), so, heißt es weiter, ist keine Gerechtigkeit mehr von ihm zu erwarten". Welche wässerige Wendung! Die letzte Handlung des Herzogs scheint fast zu unnatürlich, zu schrecklich für einen Sterbenden. Biancas Tod ist zu plötzlich, und zu sehr durch die Hand des Zufalls herbeigeführt. Manche Wiederholungen in der Diktion fallen fast ins Lächerliche. So sagt zum Beispiel Heinrich drei bis viermal: „Ich heiße Anjou!", welches er eigentlich gar nicht zu sagen brauchte. Das näm-

[1]) Das Trauerspiel des geschickten Schauspielers und Bühnenschriftstellers (Johann Bapt. von Zahlhas, geb. 1707, gest. ?) wurde zuerst in Berlin (1816) aufgeführt und erschien Leipzig 1819 im Druck.

[2]) „Gilblas de Santillane", berühmter vierbändiger „komischer Roman" (1715 und folgende Jahre), des Lesage (1668—1747).

liche gilt von dem Ausdrucke „bei Troste sein“, der überhaupt gar nicht tragisch, sondern ziemlich gemein ist. Es wären noch viele kleine Unschicklichkeiten zu rügen, unter anderem das Gebrauchen der französischen Worte „Galanterie“, „Cousin“ und dergleichen mehr. Es werden auch einige unzarte Punkte, die ehelichen Rechte betreffend, allzu oft berührt. Bei dem allen erregt das Ganze viel Interesse, und manche Stellen sind ausnehmend schön. Der fromme Charakter der Constanze ist eine fast neue Erscheinung auf der Bühne, obgleich er nur wenig herausgehoben wird. Mlle. Altmutter[1]) spielte sie sehr gut. Herr Reinhard[2]) (Sifredi) und Herr Wohlbrück[3]) (der französische Freiherr) verdienen gleiches Lob, auch Madame Karl[4]), obgleich sie alle drei nichts Außerordentliches leisteten. Herr Karl als Anjou hat mich wieder ein wenig mit sich ausgesöhnt, aber seine Figur und sein Organ sind nicht vorteilhaft. Doch deklamiert er lauter und deutlicher, als Herr Stentzsch[5]), obgleich dieser letztere mehr zu fühlen scheint, was er sagt. Die Deklamation des Herrn Tochtermann kommt mir unerträglich vor.

Diesen Morgen hatte ich einen Genuß anderer Art, obwohl er sich auch gewissermaßen auf dramatische Darstellung bezog. Ich ging nämlich mit Fugger und W. Gumppenberg in das Kupferstichkabinett, das Freitags und Dienstags offen steht, und ich sah die gesammelten Kupfer zu den Shakespeare'schen Werken[6]). Sie sind von verschiedenen englischen und auch ein paar deutschen Meistern. Einige dieser Kupfer entzückten mich bis in die tiefste Seele. Man sieht sie ausdrucksvoll und majestätisch vor sich, die großen Gestalten Shakespeares. Nichts gleicht dem dem Brutus erscheinende Geiste Cäsars, wie auch der Geistererscheinung im „Hamlet“. Nichts gleicht dem herrlichen, unnachahmlich fürchterlichen Ausdruck im Gesichte der Lady Macbeth, eh sie zum Morde schreitet, nichts der Physiognomie des König Lear, wie er seine Tochter beweint. Man kann die Ausführung der Scene Macbeths in der Hexenhöhle und die gräßlichen Gesichter der Hexen und der Hekate selbst nicht genug bewundern. Welch eine Zusammenstellung von Zauberbildern in den Kupfern aus

---

[1]) Siehe S. 392, Anmerkung [4]).

[2]) Siehe S. 392, Anmerkung [5]).

[3]) Gottfried Wohlbrück, am Münchener Hoftheater in den Jahren 1812—17 thätig.

[4]) Margarethe Carl, geb. Lang (1788—1861), ursprünglich Sängerin, trat sie 1812 als Schauspielerin auf und verblieb in ihrer Kunst bis 1826.

[5]) Siehe S. 97, Anmerkung [2]).

[6]) Shakespeare Gallery by C. Taylor, 50 Plates after H. Singleton, 1792.

dem „Sommernachtstraum!“ Wie erfüllt im „Richard dem Dritten“ bei dem Morde der beiden Knaben der Abstand von den unschuldigen Kindergesichtern und denen der Mörder die Seele mit Grausen. Ueberhaupt ist diese ganze Gruppe meisterhaft. Gräßlich sind die Physiognomien der Hexe Jourdain und des Geistes, den sie beschwört. Ich würde nicht fertig werden, von dieser Sammlung unvergleichlicher Kupferstiche zu reden. Es befinden sich aus allen Stücken Shakespeares dabei, besonders viele aus „Heinrich VIII.“ und „As you like it.“ Aber was bietet dieser große Genius nicht auch dem Maler und Kupferstecher für große unnachahmliche Situationen dar?

— — — — — — — — — — — — — [1])

nicht alles auf die Erziehung und die ersten Eindrücke an! Glücklich, wer ohne traurige Erfahrungen klug wird; aber fast ebensogut ist der, den die Erfahrung und ein edleres Streben frühzeitig von seinen Irrtümern zurückbringt. Und besonders den Menschen kommt's nicht zu, zu richten und zu verurteilen. O wie viele mächtige Feinde hat der arme und schwache Mensch!

Ich habe dieser Tage wieder zwei Stücke von Molière gelesen, nämlich den „Tartufe“ und den „Médécin malgré lui.“

(Spätere Anmerkung:) Tartüffe ist vielleicht zu sehr Bösewicht und nicht schlau genug für einen Scheinheiligen — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — Stücke sind wirklich sehr schön, und — — — —. Schade, daß aus allen Voltaire'schen Schriften, und selbst aus seinen Liebesliedern, kein Herz spricht.

Sehr streng wird er beurteilt in einem Buche, das ich heute zu lesen vollendete. Es heißt Examen des ouvrages de M. d. V. considéré comme poëte, comme prosateur, comme philosophe, par M. Linguet [2]). Dieser Herr Linguet hat aber eine sehr abschweifende Schreibart und bleibt nicht immer bei seinem Gegenstande; auch sucht er alles durch Parallelen und Vergleichungen zu beurteilen, und so spricht er oft ebensoviel von Racine, Corneille, Crébillon, Arioste als von Voltaire selbst. Den Unwert der „Henriade“ und „Pucelle“ thut er sehr ausgedehnt dar, und jeder Vernünftige wird mit ihm übereinstimmen. Auch den Tragödien und Lustspielen geht es nicht viel besser, obgleich diese Urteile

---

[1]) Nahezu ein Blatt vom Autor später herausgeschnitten.

[2]) Simon Nic. Henri Linguet (1736—94). Das oben genannte Werk erschien Brüssel 1788.

nach dem französischen Geschmacke riechen. Im ganzen lobt er den Herrn von Voltaire ungemein, doch wenn es ans Zergliedern kommt, so bleibt wenig Lobenswürdiges mehr übrig. Am meisten Rühmens macht er von den „Pièces fugitives“, was ihm auch zu verzeihen ist, da er die lyrische Poesie der Deutschen und Engländer nicht kennt. Auch die Romane werden im ganzen gut geheißen, besonders aber die historischen Schriften, die jedoch dem Herrn Linguet zu trocken und reflektiert vorkommen, welches ich gar nicht sagen könnte. Mit gerechtem Tadel wird gegen die Werke wider die Religion geeifert. Unter den vielen Schriften Voltaires werden nur sehr wenige zu einer Art von Unsterblichkeit gelangen. [41]

Am 11. Februar 1816. München.

J'éprouve que mon inclination pour . . . s'augmente de jour en jour, d'heure en heure; je sens qu'elle est devenue une passion triste et inquiétante, comme celle que j'ai éprouvé pour Fédérigo, maintenant presqu'oublié pour son beau rival. Hélas! quand je pense à l'avenir, quels tristes jours se présentent à ma vue! Encore une fois je passerai par un rang de vaines espérances, de privations éternelles, de craintes, de regrets et d'inutiles vœux! Je ne sais que trop bien, ce qu'on souffre dans l'état, où je suis, où le sort m'a replongé.

Je connais ces tourments, ces tristes espérances,
Ces troubles, ces désirs par des expériences,
Je le sens, je l'éprouve, il n'est plus de secours,
Je l'aime avec ardeur, je l'aimerai toujours!
Le sort en est jeté, hélas! malgré moi-même,
Je ne puis plus choisir, je ne sens que je l'aime.
L'absence seulement ou de plus chers objects
Peuvent diminuer ou changer mes souhaits;
Dans mon ame longtems brillait cette étincelle,
Un flambeau dévorant s'est allumé par elle.
Ainsi mon cœur en proie à des désirs si vains
Est l'impuissant jouet des injustes destins;
Et l'Amour inconstant, constamment me maîtrise,
A ce Dieu ma raison s'est pour toujours soumise;
Je n'ai plus de pouvoir, ni choix, ni volonté,
Adieu mon doux repos! Adieu ma liberté
La passion revient, la passion puissante,
Qui me rend triste et gai, qui me trouble et m'enchante;
Je fuis des sentimens, qui troublent mon repos,
Mais je ne puis blâmer des sentimens si beaux!

Comment les nommerai-je? Amour? Amitié? Trouble?
D'amour et d'amitié c'est un mélange double:
Plus constant que l'amour, plus doux que l'amitié,
C'est l'excès de l'ardeur et de la pureté;
Plus que l'amitié froide il embellit la vie,
Connaît l'amour charmant, ignore sa folie (!!!)
Mais pourquoi le bénir? et priser ses attraits,
Il le faut détester, tout sans espoir qu'il est.
Je sais, je l'éprouvais souvent dans l'ame émue,
Quelle est du tendre amour la recompense dûe.
Je n'étais pas encore favorisé des cieux,
Peut-être cette fois je serai plus heureux!
Voilà les vains appuis du faible espoir de l'homme!
Jusqu'à ton amitié il me flatte Guillaume;
Et ce que la raison a toujours regardé
Comme impossible et vain, il veut le rendre aisé;
Il veut me faire croire — aimable croyance! —
Que tu montrais pour moi certaine préference.
Tu n'en pensais jamais, et ma raison le sait,
Mais de croire à l'espoir l'amour est toujours prêt;
Il me dit dans l'oreille avec un doux sourire,
Tu peux le mériter ce que ton cœur désire.
Ne dois-je pas le croire à l'orateur chéri?
Je ne puis m'opposer, quand il me parle ainsi.
Guillaume, bien aimé! je t'aime et te révère.
Que mon cœur pour le dire serait si téméraire,
Et je serais sauvé; alors tout irait bien,
Il nous joindrait peut-être un aimable lien.
Elève-toi, mon cœur! rien ne vient de soi-même.
Il faut souvent lutter pour gagner ce qu'on aime!
Elève-toi, mon cœur, ne sois que plus hardi,
Et tu acquériras un adorable ami;
Pourquoi cacher l'amour, comme on cache des crimes,
Oh, dis-lui, qu'il t'est cher, dis-lui que tu l'estimes
Tu laissais échapper les moments les plus beaux
Chez le blond Frédéric, chez M......
Il faut le récouvrer ce que la peur tremblante
A perdu sans retour, et l'ame languissante
D'un peu de fermeté le désir soit guidé,
La vigeur seulement aspire à l'amitié;
Celui atteint le but, qui travaille sans cesse,
La passion s'unisse avec la hardiesse!
Il faut cacher d'abord son inclination,
Mais toujours profiter de chaque occasion;
Car tout ce qu'on néglige est perdu pour la vie.
Un homme réalise aussi sa fantaisie
Quand il veut ce qu'il veut avec zèle et vigueur.

Quoiqu'il n'est pas aisé de vaincre un noble cœur,
Un cœur indifférent; mais grande est la puissance
Du réciproque amour, de la persévérance.
Mille fois chaque peine égale le beau prix:
Quel bonheur sans pareil, de voir des traits chéris,
De lire dans les traits ce qui remplit nous-mêmes,
Voilà ce qui vaut mieux que mille diadèmes!
Guillaume, aimable ami! que tu pourrais me voir,
Nourrissant dans ma plume un chimérique espoir,
Chimérique sans toi; mais tu peux tout changer,
Tout ce que j'espérais tu peux réaliser!
Et tu pourrais, au lieu des maux que tu me causes,
Orner mon triste front de mille et mille roses.
Je pense encore à toi, quand le Dieu du sommeil
A de sa douce main déjà fermé ton œil;
Des songes amoureux soient ton heureux partage,
Je voudrais, que Somnus t'envoyait mon image!
Quand le brillant soleil demain t'éveillera,
Je suis déjà debout, je pense à toi déjà!

Am 12. Februar 1816. München.

Gestern mittag war ich bei Frau von Harnier zum Mittagessen gebeten. Sie lieh mir ein kleines Buch, ein Lustspiel in einem Akte unter dem Titel: „Unser Verkehr"[1]), eine Satire auf die Juden enthaltend. Dies Stück wurde in Berlin und Hamburg gegeben, obgleich die dortigen Juden vieles Geld gegeben hätten, wenn es nicht wäre vorgestellt worden. Es ist eine artige Posse, ganz im jüdischen Dialekte geschrieben. Der Verfasser hat alle ihre Manieren nachzuahmen, und Habsucht und Interesse zeigt er als die Haupttriebfeder ihres ganzen Wesens. Es kommt auch eine reiche Judentochter vor, die den schönen Geist spielt. Von der Bühne mag dies Lustspiel ziemlich viel Lachen erregen. Uebrigens ist das Judenvolk gewiß eine der sonderbarsten und auffallendsten Begebenheiten in der Geschichte. Es scheint nicht, daß dies Volk je sich verlieren wird, obgleich es selbst sein Vaterland bereits seit so langer Zeit verloren hat. Ein anderes Buch, das ich dieser Tage las, ist eine in Ge — — — — — — — — — — — — — — — — —[2])

---

[1]) „Unser Verkehr. Eine Posse in einem Aufzuge, Berlin 1814." Der Verfasser war Karl Borom. Alex. Sessa (1786—1813), 1816 erschien schon die dritte Auflage des Buches, welches eine umfangreiche „Hepp-Hepp-Litteratur" eröffnete und mittelbar Anlaß der späteren Judenverfolgungen wurde.

[2]) Eine halbe Seite herausgeschnitten.

Juch! hey! wat hebbe wy vor Not?
De ole Reynke Voss is dot![1])

Das Plattdeutsche ist ziemlich naiv und kommt der englischen Sprache viel näher als das Hochdeutsche.

Im „Morning Chronicle“ las ich heute einige hübsche englische Gedichte, das eine war an das Podagra gerichtet, ein anderes kleines hieß „Exile's balm“, worin die Freundschaft als der einzige Balsam der Verbannung bezeichnet war. Aus einem dritten, welches politischen Inhalts war, habe ich mir folgenden Vers gemerkt:

The porker Bourbon smiles the lion Ney. [42]

„Tiger“ würde wahrer und besser gewesen sein, als Löwe.

Am 13. Februar 1816. München.

„Was ist das Leben weiter,“ sagt Jean Paul, „als eine gläserne Himmelspforte. Sie zeigt uns das Schönste und jedes Gut; aber sie ist doch nicht offen“. Leider ist's allzuwahr! Meine Phantasie ergötzt sich an tausend schönen Bildern und Träumen, aber sie treten nicht ins Leben. Heute morgen war ich abermals in einer Kriegskommission — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Fritz Fugger kommt fast täglich zu mir. Vor ein paar Tagen übersetzte ich ihm eine Ballade aus den „Tales of wonder“ von Lewis (Bothwells „Bonny Jane“). Er äußerte den Wunsch, ich möchte diese anziehende Ballade in deutsche Verse übertragen, was ich auch gestern that. Doch verpflanzte ich auch zugleich auf deutschen Boden, und sie heißt: „Des Pfalzgrafen bei Rheine Tochter“[2]). Ich glaube nicht, daß meine Uebertragung ganz mißlungen ist.

Im Theaterjournal [43] las ich heute einen Aufsatz über die hiesige Aufführung der Müllner'schen „Schuld“, welcher einige gute und wahre Bemerkungen enthielt.

Am 20. Februar 1816. München.

Am gestrigen Abend gelobte ich mir selbst und beschloß feierlich, mehr an meinem Glücke zu arbeiten, beschloß kühner zu Werke zu gehen und meinem eigenen Rate zu folgen: Ne sois que plus hardi, Et tu acquériras un adorable ami[3]).

---

[1]) „Hennynk de Han“, Abdruck des seltenen Originals, herausgegeben von Nikolaus Meyer, Bremen 1814, S. 54.

[2]) Nicht erhalten; vgl. S. 129.

[3]) Vgl. S. 434.

Ich beschloß meine Schüchternheit zu bezwingen, — — wie einen andern zu betrachten und ihn heute — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — [1]
die Vorsehung irgend eine Gelegenheit herbeiführen. Leicht kann ein einziges Gespräch unsere nähere Bekanntschaft begründen, wenn es die Grenzen der Allgemeinheit verläßt. — — — — — — anders seh' ich ihn nirgends.

Abermals steht mein Entschluß fest, ihn morgen zu sprechen, aber es wird so wenig geschehen, als heute. Heute nacht träumte ich von ihm; allein nichts Gutes, denn ich zankte mit ihm; jedoch sagt man, daß sich Träume im Gegensinn auslegen. O möchte doch die Gottheit morgen liebend auf mich niedersehen. Es ist heute schon spät, und ich muß noch in die kalte Nacht hinaus, um die Ronde zu machen; sein Bild wird mich begleiten; ich würde diesen nächtlichen Spaziergang weit lieber machen, wenn mich der Weg an seinem Hause vorbeiführte. Schnizlein leistete mir noch bis zehn Uhr Gesellschaft. Ich war auch heute bei ihm, und gestern gingen wir zusammen, um ein Quartier zu suchen, da mir das meinige so wenig gefällt. Wir fanden wirklich eines, das ich —
— — — — — — — — — — — — — — — [2]
Issel von ihm in einem Briefe gefordert hatte. Issel hat Perglas auch geschrieben, daß ihm ein Freund aus Neapel einige Epheublätter von Virgils Grabe geschickt habe, und daß er dieselben mir überlassen wolle, da er wisse, daß ich dergleichen Raritäten sammele. Ich weiß nicht, was ihn zu dieser Großmut bewogen hat. Ich ließ ihm in meiner Antwort danken und ihm zugleich sagen, daß ich seine Silhouette zu haben wünschte. Auch gab ich, was ich wußte, von den beiden Schlichtegrolls und Karl Wiebeking. Von diesem letzteren erhielt ich heute einen Gruß durch Frauenhofen; er gefällt sich wohl in Baireuth.

Ich bin nun wieder zu meiner Compagnie zurückversetzt. Gestern abend brannte es in der Vorstadt, es war aber nicht von Bedeutung.

Am 21. Februar 1816. München.

Ich fühle, wie schwach ich bin, da ich keinen festen Entschluß fassen kann; solange ich ferne von ihm bin, hab' ich Mut und ich überlege, was ich ihm sagen will, und bereite mich darauf vor. Aber sobald er vor mir steht, ergreift mich die Schüchternheit, ich fürchte, meine Zunge

---

[1] Halbes Blatt herausgeschnitten.

[2] Größere Lücke.

möchte stottern, sobald ich von mehr als gewöhnlichen Dingen mit ihm rede. Oft wird es mir auch plötzlich kühl im Herzen; ich fühle, daß ich ihn nie so sehr geliebt habe, als B., den ich noch liebe; und so stehe ich zuweilen außer meiner Neigung und übersehe dieselbe. Dennoch ward mir heute das Glück zu teil, mit Wilhelm zu sprechen, obgleich nur kurze Zeit; — — — — — — gingen. Er redete mich an, und wir sprachen über die „Schuld“ und den „Heinrich von Anjou“ [1]; aber ich konnte das Gespräch auf nichts anderes bringen. Wir kennen doch nun einmal einander, sollte es so schwer werden, uns noch näher kennen zu lernen? Ehmals, als er mir gleichgültig war, kannten wir uns eigentlich gar nicht und sprachen nie zusammen. Also bin ich doch schon einigermaßen vorgerückt. Nur Mut!

---

Fritz Fuggern las ich heute ein paar von meinen Gedichten vor; er beehrte sie jedoch nicht mit seinem Beifall, obgleich es solche waren, auf die ich mir am meisten einbilde; ich sehe täglich mehr ein, wie wenig ich vermag, und wie wenig ich bin, und dies Gefühl drückt mich sehr zu Boden. Es bleibt mir zwar das Studium noch übrig, wenn's auch die Schöpferkraft nicht ist; aber in allem Nachdenken, Lesen und Schreiben stört mich der Gedanke an Wilhelm und beraubt mich der Ruhe. Ich muß dann aufspringen von meinem Schreibpulte und mit starken Schritten durchs Zimmer gehen, und nur an ihn denken, nur an ihn!

Mit Schnizlein war ich heute auf dem Turme zu Unserer Frauen [2], um der schönen Aussicht zu genießen. Er ist 333 Fuß hoch, und 464 Stufen führen empor. Wir freuten uns der weiten Umsicht und sahen wie durch ein Mikroskop die Menschen unter uns wandeln. Unter allen Häusern der Stadt war eines, auf das ich besonders meinen Blick heftete.

Am 22. Februar 1816. München.

Man gab heute am hiesigen Hoftheater ein Stück, aus dem man in den Zeitungen seit einiger Zeit viel Wesens gemacht. Es ist „Des Hasses und der Liebe Rache“ von Kotzebue [3]. Ich habe aber diesem

---

[1] Vgl. S. 429.

[2] Der „Frauenkirche“, 1468—88 im spätgotischen Stile erbaut. Die unvollendeten Türme sind 97 Meter hoch.

[3] „Des Hasses und der Liebe Rache, Schauspiel aus dem spanischen Kriege in fünf Akten, Leipzig 1816.“

Schauspiele wenig Vorzüge abgemerkt. Fürs allererste wimmelt es von Unwahrscheinlichkeiten. Die Rache des Hasses, die des alten Dom Pardo nämlich, ist trotz dem Feuer des spanischen Charakters gar zu unnatürlich und grell und läßt sich unmöglich mit dem Wesen eines braven und edlen Mannes vereinen, und das soll doch Dom Pardo sein. In der Rache der Liebe kann ich keinen Edelmut finden. Julie liebt den Major, und für einen geliebten Gegenstand opfert man gern alles auf; selbst das Leben, ohne deshalb edelmütig zu sein. Uebrigens hätte schon die Menschlichkeit von ihr gefordert, was sie thut. Dom Truxillos ist fast mehr Bösewicht, als es einem Menschen zugetraut werden kann; sein Charakter hat gar keine Nuancen. Die Rolle eines furchtsamen Bedienten ist unendlich abgedroschen auf der Bühne. Was aber dem Ganzen am meisten schaden mag, ist die äußerst schleuderische und hingeworfene Diktion, welche die Kotzebue'schen Stücke leider charakterisiert. Was die Aufführung betrifft, so war sie ziemlich mittelmäßig, Madame Karl als Julie ausgenommen, die am Ende hervorgerufen wurde. Ich war mit Schnizlein im Theater.

Ein Buch, was mich seit einiger Zeit beschäftigte, war „Pensées de Pascal sur la Religion et quelques autres sujets“[1]). Sie sind als Fragmente sehr schätzenswert, und dies Werk würde ein sehr merkwürdiges geworden sein, wenn nicht der Tod des Verfassers die Vollendung gehindert hätte. Manches, was darin gesagt wird, hatte zur Zeit, wo es geschrieben wurde, mehr den Glanz der Neuheit, als in unserer erschöpften Zeit. Das Werk ist jedoch voll von treffenden und reifen Gedanken. Ein großer Teil des Buches aber ist mit Beweisen für das Christentum angefüllt, deren Ersprießlichkeit ich nicht einsehe. Dem Gläubigen sind sie mehr schädlich, als sie ihm nützlich sein könnten, und den Ungläubigen belehren sie doch nicht. Wenn alles klar wäre durch die Vernunft, so würde es keinen Glauben mehr geben. Pascal belegt alles mit den Weissagungen der Propheten[2]). Was mir hingegen der beste Beweis erscheint, daß Christus, wie ihn die Apostel beschreiben, gelebt und gelehrt habe, ist, daß die Apostel zu klein gewesen wären, um einen so großen und edeln Mann, wie keiner je gelebt hat, und wie Christus nach dem Zeugnis der Evangelisten war, aus sich selbst hervorbringen zu können. Pascal scheint jedoch zuweilen auch von kleinlichen Ansichten beseelt zu

---

[1]) Blaise Pascal (1623—62), der berühmte philosophische Schriftsteller. Seine „Pensées“ erschienen erst, von fremder Hand zusammengestellt, nach seinem Tode, 1662.

[2]) l. c. cap. XV.

sein. Die Prières pour demander à Dieu le bon usage des maladies haben mich sehr angesprochen. Unter anderem fand ich einmal folgende Stelle:

„Otez-donc de moi, Seigneur, la tristesse que l'amour de moi-même me pourrait donner de mes propres souffrances, et des choses du monde qui ne réussissent pas au gré des inclinations de mon cœur qui ne regardent pas votre gloire“ [1]).

Diese Worte ließen sich freilich auf meine jetzige Lage anwenden; aber ich glaube nicht, daß Gott dem Menschen eine Hoffnung sollte rauben wollen, die er ihm doch selber einpflanzte.

Ich schrieb heute nach Hause und einen Brief voll eben nicht freudigen Reflexionen an Xylander. In der Harmonie las ich manches Anziehende und auch wieder etwas über das neue Trauerspiel von Müllner: „König Yngurd“. Es ist in Jamben.

Von den Fenstern der Harmonie aus sah ich auch einer Festlichkeit auf der Straße zu, nämlich dem Schäfflertanze, ein Ueberbleibsel der alten Fastnachtsspiele, wie man in München noch vieles von den alten Sitten. Dieser Tanz, der nur alle sieben Jahre stattfindet, wird von den Schäfflern veranstaltet, die in rote Kittel, schwarze Hüte und Beinkleider und weiße Strümpfe mit Schuhen gekleidet sind und vor Wirtshäusern, oder wo man es sonst haben will, tanzen. Sie tragen große, steife, halbe Blumenkränze, welche Reife vorstellen, und mit denen sie allerlei Figuren machen. Es sind auch ein paar Hanswurste dabei.

Ich sehe am Raume, daß ich dies Heft schließen muß. Die vorzüglichste Begebenheit darin ist die Neigung zu Wilhelm, im Anfange des Heftes noch unendlich schwach und nun bereits so groß und gebieterisch. B.'s Andenken ist sehr gesunken. Er konnte nicht vergessen, aber verdrängt werden.

Heute — — — hätte ich sehr wohl mit Wilhelm sprechen können; ich versäumte aber die Gelegenheit. Ich bin in diesem Hefte wieder in mein Vaterland zurückgekehrt. Auch die Erneuerung von Fritz Fuggers Bekanntschaft ist darin merkwürdig. Die schönsten Tage sind der 6. November (zu Légères), der 28. November, Ankunft in meiner Vaterstadt, der 11. Dezember, Einmarsch in München, der 24. Dezember, — — —, am 23. Januar sprach ich mit ihm im Theater; am 28. Januar

[1]) l. c. cap. XXXII (Schluß).

sprach ich ebenfalls mit ihm und sah Federigo, am 9. Februar — — — — Wilhelm.

Anmerkung am Rande: In diese Zeit fällt auch die Abreise Lüders' und Wiebekings, die Anknüpfung einer Korrespondenz mit Gruber, die Nachrichten, die ich nach langer Zeit wieder von Gustav Jacobs erhielt, die Entfremdung gegen Madame Schwarz und Liebeskind.

---

## Erwähnte Schriften.

Macbeth, traduit par Ducis.
Beschreibung von Bonapartes Reise nach Elba von Truchseß.
Die Jobsiade.
Cornelia von Aloys Schreiber.
Rosaliens Nachlaß von Jacobs.
Tom Jones by Fielding.
Die Schuld von Müllner.
La Pucelle de Voltaire.
Poésies de Gresset.
Titan von Jean Paul.
Maximes de la Rochefoucauld.
Axel und Walburg von Oehlenschläger.
Epîtres, stances et odes de Voltaire.
Religion, ein Gedicht von Christian Schreiber.
Le médécin malgré lui par Molière.
Le Tartuffe par Molière.
Unser Verkehr.
Henninf der Hahn von Meyer.
Pensées de Pascal.
Examen des ouvrages de M. d. Voltaire par Linguet.

# Memorandum meines Lebens.

---

## Neuntes Buch.

Vom 23. Februar bis 26. Juni 1816, meiner Abreise nach der Schweiz.

„Die Erinnerung ist das einzige Paradies,
aus dem wir nicht getrieben werden können.“
Jean Paul.

„Cur mihi plus aequo flavi placuere capilli?"

Ovid[1].

[1]) Heroid. Ep. XII, 11.

Am 23. Februar 1816. München.

Sobald ein Akt des Lebens ist geschlossen,
Dringt sehnsuchtsvoller, neubegieriger
Der Blick in dunkler Zukunft Nebelferne;
Die Maske möcht' er reißen von dem Bild
Der Jungfrau, welche unzugänglich sitzt
Für alle Menschen an der Zeiten Wiege
Und ihre Säuglinge, die Tage, nährt.
Durch Ahnung nicht, nicht durch Orakelspruch
Wird sie enthüllt, und nur allmählich zeiget
Sie uns ihr Antlitz, einer Sonne gleich,
Die aus dem Meere, langsam wachsend, steiget.

Noch liegen diese Blätter rein vor mir,
Und welches Bild in dieses weiße Silber
Sich prägen wird, ich kann es nicht erforschen,
Obgleich ich selber dieser Münzer bin;
Allein ein andrer formt die Stempel alle,
Ich nehme sie aus meines Meisters Hand,
Sie drückend in die reinlichen Metalle.

Viel schöne Träum' und Hoffnungen geleit' ich
Von der Vergangenheit erhelltem Tage
Hinüber in der Zukunft Schattenwelt;
Wird sie sie pflegen, meines Herzens Blumen,
Wird sie sie streng und kalt und unbekümmert
Mit stolzen Füßen treten in den Staub?
Doch wohl mir, daß mein Blick sie nicht enthüllt!
Was wär' ich, wenn ich wüßte, was ich werde?
Mein ganzes Glücke würde dann vielleicht
Zusammenstürzen und in Trümmer gehen;
So bleibt der Wunsch mir und die Hoffnung frei,
Und schöne Träume darf ich liebend bilden
Und flattern lassen durch die Phantasie.
So sehn' ich mich von einem Tag zum andern,
Und also süß beschäftigt darf mein Geist
Durch alle Gärten der Erwartung wandern.

Wenn's anders wahr ist, daß jedwedem Menschen
Ein holder Genius zur Seite geht,
Der ihn beschützend und behütend stärkt,
So höre du, mein Genius, das Flehen
Des Schützlings an, den du zu leiten hast,
Geleite mich in die geliebten Arme!
Werd' ich am letzten Blatt nicht weiter sein,
Als ich es hier am ersten Blatte bin?
Werd' ich dem Ziele mich nicht nähern können?
Ach, allzu oft ward dieses Herz getäuscht,
Nichts Beßres wird geschehen, als geschah,
Und dennoch läßt die Hoffnung von mir nimmer
Und sagt mir ewig leise: Sei getrost!
Ich will getrost sein und vertrauen will ich,
Wohl mancher Stern hat sich von mir gewendet,
Vielleicht, daß dieser hier mich nicht betrügt,
Und seine Strahlen zu mir niedersendet.
Was da unmöglich ist, begehr' ich nicht;
Was ich begehre, kann zu teil mir werden
Durch Neigung und Gelegenheit zugleich.
Könnt' ich es nur erringen, würd' ich's gern,
Und jedem Hindernis würd' ich begegnen;
Doch nicht Gewalt kann solch ein Gut erstehn,
Und frei und liebend muß es niedersteigen,
Wie eine Gottheit von des Himmels Höhn.

Seid gewogen,
Holde Tage,
Meiner Klage,
Meinem Schmerz,
Und die Lust des
Paradieses
Flößt in dieses
Kranke Herz.

Denn noch mehr als
Edens Haine
Seligt seine
Teure Hand;
Warum darf ich
Sie nicht drücken
In Entzücken
Festgebannt.

Wilhelm rufen
Tön' im Busen,
Und die Musen
Singen sie;

Ob ich wandle,
Ob ich liege,
Seine Züge
Miss' ich nie!

Und so sollst du
Nicht verzagen,
Freudig schlagen,
Herz, in Lust;
Einst vielleicht noch
Findet einer
Mich an seiner
Lieben Brust.

Wenn der heutige erste Tag dieses neuen Heftes ihm eine Vorbedeutung ist, so wird es glücklich enden; denn ich war heute insofern vom Schicksal begünstigt, als ich Wilhelm auf der Parade sprach. Und was mir noch mehr gilt als das, ich glaube aus kleinen Umständen wahrgenommen zu haben, daß er mich nicht ganz mit gleichgültigen Augen betrachtet, und daß ich vielleicht einigen Wert bei ihm habe. Ich kann mich nicht betrogen haben, denn leicht betrügt und überredet sich die Neigung; aber die Neigung sieht auch scharf und entdeckt oft die unbedeutendsten Bewegungen, weil sie sie selbst empfindet. Gott schenke mir auch ferner seinen Beifall und seine Hilfe, denn die Gunst, die er mir schenkt, dünkt mich der Beifall seiner Neigung. Ich redete mit Wilhelm von dem gestern aufgeführten und gestern erwähnten Schauspiel von Kotzebue „Des Hasses und der Liebe Rache" [1]. Er sagte etwas Gutes davon, ich gestand aber, daß es mir gar nicht gefiele.

Herr von Kotzebue soll, wie ich heute im „Morning Chronicle" gelesen, [44] zu Königsberg gestorben sein. In deutschen Zeitungen fand ich davon noch nichts.

Am 24. Februar 1816. München.

Der heutige regnerische Unglückstag war auch für mich kein glücklicher, und obgleich ich H. wie gewöhnlich sah, so versäumte ich doch den rechten Augenblick, mit ihm zu reden. — Hier liefere ich drei Triolette über meine Lage, die, so schlecht sie sein mögen, hier in diesen nur für mich geschriebenen Blättern stehen können.

[1] „Neue Schauspiele", Bd. XX, 2 (1812—15).

I.

Zwei holde Rosen glühen
In Sehnsuchtsglut und Schmerz,
Gepflegt von Sorg' und Mühen;
Zwei holde Rosen glühen,
Das Beet, auf dem sie blühen,
Das Beet, das ist mein Herz;
Zwei holde Rosen glühen
In Sehnsuchtsglut und Schmerz.

II.

Zwei edle Herzen schlagen,
Wilhelm und Friederich,
Um die mich Sorgen nagen.
Zwei edle Herzen schlagen;
Doch welches, muß ich fragen,
Ach, welches schlägt für mich?
Zwei edle Herzen schlagen,
Wilhelm und Friederich.

III.

Wen wählst du dir von beiden?
Ach, hätt' ich nur die Wahl,
Nicht lange wollt' ich leiden.
Wen wählst du dir von beiden?
Ach, keiner will in Freuden
Mir wandeln meine Qual.
Wen wählst du dir von beiden?
Ach, hätt' ich nur die Wahl!

Am 26. Februar 1816. München. Morgens.

Mein Seelenzustand war nie trauriger und heftiger, als solches gestern abends der Fall war. Ich dachte und fühlte nur Wilhelm allein. Einsam und klagend saß ich an meinem Schreibtische in einer Nacht, wo tausend lustige Haufen durch die Straßen schwärmten; denn es sind nunmehr die drei letzten Tage des Karnevals, wo alles im Gewühle des Lebens seine Sorgen vergißt, nur ich nicht. H. H. zog gestern mit Lieutenant Stengel, den ich beneidete, auf die Hauptwache. Ich sprach noch ein paar Worte mit ihm, ehe er abmarschierte; aber er antwortete mir nicht einmal, und in diesem, sowie in seinem Verhalten, als ich des Tags über, da ich mich in die Harmonie verfügte, vor der Wache vorbeiging, fand ich die vollständigste Widerlegung der günstigen Einbildungen, die ich mir von ihm gemacht hatte. Ich sah deutlich, daß er mich nicht

im geringsten beachtete, was ich längst fürchtete, und was auch allzu wahrscheinlich ist. Den gestrigen Nachmittag brachte ich in der Pagerie zu, wo ich mich mit Massenbach und Pöllnitz unterhielt. Des Abends war Schnizlein bei mir. Ich klagte ihm meine Not, konnte ihm aber die Ursache davon nicht enthüllen. Ich lud ihn zu einem Spaziergange durch die Straßen ein; denn ich hatte keine Ruhe zu Hause, und es trieb mich fort. Wir gingen also noch einmal hinaus und sahen die Masken an uns vorbeistreichen. Wir kamen auch an die Hauptwache; H. stand im Freien neben einer der aufgepflanzten Kanonen und sah dem Gewühle der Menge zu. Jetzt wäre die wahre Zeit gewesen, zu ihm hinzugehen, ich hätte Schnizlein gute Nacht sagen sollen. Wilhelm stand ganz allein im Dunkeln, was hätte ich ihm nicht alles sagen können in dieser Lage, voll von ihm, wie ich war. Aber ich versäumte die schönste der Gelegenheiten. Später ging ich noch einmal allein vorüber, er stand nicht mehr außen; ich wollte nicht hineingehen, ich fürchtete die fremden Zeugen, die ich allenfalls noch würde angetroffen haben. Ich ging zu Hause und warf mich auf mein Bette in glühender Sehnsucht. O wie klein ist der Mensch! Welchen thörichten, hoffnungslosen Gefühlen unterliegt er! Aber ich bürde die eigene Schwäche der menschlichen Natur auf. Wer hätte geglaubt, daß es so weit kommen würde, als ich zuerst in Frankreich seinen Namen in diese Blätter schrieb? — Die Sonne, der Morgen haben nun zwar meine Sehnsucht gemildert, und ein Traum, den ich heute nacht von Federigo hatte. Ist es nicht sonderbar, daß ich von diesem träumen mußte, da ich von Wilhelm voll war? Ich liebe ersteren noch immer; aber ich habe gar keine, auch nicht die geringste Hoffnung, ihn kennen zu lernen, und sehe ihn nirgends. So lange er, wie mein Tagebuch es bezeugt, mein Herz besessen hat, so mußte er doch durch Wilhelm verdrängt werden, dessen Anblick mich fast täglich erfreute, mit dem ich sprechen durfte, und der, wie ich wähnte, einigen Anteil an mir nahm. Es ist sehr wahrscheinlich, daß ich mit B. mehr sympathisieren würde.

Am 27. Februar 1816. München.

Schon im achten Hefte dieser Blätter erwähnte ich einer kleinen, in Nitry vollendeten Schrift, unter dem Titel: „Einzelne Betrachtungen über einige moralische Verhältnisse des Lebens“ [1]. Es waren ziemlich flüchtige Skizzen, die jedoch nicht ganz unwert vielleicht einer näheren Ausführung waren. Zu einer solchen sammele ich jetzt Materialien. Das

[1]) Siehe S. 293.

Ganze soll eine größere Ausdehnung erhalten, aber doch nur aus einzelnen aneinander gereihten Gedanken bestehen, betitelt: „Einzelne Ideen über einige moralische und gesellschaftliche Verhältnisse des menschlichen Lebens.“ Es zerfiele demnach in zwei Hauptteile, wovon der erste die moralischen, der andere die gesellschaftlichen Verhältnisse behandelt. Die Unterabteilungen des ersten würden sein: 1. Ueber Tugend und Glauben. 2. Das Schicksal. 3. Ueber Grundsätze und Vorsätze. 4. Ueber Alter und Tod. — Die Unterabteilungen des letzteren: 1. Bemerkungen über das gesellschaftliche Leben überhaupt. 2. Ueber die große Welt. 3. Ueber Liebe und Freundschaft. Es versteht sich, daß ich mit Neigung am letzten dieser Abschnitte besonders hänge und daß er der reichste werden wird. Was läßt sich nicht alles sagen über Liebe und Freundschaft, was empfand ich nicht schon in dieser Hinsicht! Was empfinde ich nicht jetzt noch! Mein jetziger Zustand ist sehr traurig, und ich fühle wohl, was mein größtes Unglück ausmacht. Meine Neigung zu Federigo machte mich nicht unglücklich, allein die zu Wilhelm macht mich's ohne Zweifel. Gott hat sie mir in seinem Zorne gesandt, um mich dieses menschlichen Ausdruckes vom höchsten Wesen zu bedienen. Aber wozu mich auch noch in der Folge Thorheit und Leidenschaft bringen werden, so lege ich es hier doch feierlich nieder und glaube es fest, durch die Vernunft bewogen, daß, wenn ich Fritz B.'s Bekanntschaft gemacht haben würde, ich das Glück wahrer Freundschaft würde gefunden haben, und daß es, trotz meiner hoffnungslosen Lage zu ihm, für mich immer besser gewesen wäre, wenn er nicht in meinem Herzen durch H. verdrängt worden sei, durch H., dem ich äußerst gleichgültig bin und der nie und nimmermehr mein Freund werden wird, weil dawider Verhältnisse und Umstände sowohl, als die verschiedenen Richtungen unserer Geister streiten. So ist diese Neigung ein durch die Vernunft verworfenes und über alle Maßen trauriges Verlangen. Aber dennoch ist B. halb vergessen und Wilhelms Bild steht unabläßig vor meiner Seele, und ich kann mich nicht entbrechen, es zu lieben. Und habe ich auch allein diesen Trieb bekämpft und ich trete hinaus und sehe ihn wieder, so thronen aufs neue Sehnsucht und Neigung in meiner beklemmten Brust. Nirgend Gewißheit, nirgend Gelegenheit, nirgend Hoffnung. Obgleich voraussehend, daß meine Wünsche zu nichts führen können, kann ich sie nicht unterdrücken. Und so ist mir dies Verlangen zur Geißel geworden. Wilhelm hat keine Ahnung von dem, was in mir vorgeht, und dennoch fürchte ich immer, mich zu verraten. Auch mein Traum heute nacht bezog sich auf ihn. Es wurde mir ein Brief an ihn übergeben, und ich war eben

im Begriffe, denselben nach seiner Wohnung zu überbringen, als mich ein neidisches Schicksal aufweckte. Nicht einmal den Träumen wird es vergönnt, mich zu entschädigen. Ich sah ihn heute nur ein paar Augenblicke auf der Parade, da er sich sogleich wieder, ich weiß nicht aus welcher Ursache, entfernte.

— — — — — — — — — — — — — —

Theatiner Kirche kommandiert, weil dabei immer einige Offiziere gegenwärtig sein sollen. Fritz Fugger, der gewöhnlich vor der Parade zu mir kommt, begleitete mich in die Kirche. Es war ziemlich kalt. Im Herausgehen sah ich B. Ich sollte also den heutigen Tag zu meinen höchst glücklichen zählen. Es war eine Zeit, wo mich dieser Anblick so unendlich entzückt hätte! O warum mußte sich ein anderes, gleich stolzes Bild zwischen mich und dich, mein Federigo, drängen? Aber ich lieb' ihn, er ist mir noch wert und teuer. Er sah mich gar nicht oder mit einem flüchtigen Blicke der Gleichgültigkeit. Er ahnte nicht, er konnte ja nicht ahnen, was er mir war! Also ist er's nicht mehr? O Wilhelm! hab' ich mich nicht schrecklich betrogen, da ich der Neigung zu dir den Vorrang gab über die ältere, eingewurzelte zu Federigo, durch den falschen Schein der Hoffnung verleitet? Auch mit Wilhelm, ich fühl's, werd' ich niemals vereinigt sein. Als ich in die Kirche ging, begegnete ich ihm; ich grüßte ihn, er dankte mir nicht einmal. Solch ein Bezeigen thut innig weh, wenn man's so innig hochschlägt. Fast scheint es mir, als hätte er meine Neigung bemerkt und weiche mir nun um so mehr aus, durch eine gewisse Antipathie, die man oft gegen die gleichgültigsten Menschen hat, veranlaßt. Daß ich ihm nichts gelte, ist nur allzu gewiß, und wie sollte ich auch? O seine Kälte macht mich nur glühender. Ich finde nun gar keine Gelegenheit mehr, mit ihm zu sprechen; sonst zeigten sich doch deren noch. Heute nacht habe ich wieder von ihm geträumt; ich gab ihm einige von meinen Gedichten zur Lektüre. O was müßte es für ein wonniges Gefühl sein, ihm von meinen Versen vorzulesen und zu schenken! Wird es je geschehen? Ich fühle mich, ich fühle, daß ich etwas sein kann in der Freundschaft. Er würde nicht mit mir betrogen sein. Wie viel besser würde ich seinen Umgang zu schätzen wissen, als alle, die ihn jetzt umgeben. —

Am 3. März 1816. München.

Nunmehr habe ich die Lektüre von Platners [1]) philosophischen Apho-

[1]) Ernst Platner (1744—1818), „ursprünglich Leibnizianer, näherte er sich später entschieden den Aufklärern, mit welchen er bezüglich ihres Deismus, sowie in jener

rismen [1]) vollendet, ein Buch, welches mich sehr anzog. Es besteht aus zwei Bänden, wovon der eine Logik und Metaphysik, der andere Moralphilosophie enthält. Dieser zweite Teil fesselte mich allerdings mehr. Im metaphysischen Teil hat mich, was über Glück und Uebel sehr gut gesagt wird [2]), am meisten interessiert. Die Logik bleibt immer etwas sehr Trockenes. Die Aphorismen über Moralphilosophie haben mich mit vielen neuen Ideen bereichert. Das vierte Hauptstück „Raisonierte Charakteristik [3]) ist vorzüglich schön, vor allem der Abschnitt: Charakteristik der Sinnlichkeit nach den verschiedenen Temperamenten [4]). Er zeigt eine tiefe und genaue Menschenkenntnis. Fast kenne ich Originale zu all den geschilderten Charakteren mit wenigen Abweichungen. Ich fand mich selbst in den Vorzügen und Fehlern dieser Rubrik: Melancholische Sinnlichkeit [5]). Noch habe ich mir eine Stelle gemerkt, die sich auf meinen Seelenzustand bezieht. Sie heißt: „Unwahrscheinlichkeiten hoffen, ist das Zeichen eines schwachen Verstandes" [6]). Ich bin dieser Schwächling, ich seh' es wohl ein. Aber mein Verstand täuscht mich nicht, nur mein Herz. Es ist fast mehr als unwahrscheinlich, was ich hoffe, aber dennoch hoff' ich, und wie könnte die Neigung auch ohne Hoffnung bestehen? Es ist aufs höchste wahrscheinlich, wirklich aufs höchste, daß mich Wilhelm übersieht und geringschätzt und mich nicht mehr als den ersten besten andern beachtet; allein gewiß ist es nun einmal doch nicht. Noch halt' ich mich an dieses schwache Haar. Wäre ich seiner gänzlichen Gleichgültigkeit ganz gewiß, so würde es der Vernunft nicht schwer, die Neigung zu ihm zu unterdrücken, so weit sie auch gekommen sein mag. O Gott, so gieb mir zum Troste Gewißheit!

später.

Heute auf der Parade sprach ich etwas weniges mit Wilhelm. Er fragte mich, wie es mir ginge u. s. w., sagte mir auch, daß er Quartier suche. Ach ich sollte mich hinlänglich glücklich schätzen, wenn ich zuweilen mit ihm sprechen darf.

---

eigentümlichen Theologie übereinstimmte, deren Maßstab bei Betrachtung des Universums die menschliche Glückseligkeit war" (Prantl).

[1]) Die erste Auflage, nach der Platen hier citiert, erschien 1776—82, Leipzig.

[2]) „Von der Vollkommenheit der Welt", IV. Hauptstück, II, p. 325 ff. „Ueber die Beschaffenheit und Größe des Uebels in der Welt", ibid. p. 381 ff.

[3]) „Charakteristik der Neigungen", p. 287 ff.

[4]) a. a. O. S. 295.

[5]) Siehe S. 297.

[6]) S. 394, § 885.

Am 10. März 1816. München.

Diese Woche hindurch, wo ich im Dienste war, blieb mir sehr wenig Zeit zur Lektüre und anderen Arbeiten übrig, da ich täglich volle vier Stunden einem Rekrutenexerzieren zusehen mußte. Jetzt bin ich wieder so ziemlich frei. Gestern las ich im ersten Hefte dieses Jahrgangs der „Nemesis" von Professor Luden einen sehr schönen Aufsatz über geheime Verbindungen und politische Vereine [1]), gerichtet gegen den bekannten Schmalz [2]). Dieser Aufsatz wurde in den meisten öffentlichen Blättern seiner freien Gesinnungen wegen sehr getadelt: ich kann aber nichts Tadelnswertes darin finden. Gottlob, daß endlich in Deutschland eine Zeit gekommen ist, wo man die Finger nicht mehr auf die Folter spannt, die freie Federn führen.

---

Ueber meine wachsende Neigung zu Wilhelm brauche ich nichts zu sagen. Ihr ganzes Wesen, all ihre Nuancen, ihre Hoffnungen und Wünsche sind treu und wahr in jenen Distichen geschildert, die ich zuweilen hier einrücke. Nur eine einzige Bemerkung, und zwar über den Gebrauch, welcher in diesen erwähnten Versen vom Worte Liebe gemacht wird. „Die Liebe," sagt Platner in seinen Aphorismen, „ist ein lebhaftes Bestreben der Seele, einem Gegenstande, dessen Vollkommenheiten ihr angenehm sind, näher zu sein und seine Vollkommenheiten durch irgend eine Art der Gemeinschaft zu genießen" [3]). Aus dieser richtigen Definition geht noch keine Verschiedenheit der Geschlechter hervor, auf deren gegenseitige Zuneigung man gewöhnlich das Wort Liebe, eng genug, beschränkt. Jene erwähnte Art von Gemeinschaft kann auch die Freundschaft sein. Ich denke der Verse Haugs:

„Die Freundschaft, die von Liebe sproßt,
Ist wahrlich besser noch als Liebe" [4]).

Heute oder morgen ist es eigentlich erst ein Monat, daß ich Wilhelm innigst zugeneigt bin, obgleich ich schon am Ende Oktobers 1815 jenen

---

[1]) Band VI, S. 37 ff. „Auch ein Wort über politische Vereine in Beziehung auf den Lärm, welchen Herr geheimer Rat Schmalz in Berlin erregt hat."

[2]) Theod. Ant. Heinr. Schmalz (1760—1831), Staatsrechtslehrer, Schwager Scharnhorsts und der erste Rektor der Universität Berlin, erschien 1815 durch eine Flugschrift wider den „Tugendbund" im Lichte eines politischen Denunzianten und verletzte vollends das Nationalgefühl, indem er die Erhebung des preußischen Volkes 1813 für einfache Pflichterfüllung erklärte.

[3]) Zweiter Teil, S. 376, § 822.

[4]) Morgenblatt 1814, Nr. 24, S. 92.

Traum hatte, in dem er mir zuerst liebenswürdig erschien. Mein Tagebuch bezeugt es aber, so sehr ich ihn auch hochschätzte, daß er doch bis zum 10. Februar (ein Tag, der jedes Jahr neue Gunst bringt) wechselseitig wieder vergessen wurde und durch B. verdrängt. Selbst damals, als ich mit ihm auf der Hauptwache war, hatte er noch keinen sehr starken Eindruck auf mich gemacht. Wenn ich jetzt wieder mit ihm auf die Wache kommen würde, wie ganz anders würde ich diese Zeit benützen! Da müßte mein ganzes Los entschieden werden. Aber jetzt, da mein Gefühl so leidenschaftlich geworden ist, widerfährt mir keine Gunst mehr. Ich habe die Zeit her nicht mehr mit ihm gesprochen; desto mehr an ihn gedacht. Denn so kleine Fortschritte diese Neigung ehemals machte, so Riesenschritte macht sie jetzt. Wilhelm erfüllt mich ganz; er raubt mir meine Ruhe. Mein Fleiß ist verschwunden; an keiner Arbeit find' ich mehr Behagen; der Gedanke an ihn wird ausschließlich meine Beschäftigung. Aber weil dies nicht so weiter dauern kann, weil ich meine Studien nicht will länger liegen lassen, so möcht' ich mein Schicksal schleunig entschieden sehen. Allein wie soll dies geschehen? O wer hätte geglaubt, daß der anfangs so schwache Wunsch so gewaltig würde!

Am 11. März 1816. München.

Diesen Abend war ich einige Zeit im abonnierten Konzert, wo ich mich ziemlich gut unterhielt. Ich traf Fugger, Schnizlein, Massenbach und unter anderen auch einen Herrn von Crailsheim aus Ansbach, den ich vom Kadettencorps kenne und der hierher zu B.'s Regiment versetzt worden. Auch sprach ich noch mit manchen anderen guten Bekannten und bemerkte, daß so manche Geschmack an mir finden und mich wohl leiden mögen, warum bin ich nicht auch von dir wohl gelitten, o Wilhelm, von dir, dem ich so innig geneigt bin. Gestern schrieb ich einige an ihn gerichtete Verse nieder, die meine Lage schildern. Hier sind sie:

Magst du lieben mich, magst du mich hassen,
Magst mich mißverstehen oder fassen;
Wilhelm, ach, ich kann nicht von dir lassen!

Wie einst Alpheus folgte Arethusen,
Folg' ich dir, und jeden Trieb im Busen
Weiht' ich dir, dir weiht' ich meine Musen.

Dürft' ich wandeln, durch der Götter Gnade,
Dir am Arme auf dem Lebenspfade,
Dürft' ich werden dein Menötiade!

Meine Ruhe ist dahingeschwunden,
Meines Studiums bin ich entbunden,
Dir gehören alle meine Stunden.

Gleich der Flagge auf des Turmes Zinne
Flattern unstet, ruhlos meine Sinne,
Bis ich dich zu meinem Freund gewinne.

Meiner eiteln Hoffnung Selbstverdammer,
Seufz' ich dennoch unter tiefem Jammer
In der Wünsche heißer Folterkammer.

Niemand kennet meiner Qualen größte,
Es ist niemand, niemand, der mich tröste,
Der mir Ruh in meinen Busen flößte.

Du allein kannst neues, reges Streben,
Kannst den Frieden meiner Seele geben,
Du allein von allen, welche leben!

Deine Freundschaft würde mir, die reine,
Theurer sein, als liebende Vereine; —
Doch du hoffest, wünschest nicht die meine —

Deine Freundlichkeit und deine Güte
Sprachen mir zum innersten Gemüte,
Daß ein mächtig Sehnen mir entglühte.

Eine Stimme ruft mir zu ohn' Ende,
Daß ich früher nicht den Frieden fände,
Drückten deine Hand nicht meine Hände.

Innig fühl' ich mich zu dir gezogen,
Glaub mir, du bist nicht mit mir betrogen,
Sei mir, Wilhelm, werde mir gewogen!

Denn ob Glück erfreue, Kummer quäle,
Tröstlich ist's, was uns auch immer fehle,
Sein zu nennen eine treue Seele.

Was er wohl sagen würde, wenn er diese Reime läse? Vielleicht würde ihn meine Neigung rühren, vielleicht würde er mir seine Freundschaft bieten. Heute ist er auf der Wache; ich hätte diese Gelegenheit benutzen und ihn besuchen sollen. Aber die Wachtstube ist immer voll Offiziere. Ich werde mich ihm nie nähern können. O was soll aus mir werden! Ist denn gar kein Mittel, gar kein Ausweg?

Auch B.s Bild steigt noch zuweilen in mir empor, hold wie ein Engel. Fugger erzählte mir heute von dem teuern Prinz W., der einst

sein Rittmeister war. Er rühmte tausendfach seine kindliche Frömmigkeit, seine Güte, seinen Fleiß.

Am 12. März 1816. München.

Ich las heute eine gut geschriebene Flugschrift, die sehr bald vergriffen wurde, mit dem Titel: „Exerzierreglement der Reichsstadt Riblingen". Es ist eine Satire auf die Kleinlichkeiten des Militärstandes, auf das viele geisttötende Exerzieren, auf die Ordonnanz, auf die Vernachlässigung dessen, was eigentlich innerlich den Soldaten macht. Das bequeme und launigte Betragen der Generale im Felde und gegen ihre Adjutanten, der Charakter jener Leute, die sich auf Unkosten der armen Soldaten bereichern, das Benehmen der Obersten und Stabsoffiziere von gewöhnlichem Schlage, das Bestrafen der kleinsten unbedeutendsten Fehler der Offiziere, während man den größten moralischen durch die Finger sieht, die geist- und marklosen und gemeinen Beschäftigungen der meisten Offiziere; dies alles ist mit sehr viel Witz und Ironie dargestellt. Alles ist treffend und wahr. Doch könnte das Ganze weiter ausgeführt sein. Heute nachmittag antwortete ich Grubern nach Salzburg. Ich sprach ihm von meiner Lektüre und legte ihm einige in Jamben übersetzte Fragmente aus „Youngs Nachtgedanken" bei [1]), mit deren Uebertragung ich mich manchmal beschäftige.

Am 13. März 1816. München.

Noch bin ich um keinen Schritt weiter vorgerückt und ich werde es auch nie. Bei H.s Compagnie ist abermals ein Offizier abgegangen, und ein anderer dahin versetzt worden; aber leider nicht ich. So ist mir jede Thüre der Gelegenheit verschlossen. Nach der Parade redete ich zwar einige Worte mit ihm, allein wie selten geschieht dies; und wenn es auch täglich geschähe, so würde es ein Jahr lang geschehen, ohne daß ich mich ihm annäherte. Nur ein Gespräch ohne Zeugen kann mein Glück befördern, und dieses ist mir mit Wilhelm unmöglich. Leider sah ich deutlich aus dem wenigen, was er mir heute sagte, daß er sich gar nicht um mich bekümmert, und daß wir ohnehin nicht zusammentaugen. Welche niederschlagende Bemerkung! Dennoch wurde ich durch jene paar Worte nur noch mehr für ihn eingenommen; seine Kälte macht mich nicht kalt. Den ganzen Tag verließ mich sein Bild nicht. In beständiger Unruhe trieb es mich umher. Die Zeit vor der Parade bring' ich in Hoffnung, die nach derselben in Erinnerung zu. O wie liebenswürdig ist er, wie gut!

---

[1]) Nicht erhalten.

Am 14. März 1816. München.

Mein Herz ist nun tausendfach leichter und lebensmutiger geworden, ich habe mich anvertraut. Ich that, was seit so langer Zeit niemals geschehen, was nie geschah während meines ganzen Verhältnisses zu Federigo. Schnizlein weiß alles in Hinsicht Wilhelms. Schon früher ließ ich ihn absichtlich manche Vermutungen fassen, heut auf einem Spaziergang durch den Englischen Garten machte ich ihn alles erraten, und des Abends, als er bei mir war, verständigten wir uns vollends. Er rät mir zu einem festen Entschlusse. Er selbst steht in gar keiner Verbindung mit H., grüßt ihn nicht einmal mehr, obgleich er ihn im Kadettencorps genauer kannte, und H. sich sogar in sein Stammbuch schrieb. Ich bin äußerst froh, daß ich mein Herz erleichtert. Dies Vertrauen hat auch bewirkt, daß ich klarer über mich selbst bin, daß ich künftig vernünftiger und heiterer an meinem Vorhaben arbeiten werde, nicht mehr so leidenschaftlich und düster in mich selbst verschlossen. Ich muß anfangen, etwas zu wagen, etwas zu thun.

„How gallant danger for earth's highest prize,
A friend is worth all hazard we can run" [1]).

Diesen Morgen schrieb ich ein Gedicht nieder, betitelt „Die Last der Lieb' und Ruh" [2]). Die Aufschrift drückt ziemlich den Sinn des Ganzen aus. Zu diesen Versen veranlaßte mich ein alternatives Gefühl in mir von Kraft und Unkraft. Manchmal erlieg' ich unter meinem Schicksale, manchmal fühl' ich einen Mut und ein Leben in mir, die einen größeren Wirkungskreis verlangen, die tausend Hinternisse übersteigen möchten und die unzufrieden sind mit meiner unthätigen Lage. Die zweite Strophe obigen Gedichts beginnt:

In der schönsten, reichsten Zeit des Lebens,
Wo ein andrer Jüngling wirkt und schafft,
Seh' ich, trotz der Wärme meines Strebens,
Das Verglühen meiner Lebenskraft! &c.

Dies fühl' ich nur allzusehr. Meine Verse beklagen die wenige Gunst, die mir die Musen gaben, und das Unglück in meinen Neigungen, deren Erwiderung zu hoffen, ich einige Zeit gläubig und thöricht genug war. Ich wünsche entweder mein Ziel zu erreichen, oder ein anderes

---

[1]) Young, „Night-thoughts", II, line 573.

[2]) Schlichtegroll a. a. O. S. 91. R. I, 389.

zu erhalten, das ich wirksamer verfolgen könnte, wie dies. Ich wünsche eher Sturm als Ruhe in der Lage, in der ich mich befinde. — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am 16. März 1816. München.

Was ich thue
Und vollbringe,
Ich erringe
Nie die Ruhe!

Ich Thor, der sich schon glücklich schätzte über das Vertrauen, das ich einem Freunde geschenkt habe bei einer Sache, die ich ewig heilig und innig hätte verschließen sollen in meinem Herzen! Vielleicht wäre ich mehr bedauert worden, hätte ich sie verschwiegen; nun erschein' ich als ein durch eigene Schuld Leidender; denn was begreifen die meisten Menschen von dem erzwungenen Tribut, den oft unser Herz zahlt? Jene Erleichterung, von der ich sprach, hat sich eher in ihr Gegenteil umgewandelt; nie war ich trauriger, als jetzt. Die Vernunft, die mir durch den Mund meines Freundes gesprochen hat, drückte mich vollends zu Boden. Schnizlein meint zwar, ich sollte mein Bestreben nach H.s näherer Bekanntschaft nicht aufgeben, doch mit großer Behutsamkeit zu Werke gehen, und nicht eher eine Erklärung von mir geben, bis ich nicht ganz meiner Sache gewiß wäre. Beweis' es ihm, sagte er mir, daß du ihm gut bist, sag es ihm nie. Ach, daß ich's ihm beweisen könnte! Schnizlein giebt mir übrigens wenig Hoffnung, daß unsere Gemüter sich ähnlich wären, und was das schlimmste ist, ich habe selbst keine. O welch eine Tiefe von Unglück öffnet mir diese Bemerkung! Mein Herz fühlt, wähnt sich ihm verwandt, und er ist es nicht! Mein Freund tadelte auch die Leidenschaftlichkeit, mit der ich das Ganze ansehe, die ihm keineswegs gefallen will, und die er unvereinbar hält mit der Beständigkeit. Aber entspringen nicht oft aus der Leidenschaft die größten und schönsten Dinge? Ist es nicht Sehnsucht, was ich empfinde, und muß die Sehnsucht nicht leidenschaftlich sein? Wenn er einmal mein Freund sein wird, so wird die Freundschaft an die Stelle der Sehnsucht treten. Ist denn ein Gemüt wie das andere, und ergreift nicht mancher Mensch selbst weniger bedeutende Dinge mit phantastischer Wärme? Ist nicht die Sympathie ein Erfordernis der wahren Freundschaft und besteht sie nicht auch in einer Anziehungskraft, die schon durch das Aeußere, durch Mienen, Gebärden, Blicke rege gemacht wird? Wie viele Freunde mag es nicht

gegeben haben, deren erste Vereinigung durch die Betrachtung ihrer reinen Gesichtszüge entsprang. Ich gehe noch weiter und behaupte, daß eine gewisse Leidenschaftlichkeit der Freundschaft, wenn sie nur sonst auf wahre Vorzüge gegründet ist, keinen Abbruch thun könne, ja ihr sogar einen Reiz mehr verschaffen müsse. Uebrigens ist aber meine Leidenschaftlichkeit nicht Leidenschaft für Wilhelms Person, sondern nur der heiße Drang des ungestillten Wunsches. Sei dem, wie ihm wolle; ich fühle, daß diese Neigung etwas Edles ist und sich auf eine edle Weise in mir gestaltet. Ihr Bestreben ist, ihres Gegenstands so würdig als möglich zu werden, und, wo möglich, die Fehler und Schwachheiten des Gegenstands selbst zu veredeln und zu bessern. Es wäre mein höchster Triumph, meinen Wilhelm zum besten der Menschen zu machen. Es ist keine blinde, keine vernunftlose Neigung, denn sie gründet sich ja auf das tiefste und beste Gefühl im Menschen. Es ist möglich, daß ich mich insofern in ihm betrog, als sich unsere Geister nicht begegnen, aber unsere Herzen werden es, und reicht dies nicht hin? Sein Herz ist gut, und das meine zum mindesten nicht ganz verdorben. Schnizlein sagte mir auch, daß er neugierig wäre, wie diese Sache noch enden würde, und er keineswegs zweifle, daß ich noch die Bekanntschaft von Hauptmann H. machen könne, was er für gar nicht schwer hält. Gleichwohl ist es sehr schwer ohne Gelegenheit. O ich weiß nur zu wohl, daß niemals geschehen wird, was Schnizlein glaubt, daß ich mich ihm niemals nähern werde! Spreche ich doch aus Erfahrung! Unsere schönsten Wünsche werden nicht erhört. Was sich jedem Wunsch von meiner Seite vollends entgegensetzt, ist eine herrschsüchtige Melancholie, die sich meines Wesens bemächtigt hat. Auf der Parade bedeckt mich ihr Fittich am düstersten. Auch ist mein trübes, unstetes, wortkarges Umhergehen schon mehreren aufgefallen; nur ihm allein wird es nie auffallen. Ich weiß, daß ich ihm doch immer noch besser gefallen würde, wenn ich fröhlich und guter Dinge wäre; aber ich kann nicht. Wie gern würde ich nicht ein unbefangenes Wesen annehmen und mich oft mit ihm in ein Gespräch einlassen, wenn ich's nur im stande wäre. Ach, warum nimmt er auch gar keinen Teil an mir. O es ist hart. Er ist doch sonst so gut.

Zuweilen erinnere ich mich, daß öfters das Glück mehr im Verlangen, als in der Erfüllung besteht, und der Mensch doch niemals ohne Wünsche sein kann. Demnach wäre dann mein jetziger Zustand ein glücklicher. Ich fühle, daß er es nicht ist. Meine Seele hängt gleich so glühend und anschließend an allem. Schnizleins Bemerkungen haben mich nur noch leidenschaftlicher gemacht.

Am 18. März 1816. München.

In einer Fabel Lafontaines [1]) fand ich gestern die lieblichen, mir so sehr zum Herzen sprechenden Worte:

„Qu'un ami véritable est une douce chose!“ [2])

Zu diesem wohlklingenden Verse habe ich heute morgen gleichsam einige Epiloge oder Variationen dazu gedichtet. Hier sind sie:

Tu as raison, aimable La Fontaine,
Je pense comme toi;
L'amitié dans mon cœur sera ma seule reine,
Et je subis sa loi.
C'est l'amitié qui fait le charme de la vie,
C'est l'amitié, unie avec la poésie;
Et je dirai toujours
Ou dans mes vers, ou dans ma prose,
Comme aujourdhui au dernier de mes jours:
Qu'un ami véritable est une douce chose!

Je pense comme toi, grand maître de la fable!
Hors l'amitié ce monde est un monde chétif;
Car l'amitié seule est durable,
L'Amour est fugitif.
Il se flétrit comme une rose,
Le printemps passe et l'amour passe aussi;
Heureux qui jamais a senti,
Qu'un ami véritable est une douce chose.

Qu'en penses-tu, aimable Guillaume,
Que penses-tu, dis-moi, de ce bel axiome?
Ne l'as tu pas encore prouvé?
Suis-moi dans le pays de la tendre amitié,
Que le ruisseau du sentiment arrose,
Pour s'écrier à mon côté:
Qu'un ami véritable est une douce chose!

Dans ce pays, dans ces belles contrées,
Où tout est réciproque et même jusqu'aux pleurs,
On voit les tendres soins, l'échange des idées,
La confidence enfin, assises dans des fleurs;

---

[1]) Jean de Lafontaine (1621—95), der berühmte Fabeldichter der Franzosen. Sein Hauptwerk, die „Fables“, erschienen in zwölf Büchern 1668—94, nachdem seine nicht minder von seiner Zeit geschätzten, teilweise schlüpfrigen „Contes“ 1665 vorangegangen waren.

[2]) Fables, Lib. VIII, fab. XI. („Les deux amis“.)

Mais au milieu de cette groupe affable
On voit leur déesse adorable,
Que couronnent les lis d'un éternel printemps,
Avec son luth, que dans son bras repose,
Murmurant ces accents:
Qu'un ami véritable est une douce chose!

Est-ce que cet image ou t'attire ou te touche?
L'amitié ennoblit le cœur, le sentiment,
Et fera de ton air farouche
Un air aimable et souriant
Des belles actions elle est la belle cause:
Qu'un ami véritable est une douce chose!

---

Diese Verse scheinen mir für die Kleinigkeit, die sie darstellen sollen, nicht ganz fehlgeschlagen und ziemlich harmonisch. Freilich ist der Refrain immer das Schönste von jeder Strophe. Leider wird diese Verse nie lesen, auf den sie sich beziehen. Heute übrigens hatte ich keinen ganz unglücklichen Tag. Ich sprach ein paar Augenblicke mit Wilhelm auf der Parade. Er grüßte mich freundlich, aber doch mit einer gewissen Kälte und Gleichgültigkeit in der Miene, die mir schmerzlich auffiel. Ich bin ihm nichts; aber vielleicht kann ich ihm etwas werden. Vielleicht? Ach, es ist nicht wahrscheinlich. Ich fragte ihn auch, ob er nicht ins abonnierte Konzert kommen würde, er verneinte es. Die Musik scheint er nicht zu lieben. Ich fand mich mit Schnizlein im Konzert ein und unterhielt mich meist mit Fritz Fugger. Sein Umgang ist mir zur angenehmen Gewohnheit geworden, da er mich täglich besuchte. Wir müssen uns aber trennen, da er bereits Donnerstag zu seinem Regimente abreist, und sein Urlaub zu Ende ist. Mit Schnizlein komme ich sehr oft zusammen, besonders da er jetzt mein Vertrauter geworden ist. Wird er nie der Vertraute meines Glücks sein?

Am 19. März 1816. München.

O welch ein Tag war der heutige! welch ein schöner, freundlicher, goldener Tag! Ach, daß er dahin ist, daß mir nichts von ihm übrig bleibt, als die Erinnerung. Sei mir gesegnet, schöner Punkt meines Lebens. Wer dies lesen würde, könnte meinen, daß mir Erhörung meiner Wünsche zu teil geworden, ach, nicht einmal meine Hoffnung vermehrte sich, aber dennoch hatte ich ein paar holde Stunden.

Schon auf der Parade ward mir wie gestern das Glück zu teil,

ein paar Worte mit Wilhelm zu sprechen, aber leider fielen sie nicht zu meiner Gunst aus. Er behandelte mich äußerst unachtsam und gleichgültig, und ich verließ ihn hoffnungsloser als je. Ich hatte ihn unter anderem gefragt, ob er heute ins Theater gehen würde, da man den „Don Carlos" gäbe, er verneinte es halb und halb. Ich glaubte ihn daher nicht zu finden, als ich ins Schauspielhaus trat, allein ich fand ihn, er war da. Schnizlein, der mein Begleiter war, zeigte mir ihn zuerst. Er hatte noch einen guten Freund mit sich, den ich nicht kannte. Der günstige Zufall gab es, daß noch ein paar Plätze in der Bank leer waren, wo er saß. Schnizlein und ich nahmen sie in Besitz, und so führte es die Gunst des Augenblicks herbei, daß ich hart an seiner Seite zu sitzen kam. Sein Freund saß ihm zur Linken, ich zur Rechten, an meiner Rechten Schnizlein. Niemals war ich noch so lange Zeit, als eine Aufführung des „Don Carlos" dauert, an seiner lieben Seite gesessen. Niemals ist mir in gleicher Lage ein so günstiger Zufall zu teil geworden. Soll ich ihn nicht als einen Wink der Vorsehung ansehen? Will sie uns nicht näher bringen? Unvergeßlich wird mir dieser Abend sein! Wie hätte es sich schöner treffen können? Ach, das waren vielleicht die letzten schönen Stunden, die ich an seiner Seite genoß! Vielleicht hätte ich sie besser benützen können und sollen. Uebrigens sprach ich, fast darf ich sagen, viel mit ihm. In dem, was er mir sagte, fand ich freilich nicht die Widerklänge einer engverwandten Seele, aber auch nicht das Gegenteil. O wie würde es mich erst entzückt haben, hätte ich ein ganz gleichgestimmtes Gemüt in ihm entdeckt. Welch eine Wonne sondergleichen wäre dies gewesen! Ich sah aber zum mindesten so viel, oder glaubte so viel zu sehen, daß er kein gewöhnlicher Mensch ist. Das ist mir genug, dann ist er empfänglich für Freundschaft. Leider machte ich die Bemerkung, daß er bis jetzt noch gar nicht an mir teilnimmt. Er war höflich; aber das war auch alles. Aus einer Kleinigkeit glaubte ich zwar einmal ein günstiges Zeichen abzunehmen; allein es war eigentlich nichts anderes als Artigkeit, und vielleicht das nicht einmal. Meine Hoffnungen sind also eher vermindert als vergrößert worden, aber dennoch waren es schöne Stunden. Ich hätte nicht gehofft, daß es so kommen würde. Dank dir, ewiger Dank dir, großer Gott im Himmel, dem der Mensch nicht anders vergelten kann, als durch innigen warmen Dank. Beschirme, o begünstige mich auch ferner, auf daß ich das herrliche Werk vollende, das ich im Vertrauen auf deine Gnade begann. Zum mindesten hat dieser Abend beigetragen, mich meinem teueren Wilhelm um einen Grad näher zu bringen, und hat unserer Bekanntschaft einigen Vorschub

gethan. Aber was frommt dies, wenn er die meine nicht wünscht? O wie viele, viele Stellen des „Don Carlos“ mahnten mich innig an meine Lage, wie viele Stellen dieses Stücks, worin die Freundschaft keine unbedeutende Rolle spielt. Wie fühlte ich alles doppelt an seiner Seite! Mit welchem Vergnügen, mit welcher Sehnsucht sah ich ihn an, wenn mir die Worte Carlos' oder Posas zu Herzen gingen! Ach, warum liebt er mich nicht, und ich bin ihm so gut. Zum wenigsten darf ich sagen, daß ich in meinem Bestreben einigermaßen vorrücke, da ich ihn vormals gar nicht kannte. Wie gut war es auch, daß ich mich Schnizlein vertraute, um so zwangloser konnte ich heute mit Wilhelm reden; denn Schnizlein würde mein Benehmen vielleicht einesteils auffallend gefunden haben, wäre er nicht von meiner Lage unterrichtet gewesen. Auch in Hinsicht des Platznehmens war mir dies sehr beförderlich. Auf Schnizlein hat übrigens H. den Eindruck nicht gemacht, wie auf mich, und vielleicht nur darum nicht, weil er ihn mit ganz unbefangenen Augen betrachtete. Ich war schon vorher so sehr für ihn eingenommen! Schnizlein sagte mir im Nachhausegehen, daß er in Hauptmann H., und aus seinen Reden, nur einen gewöhnlichen Menschen entdeckt habe; aber hierin thut er ihm sicherlich unrecht. Er sagte mir, daß er ihn der wahren Freundschaft gar nicht für fähig halte. Dieser Gedanke ist schrecklich, entsetzlich, niederschlagend! Möchte es sein, daß er mir nicht geneigt ist, ich müßte es ertragen; aber daß seine Seele keine schöne sei, daß er der Freundschaft gar nicht fähig wäre, dieser Gedanke grenzt an Verzweiflung! Dann wäre alle Hoffnung vorbei; dann dürfte ich nicht mehr wähnen, ihn zu rühren und zu bewegen, dann wäre alles, alles, alles aus auf immer! Sollte mir die Vorsehung diese Stunde nur deswegen geschenkt haben, um ihn kennen zu lernen, und mich, der Vernunft Gehör gebend, von ihm abzuwenden? Nein, ich kann es nicht glauben. Er ist edel, er ist gut, ich fühle es, er muß es sein. Es ist nicht unmöglich, daß ich ihn kennen lerne. O Hoffnung, verlaß mich nicht. Wie bin ich so voll von ihm, wie fühl' ich es mehr als jemals.

„Qu'un ami véritable est une douce chose!“ [1])

Soll ich auch noch etwas von der Aufführung des „Don Carlos“ sagen? Aber nur weniges; denn meine Gedanken sind nur bei ihm, und es ist schon spät in der Nacht. Diese Aufführung befriedigte mich keineswegs. Sie ward durch Abkürzung und oft durch Hinweglassung

[1]) Siehe S. 458.

der schönsten Stellen verhunzt. Es wurde vieles ganz aus dem Zusammenhange gerissen. Die Jamben hielt fast kein einziger Schauspieler, und hierauf sollte doch streng gesehen werden, denn Schiller hat seine Tragödien nicht in Versen geschrieben, um daß sie in Prosa sollen deklamiert werden. Obgleich der „Don Carlos“ so manche Fehler hat, und den späteren Stücken des Verfassers so weit nachsteht, so leuchtet doch überall das Genie hervor, das sich später so strahlend entfaltet hat, und ich fühlte, welchen Effekt „Don Carlos“ auf der Bühne machen würde, wenn er gut gegeben wird. Das war aber heute nicht der Fall. Nur Madame Kanabich[1]) als Königin, und Herr Kürzinger[2]) als Marquis Posa spielten vortrefflich. Herr Stentsch[3]) selbst als Carlos war fast beständig ohne Feuer und Leben. Der treuherzigen Sprache und Physiognomie des Herrn Reinhardt[4]) wird es nie gelingen, in die Rolle des verschlossenen, mißtrauischen Philipp II. wahrhaft einzugehen. Herr Schwadtke ist auch kein Herzog Alba, selbst Domingo (Herr Wohlbrück)[5]) hat mir nicht gefallen. Der Großinquisitor, Herr Freuen, der übrigens auf dem Zettel, dumm genug, ein Beamter der Inquisition hieß, sprach mit viel zu vieler Lebhaftigkeit und Wärme.

Am 20. März 1816. München.

Ich hatte heute einen unruhigen Tag; der gestrige erneute sich mir zu heftig. O ich hätte die schönsten aller Gelegenheiten besser benützen können. Ich hätte ihm etwas von näherer Beziehung sagen sollen. Wie leicht hätten mir die Freundschaft Carlos' und Marquis Posas hierzu Anlaß gegeben, da H. unter anderen auch Malteser ist, wie Roderich. Ich hätte einen Blick in sein Herz thun sollen und sehen, ob ich ihm gar nichts gelte. Heute sah ich ihn nicht, er kam nicht auf die Parade. Ich würde mich heute noch mit ihm von gestern haben unterhalten können. Morgen ist es zu spät. Ich bin wieder ohne Hoffnung. Oft erscheint mir die Welt wie im Widerschein eines alles verzerrenden Hohlspiegels. Noch ein anderes ungünstiges Ereignis fällt in diese Zeit; Fritz Fugger reist morgen nach Lauingen zurück. Ich kam heute noch ein paarmal mit ihm zusammen; auch werde ich ihn morgen noch vor seiner Abreise sehen. Sein Umgang ist ein liebgewordener; ich trenne mich nur ungern

---

[1]) Siehe S. 392, Anmerkung [3]).
[2]) Siehe S. 140, Anmerkung [2]).
[3]) Siehe S. 97, Anmerkung [2]).
[4]) Siehe S. 392, Anmerkung [5]).
[5]) Siehe S. 430, Anmerkung [6]).

von ihm. Er war der einzige meiner Umgebung, der die Musen liebte. Auf litterarische Gespräche muß ich Verzicht thun. — Heute antwortete ich an Gustav Jacobs.

Am 21. März 1816. München.

Diesen Morgen reiste Fugger wirklich ab, ich besuchte ihn noch einmal vorher. Er will mir nach seiner Ankunft in Lauingen schreiben. Obgleich ich ihn im Kadettencorps schätzte, so hatte ich doch, als er vor ein paar Monaten hierher kam, nicht die beste Meinung, weil ich glaubte, daß er sich auch unter den müßigen Scharen der gewöhnlichen Menschen verloren habe. Ich sah aber zu meinem Vergnügen, daß ich mich getäuscht hatte. Seine Abreise würde mir noch viel weher gethan haben, als dies der Fall war, wenn nicht jene herrschsüchtige Neigung mich stumpf machte für alles andere. Ich bin ohne Ruhe! Heute sah ich Wilhelm, doch sprach ich nicht mit ihm, obgleich es mir eigentlich nicht an Gelegenheit fehlte; aber was hätte ich ihm sagen sollen? Was würde ihn interessiert haben? Gewiß nichts, was von mir kömmt. Ich fühle es ganz klar und deutlich, daß er gar keinen Teil an mir nimmt! O welche traurige Bemerkung! Nie wird meine Freundschaft erwidert werden. Und wie sehr beherrscht er mich. Diese Blätter sprechen ja fast von nichts anderem, als nur immer von ihm.

Am 22. März 1816. München.

„Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß, was ich leide" [1]).

O meine Lage ist trauriger, als je. Ich kann in diesem Zustande nicht bleiben; alles ekelt mich an, es ist nur eine Sache, an die ich denke. Man nenne mich den schwächsten und verächtlichsten aller Menschen, ich bin es; aber ich kann nicht anders. Solang mir nicht jede Hoffnung benommen ist, kann ich mein Vorhaben nicht aufgeben. O wenn ich nur ein einziges kleines Zeichen seiner Gunst oder Aufmerksamkeit für mich bemerkt hätte! Aber auch nicht ein einziges. Er bleibt stolz und kalt.

Im „Journal für Kunst, Litteratur, Luxus und Mode" [2]) las ich heute ein paar hübsche Aufsätze; im Morgenblatt fand ich ein mir bis auf einzelne Strophen noch unbekanntes Gedicht von Goethe, den Epilog

---

[1]) Goethe, Gedichte, „Aus Wilhelm Meister".

[2]) „Journal für Litteratur, Kunst u. s. w.", herausgegeben von C. Bertuch. Weimar 1816—21.

zu Schillers Glocke, neubearbeitet 1815[1]). Er gefiel mir sehr wohl, aber anziehen kann mich eigentlich nichts mehr. O daß ich etwas für ihn thun könnte, daß er mir eine Arbeit aufgäbe, wie freudig würde ich daran gehen! Ach, alles, alles ist vergebens! Wenn er's wüßte, was ich um ihn leide, vielleicht würde es ihn rühren. Ich fühle, daß ich der schwächlichste, kleinlichste Mensch auf der Welt bin.

Am 23. März 1816. München.

Ich bin verloren! deutlich seh' ich's und klar, daß ich verloren bin. All meine Bestimmung, all meine Denkkraft hab' ich eingebüßt; nur an einen einzigen Gegenstand kann ich Tag und Nacht denken, und somit kann ich nicht mehr leben. Lacht, spottet, verhöhnt mich, ihr Menschen, aber ich kann nicht anders. Durch anhaltende Arbeit hoffe ich diesen letzten Streich noch abzuwenden, ich hatte mir auch wirklich etwas Großes vorgenommen, aber auch dies ist mir versagt, da es mir an Zeit mangelt. Ich muß nämlich täglich vier bis fünf Stunden mit noch anderen Offizieren in der Regimentsbibliothek zubringen, wo uns der Major Kandler ein vorläufiges Exerzierreglement in die Feder diktiert. Diese meinen Geist ganz unbeschäftigt lassende Beschäftigung drückt mich vollends zu Boden, da sie meine Gedanken nicht festhält, und sie ihrer brütenden Melancholie überlassen.

Ein Traum, ein unglückseliger Traum gab die Veranlassung zu diesem allem, aber ich sah diese Nacht, daß ein Traum eines Traumes Werk nicht auszulöschen vermag. Ich träumte nämlich diese Nacht von Hornstein, und sah ihn als einen schändlichen, lasterhaften Menschen, der mich mit der herzlosesten Kälte behandelte. Aber was half es? Als ich aufwachte, hielt ich ihn nach wie vor für den edelsten, besten Menschen. Ich sprach heute mit ihm auf der Parade; ich redete ihn zweimal an; aber ich merkte nur zu sehr, daß ich ihm nichts bin. Er wird sich nie um mich kümmern. Kaum daß er mir Antwort gab. O! In einer solchen Lage war ich nie! Mit all meiner Anstrengung vermag ich ihm nichts zu sein, ihm nichts zu geben. Ich glaubte, daß mir nur die Gelegenheit mangelte, mir mangelt sein Herz. Er fühlt nicht mehr für mich, als ich damals für ihn fühlte, als er mir noch gleichgültig war. Kann ich's ihm verargen?

Nur ein Mittel ist noch übrig, mich aus diesem Drang zu führen, nur ein sicheres Mittel — der Tod. Der Tod, sage ich, es sollte heißen

---

[1]) Nr. 163, S. 245 ff. (13. III. 1816.)

der Selbstmord. Noch schaudert mir vor diesem Gedanken, der sich heute zuerst in mir gebildet; aber ich will mich so vertraut mit ihm machen, daß es mich nicht mehr schaudern soll! Ich will mir das Bild des Todes so sanft, so mild ausmalen, daß ich es gern umarme. Mag der Selbstmord die feigste Handlung auf Erden sein, ich gebe meinen guten Ruf verloren unter den Menschen; was liegt mir daran, wenn ich nicht mehr bin? Ich wollte leben, wenn ich leben könnte; aber dies elende Dahinschleppen ist nicht leben zu nennen, es ist ein tödliches Leben.

Man würde mich falsch verstehen, wenn man meinte, daß Hornstein mich zu diesem Schritt zwänge. Nein — es ist Lebensüberdruß überhaupt, es ist das Gefühl, daß ich nichts auf Erden nütze, daß der erste beste meine Stelle im Staat vertreten könnte, daß die Pflichten meines Standes und sein Kleinigkeitsgeist mein Herz und meinen Geist nicht auszufüllen vermögen, daß sie mich mehr beugen als aufrichten. Würde mir mein Vaterland eine andere Bestimmung geben, mit welcher Emsigkeit wollte ich mich an sie machen, wie sollte mir jeder schwermütige Gedanke verschwinden — so aber unterlieg' ich. Es ist daher nicht Leidenschaft, die mich an diesen Abgrund führt; aber sie hat mir vollends den letzten Rest meiner Lebenskraft geraubt. Mit Wilhelms Freundschaft wollte ich alles tragen, alles dulden, alles thun; nichts sollte mir zu schwer sein. Kein Geschäft sollte mir zu drückend, zu kleinlich sein, wenn mir nur die Erholung zu teil würde, zuweilen freundschaftliche Worte zu ihm reden zu dürfen. Aber es sollte nicht sein. Er hätte alles aus mir machen können.

Der Schritt, den ich vorhabe, soll kein übereilter sein. Ich will erst noch alles versuchen, was in meiner Macht steht. Gelingt es mir, seine Neigung zu erhalten, so kehre ich mit tausend Freuden ins Leben zurück! Gelingt es mir aber nicht, und reißt mich kein plötzliches Ereignis aus meiner Lage, so wird mir Gott verzeihen, wenn ich das Grab suche. Ich ertrag' es nicht, die glühendste Sehnsucht zu nähren ohne alle Hoffnung. O Wilhelm, wärst du mir gut, was wollt' ich dir sein, wie wollte ich dich lieben!

Am 25. März 1816. München.

Was ich vorgestern schrieb, kann beweisen, wie weit sich der menschliche Geist und durch welche Anlässe er sich verirren kann. Nichts glich meiner melancholischen Stimmung am vorgestrigen Abend. Jetzt habe ich mich zwar von jenen schrecklichen überspannten Ideen ermannt; aber noch bin ich nicht geheilt, und ich stehe nicht dafür, daß ich nicht wieder dahin zurückkomme. Ich war höchst ungerecht gegen die Vorsehung, die

mir so viel gegeben hat, obgleich nicht seine Freundschaft. Schnizlein meint, daß ich Zeit und Gelegenheit abwarten soll; aber wie kann ich warten, da mich beständige Unruhe umhertreibt? Wenn ich gewiß wüßte, daß Wilhelm jener edle Mensch wäre, für den ich ihn halte, so würde ich ihm schreiben. Aber aufs Geratewohl kann ich's nicht wagen. Uebrigens wenn mir nicht die Gelegenheit fehlte, so würde ich ihm längst ohne Scheu gesagt haben, daß ich an ihm teilnähme und seine Bekanntschaft wünschte. Aber so gut wird es mir nicht. Auf der heutigen Parade sprach ich zweimal mit ihm; aber leider ohne Erfolg. Seine Zerstreuung, Einsilbigkeit und Mangel an Artigkeit gegen mich waren mir auffallend und kränkten mich tief. Wäre er immer so gewesen, nie würde es so weit gekommen sein. Doch eben weil ich glaubte, daß er teil an mir nähme, interessierte ich mich für ihn; bei ihm war es nur eine vorübergehende Laune, und ich muß sie nun so teuer büßen. Verdank' ich auch seiner guten Laune einige günstige Augenblicke, so ließ er mir doch seine üble die letzte Zeit her hart genug fühlen. Ich Thor! Der ich von Erwiderung träumte! Seine gänzliche Kälte wird nach und nach meine Neigung schwächen, und so werden alle diese Leiden und Wünsche zu nichts führen. O daß ich in sein Herz sehen könnte, mir wäre geholfen!

Gestern erhielt ich mit einem Briefe von zu Hause auch einen von Madame Michelleau aus Nemours[1]) in Antwort auf den meinigen. Sie wünscht, daß ich ihr auch künftig Nachrichten von mir geben möchte, und schickt mir Grüße von Herrn Morisseau und der englischen Dame.

Um mich zu zerstreuen, machte ich gestern einige Besuche, und war unter andern bei Frau von Harnier, wo ich Perglasens beide Brüder, die seit einiger Zeit hier sind, antraf. Perglas selbst war lange krank.

Ich sah gestern auch noch manche andere Bekannte, wie Spreti, Lemus, Krailsheim, Speßardt &c. und auch heute im abonnierten Konzert, wo ich mich ziemlich gut unterhielt, da mir besonders ein Oboekonzert, von Fladt[2]) vorgetragen, und ein Sextett viel Vergnügen machte; aber weder an Menschen noch leblosen Dingen nehme ich mehr warmen Anteil.

Am 26. März 1816. München.

Soeben vollendete ich die Lektüre folgenden Buches: „De l'homme, de ses facultés intellectuelles et de son éducation, ouvrage posthume

---

[1]) Siehe S. 263 ff.

[2]) Anton Fladt (1775—1850), Mitglied der Münchener Hofkapelle und erster Oboevirtuose seiner Zeit.

de Mr. Helvétius"[1]). Dies Werk machte mir viel Vergnügen und bereicherte mich mannigfach, obgleich ich nicht immer den Ideen des Verfassers meinen vollen Beifall geben konnte. Wenn er aber in seiner Vorrede sagt: „L'amour des hommes et de la vérité m'a fait composer cet ouvrage"[2]), so wird ihm jeder seiner Leser glauben; denn seine reine menschenfreundliche Absicht leuchtet überall hervor. Hätte er die französische Revolution voraussehen können, so würde er nicht so oft von dem entfernten Nutzen seines Buches geschrieben haben. Die Franzosen hätten wirklich ausführen können, was er ausgeführt wissen will. Was mir, so ein eifriger Protestant ich bin, an ihm nicht gefällt, ist der gar zu leidenschaftliche Haß gegen die Geistlichkeit und die katholische Kirche. Es möchte gut sein, daß er sie ohne alle Schonung behandelt und ihre ganze Verderblichkeit für den Staat an den Tag legt, allein er sollte doch nicht immer wieder auf dasselbe zurückkommen. Jedoch war zu seiner Zeit dieser Haß vielleicht ebenso natürlich, als er in unserer überflüssig sein würde, zum mindesten in Deutschland. Oft gebraucht Helvetius auch ganz passende Waffen für die Verteidigung seiner Sache. Er sagt zum Beispiel einmal: Si les prêtres en général sont si cruels, c'est que jadis sacrificateurs ou bouchers, ils retiennent encore l'esprit de leur premier état[3]). Solche Bemerkungen könnten höchstens in einem rhetorischen, aber sie dürfen in keinem philosophischen Werke stattfinden. Uebrigens thut man Helvetius unrecht, wenn man ihn einen Atheisten nennt, er ist es zum wenigsten nicht in seinen Schriften und spricht immer mit Verehrung von der Lehre Jesu. Er hat gewiß mehr Verstand und Vielseitigkeit gehabt, als der seichtere Voltaire, den er, ich weiß nicht warum, sehr hoch schätzt. Die Hauptideen, die Helvetius durchzuführen versucht, sind, daß bei der Geburt alle Menschen gleich sind, das heißt daß sie alle eine égale aptitude à l'esprit[4]) haben und daß man nicht mit Fähigkeiten und Talenten geboren wird, sondern daß es die Erziehung (im weiten Sinne des Worts) allein sei, die uns zu dem mache, was wir sind. „L'éducation", sagt er, „peut tout"[5]). Daraus erhellt,

---

[1]) Claude Adrien Helvetius (1715—71), der Hauptvertreter der sogenannten sensualistischen Philosophie in Frankreich. „De l'homme" wurde indes erst nach seinem Tode, London 1773, zwei Bände, herausgegeben.

[2]) Die Anfangsworte der „Préface".

[3]) l. c. II, p. 303, Anmerkung a. (Section IX, chap. XXVI.)

[4]) l. c. I, p. 76. (Section II, chap. 1.) „Tous les hommes communément bien organisés ont une égale aptitude à l'esprit."

[5]) II, p. 332. (Section X, chap. 1.)

wie viel größere Sorge die Regierungen für die Erziehung ihrer werdenden Bürger tragen sollen. Er erklärte ferner, wie Rochefoucauld[1]), den Eigennutz als die Triebfeder aller Handlungen[2]), und daß es also das erste Augenmerk eines Souveräns sein müsse, das allgemeine Interesse des Staats mit den Privatvorteilen der Bürger zu vereinigen. Gute Gesetze, meint er, könnten alles aus dem Menschen machen. Das öffentliche Wohl nennt er das vorzüglichste und einzig notwendige Gesetz. Salus populi suprema lex esto, und er hält es für viel umfassender als das Gebot: Was du nicht willst, was man dir thue, thu auch keinem andern. Die Erfüllung jenes Gesetzes heißt ihm Tugend. Und so bringt er dies Wort dem alten Virtus der Römer näher, das mehr Bezug auf Vaterlandsliebe hatte als das, was wir jetzt Tugend nennen[3]).

Im Anfange des zweiten Bandes widerlegt der Verfasser mehrere Meinungen Rousseaus, besonders die Lobsprüche, die jener der Ignoranz giebt[4]).

Wenn Helvetius der physischen Liebe den Vorzug über die platonische giebt[5]), so werden ihm wohl viele recht geben, die meisten davon aber ihrer rohen Gesinnungen wegen, und nur weniger aus männlicher Thätigkeit, eine Eigenschaft, welche der platonischen Liebe keine lange Herrschaft in der Seele einräumt.

Der Stil des Helvetius ist angenehm, und zuweilen blühend und kraftvoll. Er hat die englischen Philosophen im Originale gelesen und ihre Sprache verstanden. Hierbei ist denn zu verwundern, daß er im Kapitel über das Erhabene, Stellen von Corneille und nicht lieber von Shakspeare anführt, der doch davon unendlich reicher ist[6]).

Am 28. März 1816. München.

Fortwährend fühl' ich mich noch unglücklich. Könnt' ich weinen, ich würde mich glücklicher fühlen, ich würde glücklicher sein, als wenn ich alles vergessen könnte. Thränen machen dem Herzen Luft, aber das meine ist gepreßt wie ein schwer Atmender. Die einzige Hoffnung bleibt mir noch, daß, wenn Hornstein wüßte, wie sehr ich ihm gut bin, er mir günstiger sein würde; aber noch sagte ich es ihm nicht, noch ließ ich es

---

[1]) Siehe S. 405.
[2]) I. p. 239 sq. (Section X, chap. 4.)
[3]) l. c. II, p. 358. (Section X, chap. VII. a. E.)
[4]) II, p. 34 sq. (Section V, chap. VIII.)
[5]) II, p. 62 sq. (Section VI, chap. I.)
[6]) l. c. II, p. 189 sq. (Section VIII, chap. XIV.)

ihn nicht merken. Wann wird sich hierzu Gelegenheit bieten? Vorgestern kam er auf die Wache, ich wollte ihn gestern abend besuchen, kam aber eben zur Unzeit, als er ohnehin schon ganz umgeben war, so daß ich unverrichteter Dinge wieder weg ging, nachdem ich ihm nur guten Abend gewünscht hatte, was er mir erwiderte. Gestern sah ich ihn den ganzen Tag nicht. Heute auf der Parade versäumte ich den rechten Augenblick mit ihm zu sprechen. Und dieser kam nicht wieder. Ich hätte ihm so vieles zu sagen gehabt, es bot sich mir so manches dar! O wie kränkte es mich, daß er wegging und sogar allein, aber ich noch an meinen Hauptmann gehalten war, und noch nicht fortgehen durfte. Dennoch hat er mir einige Worte heute im Gespräch mit anderen gesagt. Als nämlich die Rede davon war, daß wir nun täglich von sieben bis elf Uhr am Exerzierreglement schreiben müßten, wandte sich Dufresne an Hornstein, da ich eben dabei stand, und sagte ihm, daß ich nun keine Zeit mehr hätte, Verse zu machen, worauf sich Wilhelm an mich wandte und mir dasselbe wiederholte, indem ich hinzufügte, daß ich nun meine Verse bei der Nacht schreiben müsse. Ich erwiderte ihm aber keine Silbe darauf, obgleich sich wohl manches hätte sagen lassen, wie mir hinterher einfiel. O guter Wilhelm, wie manchen Vers ich schon bei Nacht und zwar an dich schrieb.

Ich bin nicht der einzige, der sich sehnend verzehrt. Diesen Morgen erhielt ich einen Brief von meinem Freunde Xylander aus Ansbach, wo er eben durchreiste, da er bei einer Vermählungsfeier in Nürnberg war. Sein Brief ist kurz und unter anderem sagt er zur Entschuldigung: „Auch mußt du mir etwas zu gute halten, denn dein Freund ist unendlich verliebt!“ Später schreibt er: „Ich fand ein tugendhaftes und edles Mädchen, mit einem Charakter, wie ich ihn mir wünsche, mit einer häuslichen Erziehung, wie sie jetzt selten ist.“ Also auch ihn zieht Liebe. Ich fühle mich um vieles genähert, da ich erfahre, daß er Liebe fühlt. Ich habe nie geliebt, aber ich empfinde, was es heißen muß. Glücklicher Mensch, wie beneide ich dich! Du weißt, daß es etwas Vortreffliches ist, was du verehrest. Deine Liebe umhalst die Vernunft. Vielleicht wirst du einst dein eigen nennen, was dich magnetisch anzieht; vielleicht wirst du einst am Busen ruhen einer edlen Frau. Du hast so viele Vorzüge, warum solltest du nicht wieder geliebt werden? O du gewaltiger Amor, mit wie viel tausend und tausend Schlingen durchwebst du die ganze Welt! Wen bannst du nicht in deinen Zauberring? Mich nicht. Zwitterhafte Gefühle nährst du in meinem Busen, vor denen mancher schaudern würde; aber Gott weiß es, meine Neigung ist rein und gut.

Es war heute der Stiftungstag der hiesigen Akademie, weswegen daselbst diesen Abend zwei Vorlesungen statt hatten, denen ich mit noch einigen Offizieren des Regiments beiwohnte[1]. Die erste hielt Herr Koch-Sternfeld über die Kriegsgeschichte Bayerns, die zweite Herr Thiersch[2] über die älteste Epoche der griechischen Kunst, worin er darthut, daß sie eigentlich von den Aegyptern stamme und wie es komme, daß sie so lange auf ein und derselben Stufe stehen blieb[3]. Stil und Vortrag gefiel mir sehr wohl, nicht so bei Herrn Koch, der im häßlichen bayrischen Dialekte las. Auch schien er mir seinem Zwecke bei weitem nicht ganz zu entsprechen, und auch keine besondere Gelehrsamkeit, noch eigenes Talent zu verraten. Doch fälle ich, als ein junger, ungelehrter Mensch, gar kein Urteil, auch wäre es lächerlich, wenn ich es thun wollte.

Von der Akademie führte uns Saporta zu einem Korporale unseres Regimentes, der ein sehr geschickter Mensch ist, was die abstrakten Wissenschaften betrifft, und der eine Maschine erfunden hat, um die Beleuchtung der Erde und des Mondes von der Sonne zu versinnlichen. Diese Maschine ist wirklich sehr zweckmäßig. Er wird sie dem Kronprinzen dedizieren, und ich zweifle nicht, daß für ihn gesorgt werden wird. Der Korporalstock und das Studium sind freilich sehr ungleiche Genossen. Dieser Mensch heißt Wimmer und wurde in der Kadettenschule zu Wien erzogen.

In den Zeitungen las ich heute die Vermählung der Prinzessin Friederike von Preußen mit einem Prinzen von Anhalt-Dessau. Sie ist die Nichte des Königs und die Tochter der Herzogin von Cumberland[4]. Ich merke es deswegen an, weil ich mich noch sehr gut erinnern kann, mit ihr als Kind auf dem Ansbacher Schlosse gespielt zu haben, als ihre Mutter daselbst als Fürstin Solms lebte. Der erste Mann derselben war der Prinz Louis von Preußen.

Am 29. März 1816. München.

Herr von Gohren brachte mich heute zu einer englischen Dame, die er kennt und die sich seit längerer Zeit hier aufhält, und welche mich zu

---

[1]) Vgl. „Denkschriften der königl. Akademie der Wissenschaften zu München für das Jahr 1816/17", Band VI, p. II sq.

[2]) Siehe S. 31, Anmerkung [2]).

[3]) Der Vortrag erschien im Separatdruck 1816 und unter dem Titel „Ueber die Epochen der bildenden Kunst unter den Griechen", zweite vermehrte Auflage, 1829.

[4]) Siehe S. 52.

sehen wünschte, da ich ihr in der Schweiz durch eine Freundin meiner Mutter empfohlen worden bin. Sie brachte den Winter hier mit ihrem Manne zu, der Oberst in englischen Diensten ist. Sie heißen Dashwood. Beide nahmen uns sehr freundlich auf. Ueberhaupt scheint mir eine gewisse arglose Gutherzigkeit im Charakter der Engländer zu liegen, wie mir auch schon Wiebeking versichert hat, eine liebenswürdige Offenheit. Beide sind noch in den besten Jahren und reisen zusammen durch Europa, das Familienglück, gleichsam das Glück der Heimat mit dem heiteren Leben unbefangener Reisenden vereinigend. Sie würde vielleicht in England für hübsch gelten, allein ich bekenne, daß ich mich nicht auf die englische Schönheit verstehe. Alle Engländerinnen, die ich sah, waren mager und bleich, doch haben sie etwas ausgezeichnetes vor allen anderen Weibern, und ich glaube nicht, daß man sie für eine andere Landsmännin halten könne. Der Oberst, Herr Dashwood, ist ein angenehmer junger Mann mit einer edlen und sehr geistreichen Gesichtsbildung. Als wir weggingen, drückte er uns die Hand nach englischer Sitte. Herr von Gohren sagte ihnen zwar, daß ich englisch spräche, doch unterhielten wir uns beständig in französischer Sprache (die sie mittelmäßig redeten), da ich nicht anfangen wollte, englisch zu sprechen, weil ich ohnehin nur ein paar Worte hätte reden können, und weil sie nicht hier bleiben, sondern schon bis künftigen Dienstag, und zwar nach Baden, abreisen. Das hiesige rauhe Klima sagt ihnen nicht zu und sie wollen den Frühling in schöneren Gegenden hinbringen, obgleich sie den Winter über sich hier sehr wohl gefielen; wie sich denn jedermann in München gefällt. Es thut mir sehr leid, daß ich ihre Bekanntschaft nicht früher gemacht habe; es würde mir zum großen Nutzen und Vergnügen gereicht haben. Mit den beiden Graingers rede ich nur so wenig englisch, da sie mich nicht interessieren, und ich daher nicht näher mit ihnen bekannt bin. Jene Familie würde ich öfters besucht haben, und es war ein günstiger Zufall, daß ich der Lady empfohlen war.

---

Mit Hornstein bin ich noch nicht glücklicher. Auf der Parade grüßte ich ihn im Vorbeigehen, und er mich wieder im freundlichen Tone; aber das ist auch alles, und das führt zu nichts. Eine einzige Gelegenheit, bei der ich ihm meine Teilnahme werkthätig oder auch nur in Worten zeigen könnte, würde alles entscheiden.

Am 31. März 1816. München.

Ein Brief, der mir von einer Krankheit meines Vaters meldet, setzte mich heute in große Unruhe. In seinem Alter ist alles leicht gefährlich[1]). Ich hoffe, und ich flehe zur Vorsehung, daß sie mir ihn noch viele und viele Jahre erhalten möge. Möchte sie meine Gebete erhören. Sonst war mir der heutige Tag kein ungünstiger; ich sprach ziemlich viel mit Wilhelm auf der Parade. Er fragte mich über einige litterarische Gegenstände, und unter anderem auch, ob ich den Nachlaß von Schiller im zwölften Band der neuen Ausgabe[2]) schon gelesen hätte? Ich bejahte es. Er lobte besonders den Plan zu den Malthesern[3]), und dies gefiel mir sehr wohl, denn die Freundschaft spielt in jenem Stücke eine große Rolle und vertritt die Stelle der Liebe, die nicht berührt wird, da auch keine weibliche Rolle eingeflochten ist. Schon in seinen Briefen über „Don Carlos" sagt Schiller, daß leidenschaftliche Freundschaft ein ebenso interessanter Gegenstand für eine Tragödie wäre, als leidenschaftliche Liebe, und daß er sich, diese Idee zu bearbeiten, auf ein andermal vorbehalte, da es im „Don Carlos" sein Zweck nicht gewesen sein könne[4]). Er wollte sie ohne Zweifel in den „Malthesern" ausführen, für die es so jammerschade ist, daß wir nichts als den Plan und ein einzelnes Fragment haben. In ersterem heißt es unter anderem, als von „St. Priest" die Rede ist: „Crequi, ein anderer junger Ritter, von heftiger Gemütsart, wird durch ein leidenschaftliches, aber edles Gefühl an ihn gefesselt" [5]). Wie sehr ist das meine Lage! In dem Fragmente, wo zwei Ritter, Romegas und Biron, sich um eine griechische Sklavin streiten, sagt einmal der erstere zum letzteren:

„Das große Kreuz auf dieser Brust verehre!"

worauf ihm Biron so stolz als schön antwortet:

„Das kleine hier bedeckt ein großes Herz" [6]).

Auch Hornstein ist Malthefer, auch Hornstein trägt ein kleines Kreuz auf einem großen Herzen. So ist für mich der Plan jenes Dramas

[1]) Der Graf stand im 68. Lebensjahre.
[2]) Der von Körner besorgten, Stuttgart und Tübingen 1812—15.
[3]) a. a. O. XII, S. 399—418.
[4]) a. a. O. IV, S. 479 ff.
[5]) XII, S. 410.
[6]) a. a. O. XII, S. 407.

doppelt merkwürdig, und kein ungünstiges Zeichen ist es, daß mir heute Wilhelm davon Erwähnung that.

---

Ich war heute mit Saporta bei Frau von Harnier zu Tische gebeten, und machte die Bekanntschaft eines jungen, talentvollen Kupferstechers und Zeichners, mit Namen Grimm[1]), der Offizier in hessischen Diensten ist und sich hier ausbildet. An Herrn von Harniers Rückkehr aus Frankfurt ist noch nicht zu denken, da die deutschen Territorialangelegenheiten noch nicht beendigt sind. Wie freue ich mich, diesen würdigen Mann einst wieder zu sehen.

Am 1. April 1816. München.

Auf Xylanders Brief antwortete ich diesen Vormittag. Ich neckte ihn über seine Liebe und erbat mir näheren Aufschluß über seine Hoffnungen und den Gegenstand seiner zärtlichen Neigung. In meiner eigenen Angelegenheit geht es mir indessen schlecht, und wäre jener Brief des Nachmittags geschrieben worden, so würde er weniger scherzhaft ausgefallen sein. Nach der Parade nämlich hatte ich das Glück, Wilhelmen ganz allein von unserem Platze aus bis in die Theatinerstraße begleiten zu können, aber wäre es lieber nicht geschehen! Erstlich benützte ich diese Gelegenheit nicht, wie ich sollte, da ich ihm nichts Verbindliches, nichts Teilnehmendes sagte, wie ich mir vorgenommen hatte, und woraus ich seine Gesinnung würde erkannt haben; zweitens bewies er mir während unseres Gesprächs eine Zerstreutheit, eine Gleichgültigkeit, eine Unachtsamkeit, die ans Beleidigende grenzte. Nie bin ich noch von irgend jemand so geringschätzig behandelt worden; und er begegnet mir so, er, um den ich es so wenig verdiene. Schnizlein meint, daß ich noch nicht alle Hoffnung aufgeben müsse, und daß es ihm mit der Zeit bemerkbar werden würde, daß ich mich für ihn interessiere. Jeder andere würde es längst bemerkt haben. Der heutige Tag hat Hornstein bei mir sinken gemacht, nicht allein aus jener Ursache, sondern auch deswegen, weil ich diesen Abend im abonnierten Konzert nach langer Zeit Brandenstein wiedersah, den liebenswürdigen Brandenstein. Vergessen werde ich ihn

---

[1]) Ludwig Emil Grimm (1790—1863), der jüngere Bruder von Jakob und Wilhelm Grimm, war seit 1808 in München Karl Heß' Schüler, machte dann den Feldzug von 1814 mit und lebte seit 1815 wieder einige Jahre in München. 1817 ging er nach Italien. Zurückgekehrt, folgte er seinen Brüdern nach Cassel, wo er 1833 Professor an der Akademie daselbst wurde.

niemals, den ich jahrelang so innig hochschätzte, ewig wird er mir wert bleiben; allein die klare Unmöglichkeit, seine Bekanntschaft zu machen, schreckte mich von ihm ab. Noch jetzt, da doch Hornstein ein so großes Uebergewicht über ihn erhalten hat, kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß Federigo viel mehr mit mir übereinstimmen würde als Wilhelm, und so viel ist gewiß, daß er mich nicht so kränkend behandeln würde, als es letzterer heute gethan hat. Was mich an Hornstein noch am mächtigsten bindet, ist, daß er die Poesie liebt, wie ich glaube.

Im Konzerte sah ich auch noch den artigen englischen Oberst mit seiner Frau; doch sprach ich nicht mit ihnen, da sie ohnehin abreisen. Auch die Graingers kennen sie. Mit Robert redete ich einiges Englisch, wie auch mit dem jungen Herrn von Moye, dessen Bekanntschaft ich machte. Sein Vater ist französischer Emigrierter und hier angesehener Kaufmann. Ich sah auch Grimm. Herr Bärmann[1]), der wieder hier ist, entzückte jedermann durch sein herrliches Spiel. Doch war es kein freudiges Gefühl, mit dem ich den Konzertsaal verließ, ich war meiner wenigen Hoffnung, alter, süßer Erinnerung, und mancher Träume gedenk.

Am 2. April 1816. München.

Heute morgen mußte ich mit noch mehreren Offizieren zur Fahne schwören (wie man es heißt), da diese Ceremonie früher bei uns noch nicht vorgegangen war. Was mir dabei nicht gefällt, ist die Eidesformel, die sich an den König bindet. Wir dienen ja nicht dem Könige, sondern dem Staat, so gut wie der König, und wenn dieser sich etwas wider das Wohl des Staats erlaubt, so ist niemand mehr verbunden, ihm treu zu sein. Demnach ist dieser Schwur nicht haltbar und ungenügend.

Die Beibehaltung einer so großen Truppenzahl in Bayern, da die Händel mit den Oesterreichern vorbei sind, ist gar nichts erfreuliches, da nach unseren jetzigen Einrichtungen der Soldat kein Staatsbürger, sondern eine Maschine in den Händen der Fürsten ist. Leider hat auch die Opposition im brittischen Parlament die Verringerung der englischen Armee nicht durchgesetzt, wohl aber die Abschaffung der Eigentumstaxe, bei der die Minister weichen mußten und ihre Majorität verloren. In Deutschland ist es klar, wie wenig die Fürsten den neuen Freiheitsdrang, der

---

[1]) Heinr. Joseph Bärmann (1784—1847), Klarinettvirtuose, ursprünglich im Dienste des preußischen Prinzen Louis Ferdinand. Nach dem Kriege von 1806, in dem er selbst in Gefangenschaft geriet, fand er Aufnahme in der Münchener Hofkapelle.

gerecht und gemäßigt ist, unter ihren Völkern billigen, und wie wenig sie geneigt sind, uns eine Konstitution zu geben.

„Cotanto dunque fortunata sorte
Rassembra quella di colui che regna,
Che ritener si cerca avidamente
A danno ancor della sogetta gente?!“ [1])

Am 3. April 1816. München.

Auf den heutigen Tag setzte ich eine große Hoffnung; Hornstein hatte nämlich die Inspektion; aber es geschah nichts besonderes. Zwar sprach ich mit ihm beim Verlesen, aber er war, wie diese letzte Zeit immer, so unfreundlich und gleichgültig, daß es mir in der Seele weh that. Daß er mir antwortet, wenn ich ihn frage, ist auch alles; doch antwortet er mir nicht ein Wort mehr, als er eben muß. Er giebt mir keine Gelegenheit, ihm etwas Verbindliches zu sagen, denn Teilnahme an einen Menschen bezeigen, der mich geringschätzig behandelt, würde wie Schmeichelei aussehen. Nach dem Verlesen würde ich vielleicht mit ihm gegangen sein; allein er fand einen guten Bekannten, mit dem er nach Hause ging. Es war jener Kriegskommissär, den mein Tagebuch aus dem Garten des Herrn Michelleau zu Nemours kennt [2]). Ich habe diese Nacht noch die Ronde zu machen. Was mir diese Wanderschaft noch einigermaßen erleichtert, ist, daß sie Hornstein zwei Stunden früher als ich machte, und ich gleichsam in seine Fußstapfen trete. Ach, nicht nach ihm, mit ihm möchte ich gehen! Aus seinem heutigen Betragen gegen mich glaubte ich sogar abzunehmen, daß ich ihm nicht nur gleichgültig, sondern selbst zuwider bin. Zum wenigsten scheint es mir, daß er mir ausweicht.

Am 4. April 1816. München.

Hauptmann Sizzo ließ sich heute krank melden; wenn er es bis übermorgen bleibt, wo ihn die Wache trifft, und wenn kein anderes Hindernis dazwischen kommt, so werde ich bis den neunten dieses (der mir ohnehin ein günstiger Tag ist, und ich den neunten jedes Monats besonders liebe), mit Hauptmann Hornstein auf die Wache ziehen. Noch scheint mir dieses Glück zu groß, als daß ich glauben könnte, es würde mir zu teil. Schon im Anfange war es mir bestimmt, mit ihm auf die Wache zu ziehen; allein Lieutenant Guggenberger ward

---

[1]) Torqu. Tasso, Gerus. Liberat., Cant. XIII, LXVI.

[2]) Siehe S. 272.

überhüpft, weil er die Lazarettjour hat, und so würde es Hornstein einen Tag später als mich getroffen haben. Ich hielt diesen Vorfall für einen unglückseligen und die gütige Vorsehung hat mir ihn so sehr zum Glücke geleitet. Durch den Abgang jenes Hauptmanns wird nun der Abgang jenes Lieutenants. Ein Mittel wäre mir noch übrig gewesen, nämlich den Prinzen Löwenstein, der nach mir kommt, zu bereden, daß er mit mir die Wache tausche; da aber dies streng verboten ist, so würde es schwerlich angegangen sein. Wie viel tausend Dank bin ich der Gottheit für eine Gnade, die freilich bis jetzt noch Hoffnung ist, schuldig. Ich gab mich schon verloren. Wenn ich wirklich mit dem guten Wilhelm auf die Wache komme, so ist dies eine Gunst sondergleichen für mich. Ich werde Gewißheit erhalten und es wird zur Erklärung kommen. O möchte es doch geschehen, möchte sich doch kein trauriges Hindernis in den Weg legen. Es giebt keine schönere Gelegenheit als die Wache, wo ich den ganzen Tag mit ihm beisammen sein kann, und es giebt vielmehr gar keine andere, ihn mein Anliegen wissen zu lassen. Gestern hatte ich ihn sagen hören, er würde heute abend ins Hoftheater gehen. Ich benützte diese Wissenschaft und fand mich daselbst ein. Man gab zum erstenmal „Parteiwut“, ein Schauspiel von Ziegler [1]). Es ist, wie alle Zieglerschen Stücke, nicht schlecht, aber auch nicht ausgezeichnet. Die Diktion ist mittelmäßig, da man doch nun einmal an den göttlichen Schwung der Schillerschen gewöhnt ist. Ein paar Charaktere erscheinen mir unnatürlich, besonders der des Gottlieb Coke, der ohne alle Menschlichkeit ist. Die Handlung ist ziemlich gedehnt; sie geht zur Zeit der englischen Revolution vor, nach dem Tode Karls I.

Das Glück begünstigte mich so weit, daß ich Wilhelmen nicht nur fand, sondern auch in seine Nähe kam. Anfangs schien er mich gar nicht zu beachten; doch redete er mich zuerst an. Gleichwohl sprach ich während der Aufführung sehr wenig mit H., doch als sie zu Ende war und ich das Schauspielhaus zu gleicher Zeit mit ihm verließ, schloß ich mich ihm an und begleitete ihn bis vor sein Haus. Wir redeten von dem eben gesehenen Schauspiel und von der damaligen Lage Englands. Ich bedauerte nur, daß er so nahe am Theater wohnt. Als wir auseinander gingen, wünschte er mir ziemlich freundlich gute Nacht, so schien es mir

---

[1]) „Parteiwut oder die Macht des Glaubens, Originalschauspiel in fünf Aufzügen von F. W. Ziegler.“ Wien 1817. — F. W. Ziegler (1761—1827), selbst Schauspieler am Hofburgtheater in Wien, verwertete seine Bühnenkenntnis in zahlreich von ihm verfaßten Dramen Kotzebuescher Manier.

nämlich. Durch dies Gespräch sind wir nun doch einigermaßen näher gekommen. Leider wird er sich vielleicht morgen kaum mehr erinnern, daß er mit mir sprach. Ich vergesse es so leicht nicht, denn er hat diesen Abend einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Er gefiel mir so wohl. O Gott, verleihe mir auch ferner deine Gnade und laß mir jene schöne Hoffnung in Erfüllung gehen! Als ich das erste Mal mit ihm auf der Wache war, war er mir nicht den fünfzigsten Teil wert, als er mir jetzt ist. Ich benutzte daher jenen Zufall schlecht oder vielmehr gar nicht. Ich hing damals noch zu sehr an Brandenstein, und erst durch jene Wache gewann ich Hornstein lieber und dachte von jener Zeit an öfters an ihn. Jetzt, wo meine Sehnsucht nach und nach so hoch stieg, jetzt ist es viel anders, und besser anwenden würde ich eine Gelegenheit, die so äußerst selten vorkommt. O vielleicht werde ich ihn noch kennen lernen, und dies sehnende Verlangen war nicht umsonst, nicht verloren wie ehemals. Gewiß ist er gut und verständig und er zeichnet sich weit von dem gewöhnlichen Schlage der Offiziere aus, selbst weit vor denen, mit denen er umgeht. Es ist daher nicht möglich, daß sie sein Herz ausfüllen können; er braucht einen Freund.

Am 5. April 1816. München.

Allmählich schließt sich die Knospe der Natur auf. Der Frühling, der lang zauberte, scheint sich nun endlich zu nähern. Wir haben schöne Tage. Ich gehe täglich im englischen Garten spazieren und freue mich daran, wie alles keimt. Freilich wünschte ich einen Begleiter auf meinen Spaziergängen, wird es Wilhelm jemals werden? Fast begreife ich's. Fast fürchte ich, daß die Freundschaft mehr erfordert, als wir beide uns geben können. Wenn mir nur die Wache bleibt, so bin ich zufrieden. Ich hoffe, mein Schicksal soll sich an jenem Tage entscheiden. Schnizlein fährt fort, nicht viel Gutes vom Hauptmann Hornstein zu sagen; er nennt ihn phlegmatisch, nennt ihn einen gewöhnlichen Menschen. Doch das ist er nicht. Es ist wahr, daß er die Gemächlichkeit liebt, und die bequemsten Leute sind freilich nicht die besten. Aber ich will nichts mehr von ihm sagen, bis ich werde Gelegenheit gehabt haben, ihn näher zu kennen.

Ein Brief, den ich heute von zu Hause erhielt, hat mich recht froh gemacht und enthält die Besserung meines geliebten Vaters; und daß er für den Augenblick außer Gefahr sei und das Fieber ihn verlassen habe. So überschüttet mich der gütige Gott mit Wohlthaten und breitet frohe Aussichten vor mir aus.

Am 6. April 1816. München.

Ich war heute nicht unglücklich. Nach der Parade hatte ich Gelegenheit, mit Wilhelm zu gehen und begleitete ihn bis vor die Residenz, also einen ziemlich weiten Weg. Er bezeugte sich mir recht freundlich und gut; auch lernen wir uns mehr und mehr kennen, und jene Verlegenheit fällt weg, die uns vormals einigen Zwang auferlegte. Wir gewinnen nach und nach mehrere Berührungspunkte. Unser Gespräch betraf mancherlei; ich sagte ihm auch unter anderem, daß ich übermorgen die Ehre haben würde, mit ihm auf die Wache zu ziehen. Es schien ihm zum mindesten nicht unangenehm. — Diesen Morgen erhielt ich einen Brief von Xylander aus Rothenburg, jedoch nicht in Antwort auf meinen letzten. Sein Schreiben erregt mir angenehme Erinnerungen; er sagt, daß es in diesem Monat sechs Jahre wären, daß wir uns näher kennen. Er sagt, daß er immer an jene frohen Tage denken wird. Möchten sie sich jetzt mir wiederholen und möchte ich wieder einen Freund gewinnen, den ich ebenso achten und lieben kann wie Xylander, und der mich auch liebt.

Auf die Wache stehen alle meine Erwartungen gerichtet, bis jetzt hat sich noch kein Hindernis gezeigt. Wenn ich nur Mut habe und Selbstvertrauen, es soll noch alles gut werden. Auch er muß endlich meine Teilnahme bemerken.

Am 7. April 1816. München.

Johannes von Müllers zweiten und dritten Band Allgemeine Geschichte [1]), die mittlere und neuere enthaltend, habe ich wieder durchgelesen. Besonders die neuere Geschichte zog mich an. Der Stil ist wahrhaft hinreißend, und liegt eine gewisse Magie, die man wohl fühlen, aber nicht zergliedern kann, darin. Manches ist sehr kurz behandelt, zum Beispiel der Dreißigjährige Krieg [2]), aber nichts von wahrer Wichtigkeit ausgelassen und alle Hauptpunkte und Begebenheiten, die oft andere Schriftsteller als Nebendinge oder gleich Nebendingen behandeln, findet man herausgehoben. Es steht kein unnützes Wort in dem ganzen Buche; durch das ganze Buch zieht sich ein edler Freiheitsgeist, und alle Dinge werden von dem einzig wahren und der Vernunft einleuchtenden Gesichtspunkte aus dargestellt. Dieser Schriftsteller ist über alle Parteilichkeit hoch erhaben, und sein unbestechliches Auge übersieht mit freiem Blicke die Welt. Durch ein einziges Beiwort bezeichnet er oft, von welcher Seite

[1]) Band I—III. Allgemeine Weltgeschichte, Leipzig 1806. Die „Vierundzwanzig Bücher Allgemeiner Geschichte" Tübingen 1811 und folgende Jahre.

[2]) a. a. O. dritter Band, S. 121—74.

eine Sache angesehen werden muß. Er zeigt an, daß ein Schriftsteller feurig und begeistert sein könne, ohne deswegen verblendet und einseitig zu urteilen, ja daß er sogar seine Lieblinge in der Geschichte haben könne, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten. Seine Schriften werden unsterblich leben. Die 24 Bücher Allgemeiner Geschichte kamen erst nach seinem Tode heraus, der, wenn ich nicht irre, 1809 erfolgte [1]). Schade, daß er sie nicht fortgesetzt hat, denn sie gehen nur bis zum Jahre 1783. Ich machte mir viele Auszüge.

Auch eine andere Arbeit suchte ich heute wieder vor, nämlich etwas am fünften Akte meines Konradin, dessen mein Tagebuch schon öfter Erwähnung that [2]), der aber niemals vollendet werden wird. So selten kommen mir jetzt schöpferische Stunden, ich muß sie wohl benützen.

---

Im Hopfgarten, wohin ich gewöhnlich nach der Parade gehe, traf ich heute mehrere Bekannte, Berger, Massenbach, Gohren, Yrsch, der von Landshut hierherkam und die Osterferien hier zubringt. Es war auch abonniertes Konzert, welches von morgen auf heute, der anfangenden Karwoche wegen, verlegt wurde, was mir sehr angenehm gewesen, weil ich es morgen nicht würde haben besuchen können, da ich auf die Wache komme mit Hauptmann — Hornstein. Es ward bereits heute auf der Parade expediert. Heute redete ich nicht mit ihm. Im Konzert traf ich Brandenstein, und er streifte öfters an mir vorbei; aber er ist mir nicht mehr, was er mir ehemals war. Wilhelm hat ihn verdrängt, und vielleicht wird es mich nicht reuen. Ich glaube an Wilhelm, ich glaube, daß er gut und brav sei, und vielleicht kann ich noch seine Achtung gewinnen. O schöner, langerharrter, entscheidender, morgiger Tag!

---

[1]) Der berühmte Geschichtschreiber (1752—1809) starb in der That am 29. Mai des Jahres in Cassel, innerlich bedrückt, wie man sagte, durch seine Stellung beim König Jérôme von Westfalen, die ihm das Leben kürzte. Müller, ein geborener Schaffhausener, begann seine gelehrte Laufbahn als Gymnasialprofessor in seiner Heimat, hatte auf den Erfolg seiner historischen Schriften hin dann ihn auszeichnende Bibliotheksämter in Cassel, Mainz und Wien bekleidet, ward 1804 in Berlin Mitglied der Akademie, als ihn nach dem Sturze Preußens Napoleon für die Dienste seines Bruders gewann. M. trat als Staatsminister 1807 in letztere ein, zog jedoch schon im folgenden Jahre die verantwortungsreiche Stellung der ihm zusagenderen eines Generaldirektors der Universitäten vor. Als solcher starb er.

[2]) Vgl. S. 81, 144, 296.

Am 8. April 1816. München.

Der Tag ist bereits angebrochen, auf den ich so viel vertraue; heute noch werde ich mit ihm auf die Wache ziehen. Was in dieser Zeit nicht geschieht, kaum wird es je mehr geschehen. Solche Gelegenheit bietet sich nicht leicht wieder. Sie darf nicht ungenützt vorbeigehen. Was werde ich wohl morgen in diese Blätter schreiben? Vielleicht, daß ich ihm noch so ferne bin als jetzt? Es wäre traurig. Ich hätte Mut, ihm alles ungescheut zu vertrauen, wenn mir nicht Schnizlein eine üble Meinung von ihm beigebracht hätte, und das macht mich furchtsam. Denn was könnte ich erwarten, wenn er ein gewöhnlicher Mensch wäre? Bis jetzt habe ich nur Gleichgültigkeit an ihm bemerkt. Dennoch will Schnizlein, daß ich alles versuchen soll und mich ihm entdecken. Es ist auch das einzige Mittel, mich aus einer Lage zu reißen, deren Einförmigkeit mir zwar nicht beschwerlich, aber es doch anderen und meinen Arbeiten ist.

Fast werde ich mutloser, je näher der Zeitpunkt heranrückt. Und es ist ja keine Kleinigkeit, was ich zu thun vorhabe, wofür es ein anderer halten möchte. Wenn es gelingt, so hat es Einfluß auf mein ganzes Leben, und hat es nicht jetzt schon? Wie traurig, wenn es fehlschlägt, wie schön, wenn es gelingt! Hätte ich doch mehr Mut; ich muß mit Antiochus ausrufen:

„Mon cœur agité
Craint autant ce moment que je l'ai souhaité“ [1]).

Am 9. April 1816. München.

Mit welchen verschiedenen Gefühlen, mit welcher ganz anderen, ganz verschiedenen Stimmung, als ich die gegenüberstehende Seite schrieb, schreib' ich die jetzige! Ich bin derselbe Mensch nicht mehr, die Welt scheint mir nicht mehr dieselbe. Welch eine ganz andere Furcht hätte ich hegen sollen, statt jener, nicht Mut genug zu besitzen, mich ihm zu vertrauen. Hier frommt kein Mut, hier frommt nichts, nichts anderes, als ewiges Vergessen. Ich komme von der Wache, ich komme von ihm. Was ich als Gnade erflehte, ward mir als Strafe zu teil. Entscheidung aber hab' ich, Gewißheit hab' ich, und ist Gewißheit nicht auch eine Wohlthat? Ja, ich bin's gewiß, daß alles umsonst war, was ich hoffte, alles was ich wünschte und alles was ich litt. All jene Träume, all jene Aussichten, jene Verse alle, sie wurden vergebens geträumt, gedacht,

---

[1]) Racine, „Bérénice“, Act. I, sc. 2.

geschrieben. O wie teuer, wie unendlich teuer kommen uns die Lehren zu stehen, die uns der Himmel giebt! Alle Kräfte unserer Seele strengt er an, das Glück unseres Lebens setzt er willkürlich aufs Spiel, um uns der traurigen Wahrheit zu überführen, daß der Schein trügt. So steh' ich in diesem Augenblicke, einer entblätterten Blume gleich, leer, hoffnungslos, freudenarm, und rufe am Scheidewege der schönen, bilderreichen Vergangenheit und der öden Zukunft:

Ich bin der unglückseligste der Menschen! Ich bin es in diesem Momente, doch werd' ich's nicht immer sein. O nur der, welcher weiß, was ich besaß in dieser Hoffnung, kann fühlen, was ich mit ihr verlor, unwiederbringlich!

„Verschmerzen werd' ich diesen Schlag, das weiß ich;
Denn was verschmerzte nicht der Mensch! Vom Höchsten
Wie vom Gemeinsten lernt er sich entwöhnen;
Denn ihn besiegen die gewalt'gen Stunden" [1]).

Wenn das Verschmerzen kein Schmerz wäre, so würde ich ohne Schmerz sein. Aber noch ist so offen und neu die brennende Wunde, und noch hat sie nicht verblutet. Ich liebe nicht mehr. Die Sehnsucht, die Neigung haben mich verlassen mit all ihrem Gefolge, mit Freud und Leid. Ich sehe nicht mehr mit liebendem, hoffenden Blick in die Zukunft; ich werde nicht mehr von Tag zu Tage auf die Gunst der Gelegenheit warten; kein freundlicher Engel wird mehr um meine Träume gaukeln; (weh über die Träume!) Wie eine ausgestorbene Gegend ist mein Herz; wo sind die Bilder, die es bevölkerten? Aber hinweg von diesen düsteren Klagen zum Verlauf der Dinge.

Was ich zuerst an Wilhelm bemerkte (zum letztenmal nenne ich ihn so), waren alle Zeichen der Abgunst, der Gleichgültigkeit, der Geringschätzung. Ich sah es deutlich, daß er mich nie lieben würde; denn obgleich ich ihm nicht sagte, daß ich ihm gut sei, so hätte es doch ein fühlendes Herz aus vielem erkannt, und ich hatte zum mindesten Gelegenheit, ihm mein ganzes Gemüt und meine Gesinnungen zu zeigen, so daß er mich ganz kennen würde, hätte er mich nur verstanden. Mein Schmerz war groß. „Von allen menschlichen Gefühlen," schrieb ich damals auf ein Blatt Papier, „ist das bitterste und elendeste, so warm zu lieben und nicht wieder geliebt zu werden. Gleichgültigkeit der Lohn der Neigung! Leid' es, wer es leiden kann, ich kann's nicht! O Sympathie, heilige Göttin, wie selten bist du auf Erden! Was soll

[1]) Schiller, „Wallensteins Tod", Akt V, Scene 3.

mein Trost sein? Wie klein sind die Freuden der Menschen, und ihre Leiden wie groß und zahlreich!“ So schrieb ich; aber noch war ich glücklich gegen das, was ich noch erfahren sollte. Trotz seiner Kälte hoffte ich noch; ich hoffte auf sein edles Herz, ich hoffte mir noch verdienen zu können, was ich wünschte. Wie sehr betrog ich mich! Noch ein anderer Glaube ward mir geraubt, ein schönerer noch, als der an seine Feundschaft, der Glaube an seine Vortrefflichkeit! Ich lernte ihn kennen, ich konnte nicht mehr achten, was ich liebte!

„Oimè, questo è dolor ch'ogni altro avanza!“ [1])

O welch ein Schmerz war's, als mir der Flor von den Augen fiel, als mir seine mannigfaltigen Worte und Handlungen immer nur dasselbe zuriefen: „Er kann niemals der Deine werden!“ Es ist keine Vermutung, keine Ahnung mehr, keine Furcht; es ist klar, er wird niemals der Meine. Wie soll ich mich so plötzlich von all diesen Hoffnungen entwöhnen!

Seine Sitten sind äußerst verderbt, seine Gespräche roh und flach; er ist gefühllos wie ein Stein und hat keinen Begriff von Liebe und Freundschaft. Er hat keinen Begriff davon, wie das Glück des Menschen nur durch Menschen könne begründet und gekrönt werden. Einmal war die Rede von der Zufriedenheit. Ich fragte ihn, ob er zufrieden sei? Er bejahte es. Ich fragte ihn, ob ihm gar nichts zu wünschen übrig wäre? „Eine Million, sonst nichts mehr auf Erden,“ war seine Antwort. Ich bemerkte, wie wenig das Geld glücklich mache. „Wir sind keine überirdischen Geister,“ sagte er, „die vom Aether leben, wir sind Menschen von Kot und Staub und an das Gemeine gebunden. Wir müssen unsere Begierden befriedigen, unseren Hunger stillen. Dafür hilft das Geld.“ „Wie beneide ich Sie, Herr Hauptmann,“ rief ich aus, „um Ihre Wünsche; glücklicher Mensch, der nichts als eine Million wünscht.“ „Ich habe alles andere,“ erwiderte er, „denn ich bin gesund.“ Vielleicht mag es einem armen Manne verzeihlich sein, auf diese Art das Geld zu preisen, aber Hornstein hat jährlich bare 2000 Gulden zu verzehren, wie er selbst sagte, wovon 800 Gulden Revenuen seines Malteserkreuzes sind. Dennoch, erzählte er, reichte er damit, zur großen Verwunderung seines gütigen Vaters, nicht aus. Wer sollte sich nicht darüber verwundern, daß ein junger Mensch mehr bedarf als ganze Familien; aber was kostet nicht das Spiel allein, dem er sehr ergeben ist! Auch war es teils

[1]) Guarini, „Pastor Fido“, Att. I, sc. 2, v. 138.

dieser Reichtum und Ueberfluß, was ihn verdorben hat. Stets in einen Strudel von Zerstreuungen gestürzt, bei denen er sich durch nichts begrenzt fühlte, ward ihm nie Zeit gelassen zum Nachdenken, —

„— und in der Feste ew'ger Trunkenheit
Vernahm er nie der Wahrheit ernste Stimme;
Er ward geblendet von der Laster Glanz,
Und fortgeführt vom Strome des Verderbens“ [1]).

Langeweile war das einzige Mißvergnügen, das ihn drückte; alle Mittel wurden aufgeboten, sie zu verjagen, nur auf das wahre Mittel fiel er nie.

So tief er aber auch gesunken sein mag (und besonders ist die Roheit und Unzartheit seiner Sitten außerordentlich), dennoch läßt sich ein gewisser edler Zug in seinem Wesen nicht verkennen; nicht verkennen, daß sein innerster Keim gut war, und daß er unter anderen Umständen und bei besserer Gesellschaft ein sehr liebenswürdiger Mensch geworden wäre. Und dies ist noch mein einziger Triumph. Aber kann man nicht von allen gemeinen Menschen dasselbe sagen? Man kann es zwar; allein bei den meisten schimmert jener edle, unverdorbene Grundzug nicht mehr wie bei ihm durch die rohe Umhüllung ihrer Charaktere und ging längst verloren.

Hornstein wich stets so viel wie möglich aus allein mit mir sein und reden zu müssen. Doch konnte er dieser Ungemächlichkeit nicht immer entgehen. Einmal, als ich bei irgend einer Gelegenheit das Wort geistreich gebrauchte, rief er: „Was Geist! was reich!“ — „Der Geist ist der größte Reichtum,“ sagte ich. „Die großen Geister verhungern,“ gab er mir zur Antwort, „Sie haben lauter falsche Ideen.“ Ach, wohl hatte ich falsche Ideen, ach, ich hatte deren wohl! Einmal fing er an, die Erzählung Wallensteins:

„Es giebt im Menschenleben Augenblicke“ ꝛc. [2])

zu deklamieren; aber gewiß ohne alle Absicht auf ihren Inhalt. Für den älteren Grainger, der diese Nacht auf der Hauptwache zubrachte, da er die Tagronde hatte, scheint er sich zu interessieren. Er sprach mir diesen Vormittag anhaltend von ihm. Ich lenkte aber das Gespräch auf die

---

[1]) Schiller, „Maria Stuart“, Akt II, Scene 3:
„Dort in der Feste ew'ger Trunkenheit
Vernahm sie nie“ u. s. w.

[2]) Schiller, „Wallensteins Tod“, Akt II, Scene 3.

Engländer überhaupt, da ich von Robert Grainger insbesondere nichts Gutes sagen konnte und mochte. Es scheint mir, als wäre dieser letztere für Hornstein eingenommen. Armer Mensch, mache dir keine Hoffnungen, sie schlagen dir fehl! Ein anderer Offizier fragte mich diesen Morgen, als er meine Traurigkeit bemerkte, was mir fehle? Ich müßte, sagte er, schon zu viel über das Menschenleben nachgedacht haben, daß ich dessen satt wäre. Hierüber mußte Hornstein unmäßig lachen und er fragte gleichfalls, was ich für Sorgen hätte? Meine Antwort war, daß ich ihm dies nicht sagen könnte, und in der That, wie hätte ich mich aufs neue einem herzlosen Gelächter preisgeben mögen. Früher, als wir allein waren, sagte er mir, ich solle meine Gedichte drucken lassen. Ich bemerkte ihm, daß ich nur für meine Freunde schriebe, und wie ungeeignet es wäre, seine Jugendversuche in Druck geben zu lassen. Höchstens in meinem dreißigsten Jahre, fügte ich hinzu, wo entweder mein Mangel an Talent die Schreibseligkeit ganz verdrängt haben muß, oder die lange Uebung und Bildung meinen Mangel an Talent einigermaßen ersetzt haben kann, werde ich es wagen können, öffentlich aufzutreten. „Wenn Sie," entgegnete er, „bis in Ihr dreißigstes Jahr warten wollen, so werden Sie nie etwas herausgeben, denn Sie werden keine dreißig Jahre alt. Es thut mir leid, aber Sie sterben früh." Diese seine Grille hat etwas Tröstliches für mich. „Mißfällt es Ihnen," fuhr er fort, „daß Sie so frühe sterben müssen, man lebt doch gern." Ich sagte: „Es mißfällt mir nicht." O möchte deine Weissagung sich erfüllen, einst mir geliebter Mann! Wie sollte sie mir mißfallen? Seh' ich doch, welch ein Leben ich führe, ein Leben, wovon eine strenge Hand die wenigen Blumen noch abstreift, womit die Phantasie es bekleidete. Lehre mich, Vater im Himmel, wo das Glück zu finden sei, lehre mich die wahre Weisheit des Lebens oder laß mich enden!

Auf der Wache lernte ich auch Hornsteins Vater kennen, der ihn diesen Morgen besuchte und bei ihm frühstückte. Er scheint ein braver guter Mann und erscheint viel artiger gegen mich, als der Sohn. Den Bruder seines Vaters (an der Aehnlichkeit sah ich's, daß es Brüder wären), der beständig hier wohnt, kenne ich schon lange von Hofe her; er hielt viel auf mich, nur wußte ich bisher nicht, daß er Wilhelms Onkel sei.

Hornstein sagte mir auch unter anderem, er wolle mir einmal auf der Parade das Rhaupachische Gedicht[1]) zurückgeben, das er noch von

[1]) Siehe S. 345.

mir besitze. Es versteht sich, daß ich ihm anbot, es zu behalten, da ich es gedruckt hätte; er schlug es aber aus. Es ist mir nicht ganz unlieb, wenn er mir's zurückgiebt, so bewahre ich doch ein Andenken von ihm, da er es so lange in Händen hatte. Ach, so habe ich mich noch nicht entwöhnt, das als teuer zu betrachten, was aus seinen Händen kommt, obgleich er mir selbst nicht mehr teuer ist. Zum Beweise dieser traurigen Schwäche diene noch, daß ich gestern abend (nachdem meine Neigung schon erloschen), als ich allein und er weggegangen war, sein Kopfkissen, das sein Bedienter für die Nacht gebracht hatte, gleichsam Abschied nehmend von dem geliebten Haupte, das darauf zu ruhen gewohnt war, und das ich nicht mehr lieben konnte, mit Küssen bedeckte! Als am andern Morgen sein Vater kam, konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren: Liebt ihn doch dieser Vater so zärtlich, warum sollte ich ihn nicht mehr schätzen können? Von ihm geliebt sein, ist doch schön! Das Schrecklichste, was mir widerfahren könnte, wäre ein Rückfall. Wenn ich je im stande wäre, die üblen Eindrücke zu vergessen, die er auf mich gemacht hat, trotzdem daß ich sie hier aufzeichne; wenn ich je im stande wäre, ihn wieder der Freundschaft fähig zu halten, da er mich vom Gegenteil überzeugt hat — dann erst würde ich der unglücklichste aller Menschen sein. Leider muß ich noch ferner mit ihm leben und muß ihn noch öfters und täglich sehen. (Wie ich höre, wird er sich jedoch bald beurlauben.) Ach, seine edlen Züge sind immer dieselben geblieben, obgleich jene vortreffliche Seele aus ihnen floh, die ich ihnen als Folie unterlegte! O wer möchte noch dem Aeußeren vertrauen! Geh zu Grabe mit deiner Kunst, Lavater[1])! Sie ist ein täuschendes Blendwerk; man kann seelenvolle Züge ohne Seele haben. O mißtraut den Menschen, ihr Menschen, haßt sie, verfolgt sie. Dummköpfe sind sie, oder Boshafte. Mein Glaube an die Menschheit geht verloren. Es war auch nie mehr als eine leere Phrase, der Glaube an die Menschheit. Wir sind noch etwas schlechter als das Tier. Das Tier erfüllt seine Bestimmung, wir wissen nicht einmal die unserige. Unter tausend Menschen erklärt sie jeder anders. Ein blinder Zufall beherrscht uns; das Schicksal unterdrückt noch geflissentlich alle edlen Triebe, sonst würden sie häufiger sein.

So endet nun eine Begebenheit viel schlechter als nichts, die mich mehrere Monate meines Lebens fast ausschließlich beschäftigte und der

---

[1]) d. h. mit der in Lavaters „Physiognomischen Fragmenten" (1775—78) ausgesprochenen Theorie, daß man auf den Charakter des Menschen aus seinem Aeußeren schließen könne.

ich meine Muse geweiht hatte. Es war am 8. November, wo mein Tagebuch zuerst den Keim dieser Neigung bemerkte, am 8. April ward die schon emporgeschossene Blume wieder zertreten. So also hat sich's entscheiden müssen! Nicht so konnt' ich's voraussehen. Lebt wohl, ihr blütenvollen, reizenden Tage und Monde, deren jedes mein liebendes Gefühl mit einer rosafarbenen Toga bekleidete; du stille, schaffende Sehnsucht, lebe wohl. Obgleich betrogen (ich hoffe zum letztenmale) durch neue Täuschungen, trenne ich mich ungern von euch. Aber wie soll ich, wie kann ich jene Leere ausfüllen, die ihr mir im Herzen laßt, da ihr wegzieht mit seinem liebenden Bilde? Wie soll ich meinen Frieden wieder haben? Anfangs nahm ich mir vor, mich Hornstein ganz zu vertrauen, ihm zu sagen wie sehr ich an ihm teilgenommen hätte, daß das aber nun vorbei sei; ich fühlte es tief, daß ich mir durch diese Oeffnung des Herzens würde Ruhe verschafft haben. Alles würde dann zwischen uns ausgeglichen sein. Aufgeklärt und rein wäre dann unser ganzes Verhältnis geworden. Dieser Vorsatz wurde aus Mangel an Gelegenheit nicht ausgeführt. Hornstein vermied zu sehr, mit mir allein zu sein, weil ihn meine Unterhaltung langweilte. Sobald ein Offizier vorbeiging, hielt er ihn auf und machte sich bei ihm niedersetzen, auch solche, mit denen er sich sonst gar nicht unterhält. Was jetzt in mir vorgeht, kann mein Mund nicht beschreiben, nicht meine Feder. Von einer peinigenden Leidenschaft befreit zu sein, erleichtert und erhebt mich einigermaßen, aber der Verlust aller Reize meines Lebens drückt mich zu Boden. Ich fühle eine öde Leere und ein Gemisch behaglicher und unseliger Empfindungen; mein Herz gleicht einer Wüste, in der Unkraut und Blumen zerstreut liegen. Aber die unglückliche Stimmung ist überwiegend. Ich glaube an nichts Schönes mehr. Jene Stunde, die mir bisher die liebste war, die der Parade nämlich, wird mir nun die unerträglichste sein. Beständig werde ich an meinen unersetzlichen Verlust erinnert werden. Mit Hornstein werde ich nicht mehr reden; das einzige, was ich ihm noch zu sagen wünschte, wäre das Geständnis meiner vormaligen Neigung.

Am 10. April 1816. München.

„Die Blume ist hinweg aus meinem Leben,
Und kalt und farblos seh' ich's vor mir liegen“ [1].

Ja, ich fühle mich öd und leer. Nicht die kleinste Hoffnung schimmert mir mehr, und noch vorgestern hatte ich deren so viele. Hornstein ist

[1] Schiller, „Wallensteins Tod“, Akt V, Scene 3.

mir nichts mehr. Ich sah ihn heute auf der Parade, er machte keinen Eindruck mehr auf mich. Nur eine wehmütige Erinnerung spricht mir noch aus seinen Zügen. Meine Sehnsucht hat keinen Gegenstand. Selbst, wenn ich Brandensteins Bild wieder in mir hervorrufen könnte, würde ich's nicht thun. Brandenstein mag auch nicht besser sein als Wilhelm, wenn er auch feiner ist. Man muß keine seelenvollen Menschen unter dem Militärstande suchen.

Um diese Sache gänzlich zu vollenden, trage ich hier noch eine Reihe von Versen ein, die auf mein Verhältnis zu Hornstein in verschiedenen Zeiträumen geschrieben wurden. Sie sollten noch weiter fortgesetzt werden und eine fortlaufende Geschichte meiner Empfindungen enthalten. Da diese nun vorüber sind, so sind auch jene zu Ende. Nach den Zeitabschnitten, in denen sie gedichtet wurden und nach den Versmaßen, habe ich sie in Nummern eingeteilt. Nummer I, das längste, bedarf keiner weiteren Erklärung. Die dritte Strophe von Nummer II, welche: „Ich sah dich wieder“ anfängt, bezieht sich auf einen Marsch, den die 9. Compagnie mit der unserigen machte, ehe wir zusammen nach Legères kamen. Mein Tagebuch erwähnt dessen nicht besonders, da er mir erst durch die Folge bedeutend wurde [1]). Nummer III ward geschrieben, als die Hoffnung, mit ihm auf die Wache zu kommen, zuerst in mir aufkeimte. Nummer IV, als sie anfangs wieder zerstört wurde. Es ist hellsehender und vernünftiger als die übrigen. Nummer V endlich ward wenige Stunden vorher, eh ich auf die Wache zog, gedichtet; es wurde traurig genug widerlegt. Diese Verse können gleichsam als Fortsetzung der „Abdrücke eines liebenden Herzens“ angesehen werden. Sie wurden meist in solcher Stimmung gemacht, wo mich jedes andere Geschäft anekelte, und nur der Gedanke an Hornstein mir einige Erleichterung geben konnte. Hier folgen sie:

I.

Wilhelm, den ich lieb' und ehre,
Nimm hier deines Freundes Gruß;
O veracht ihn nicht, und höre,
Was ich dir bekennen muß.
Lang Geliebter, lang im stillen
Barg ich's vor der Menschen Ohr;
Aber endlich wider Willen
Strömen meine Worte vor.

---

[1]) Siehe S. 343.

Und so mögen sie entströmen,
Und ich halte sie nicht mehr;
Warum sollst du's nicht vernehmen,
Was dich doch betrifft so sehr?
Und was hälf' es, wenn ich schwiege?
Unter Kämpfen sonder Zahl,
Ewig mit mir selbst im Kriege
Unterläg' ich meiner Qual!

Darum laß mich frei bekennen:
Hat dich nie der Wunsch bewegt,
Dein ein treues Herz zu nennen,
Das für dich mit Wärme schlägt?
Teilte deine Freud' und Schmerzen,
Deine Fehle freundlich mahnt,
Hat von einem solchen Herzen
Deinem Herzen nie geahnt?

Sicher! Freundschaftskeime sprossen
Früh in edler Menschen Brust;
Doch vielleicht noch nie genossen
Hast du die geträumte Lust.
Keine große Handlung, keine
Edle ist der Freundschaft fremd;
Und sie streifet das Gemeine
Von uns, das die Seele hemmt.

Und sie leitet selbst zum Ruhme
Uns auf der Nacheif'rung Bahn,
Beut uns der Empfindung Blume,
Die geheimnisvolle, an.
Jeden Schrecken, jedes Grauen,
So das bange Herz befällt,
Lindert sie durch das Vertrauen,
Und versöhnt uns mit der Welt.

Trost giebt sie dem Erdensohne,
Was das Schicksal auch geraubt,
Und sie drückt des Segens Krone
Uns auf das beglückte Haupt!
Wilhelm, traust du meinen Worten,
Hältst du sie für keinen Wahn,
Pochst du an die Tempelpforten
Jener großen Göttin an?

So vergönne, was ich werde,
Was ich werden kann und will,
Ach, dein Bruder und Gefährte,
Dein Patroklos, mein Achill!

O ich habe zur Erreichung
Meines Zieles Kraft und Mut,
Deine Freundschaft, deine Neigung
Halt' ich für das höchste Gut!

Ist sie kaufbar, diese Gabe,
O so sprich, was soll ich thun?
Bis ich sie errungen habe
Will ich nie und nimmer ruhn.
Alles will ich dulden, wagen,
Was du wünschest, sei erfüllt,
Um den Preis davon zu tragen,
Der mir mehr als Leben gilt.

Ach, er läßt sich nicht erringen,
Nicht im Kampfe liegt das Heil,
Unter allen ird'schen Dingen
Ist nur Freundschaft nimmer feil!
Dürft' ich dir die meine bieten,
Bieten, was mein Ich vermag,
Jede meiner Geistesblüten,
Jeden Puls- und Herzensschlag.

Wenig bin ich, habe wenig,
Doch besäß' ich auch die Welt,
Bettler fühlt' ich mich als König,
Wärst du mir nicht beigesellt.
Glich' als Held ich Alexandern,
Wär' ein Sänger, wie Virgil,
Alles ließ' ich einem andern,
Würde mir dein Mitgefühl!

Da ich nichts von all dem habe,
Da ich nichts von all dem bin,
O so nimm die kleine Gabe
Meiner treuen Neigung hin!
Und vielleicht, was ich dir bringe,
Ist nicht ganz gering und leer;
Denn ein Freund ist nicht geringe,
Einen wahren finden schwer.

Wen'ge nahn hiebei dem Ziele,
Sei's auch nur ein Freund, wie ich;
Denn sich selber loben viele,
Und die Menge liebt nur sich.
Nur von wen'gen Freunden zeugen
Die Geschichten jeder Zeit:
Wie die Menschen, die dir gleichen,
Sind sie eine Seltenheit.

Du erstaunest, daß ich's wage,
Dir zu bieten mich als Freund,
Dir von einem Wunsche sage,
Der dir sehr vermessen scheint.
Doch ich kann's nicht stets besiegen,
Was im Busen mächtig spricht,
Hab' ich lange doch geschwiegen,
Aber länger kann ich nicht!

---

II.

Schon lang, obgleich du's nie erfahren,
Bin ich dir herzlich, innig gut,
Schon lang — als wir noch jenseits waren
Des Rheins und seiner stolzen Flut.
's war unter Frankreichs Himmelsmilde,
An seiner Rebenhügel Grün,
Wo mir zuerst in deinem Bilde
Ein liebliches Gestirn erschien.

Vormals verkannt' ich deine Güte,
Vormals mißkannt' ich deinen Wert,
Da hat ein Traumbild mein Gemüte
Urplötzlich deines Werts belehrt.
Und mit ganz andern Zügen stellte
Vor meine Blicke dich mein Herz;
Doch deine Ruhe, deine Kälte
Erregt mir tiefen, stillen Schmerz.

Ich sah dich wieder — wir durchgingen
Zusammen Feld und Waldgebüsch,
Und stets mit mehr und festern Schlingen
Umwandst du mich gebieterisch.
Ich sah dich drauf, und sah dich lange,
Sah dich im Schlosse von Segür;
Es lebt in meiner Lieder Klange
Seitdem dein Name für und für.

Denn zu mir sprach's im Herzensgrunde:
„Das ist der Freund, den du ersehnst."
Was frommt mir die prophet'sche Kunde,
Wenn du sie widerlegst und höhnst?
Es rührt dich nicht, wenn ich mich quäle,
Weil sich dein Herz mir kalt verschließt;
Es rührt dich nicht, wenn meine Seele
Von stiller Wehmut überfließt.

Mahnst du dich nicht an jenen Abend,
Wo Seit' an Seite wir vertraut,
An Schillers Genius uns labend,
Der Freundschaft edles Bild geschaut?
Dein Herz ist rein und unverdorben,
Und so ergriff's, gleich mir, auch dich,
Wie Karl um Posas Gunst geworben,
Wie Carlos litt für Roderich.

Ich träumte mich zum halben Gotte,
Könnt' ich nur leiden für dein Glück;
Allein du weisest mich im Spotte
Auf meine schwache Kraft zurück.
O könnt' ich deinen Sinn erkunden,
O könnt' ich schaun in dein Gemüt,
Ob, vom Verlangen zu gesunden,
Mir nicht die kleinste Hoffnung blüht?

Es denkt die sinnige Betrachtung,
Was je dein Mund und Auge sprach,
Der Kälte sinnt sie, der Verachtung,
Doch auch der milden Güte nach.
Die Hoffnung, die ich leise nährte,
Hat oft dein kalter Stolz verlacht,
Doch oft mit gütiger Gebärde
Hast du sie wieder angefacht.

---

III.

Süßes Hoffen
Komm in dies betrübte Herz;
Nimm die Lieder,
Die ich dir gewidmet alle!
Lang betroffen
Hat mich Kummer nur und Schmerz;
Deine Halle
Steht mir wieder
Freundlich offen;
Süßes Hoffen
Komm in dies betrübte Herz.

Wie mit Wonne
Jede Brust der Frühling schwellt,
Also strahlst du
Mir wie neuen Lenzes Sonne;
Also malst du
Meinen Blicken
Eine schöne bunte Welt.

Aber ach! ich seh' es kommen,
Und du wirst mir bald genommen,
Mein Entzücken,
Weh mir, mein Entzücken fällt!

Glücklich bin ich,
Nur so lang du, Hoffnung, weilest,
Und ich innig
Dich umarme;
Doch so bald du von mir eilest,
Ist aufs neue
Bitterm Harme
Dieser Busen hingegeben;
Wie ich mich auch an dir freue,
Ach, du trittst mir nicht ins Leben.
Es zerfällt die Wahnbethörung,
Und mein ganzes Glücke bricht,
Deine Weihe,
Die Erhörung,
Deine Weihe folgt dir nicht!

Tief in süßen Traum versunken,
Heiter, fröhlich
Bin ich jetzt,
Von Erwartung freudetrunken;
Doch betrogen,
Wer mich selig,
Wer mich ein Beglückter schätzt.
Bald von Wolkendunst umzogen
Wird er sein mein Himmelsbogen,
Wie von Pulverdampf die Schlacht;
Auf dies hoffnungsmut'ge Sehnen,
Auf die schönen
Hellen Tage
Folgt die Klage,
Folgt die Nacht.

---

IV.

Es ist dahin, was ich ersehnt so lange,
Es ist dahin, was ich so heiß erbat;
Was ich gehofft, lebt nur im Liederklange,
Da, was ich fürchtete, ins Leben trat.

So nah daran an meinem Paradiese,
Zerfließt es wie ein trüg'risches Phantom,
Komm denn, o Schmerz, komm du, o Klage, gieße
Dein ganzes Leiden in der Worte Strom.

Begeistre dies zerriss'ne Herz, Kamöne,
Zerriss'ne Saiten geben lauten Klang;
Was bleibt mir übrig, als die Trauertöne,
Was bleibt mir übrig, als der Klaggesang?

O Wilhelm, Wilhelm, mußt' es dahin kommen,
Daß ich so tief, so tief entwürdigt sank;
Denn wer von solchem eiteln Wunsch entglommen,
Der ist entwürdigt, der ist seelenkrank.

Was sollte mich, was könnte mich erheben,
Vom trägen Bette der Melancholie,
Du, Wilhelm, kannst mich wieder neu beleben,
Du kannst es wohl, allein du wirst es nie!

Vergebens rufen mir die Morgenhoren
Zur Tagesarbeit, zu gestärkter Kraft.
Wie kann ich kraftvoll sein — ich bin verloren,
Ich kann nicht wirken, denn ich bin erschlafft.

Vergebens winken die Gestirne nieder,
Zu ihrer lethevollen, süßen Ruh;
Sinkt auch der Schlaf auf meine Augenlider,
Vor mir im Traume, Stolzer, wandelst du!

Verächtlich bin ich, und ich bin verachtet,
Der kleinste Mensch, so weit die Erde grünt;
Doch wenn mich alles für so schlecht betrachtet,
Von dir, Geliebter, hab' ich's nicht verdient.

O teurer Wilhelm! Meiner Hoffnung Fittich
Senkt sich, gebeugt von unverdienter Schmach,
Vom ersten Tage meines Lebens litt ich,
Und leiden werd' ich bis zum letzten Tag.

Der ganzen Welt begegnest du mit Liebe,
Die Güte grub in jeden Zug sich ein;
Nur gegen mich bist du so kalt und trübe,
Warum, warum denn gegen mich allein?

Ich sprach dich heute, ach! was soll ich sagen!
Du warst so rauh, so unteilnehmend kalt;
Wie soll, wie kann ich dein Benehmen tragen,
Da dir mein Herz so treu entgegen wallt.

Hat die Vermutung dich noch nie getroffen,
Daß du mir wert, und ward sie nicht bestärkt?
Hast du's bemerkt, so hab' ich nichts zu hoffen,
Und nichts zu hoffen, hast du's nicht bemerkt.

Denn wenn du's weißt, daß dich mein Herz erkoren,
Da deine Kälte doch sich täglich mehrt,
So ist mein Wunsch auf immerdar verloren,
Und meine Sehnsucht ist beweinenswert.

Und weißt du's nicht, nahmst du aus Thun und Lassen
Es niemals wahr, errietest du mich nie,
So wirst du's nie erraten, nie mich fassen,
So knüpft uns beide keine Sympathie!

---

V.

Es wandte sich wieder
Mit günstigem Lächeln
Die Hoffnung mir zu,
Sie stieg zu mir nieder,
Mir Leben zu fächeln,
Und Frieden und Ruh.

Am irdischen Runde
Soll keiner verzweifeln,
Der Himmel ist gut;
Er öffnet die Wunde,
Um Balsam zu träufeln
Ins gärende Blut.

Schon flücht' ich in Reue,
Mit Schmerzensgebärden
Dem harten Geschick:
Nun lächl' ich aufs neue,
So wechselt auf Erden
Das flüchtige Glück.

Ein Tag ist gekommen,
Ich hab' ihn mit Schmerzen
Ersehnet, erhofft,
Was wird er mir frommen?
Die liebenden Herzen
Betrügen sich oft.

Ach morgen, schon morgen,
Da hat sich's entschieden,
Da weiß ich es klar,
Ob drückende Sorgen,
Ob labender Frieden
Beschieden mir war.

Ich leb' und ich ringe
Mit Sehnen und Grauen,
Von Hoffnung geschwellt:
Dir, Lenker der Dinge,
Dir will ich vertrauen,
Du Vater der Welt!

Am 12. April 1816. München.

Gestern am grünen Donnerstag ging ich zum Abendmahl, in unsere Kapelle, wo auch die Königin und die protestantischen Herren und Damen vom Hofe und mehrere Offiziere kommunizierten. Der Vorsatz, in dem ich mich am meisten in dieser heiligen Handlung zu stärken suchte, war das Vergessen meiner Neigung. Diese Gefühle drückte ich auch in einem Gedichte aus, das ich niederschrieb, eh ich in die Kirche ging. Es hat den Titel: „Zur Abendmahlsfeier am 11. April 1816“ [1]). Nie kann es zum Guten ausschlagen, sich an so viel Leidenschaftliches und Menschen-

---

[1]) Schlichtegroll a. a. O. S. 80. R. I, 391.

fehlerhaftes zu hängen. Die Predigt, die der Hofprediger Schmidt hielt, gefiel mir sehr wohl. Als sie zu Ende war, ging ich noch mit Lemus, den ich antraf und lange nicht mehr sah, in dem Englischen Garten spazieren. Auch heute nachmittag war ich mit Schnizlein in der Kirche, wo ein Oratorium von Winter [1]), sehr schön komponiert, aufgeführt wurde. Es sangen Herr Mittermayr [2]), Madame Harlas [3]), Herr Bader [4]). Des letzteren Stimme ist unendlich angenehm. Die Poesie des Oratoriums war unter aller Kritik, welches doch bei einem solchen Kirchenfeste nicht wie bei einem Konzerte der Fall sein darf. Denn man geht ja nicht in die Kirche, um Musik zu hören, es sollten daher dergleichen Kantaten mit mehr Sinn abgefaßt sein. Schmidt predigte abermals, doch gefiel mir seine gestrige Rede besser. Es war drückend voll und heiß.

Am 13. April 1816. München.

Die Wiederbelebung von Brandensteins Bild ist das sicherste Mittel, mich schnell zu heilen. Er war mir ja einst so teuer, und ist es noch; ihn schätz' ich bereits so lange, ihn vergaß ich in einer andauernden Entfernung nicht; ihn konnte selbst Wilhelm nie ganz in seinem Herzen auslöschen. Von ihm habe ich noch nichts Tadelhaftes gehört; freilich seitdem mich Hornstein so sehr betrog, habe ich auch an meinen blonden Freund (er fordert seinen alten Namen zurück) keinen rechten Glauben mehr. Ich bin versucht, alle jungen Leute meines Standes für seicht und gefühllos zu halten. Müßiggang und sinnlicher Lebensgenuß scheint mir Hauptzweck bei allen. Dennoch kann Brandenstein eine Ausnahme machen. Vielleicht ist er besser als die andern. Daß seine Bildung feiner ist, als die Hornsteins, unterliegt keinem Zweifel. Schon einmal habe ich beide in diesen Blättern nebeneinander gestellt und verglichen. Brandenstein ist mir an Rang, Alter, Religion und Vaterland näher als Wilhelm. Hierzu kommt noch, daß ich ihn äußerst selten sehe, und nie mit ihm sprechen kann, und also meine Neigung nicht leicht in Leidenschaft ausarten wird. Mein Herz aber und meine Phantasie werden wieder bevölkert werden; freilich nur von Gestalten des Wahns; aber der Wahn ist nun einmal der einzige Trost solcher Leute, wie ich bin; auch Schnizlein

---

[1]) Siehe S. 99, Anmerkung [1]).

[2]) Siehe S. 112, Anmerkung [1]).

[3]) Helene Harlas (1786—1818). Von 1803 bis zu ihrem Tode am Münchener Hoftheater als Sängerin thätig.

[4]) Karl Adam Bader (1789—1870), in München 1812—16; seiner Zeit der beliebteste Tenorist der deutschen Bühne.

soll in dies Geheimnis eingeweiht werden. Ich komme öfters zu ihm, diesen Abend war er bei mir, und ich las ihm einige meiner Gedichte vor.

Am 15. April 1816. München.

Meine Ostertage brachte ich ziemlich traurig hin. Heute ist es ein Jahr, seit wir ins Feld marschierten. Wie schnell verstrich diese Zeit, in der ich mich so mannigfach umhertrieb. Welchen ganz verschiedenen Ausgang, als man glaubte, nahm dieser Krieg. Vor einem Jahre war meine Neigung zu Brandenstein sehr lebhaft und sie steigt jetzt wieder aufs neue in mir empor, seit ich Hornstein nicht mehr schätzen kann. Federigo hat mein Herz so lange behauptet, er soll es auch ferner. Eines gewöhnlichen Menschen wegen verließ ich ihn eine Zeitlang. Gestern sah ich ihn zu Pferd, als ich mit Schnizlein im Englischen Garten spazieren ging. Dieser letztere weiß alles. Er kennt Brandenstein nur von Gesicht. Das traurigste ist, daß durchaus kein Mittel existiert, seine Bekanntschaft zu machen.

---

Diesen Morgen war ich bei den Pagen und bei Professor Schlett [1]). Die Zeitungen melden den Tod der deutschen Kaiserin; sie starb am 7. d. zu Verona [2]). Im „Morning-Chronicle" wird den Engländern der deutsche Adel, in Verschmähung alles französischen, zum Muster dargestellt. [45] So viel ist gewiß, daß unser hiesiger Adel in Anbetung des französischen es mit jedem Engländer aufnimmt. Wollte Gott, daß anderswo der Editor des „Morning-Chronicle" mehr recht hätte.

Am 16. April 1816. München.

Die „Gerusalemme liberata" beschäftigte mich wieder häufig; sie ist gar zu groß und schön und würdevoll. Gewöhnlich lese ich, wenn ich eine italienische Stanze gelesen habe, die deutsche von Gries [3]) darauf, und kann auch diesen glücklichen Uebersetzer nicht genug bewundern, der sein Original fast immer erreicht, nur in Wohlklang nie, was immer jedoch die Schuld der Sprache und nicht seine eigene ist. Manchmal würde er jedoch einzelne Steifheiten und Härten vermieden haben können

---

[1]) Siehe S. 37.

[2]) Marie Luise Beatrix, Tochter des Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich, dritte Gemahlin Franz' I.

[3]) Johann Dietrich Gries (1775—1842). Sein „Befreites Jerusalem" erschien zuerst Jena 1800—3 und dann in wiederholten Auflagen. Vgl. S. 92.

und mehr Rücksicht nehmen auf die Harmonie des Verses. Vor einem halben Jahrhundert würde eine solche Uebersetzung des Tasso für eine Unmöglichkeit gegolten haben; bei der jetzigen Biegsamkeit und Ausbildung unserer Sprache, die sich bei dergleichen Uebersetzungen am ersten erkennen läßt, ist sie nichts außerordentliches und sehr schwierig mehr. Ich selbst habe gestern ohne viel Mühe mehrere Stanzen aus dem sechsten Gesange, die Geschichte der Erminia darstellend [1]), in deutsche Oktaven gebracht, ohne vorher die griechische Uebertragung zu lesen. Auch sind unsere Reime gar nicht zusammengetroffen. Vielleicht, wenn sie ihrer sechse zugleich bearbeiteten, würde jeder von ihnen besondere Reime auffinden. Auch vom zweiten Gesange habe ich etwas übersetzt und will hier ein paar Proben liefern. In der Rede des ägyptischen Gesandten Alet heißt es einmal, als er von Gottfrieds Neidern und seinem natürlichen Mut spricht:

„T'esortoranno a seguitar la strada,
Che t'è dal fato largamente aperta;
A non depor questa famosa spada,
Al cui valore ogni vittoria è certa,
Fin che la legge di Macon non cada:
Fin che l'Asia per te non sia deserta,
Dolci cose ad udire, e dolci inganni,
Ond' escon poi sovente estremi danni" [2]).

Diese schöne und äußerst harmonische Strophe giebt Herr Gries:

„Dies reizet dich, die Straße fortzuwallen,
Die dir das Schicksal bahnte, hoch und frei;
Nicht eh dies Schwert zu senken; denn vor allen
Des Krieges Glück blieb wandellos getreu,
Bis Mahoms göttliches Gesetz gefallen,
Bis Asien ganz durch dich verödet sei.
O süßer Trug, so schmeichlerisch den Ohren,
Wie oft ging alles schon durch dich verloren!" [3])

Ich habe eine andere Uebersetzung davon versucht, zufällig sind wir in den ersten weiblichen Reimen zusammengetroffen, oder vielmehr, diese boten sich ganz von selbst dar. Ich gab die Stanze:

Sie mahnen dich, die Straße fortzuwallen,
Die das Geschick zu öffnen dir gewährt,

[1]) l. c. Canto VI, LVI, sgg.
[2]) II, LXIX.
[3]) a. a. O. Band I, S. 60.

Und da dir sicher jeder Sieg vor allen,
Nicht abzulegen dies berühmte Schwert,
Bis nicht der Glaube Mahomets gefallen,
Bis nicht dein Arm ganz Asien verheert.
Aus solchem Trug wohl mag er süß erklingen,
Pflegt äußerstes Verderben zu entspringen.

Die Griesische Uebersetzung mag besser sein, als die meinige, besonders sind die Endzeilen mehr sonor, wenn auch nicht treuer als die meinigen. Allein ich glaubte jenen wohlklingenden Vers des Originals

„A non depor questa famosa spada“,

auch im deutschen in ein vorteilhaftes Licht setzen zu müssen; Herr Gries sagt bloß: „Nicht eh dies Schwert zu senken“, ich räumte dieser Stelle, wie Tasso, einen ganzen Vers ein:

Nicht abzulegen dies berühmte Schwert.

Eine herrliche Stanze ist noch die erste in der Antwort Gottfrieds. Sie lautet in der Ursprache:

„Messager, dolcemente a noi sponesti
Ora cortese, or minaccioso invito.
Se'l tuo re m'ama, e loda i nostri gesti,
È sua mercede, e m'è l'amor gradito.
A quella parte poi, dove protesti
La guerra a noi del paganesmo unito;
Risponderò, come da me si suole,
Liberi sensi in semplici parole“ [1]).

Gries bleibt weit hinter dem Originale, wenn er sagt:

„Du hast den Auftrag uns in schöner Rede,
Gefällig bald, bald drohend dargethan,
Belobt dein König unsrer Thaten jede,
So will ich gern mich seiner Freundschaft nahn;
Doch kündigst du hernach die nahe Fehde
Mit dem gesamten Heidentum uns an,
So will ich dir, wie ich es pfleg', in biedern
Und freien Worten meinen Sinn erwiedern“ [2]).

An dieser Uebertragung hab' ich besonders viererlei auszustellen: erstens den zwar angenommenen, aber unreinen und störenden Reim gethan

[1]) l. c. II, LXXXI.
[2]) a. a. O. Band I, S. 64.

und nahn; zweitens den Nachdruck, der durch den Reim auf das Wort jede gelegt, da er ihm gar nicht gebührt, und der König von Aegypten gewiß nicht jede That Gottfrieds loben wird; drittens den äußerst gezwungenen Ausdruck „mich seiner Freundschaft nahn", und viertens am meisten die Auseinanderzerrung der schönen Worte des Originals:

„Liberi sensi in semplici parole".

Sie sollten in einer Zeile ausgedrückt sein. Herr Gries sagt vollends nach dem einen dieser Eigenschaftswörter den Vers ab, wodurch dieser alles Wohllauts beraubt wird. Semplice heißt auch nicht bieder, sondern einfach, einfache und biedere Worte sind ein Unterschied. Auch das apostrophierte „pfleg'" steht nicht schön. Ich gab diese Stanze:

Du hast, entfaltend süße Redeblume,
Uns bald geschmeichelt und bald hart bedräut,
Liebt mich dein König, huldigt unserm Ruhme,
So schätz' ich dankbar seine Freundlichkeit;
Doch wenn von dem gesamten Heidentume
Dein Mund den Aufruf uns zum Kriege beut,
Antwort' ich, wie ich's pflegte aller Orten,
Freimüt'gen Sinns in ungeschmückten Worten.

Am 17. April 1816. München.

Es fiel heute hier eine tragische und seltsame Begebenheit vor. Ein gewisser Herr von Binet, Emigrant und Oberst bei den Hatschiers, ein bereits bejahrter Mann, den ich öfters bei Brissesons gesehen habe, kam mit Herrn von Lutto in Streit und forderte ihn. Der König erfuhr dies und verbot diesen alten und gesetzten Männern sich zu duellieren. Dadurch wurde das allzufeine und falsche Ehrgefühl des Herrn von Binet so sehr angegriffen, daß er sich in die Isar stürzte! Fischer, die ihn sinken sahen, reichten ihm eine Stange, sich fest zu halten; doch er stieß das Leben in dieser Stange von sich. Dieser Mann lebte sehr glücklich, hatte sich hier verheiratet, und seine Ehe galt als ein Muster in der ganzen Stadt, da er es, voll französischer Courtoisie, seiner Frau nie an den kleinsten Aufmerksamkeiten fehlen ließ. Es ist seltsam, einen Mann so schnell und plötzlich enden zu sehen, den man schon auf der Neige des Lebens sah, und der den Anschein hatte, seine noch übrigen Tage in Ruhe und Gemächlichkeit ganz still und gewöhnlich zu beschließen. Was soll die heftige Jugend thun, wenn das erfahrene Alter, ohne lebenssatt zu sein, zum Selbstmord greift?

Heute erhielt ich einen Brief von Gruber. Er weiß seine künftige Garnison noch nicht. Er fürchtet, daß es das erbärmliche Ingolstadt sein möchte.

Am 19. April 1816. München.

Ich bin nicht in der heitersten Stimmung. Die gänzliche Unmöglichkeit, mich Federigo anzunähern, macht mich traurig. Auch Schnizlein sagt, daß man nicht jemands Bekanntschaft machen könne, den man nicht einmal sähe. Denn wirklich lebt Brandenstein sehr eingezogen, obgleich er sehr reich ist, und erscheint wenig an öffentlichen Orten. Meine Lage war daher nie hoffnungsloser.

Auch meine Mußestunden nehmen ab. Des Morgens müssen wir Lieutenants uns am Marsfelde bei dem Major Cantler im Kommandieren üben, um unsere Stimme auszubilden. Es ist weiter nicht sehr anziehend, und nimmt viel Zeit weg.

Wir haben schöne warme Tage. Gestern und heute abend war ich im Englischen Garten, wo die Bäume knospen und die ersten Feldblumen sprießen. Ich setzte mich auf eine Bank am See, der einige malerische Uferstellen bietet, und sah den blauen Himmel sich spiegeln in der klaren Flut und die grünenden Büsche. In meiner Hand aber hielt ich den Ariosto und seine bunte Welt. Leider gilt auch oft von mir, was er von seinem Sacripant sagt:

„Pensoso più d'un 'ora a capo basso,
Stette, Signore, il cavalier dolente,
Poi cominciò con suono afflitto e lasso,
A lamentarsi si soavemente“ etc. [1]

Durch Dall'armi erfuhr ich heute, daß Nathan Schlichtegroll, da er seine Studien vollendet hat, in kurzer Zeit hierherkommen wird. Es sollte mir sehr lieb sein. Vielleicht macht er mich meine thörichten Wünsche vergessen. Von Issel erhielt ich heute Nachricht. Er sandte mir durch Perglas das versprochene Epheublatt von Virgils Grabe; Perglas aber, in unüberlegter Zerstreutheit, schickte mir dies Epheublatt in einem Zettel, der auf beiden Seiten offen war, so daß es herausfiel und verloren ging, eh es mir noch gebracht wurde. Ich hatte auch Issels Silhouette verlangt. Hierüber schreibt Perglas: „Issel fühlt sich durch Ihren Wunsch in Hinsicht des Schattenrisses sehr geschmeichelt; doch kann er denselben nur dann erfüllen, wenn Sie ihn selbst nur in wenigen Zeilen an ihn

[1] „Orlando Furioso“, Cant. I, XL.

geäußert haben werden. Er schreibt ferners, Sie kennten ihn noch nicht genau genug, er achte Ihr Talent sehr hoch und wünsche mit ihnen näher bekannt zu werden. Ich schreibe Ihnen letzteres, weil es Ihnen doch vielleicht nicht gleichgültig sein möchte. Auch erinnert Issel, Sie dürften es nicht lange anstehen lassen, weil er in vier Wochen abreise, ob er gleich schon dafür gesorgt habe, Ihren Wunsch sogleich zu befriedigen."

Durch diesen letzten höflichen Zusatz bestimmt, werde ich ihm wahrscheinlich ein paar Zeilen schreiben und ihn selbst um seinen Schattenriß bitten. Nur schade, daß die schöne Reliquie verloren ging.

Am 20. April 1816. München.

Während ich mich, wie ich gestern sagte, viel mit dem „Orlando furioso" beschäftige, arbeite ich selbst an einem Heldengedichte, aber nicht an einem „Gustav Wasa" [1]), wie ich immer vorhatte; einem solchen großen historischen Stoffe bin ich nicht gewachsen und habe jenes Vorhaben ganz aufgegeben. Der Stoff, den ich jetzt bearbeite, ist von meiner eigenen Erfindung, und das Geschichtliche dabei wird nur eingewoben, um dem Ganzen mehr Haltung und Interesse zu geben. Ich habe bereits in Châtenoy (achtes Heft) [2]) von einem epischen Märchen unter dem Titel „Die Harfe Mahomets" gesprochen, das ich damals anfing und einen Plan dazu entwarf. Brandensteins Andenken hat mich diese alte Arbeit wieder hervorsuchen gemacht, an die ich nicht mehr dachte. Ich bin nun willens, ihr mehr Ausdehnung zu geben. Auch war es vormals in jenem Versmaß geschrieben, in dem Pope den Homer übersetzte [3]), und das den Engländern so gebräuchlich ist, das sich aber dem Deutschen nicht so wohl anpaßt. Ich wählte es vorzüglich darum, um den weiblichen Reimen zu entgehen, die in unserer deutschen Sprache so einförmig und kraftlos sind, da sie fast alle auf e oder en ausgehen. Jetzt hab' ich mich aber für die Ottava rima entschlossen. Ich werde sie so wohlklingend zu machen suchen, als es im Deutschen nur angeht und mich bemühen, einige Abwechslung in den weiblichen Reim zu bringen. Die Handlung selbst spielt in Bayern, zur Zeit Karls des Großen, nach der Absetzung Herzog Thassilos, dessen ältesten, totgeglaubten Sohn ich anfangs unerkannt auftreten und die erste der männlichen Stellen über-

---

[1]) Siehe S. 360, 385.
[2]) Siehe S. 277.
[3]) Siehe S. 269.

nehmen lasse. Die Hauptperson von allen ist jedoch eine Jungfrau, Namens Klothilde, die Tochter Markgrafs Gontram oder Goteram, darum lautet auch die Eingangsstanze:

> Mein Lied ertöne von dem schönsten Weibe,
> So je gelebt in einem deutschen Gau;
> Was ich von ihr und ihren Reizen schreibe,
> Uralter Sage schreib' ich's nach genau.
> Bescheiden strahlt des Mondes sanfte Scheibe,
> Bescheidener die Tugend einer Frau,
> Den Frauen schuld'ge Huldigung zu zollen,
> Oeffn' ich die alten Pergamentesrollen.

Es wird sich später Gelegenheit finden, etwas Näheres von dem Plan dieses Gedichtes zu sagen, der noch nicht vollendet vor mir liegt. Bücher, die mir zu Aufschlüssen über die Geschichte jener Zeit dienen, sind Falkensteins bayrische Geschichte [1]), Zschokkes neues Werk darüber [2]), ferner Florians „Précis historique sur les Maures d'Espagne" [3]) und Feßlers „Spanische Historie" [4]).

Es war deswegen Brandensteins Andenken, das mich auf die Fortsetzung dieser Epopöe geführt hat, weil ich darin einen Ritter Brandenstein auftreten lasse, und dies Werk eigentlich zu Federigos Verherrlichung begonnen wurde, denn jener Brandenstein hat den edelsten und vortrefflichsten Charakter, und ob er gleich nur zu entsagen bestimmt wurde, so zeigt er sich im widrigen Geschick nur desto größer, und sein Edelmut tritt um so mehr hervor. Ein unbegünstigter Liebhaber ist interessanter als ein begünstigter. Als Brandenstein zum erstenmal vorkommt, heißt es von ihm, nachdem vorher von einem anderen Freier Klothildens die Rede war:

> Der andre war ein blonder Held vom Norden,
> An Jahren jünger und von Sitten fein.
> Nie lebt ein Mann im ritterlichen Orden,
> Dess' Lieb und Zärtlichkeit so treu und rein.
> O wär' ihm auch ein schönrer Lohn geworden!
> Er hieß Herr Ubalrich von Brandenstein.
> Auch er kam zu des Donaustroms Gestade,
> Ob er gewinne jener Frauen Gnade.

---

[1]) J. H. von Falkenstein, Geschichte des Herzogtums und Kurfürstentums Bayern. 3 Teile, Ingolstadt 1764.

[2]) J. Heinrich von Zschokke, „Bayrische Geschichten", 4 Bände, Aarau 1813—18

[3]) Enthalten in Latour, „Petits chefs-d'œuvre historiques", Paris 1846.

[4]) Ign. Aur. Feßler, „Versuch einer Geschichte von Spanien", 2 Teile, Berlin 1810.

Oft verwechselte ich im Geiste diesen Sohn meiner Phantasie mit dem wirklichen Brandenstein, was diesem letzteren zu nicht geringem Vorteil gereicht. Ihm habe ich auch das Gedicht gewidmet, und die vierte Stanze richtet sich an ihn, und hierin heißt es unter anderem:

> Gleich jenem Ritter bist du treu und bieder,
> Der deinen Namen, deine Züge trägt,
> Erkenne dich in seinem Bilde wieder 2c.

Es wird hieraus klar, daß ich gleichsam schon auf seine Bekanntschaft und Freundschaft zähle; allein die Vernunft sagt mir, daß sie niemals mein werden kann. Die Gelegenheit mangelt mir gänzlich. Schnizlein hat von einem Bekannten, der auch ihn einigermaßen kennt, viel Gutes von ihm gehört, unter anderem, daß er sehr solide sei.

Am 21. April 1816. München.

Der heutige Tag war mir günstig. Zweimal sah ich den liebenswürdigen Federigo. Das erste Mal begegnete er mir auf der Straße, als ich mit Hauptmann Weber vom Verlesen nach Hause ging. Er ging nahe an mir vorbei, sah mich starr an, und in seinen Blicken lag etwas, das mir wohlgefiel und woraus ich Hoffnung schöpfte. Aber sie wurde später fast wieder zerstört. Es war nämlich Akademie bei Hofe, da heute das Ritterfest gefeiert wurde. Als ich dort hinkam, war er bereits dort. Doch kam ich einmal in seine Nähe. Er unterhielt sich beständig angelegentlich mit Damen, und er scheint viele von denen des Adels zu kennen. Es freute mich, ihn galant gegen die Damen zu sehen; dies zeigt zartes Gefühl. Macht ihn doch auch mein Gedicht zu dem zärtlichsten der Liebhaber. Schnizlein meinte, ich solle mit ihm reden, aber dies war unmöglich. Er ging früher weg, und als er wegging, gefiel es mir auch nicht mehr, zu bleiben. Ich folgte ihm daher nach einiger Zeit, hatte aber keineswegs die Idee, ihn noch einholen zu können. Dies geschah aber doch insofern, als ich auf der Straße ungefähr zwanzig Schritte hinter ihm zu gehen kam. Plötzlich blieb er stehen, wartete mich ab, vielleicht neugierig, wer hinter ihm ginge, und als ich vor ihm vorbei mußte, fixierte er mich genau, indem er die Brille vor das eine Auge hielt. Ich schämte mich sehr, allein es kann mir nicht unangenehm sein, wenn er bemerkt, daß ich mich für ihn interessiere. Uebrigens halte ich es für unhöflich, die Leute zu lorgnettieren. Dieser Auftritt hat vielen Eindruck auf mich gemacht. Schon einmal geschah mir mit ihm

etwas Aehnliches. Ich finde ihn sehr annehmlich, sehr liebenswürdig, aber an der Hoffnung, ihn kennen zu lernen, fehlt es mir gänzlich.

---

Von Jacobs erhielt ich gestern Nachrichten. Er schreibt meist von einer kleinen Reise, die er nach Altenburg machte[1]). An Issel habe ich heute geschrieben, wie ich mir vorgenommen hatte. Mein Brief ist sehr kurz, ich dankte ihm für die überschickte Reliquie, als wenn ich sie wirklich erhalten hätte, und ergreife die Gelegenheit, ihn um seinen Schattenriß zu bitten, indem ich, wie ich sagte, auch meine entfernten Bekannten gewissermaßen um mich zu haben liebte. Meine Ueberschrift war „Mein Herr", was ihm nicht gefallen wird; doch unterzeichnete ich mich „Der Ihrige". Perglas hat mir einen ziemlich groben Brief geschrieben, da ich ihn in dem Billet, in welchem ich ihn um Issels Adresse bat, gesagt hatte, daß man zu jeder Kleinigkeit einige Ueberlegtheit brauchte, da seine Art, den Zettel, worin der Epheu lag, zu falten, wirklich sehr unüberlegt war.

Am 23. April 1816. München.

In irgend einer Litteraturzeitung las ich, daß sich der diesjährige „Almanach poetischer Spiele", herausgegeben von Haug, von den vorigen Jahrgängen vorteilhaft auszeichnete. Ich hielt dies für einen Lobspruch und kaufte mir den Almanach. Aber wie unendlich schlecht müssen die vorigen Jahrgänge gewesen sein, da sie dieser übertrifft. Alles, was Herr Haug[2]) selbst geliefert hat, ist fast unter aller Kritik, jedoch sind seine längst abgedroschenen Witzeleien in den witzigen Anekdoten, wie er sie nennt, und von denen er eine große Menge liefert, dennoch vorzüglicher, als seine Romanzen und übrigen Gedichte, die an Fadheit und Alltäglichkeit alles hinter sich lassen. Aloys Schreiber[3]), der sonst liebliche Dichter, hat ein paar Stücke geliefert, die sich durch gar nichts auszeichnen, als durch den Stil[4]). Die Lieder von dem ebenfalls beliebten Gustav Schwab[5]) sind hübsch, aber doch nicht ausgezeichnet, obgleich er etwas Originelles in seiner Art hat. Die Gedichte von Lehr[6]) sind nicht zu verwerfen.

---

[1]) Datiert Gotha, 8. April, erhalten in Mss. Mon. 68, 4 e.

[2]) Siehe S. 369, Anmerkung [5]).

[3]) Siehe S. 368, Anmerkung [3]).

[4]) a. a. O. S. 29, 131.

[5]) S. 173, 179, 181, 205, 207.

[6]) S. 86, 95, 196.

Auch Langbein[1]) ist immer angenehm. Von einem Anonymus gefiel mir „Cyklus um Hymens Altar“[2]). Was Weißer[3]) geliefert hat, ist wertlos. Werthes[4]), der auch nicht unter die ganz unbekannten Verfasser gehört, hat wohl eine gute Art und ziemlich fertige Versifikation, aber mehr kann ich bei ihm nicht entdecken. Es sind auch mehrere modernisierte Gedichte aus älteren Poeten angehängt; allein durchaus nichts Außerordentliches darunter. Wahrhaft schöne Gedichte sind: „Die Grenze“ von Fr. L. Graf Stollberg[5]), „Der Jüngling am Bächlein“ von Jakob Schnerr[6]) und „Leyer und Harfe“ von M.[7]). Letzteres hat mir besonders wohlgefallen; es soll zum Prolog eines von dem Verfasser aus dem Französischen übersetzten Heldengedichts, „Die Sarazenen in Frankreich“, dienen, welches bald erscheinen wird[8]). Alle übrigen Poesien verdienen keine Erwähnung; auch den meinigen würde es so gehen, wenn ich sie drucken ließe. Die Litteraturzeitungen enthalten fortwährend strenge Kritiken gegen junge Dichterlinge, die ihren Dünkel ziemlich teuer büßen müssen. Im „Morgenblatt“ und in der „Eleganten Zeitung“ trifft man zuweilen hübsche Aufsätze. Ach, so oft ich zur „Harmonie“ gehe, denke ich der Zeit, wo ich Federigo noch dort fand, wo wir oft nebeneinander saßen. Heute hatte ich Hoffnung, ihn zu sehen; aber sie schlug mir fehl. Da nämlich der Kronprinz morgen abreist, so war diesen Abend noch Aufwartung bei ihm, allein mein blonder Freund fand sich nicht dabei ein. Im Gegenteile geschah mir noch etwas Unangenehmes. Ich war nämlich gezwungen, mit Hornstein ein paar Worte zu reden, da ich diese ganze Zeit her nicht eine Silbe an ihn richtete, obgleich sich mir viele Gelegenheiten boten, die mich ehemals so glücklich würden gemacht haben! Heute fügte es der Zufall so, daß ich nicht ausweichen konnte, ihm etwas zu sagen; doch war ich so lakonisch als möglich, und ich glaube nicht, daß ihm mein seit jener Woche ganz verändertes Betragen gegen ihn entgangen ist. Es ist mir lieb, wenn er bemerkt, daß ich ihn nicht mehr achte. Dennoch, wenn ich ihn zuweilen ansehe, erfüllt mich eine stille Wehmut, und es ergeht mir wie dem Max Piccolomini mit Wallenstein,

---

[1]) a. a. O. S. 169, 208; vgl. S. 56, Anmerkung [1]).
[2]) S. 182.
[3]) Siehe S. 230, Anmerkung [2]).
[4]) S. 1, 21, 104, 144, 161.
[5]) S. 17.
[6]) S. 16.
[7]) S. 12.
[8]) Masson, le Colonel de, „Le Sarrasins en France“. Nuremb. 1816.

den er sich noch nicht recht gewöhnen kann, für so schlimm zu halten, als er wirklich ist:

„Die Sinne sind in seinen Banden noch,
Obgleich die Seele blutend sich befreit“ [1])

Das Aergste, was mir Hornstein schadete, ist, daß er mir auch den Glauben an Brandenstein raubte. Einmal betrogen, so sehr betrogen, scheint mir nichts mehr untrüglich zu sein. Ehemals wünschte ich nichts als Federigos Bekanntschaft; dann, meinte ich, wäre alles gut, dann wäre auch unsere Freundschaft gewiß. Jetzt denke ich nicht mehr so. Brandenstein ist vielleicht nicht besser als Wilhelm, und er kann noch weniger sein. Wer ist mir Bürge für das Gegenteil? Woher will ich seine Vortrefflichkeit ableiten? Ehemals glaubte ich blindlings an sympathetische Wunderkraft. Das alles ist dahin. Jetzt wünsche ich nichts mehr und wärmer, als zu erfahren, wie er ist. Wüßte ich einmal, daß er ein vortrefflicher Mensch wäre, dann möchte es immerhin schwer sein, ihn kennen zu lernen, dann möchte es immerhin lange dauern. Ich würde alle Mittel anwenden und mutig und zuversichtlich alle meine Kräfte anstrengen, zu meinem Zwecke zu gelangen. So lange ich aber nichts von ihm weiß, als seinen Namen, so habe ich eigentlich gar keinen Zweck. Oft faßt mich eine heftige, stachelnde Sehnsucht nach dem geliebten Wesen. O Gott! Wie würde ich es ertragen können, noch einmal betrogen zu sein!

Viele und angenehme Zerstreuung verspreche ich mir von Nathans Ankunft und Aufenthalt. Auch mit Liebeskind werde ich dann wieder mehr zusammenkommen. Letzterem begegnete ich heute auf der Straße; er redete mich englisch an, da er es mit Herdegen bei Herrn Young lernt. Es scheint, als suchte er sich mir nur der Uebung im Englischen wegen wieder annähern zu wollen. Ich solle ihm einmal schreiben, wenn er kommen könne, mich zu besuchen, da er mir so nicht beschwerlich fallen wolle. Er sagte mir auch, daß er ein so materieller Mensch sei, so daß wenige Leute sich mit seiner Art vertragen könnten u. s. w. Er behält nach wie vor seine Sonderbarkeiten, und ich weiß nicht, wann er sie ablegen wird.

Am 25. April 1816. München.

Dieser Tage habe ich Goethes „Torquato Tasso“ wieder gelesen, und er hat mich bezaubert. Das Goethesche Talent ist nicht so blendend

[1]) „Wallensteins Tod“, Akt II, Scene 2:
„Die Sinne sind in deinen Banden noch,
Hat gleich die Seele“ u. s. w.

als das Schillersche; allein je näher man es betrachtet, desto mehr fühlt man sich dafür eingenommen. Goethes originaler Genius hat uns in dem „Torquato Tasso" mit einem Schauspiele beschenkt, wozu man bei anderen Nationen nicht leicht ein Seitenstück finden wird, welches ihm gerade nicht zur Ehre gereicht. Dies Stück hat, wie „Nathan der Weise", die Form einer Tragödie, ohne eigentlich im wahren Sinne eine zu sein. Man bringt kein warmes Herz für ein Schauspiel mit, von dem man sieht, daß ihm eine moralische oder philosophische Idee zum Grunde liegt, zu deren Ausführung wir sich die Menschen wie Marionetten willenlos bewegen sehen. Was man Effekt auf der Bühne nennt, kann der „Torquato Tasso" nicht wohl hervorbringen, und dies ist doch Haupterfordernis für ein dramatisches Werk. Das Publikum, das er erfordert, ist viel gebildeter als eines in der Welt. Die allzuhäufigen Sentenzen sind auf dem Theater ganz unpassend, wo man die Menschen handeln und nicht will philosophieren sehen, um sich die Moral selbst aus ihren Handlungen zu ziehen. Im „Tasso" reiht sich eine Sentenz an die andere. Wie sehr entschädigt uns aber Goethe für diese Mängel durch die zarte und sinnige Ausführung des ganzen Stücks. Das Pikanteste darin ist der Widerstreit von Tassos und Antonios Charakter. Beide sind sie edle Menschen, allein man fühlt zu wohl, was die Prinzessin sagt [1]:

„Sie können ewig keine Liebe wechseln."

Ach, auch ich kenne solche Antonios, die dem glühenden, fühlenden Herzen ihre schroffe Besonnenheit entgegensetzen! Wer empfände nicht die Wahrheit jener schönen Stelle:

„Wem die Grazien fehlen,
Der kann wohl viel besitzen, vieles geben;
Doch läßt sich nie an seinem Busen ruhn" [2].

Manches noch dunkle Gefühl wurde mir durch diese Verse klar. Tassos Charakter ist trotz seiner Mängel immer noch liebenswürdiger, als Antonios kluge Tugenden. Tasso ausgenommen, sind die übrigen Personen gar zu leidenschaftslos und hellsehend für theatralische Charaktere.

Goethes Jamben strömen nicht wie die Schillerschen; doch gleiten sie lieblich vorüber. Nur selten stößt man auf Härten, doch findet man

---

[1] Akt III, Scene 2.

[2] Akt II, Scene 1; vgl. S. 23, Anmerkung [1].

in diesem ätherischen Stücke zuweilen allzu prosaische Ausdrücke. Sehr schön ist, was Antonio von dem unsterblichen Ariosto sagt [1].

Außerdem habe ich auch noch die „Lila" [2]) gelesen, die in demselben Bande war. Es ist eine ziemlich unbedeutende Operette, wenngleich von Goethe. Man sieht die Heilung einer Wahnsinnigen, ohne sie eigentlich begreifen zu können.

Am 26. April 1816. München.

Jeder, dem vielleicht durch Zufall diese Blätter in die Hände fallen sollten, wird nicht umhin können, meine weiche, unfeste und unglückliche Gemütsart zu verachten, die so schnell von allem hingerissen wird. Dennoch scheue ich mich auch jetzt noch nicht, zu sagen, daß mir Brandenstein unendlich wert ist, und daß mich seine nähere Bekanntschaft beglücken würde. Ich lege nun einmal meine süßesten Hoffnungen auf das blonde Haupt dieses Jünglings nieder, und der Mensch ist noch immer beneidenswürdig, der noch immer etwas mit Heftigkeit wünschen kann, und dem die ungemeine Schalheit und Gehaltlosigkeit des Lebens nicht bereits alles vergällt hat. Glücklich, wer seine Glückseligkeit noch in etwas zu finden hofft, denn wie wenig besitzt der Mensch! Wie mangelhaft und vergänglich ist alles, was wir haben, wie schwankend und ungewiß alles, was wir wissen. Die einfachsten Dinge begründen wir nicht, nach allen Punkten hin ist unser Geist beschränkt, wir kennen nicht einmal unsere Bestimmung, wir wissen nicht einmal, was Recht und Unrecht, Tugend und Laster sei; denn jeder legt in diese Worte einen besonderen Sinn. Die Wahrheit ist nichts anderes, als ein hohler Schall; denn die Sache selbst war nie auf der Erde zu finden. Wir wissen nicht einmal, was wir werden, wenn wir den längsten Schlaf thun. Da wir nun gar nichts wissen, so mag es besser sein, uns an das zu halten, was wir fühlen. Die beste Lebensweisheit scheint mir, uns so viele Freude zu machen, als wir können, insofern dies mit unserem inneren Frieden und unserer Seelenruhe bestehen kann, die uns nie verlassen dürfen, weil sie das einzige sind, was uns in den Stürmen des Schicksals emporhält. Mir scheint nun die vollkommenste Freude weder in der tierischen Lust, noch in jener empfindelnden, vergänglichen Liebe, noch in der leblosen Wissenschaft und einsamen Kunst allein, sondern vor allem in einer zärtlichen, vertrauten, vernünftigen Freundschaft zu liegen. Ihre Neigung kann innig und warm sein, ohne Empfindelei, ihre wechsel-

[1] Akt I, Scene 4 a. E.

[2] In der Göschen'schen Ausgabe (Leipzig 1790—91), Band III.

seitigen Gespräche sind die Würze des Lebens. Diesem Brandenstein, wenn er wirklich ist, was ich glaube, und wenn er mich lieben kann, möchte ich mein ganzes Dasein widmen. Allein solche Hoffnungen werden niemals erfüllt werden. Ich weiß im voraus, daß ich ihn nie werde kennen lernen, ich sehe ihn nicht einmal. Wenn ich in der That wüßte, daß er ein edler Mensch wäre, so würde ich keinen Augenblick anstehen, ihn um den Genuß seines näheren Umgangs zu bitten. Aber so — —

Am 27. April 1816. München.

Nach Lichtenbergs Beispiel[1]) habe ich mir ein sogenanntes Waste-book (Sudelbuch) angeschafft, worin ich alle in mir entstehenden Ideen, Pläne, Ansichten, Bemerkungen über verschiedene Gegenstände, ohne alle Ordnung eintrage, wenn ich sie nämlich einer Aufzeichnung einigermaßen wert halte. Später sollen sie dann hier oder auch an einem besonderen Orte geordnet und vervollständigt werden, wenn sie Farbe halten. Alles um uns her bietet so vielerlei Stoff zu Betrachtungen, und man schreibt ziemlich viel, wenn man sich nicht auf einen Gegenstand besonders einschränkt. Meinen Diarien geschieht durch jenes Waste-book kein Abbruch, da ich sehr selten dergleichen einzelne Gedanken, wie sie gewöhnlich auf Spaziergängen entstehen und leicht wieder entschlüpfen, hier aufzeichnete, da diese Blätter immer einen gewissen Zusammenhang behielten und schon deshalb nicht so reich an Reflexionen sein konnten, weil es nur allzuhäufig geschah, daß ein einziger Gegenstand, alles andere neidisch ausschließend, sie erfüllte und sie dadurch an Mannigfaltigkeit verlieren mußten. Aber vielleicht dienten sie desto mehr, die Seltsamkeiten und Schwächen des menschlichen Herzens in aufrichtiger Treue zu entfalten. Obgleich mich die Musen in gegenwärtigem Augenblicke wieder feiern, so fühle ich doch, daß mein Geist sich viel freier und kräftiger erhebt, seitdem ich mich den schnöden Banden, in die mich die Neigung zu Wilhelm geschlagen, entwunden habe. Brandensteins Bild schwebt mir viel reiner und milder und lieblicher vor, so daß es mich eher heiter als trüb macht. Doch wer weiß, ob es immer so bleiben wird.

Am 28. April 1816. München.

Heute Mittag war ich mit Saporta bei Frau von Harnier zu Tische gebeten; ich gehe sehr gerne in dieses Haus. Später war ich bei Fürstenwerthers, die in einiger Zeit von hier abreisen. Herr von Beauharnais

---

[1]) Georg Christoph Lichtenbergs „Vermischte Schriften" (Göttingen 1800), Band I, S. XIX.

ließ Seiltänzer und Kunstreiter aus Italien kommen, die diesen Abend in der Reitschule zum erstenmal spielten. Ich ging hin in der Hoffnung, Brandenstein zu treffen. Ich traf ihn aber nicht, obgleich er wohl mag dagewesen sein, allein ich hatte mich auf eine unglückliche Seite plaziert, wo wenig Offiziere hinkamen. Vor mir saß der Major Arnim von seinem Regimente, ein artiger, blonder Mann, der ehemals in preußischen Diensten war. Uebrigens war meine Unterhaltung äußerst schlecht; denn ich hatte jene Dinge alle meist schon gesehen, und sie frappierten mich daher ganz und gar nicht. Welche schöne Gelegenheit wäre es gewesen, wenn Federigo neben mich zu sitzen gekommen wäre.

Am 29. April 1816. München.

Ich bin heute um die Nähe zweier Freunde reicher geworden. Liebeskind, dem ich diesen Morgen begegnete, sagte mir in schlechtem Englisch, daß Nathan Schlichtegroll angelangt sei, was mich, wie es sich denken läßt, sehr erfreute. Doch habe ich ihn noch nicht gesehen, obgleich ich schon zweimal in seinem Hause war, ohne ihn anzutreffen. Auch Luder ist hier und von Salzburg zurückgekommen, welches bis ersten Mai an Oesterreich abgetreten ist. Ich machte gleich mit ihm einen Spaziergang in den Englischen Garten, nachdem ich ihn aufgesucht hatte, und er begleitete mich dann noch zu mir. In Salzburg hat es ihm sehr wohl gefallen, der herrlichen Gegend wegen, die jedermann so sehr lobt. Gruber sah er nur ein einziges Mal. Ich liebe Luders Umgang, nur schade, daß er so gewaltig intolerant in politischer Hinsicht ist, besonders gegen Oesterreich. Ich finde mehr Geistesschwäche in einem solchen Hasse, als Vaterlandsliebe. Leider kommt er immer wieder auf Politik zurück, wenn man auch das Gespräch anders zu lenken sucht. So viel ist mir klar, daß weder er, noch selbst Nathan mir das ersetzen können, was ich von Brandenstein erwarte. Ich sah ihn nun so lange nicht mehr. O wie wenig begünstigt mich das Schicksal!

Am 30. April 1816. München.

Lieb und teuer ist mir der heutige Tag. Schon die Morgensonne war mir günstig: ich besuchte und fand meinen Freund Nathan, den ich seit Chalons sur Marne nicht mehr gesehen hatte. Er hat seine Studien vollendet und bleibt vorerst hier. Vom Militär hat er bereits seine Entlassung erhalten. Es freute mich sehr, ihn wieder zu finden. Er meint, daß wir einen kleinen Zirkel von Freunden bilden sollten und

des Abends irgendwo zusammenkommen. Ich bat ihn, darüber mit Liebeskind zu reden.

Nach der Parade hatten wir heute Aufwartung bei dem Fürst Wrede, der hier angekommen. Ungefähr eine Stunde vorher begegnete ich Brandenstein auf der Straße. O wie froh war ich, ihn wieder anzusehen! Ich würde ihn gegrüßt haben, wenn er nicht zu entfernt von mir gegangen wäre. O der liebenswürdige, gute Mensch! daß ich ihn verdienen könnte, ihm etwas werden dürfte!

Nach dem Vorlesen erfuhr ich durch einen anderen Offizier, daß man im Hoftheater die „Schuld" gäbe. Obgleich ich sie schon zweimal gesehen habe [1], so wollte ich sie doch nicht versäumen. Ehe ich noch ins Schauspielhaus trat, sah ich vor dem Wachtzimmer der Garde du Corps, das nahe am Theater ist, eine Menge Kürassieroffiziere sitzen, unter ihnen auch meinen Federigo. So sah ich ihn denn zum zweitenmal. Ich grüßte ihn; doch mag er wohl meinen Gruß auf alle überhaupt bezogen haben, die um ihn her waren. Vielleicht ist er selbst auf der Wache.

Was die heutige Aufführung der „Schuld" besonders merkwürdig machte, war ein fremder Schauspieler, der in der Rolle Hugos auftrat. Es war ein gewisser Herr Vespermann [2], den ich schon einmal in Augsburg, woher er gekommen, in den „Pagenstreichen" spielen sah [3]. Es ist dies kein Stück, um Talent zu zeigen; ich erwartete daher wenig; doch ward ich angenehm getäuscht. Herr Vespermann spielte vortrefflich. Sein Organ ist sehr schön; er kann alles aus seiner Stimme machen. Die Beschreibung der Schlacht im letzten Akt deklamierte er unvergleichlich und viel kräftiger, als Herr Kürzinger [4]. Nur in ein paar einzelne Stellen scheint mir letzterer mehr Nachdruck gelegt zu haben, als Herr Vespermann. Hiezu rechne ich die Worte: Kain müßt Ihr sagen u. s. w. [5]) und die Endzeilen jener schönen Rede: Heilig ist die Harfe mir [6], worein der tiefste, innigste Ausdruck gelegt werden muß. Herr Vespermann wurde herausgerufen. Er sagte etwas ziemlich prosaisches, doch schmeichelhaftes für das hiesige Schauspielerpersonal. Für heute zum wenigsten hat er jedes Lob verdient; denn auch die anderen spielten alle sehr gut.

---

[1]) Siehe S. 390, 413.

[2]) Wilhelm Vespermann (1784—1837), vielseitiger Schauspieler; ursprünglich Baritonsänger und von Mannheim aus seine Gastspielreisen unternehmend.

[3]) Vgl S. 368.

[4]) Siehe S. 140, Anmerkung [2]).

[5]) Akt III, Scene 3.

[6]) Akt IV, Scene 8.

Ueber die „Schuld" habe ich schon früherhin manches geäußert. Trotz einiger sehr bemerkbarer Fehler ist es ein ausgezeichnetes Stück. Ich lernte es heute noch mehr schätzen. Das schlechteste am Ganzen ist vielleicht der Schluß, der durch den unnatürlichen Verdacht des Don Valeros und durch die noch unnatürlicheren, äußerst gekünstelten Worte, mit denen Elvira stirbt, verunstaltet wird.

Hauptmann von Hornstein traf ich im Theater. Ich hätte vieles mit ihm sprechen und mich sogar neben ihn setzen können: ich that es aber nicht; denn es ist fast der allerletzte Funke meiner innigen Neigung zu einem Menschen, der ihrer in der That nicht wert war, erloschen. Wie glücklich würde mich ehemals ein solches Zusammentreffen gemacht haben! Andere Zeiten, andere Sorgen! Im Weggehen redete mich Hornstein an und ich sprach einige Worte mit ihm. Sonst mache ich mir gar nichts mehr mit ihm zu thun. Er gilt mir nun nicht mehr, als der erste beste andere, nur daß sein Anblick mir eine schmerzliche Erinnerung erweckt. Federigo, der mein Herze so lang besaß, besitzt es wieder. O daß er der Mensch sein möchte, den ich in ihm vermute!

Am 1. Mai 1816. München..

Sei mir willkommen, du holder, goldener Mai, du Freund der Dichter, der liebenden Herzen Freund. Ich hoffe von dir gesegnet zu werden, gesegnete Zeit! Dir übergeb' ich all mein Wünschen und Sinnen, dir empfehle ich meinen Federigo, geleit' ihn an meinen Busen. Du bist milder und freundlicher, als deine Brüder alle, und erhörst du mich nicht, wer wird mich erhören?

Mit einer Art inniger Sehnsucht denke ich an den Mai des vorigen Jahres zurück [1]), den ich so schön an den Ufern des Rheins verlebte, des stolzen, stillen Rheins, den ich so oft zu meinen Füßen dahinströmen sah, im Schatten seiner mächtigen Eichen und bunten Gebüsche, beim Liede der Nachtigallen. O welche Reize hat das einsame Landleben gegen die dumpfen Mauern einer Stadt, in der ich mich nun hin und wieder treibe unter kalten, fremden Menschen. Heute besonders treibt mich eine stete Unruhe umher, und ich kann zu keiner Arbeit kommen. Federigo möchte ich so gerne wiedersehen. Es wäre eine günstige Vorbedeutung, wenn mir heute sein Bild erschiene, zurückgestrahlt aus der ersten Blume des Mais.

Diesen Morgen war ich bei Schlichtegroll, mit dem ich einen kleinen

---

[1]) Vgl. S. 195 ff.

Spaziergang durch den Hofgarten machte. Nathan war gestern in der „Schuld", und sie hat ihm teilweise gefallen. Er hat eine falsche Idee, die er sich nicht will nehmen lassen, er glaubt nämlich, daß ich den Hof und die Fürsten liebte, wie es doch gar nicht der Fall ist. Er nennt mich den Einsiedler bei Hofe. Später war ich bei den Pagen und sodann im Filiallazarett am Anger, weil ich die Lazarettjour übernahm, wie sie es nennen, welche zehn Tage dauert, und während der man von anderen Diensten frei bleibt.

Am 2. Mai 1816. München.

Ich weiß nicht, warum ich mir von dem gestrigen Tage so viel versprochen habe; es ist zum wenigsten gar nichts geschehen. Heute war ich etwas glücklicher, ich sah zum wenigsten Federigo nicht weit von mir vorbeireiten; aber was ist das alles? Ich bin so mißmutig, als wenn jeder, der mich betrachtet, ausrufen müßte: Seht den Menschen, der sich selbst zur Last ist! Ich fange an, mich von allen Leuten, die mich umgeben, abzuwenden. Es geschah mir diese Tage manches Verdrießliche, und da ich nie so reizbar war als jetzt, so ärgere ich mich ganze Stunden lang, und Aerger ist etwas, was ich sonst wenig kenne. Sobald mir die Vernunft den Gedanken zuflüstert, daß Federigo nie der Meine werden wird, so möchte ich die ganze Welt zu Grunde richten. Ich fange an, mit den Worten Tugend, Pflicht, Wissenschaft gar keinen festen Begriff mehr zu verbinden, da ich ein einziges Ziel vor Augen habe, welches ich, schon der Unwürdigkeit meines jetzigen Gemütszustandes wegen, niemals erreichen werde.

Am 3. Mai 1816. München.

Heute habe ich die Lektüre des „Decamerone" von Boccaccio [1]) vollendet. Diese Novellen sind so angenehm zu lesen, als sie schön geschrieben sind. Es thut einem leid, wenn man zu Ende ist, und man möchte jene glückliche Gesellschaft noch länger auf ihrem ländlichen Paradiese verweilen sehen. Heitere Laune, natürlicher Witz und eine reiche Phantasie verbreiten sich über das ganze Buch. Die Sprache ist harmonisch, der Stil unvergleichlich und zuweilen unendlich treuherzig und naiv. Wenn man nun noch das Zeitalter in Anschlag bringt, in dem Boccaccio lebte, und wo noch so wenig in seiner Art geschrieben sein mag, so muß man sein großes Talent um so mehr bewundern. Was

[1]) Giovanni Boccaccio (1313—75). Die erste („Deo gratias") Ausgabe des „Decamerone" erschien ohne Datum und Ortsbezeichnung. Die Erzählung setzt jedoch die große Pest in Florenz (1348) voraus. Die zweite Ausgabe 1471 (Venedig) und öfter.

freilich den reinen Genuß seiner Novellen fast allgemein stört, sind die unzähligen lasciven Ausdrücke und Schilderungen, die zuweilen bis zur pöbelhaften Gemeinheit herabsinken. Von edler Liebe hat Boccaccio keinen Begriff, und sie liegt doch ebenso sehr in der Natur des gebildeten Menschen, als in der des ungebildeten die physische. Voltaires Pucelle ist ihrer Obscönität wegen so sehr verrufen; ich muß gestehen, daß ich die Boccaccioschen Novellen obscöner finde. Besonders anstößig werden sie noch dadurch gemacht, daß fast überall ein Geistlicher als Verführer auftritt, daß fast bei jeder Liebschaft ein Ehebruch vorgeht, und daß die Weiber gemeiniglich die ersten Anträge machen. Freilich entschuldigt sich der Verfasser über diese Eingriffe in die Sittlichkeit in seiner Conclusione; allein seine Gründe sind nicht hinreichend. Er giebt uns einen seltenen Begriff von den keuschen florentinischen Damen, die dergleichen Geschichten anhören und selbst erzählen können. Manche Novellen kannte ich bereits aus anderen Bearbeitungen. Im Deutschen sind besonders vier Nachahmungen bekannt. Zuerst die Geschichte von den drei Ringen in Lessings „Nathan dem Weisen", die dritte Novelle des ersten Tags; sodann Bürgers Ballade „Lenardo und Blondine" [1]), erste Novelle des vierten Tags; dann die Romanze von Uhland „Der Kastellan von Coucy [2]), neunte Novelle des vierten Tages, und endlich Langbeins poetische Erzählung, „Die Wiege" [3]) betitelt, im Boccaccio des neunten Tages sechste Novelle. Die Verse, die am Ende jeder Giornata hinzugefügt sind, kann ich als nichts Besonderes ansehen. Boccaccio schrieb sich in einigen lateinischen Hexametern seine eigene Grabschrift wie folgt:

„Hac sub mole jacent cineres ac ossa Joannis
Mens sedet ante Deum, meritis ornata laborum;
Mortalis vitae genitor Boccaccius illi
Patria Certaldum, studium fuit alma poesis."

Am 4. Mai 1816. München.

Schillers Geschichte des Abfalls der Niederlande habe ich seither wieder durchgelesen. Es würde gewiß ein sehr berühmtes und vortreffliches Werk daraus geworden sein, wenn es vollendet worden wäre. Schiller war in Deutschland fast der erste, der die Anmut eines hinreißenden Stils mit der Gründlichkeit der Geschichtsforschung vermählte. Die Erscheinung obigen Buchs war besonders zur Zeit, wo es erschien,

---

[1]) „Sämtliche Werke", ed. Karl von Reinhard (1812) 1. Band, S. 268 ff.

[2]) Vgl. das Gedicht „Sängerliebe" Nr. 3.

[3]) „Gedichte" (Leipzig 1788) S. 87 ff.

etwas Außerordentliches. Schiller wurde schon prophetisch der deutsche Livius genannt, und er würde es geworden sein, wenn er die historische Laufbahn nicht verlassen hätte. Schon in seinen Tragödien offenbart sich, wie edel und groß er die Geschichte auffaßt. Johannes Müller[1]) muß diese Trauerspiele mit großem Genuß gelesen haben.

Im Morning Chronicle fand ich diese Tage zwei schöne Gedichte, wovon das eine unter dem Titel „Fare the well" von dem berühmten Poeten Lord Byron ist und den Abschied an eine Gattin enthält, von der er sich trennen muß. Es soll ihm aber nichts Wahres zu Grunde liegen, wie das Morning Chronicle versichert. Dann ist es ein äußerst seltsamer Gedanke. Das andere Gedicht, dessen Verfasser Campbell, heißt „Song of the british Grenadiers", ein herrliches Lied, meines Erachtens wert, einem „God save the king" an die Seite gestellt zu werden. In der zweiten Strophe heißt es einmal:

„In charges with the bayonet,
We lead our hold compeers
For Frenchmen like to stay not
For the brittish Grenadiers!"

Die vierte und vorletzte Strophe aber lautet:

„At Saint Sebastiano's
And Badajoz's town,
Though raging, like volcanos,
The shells and shot came down:

With courage never wincing
We seal'd the ramparts high
And war'd the brittish ensign
In glorious victory!" [46]

Ein Heer, das so schöne vaterländische Lieder begeistert singt, wie könnte es besiegt werden? Man sollte mehr Gewicht darauf legen, wie viel solche einfache, aber große und glühende Gesänge auf den Soldaten wirken können.

Am 5. Mai 1816. München.

Andauernde Beschäftigung hat meine Gemütsstimmung um vieles verbessert. Diesen Morgen entwarf ich den Plan und das Scenerium eines Schauspiels, mit dem ich mich schon seit geraumer Zeit umhertrage.

---

[1]) Siehe S. 478.

Es soll den Titel „Der Hochzeitsgast" haben, und eines meiner Gedichte; das ebenso überschrieben ist, steht auch wirklich in einiger Verbindung damit. Die Handlung fällt in die Zeit der Kreuzzüge und ist ganz Fiktion. Ich habe denselben Stoff schon in allerlei Formen gezwängt. Er sollte einst eine Ballade geben. In Nitry hatte ich angefangen, ihn als einen Roman zu bearbeiten unter dem Titel: „Hinterlassene Papiere einer Nonne" [1]). Nun warf ich ihm ein dramatisches Kleid um, das ihm, wie mir scheint, allerdings anzupassen scheint. Das Stück ist in drei Akte geteilt, und dies scheint mir die natürlichste und bequemste Einteilung. Es soll, wie die „Tochter Kadmus" [2]), in Trochäen geschrieben werden, denn an die Jamben wag' ich mich noch nicht. Wer möchte noch andere Jamben lesen oder schreiben, der die Schillerschen kennt? Im ganzen Schauspiel sind eigentlich nur vier handelnde Personen, und ich habe vermieden, noch mehrere einzuflechten, wiewohl es anfangs meine Absicht war. Das Gerüst ist nun zwar fertig, Gott gnade dem Haus!

Ich habe nun auch wieder meine Zuflucht zum Latein genommen, das ich lange ziemlich vernachlässigte. Was ich lese, sind Ovids Heroiden und der Horaz, wovon nun freilich der letztere unendlich schwieriger, als erstere sind, ist.

Am 6. Mai 1816. München.

Heute antwortete ich auf Jakobs letzten Brief aus Gotha [3]). Ich sprach ihm meist von meiner jetzigen Beschäftigung und Lektüre; denn, sagte ich, in unserem nunmehrigen friedlichen Alltagsleben haben doch die Bücher mehr Einfluß auf uns, als die äußeren Gegenstände. Ich sagte ihm auch, daß ich glücklich und zufrieden sei. Ist es denn auch wahr? Gott hat mir vieles, vieles gegeben, aber bin ich zufrieden?

Am 7. Mai 1816. München.

Die Ruhe, der ich mich rühmte, hat einen erschütternden Stoß erhalten. Seit geraumer Zeit, das heißt seit einigen Tagen habe ich nicht mehr von Federigo gesprochen und vermied es mit Willen; auch sah ich ihn währenddem nie; doch kann ich jetzt nicht umhin, seiner zu erwähnen. Schnizlein nämlich, mein Vertrauter, war seither so glücklich, seine Bekanntschaft zu machen. Er sah ihn bei Schrössels (einem an=

---

[1]) Siehe S. 320.

[2]) Siehe S. 420, 426.

[3]) Siehe S. 504, Anmerkung [1]).

sehnlichen hiesigen Kaffeehause) unter einer Gesellschaft von Artillerieoffizieren, wobei auch Lüder, und saß mehrere Stunden an seiner Seite. Er sagte mir, daß Federigo sehr verständig gesprochen habe, doch war der Gegenstand des Gesprächs nichts anderes als das — neue Reglement! Es kommt nun darauf an, ob ich glauben kann, daß jemand mein Freund werden könne, der sich stundenlang über ein Exerzierreglement unterhält? Ich kann es kaum glauben. Federigo hat Schnizlein keineswegs mißfallen, nur findet er ihn etwas stolz und zuweilen fast unhöflich. Was den Stolz betrifft, so mag er hingehen; ich liebe die stolzen Leute, und ich bin es selbst; aber hochmütig hoffe ich nicht zu sein. Ich bin stolz auf meine Würde als freier Mensch.

Schnizlein hofft ihn nun öfter an demselben Orte zu sehen, und wenn dies geschieht, so wird er mir wohl einmal seine Bekanntschaft verschaffen können. Unendlichen Dank bin ich der Vorsehung für diesen günstigen Zufall schuldig.

Hier ist jedoch eine Schwierigkeit, nämlich mein Verhältnis zu Schnizlein. Hiermit hat es folgende Bewandtnis: Vor einiger Zeit, als wir zusammen von Federigo sprachen, erlaubte er sich einige Lästerungen gegen ihn, die übrigens auf nichts gegründet und wahrscheinlich nur Scherz waren. Auch hat er sie widerrufen. Sie kränkten mich aber, und ich gab ihm die Buße auf, mir entweder genaue Nachricht von Brandensteins Verhältnissen und Gesinnungen zu geben, oder mir Gelegenheit zu verschaffen, ihn zu sprechen. Bis dahin, sagte ich, müsse unser Umgang eingestellt bleiben; eine Buße also, die ich mir ebenso gut als ihm aufgab. Sei's Eigensinn, sei's, daß ich nicht unbeständig scheinen wollte, genug, ich beharrte auf meinem Beschluß, und wir besuchen uns nicht mehr. Dies ist mir jedoch sehr ungünstig, obgleich ich nicht wieder zurückgehen mag. Wenn mir nun auch Schnizlein sollte helfen können, so wird er es aus Trotz nicht thun, um mir zu zeigen, daß er meine Gesellschaft entbehren könne. Ich konnte aber voraussetzen, daß er sie ungern entbehre; denn ich schätze ihn ja hoch, und man geht gern mit Leuten um, von denen man hochgeschätzt wird. Daher rechne ich auch auf seine Großmut, und vielleicht findet er Gelegenheit, sie mir zu beweisen: auch wird er Mitleiden haben, denn er weiß, wie sehr ich Federigo liebe. Wenn ich mich nun nicht in ihm betrogen hätte, dann wäre alles gut. Fast fürchte ich so. Ich glaube ihn zu kennen: er ist ein braver, unterrichteter Offizier, er ist solid, nicht roh, angenehm im Umgange; aber er kann noch viele gute Eigenschaften außer diesen haben, und doch können wir nicht Freunde sein.

Am 8. Mai 1816. München.

Einige anhaltend regnerische Tage hatten allen Spaziergängen ein Ende gemacht. Heute klärte sich die Witterung wieder auf, und ich unternahm eine Promenade durch den Englischen Garten. Der Regen hatte vollends alle Blüten hervorgelockt. Zum erstenmale ging ich wieder unter frischen grünen Zweigen weg, wo sich Laub an Laub zum schattigen Dache schmiegte. Ich empfand alle die angenehmen Gefühle, die der Frühling in uns rege macht. Nur hätt' ich gewünscht, sie teilen zu können. Besonders mit —

Am Rückwege besuchte ich die beiden Orff, die mich in ihren Garten führten. Gestern waren Lüder und Gas bei mir. Heute kam Liebeskind, eine große Seltenheit. Er wollte mich diesen Abend auch zu einem Spaziergange abholen; doch war ich verhindert, auszugehen.

Uebrigens glaube ich nicht, daß wir uns wieder nähern werden. An Gruber werde ich bald schreiben, sobald er in seiner neuen Garnisonsstadt Ingolstadt angekommen sein wird. Ich werde ihm eine Epistel in Distichen beilegen, die ich gestern für ihn zu Papier brachte, worin sein Einzug in Ingolstadt beschrieben wird. Es ist eigentlich eine Satire, nicht so sehr auf die Stadt, als mehr eine ziemlich allgemeine. Sie zählt just 100 Verse [1]).

Am 10. Mai 1816. München.

Nichts fühle ich mehr und deutlicher als meinen Unwert. Warum leben solche Menschen auf Erden, wie ich, die nichts sind und nichts sein können. Wenn ich das schlechte Urteil betrachte, das ich selbst über mich fälle, so schaudere ich, wenn ich daran denke, was andere von mir halten mögen. Ich bin eine links angehängte, nichts geltende Null, wenn man den Wert der Menschen mit einer Zahlenreihe vergleicht, würde aber auch rechts angehängt, das heißt auf einen anderen Platz gestellt, nichts gelten. Ich glaube wohl, daß ich dem Weltschöpfer zu irgend einem Zwecke diene; ein Trost, den ich mit dem letzten aller Menschen gemein habe.

Wenn ich meine verschiedenen Arbeiten durchblättere, wie wenig ist darin! Unter all den vielen einzelnen Gedichten, die ich geschrieben habe, kenne ich keines, das einiges Lob verdiente, obgleich manche, aber gewiß nur aus Höflichkeit und in Betracht auf meine Jugend, gelobt worden sind. Ich bin versichert, daß alle, die von meinen Versen gelesen

---

[1]) R. I, 483 nach der Ausgabe Stuttgart und Tübingen 1839.

haben, sich hinterher über mich lustig machen. Ich werde auch von niemand geliebt. Das sicherste Mittel, geliebt zu werden, sagt Boccaz, ist zu lieben [1]). Ich liebe; aber niemand hängt an mir. Viele meiner Bekannten wurden durch meine Bizarrerien von mir abgeschreckt. Ich könnte artig, zuvorkommend, einschmeichelnd gegen die Menschen sein und dadurch sehr bei ihnen gewinnen; so aber ist im Gegenteil ein Trieb in mir, jedem, der besonderen Anteil an mir zu nehmen scheint, durch eine Unfreundlichkeit wehe zu thun. Wen ich lieb haben soll, der darf mir nicht oft sagen, daß er mich liebe, sonst treibt mich der Geist des Widerspruchs, mich ihm auf einer unvorteilhaften Seite zu zeigen, und sollte es auch durch eine mir selbst schädliche Verstellung sein. Ich bestreite jedermanns Lieblingsideen, und sollten es meine eigenen sein. Darum ist auch gar nichts Festes in mir, weil ich alles gleich von zwei Seiten ansehe. In meinen kühnsten Augenblicken verteidige ich mich ungefähr so: Es ist wahr, daß ich nichts verstehe; alle meine Kenntnisse und Wissenschaft und Kunst lassen sich in einer Nußschale begraben; allein ich bin noch jung; Goethe sagt, daß man einen Jüngling nicht nach dem beurteilt, was er ist, sondern nach dem, was er ankündigt [2]). Ich könnte mir also in dieser Hinsicht noch vieles erwerben, und dann ist doch der hauptsächliche Teil des Menschen der moralische, worauf ich mir doch noch etwas mehr zu gute thun kann. Es ist wahr, ich bin sehr eitel, sehr stolz, jähzornig, launisch, eigenwillig, unbesonnen und habe noch tausend andere Fehler, zum Beispiel Nachlässigkeit, Mangel an gehöriger Fassung und eine Abneigung gegen alles, was ich viele Menschen thun sehe. Wenn die ganze Welt tugendhaft sein würde, so würde es mir unerträglich werden, es auch sein zu müssen. Bei allen diesen Gebrechen aber, wenn es anders noch möglich ist, habe ich kein verdorbenes Gemüt, ich bin wohlwollend und zuverlässig bei allen Dingen, bei denen ich weiß, daß ein anderer auf mich vertraut. Ich zähle mich zu den besseren Menschen; aber vielleicht nur deswegen, weil ich weiß, wie ein guter Mensch sein muß, nicht weil ich's bin. Xylander schrieb mir in seinem letzten Briefe, seine auf mein edles Herz gegründete Liebe wäre noch dieselbe; aber ich kann nicht glauben, daß ich ein edles Herz haben sollte, denn ich wüßte nicht warum? Es giebt gar viele gute Herzen, die meisten sind es aber aus Schwäche. Daß ich sehr schwach bin, beweise ich aus meinem seltsamen Verhältnisse zu

---

[1]) „Decamerone“, Giorn. IX, Nov. 9 al f.

[2]) „Dichtung und Wahrheit“ (wo von Klinger die Rede), III. Teil, 14. Buch.

Federigo, dem gar nichts Vernünftiges zu Grunde liegt. Ich nähre diese Träume, weil ich nicht im stande zu sein glaube, ohne sie das Leben zu tragen. Wir sind beide schon zu sehr formiert und können uns nicht mehr gegenseitig umbilden. Wie könnte ich auch glauben, daß jemand an mir teilnehmen könnte, nach der Schilderung, die ich soeben von mir gemacht habe? Es ist eine traurige Bemerkung, daß mir das Leben gleich schal vorkommt, wenn ich mir diese Bilder wegdenke, und daß ich alles übrige nicht mehr recht zu würdigen weiß. Hierher gehören die schönen Worte von Goethe:

„Es giebt ein Glück; allein wir kennen's nicht,
Wir kennen's wohl, und wissen's nicht zu schätzen" [1]).

Meine einzige Zuflucht ist anhaltende Beschäftigung. Ich darf nicht daran denken, daß ich nichts bin, daß ich für Federigo nichts sein kann. Wie andere Zerstreuung auf Zerstreuung, so muß ich Arbeit auf Arbeit häufen, wenn ich anders einige Zufriedenheit genießen soll.

Am 11. Mai 1816. München.

In der „Augsburger Postzeitung" [47] las ich heute, daß das fünfte Chevauxleger-Regiment, dessen Inhaber der kleine Prinz Max, ältester Sohn des Kronprinzen, geworden, deshalb zu Dillingen ein großes Fest mit Karussell und Konzert gehabt habe, bei welcher Gelegenheit Lieutenant Friedrich Graf Fugger eine Kantate gedichtet hätte. Wenn er höflich ist, wird er sie mir wohl zuschicken; auch wäre ich neugierig, sie zu lesen. Wenn nur der Gegenstand ein würdiger wäre! Aber ein Kind, das man zum Obersten macht! Als wenn ein Kind jemals ein Oberst sein könnte! Das ist einer jener unsinnigen Streiche, deren sich die Fürsten so viele zu schulden kommen lassen. Man könnte ja diesen Kindern andere Titel geben, die dem Staate nicht angehörten und keine Würde und Amt mit sich verbänden, worüber dann die Könige frei schalten könnten: etwa den Titel eines Herzogs von Jerusalem oder Großfürsten von Siam und so weiter.

Um wieder auf die Verse zurückzukommen, so habe ich auch unlängst bei Nathan in einem seiner Arbeitshefte ein Gedicht, „Klotar" betitelt, gelesen, wovon ich aber nicht weiß, ob es aus seiner eigenen Feder floß. Wenn es von ihm ist, so macht es ihm sehr viel Ehre.

Was mich selbst betrifft, so bin ich zwar beständig beschäftigt, aber

---

[1]) „Torquato Tasso", Akt III, Scene 2 a. E.

meine eigenen Arbeiten stocken. An der „Harfe Mahomets“ habe ich lange nichts geschrieben, das entworfene Stück, „Der Hochzeitsgast“, ist noch nicht angefangen worden, so sehr ich Verlangen danach trage; aber man kann nun einmal die poetische Stunde nicht herbeizwingen, und wie übel würde man fahren, wenn man dies thun wollte. Es ist mir jedoch nicht unangenehm, wenn ich zuweilen lang aussetze. Wie viel würde man nicht zusammenschmieren, wenn man täglich so schreibselig wäre, als es an manchen Tagen der Fall ist! Gegenwärtig habe ich eine Abneigung fast gegen alle Versmaße, besonders gegen gereimte. Ich schreibe jetzt alles gern in Prosa. Ich rede hier insonderheit von der deutschen Sprache; denn französische Alexandriner habe ich erst heute gemacht.

Schnizlein begegnete ich gestern auf der Straße; ich war kalt gegen ihn. Er hat Federigo seither nicht mehr gesehen und seine Bekanntschaft nicht fortgesetzt. Ich bin ungewiß, ob ich meinen blonden Freund heute auf dem Wege getroffen habe, oder nicht. O warum erscheint mir sein Bild nur so äußerst selten?

Am 13. Mai 1816. München.

Ein heiteres Gefühl, das ich Gefühl der Jugend nennen möchte, belebt besonders zur Frühlingszeit meine Brust. Es ist an sich selbst schon ein Glück, zu empfinden, daß man jung sei, welches das Alter gänzlich entbehrt, und welches ich um so mehr zu genießen suche, da es nicht durch das ganze Leben ausdauert. Wie traurig muß es oft bejahrten Menschen gehen, wenn sie noch spät von einer Jugendempfindung überrascht werden, wie zum Beispiel von der Liebe, und ihre Jahre im Widerspruch mit ihrem Herzen stehen. Gut, daß das Alter nicht plötzlich, sondern nach und nach kommt.

Am 14. Mai 1816. München.

Lüder war heute sehr lange bei mir; allein er spricht fast nur Politik, und hierin können wir nun einmal nicht übereinkommen. Er zieht beständig gegen Oesterreich und Preußen los, und ich weiß nichts von Nationalhaß, am wenigsten gegen Deutsche. Diese politische Intoleranz ist bei einem so aufgeklärten, klugen jungen Menschen, wie Lüder ist, auffallend. Er wünscht und hofft eine Ländervergrößerung Bayerns. Solange Bayern keinen Staat ausmacht und keine Verfassung hat, fühle ich mich um so weniger an dasselbe gebunden. Ich schätze den König von Bayern und bin ihm persönliche Verbindlichkeiten schuldig, aber ein souveränes Recht über meine Person kann ich ihm nicht einräumen.

Auch Lüder wünscht sehr die Landstände herbei. Für die Abtretung Salzburgs hat Bayern Speier, Zweibrücken und Landau mit ihren Gebieten bekommen, wie auch mehrere fuldaische Aemter. Man hat daher nicht Ursache, sich zu beklagen, da die meisten Salzwerke bei Bayern geblieben sind. Man beklagt sich dennoch sehr, da jene Länder überm Rhein nicht arrondiert sind mit denen an der Donau.

Am 15. Mai 1816. München.

Ich schreibe wenig von Federigo; auch ist es wahr, daß ich jetzt zu beschäftigt bin, um jenen Phantasien nachzuhängen. Vergessen ist er aber keineswegs. Noch immer, obgleich ich ihn nirgend sehe, noch von ihm höre, erscheint mir das höchste Glück unter dem Bilde seiner Freundschaft, und ich folge dem Gefühle, das mich zu ihm zieht.

„Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme" [1]).

Leider erprobte ich schon die Unwahrheit dieser Schillerschen Worte. Warum giebt es so viele Dinge, die so schön zu hören sind und doch so falsch?

Gestern, obgleich nicht ohne Schmerz, den ich aber nicht achtete, schnitt ich mir den Namen Brandenstein mit großen lateinischen Lettern in meinen linken Arm. So trage ich ihn nun unzertrennlich bei mir; ich bin sein, ich führe seine Zeichen. Möchte er doch meine treue Neigung erfahren. Aber was hülfe es, wenn er ein Mensch wäre, wie Wilhelm? Gott behüte ihn, daß er kein solcher sei! O der einmal Betrogene kehrt nie wieder mit ganzer Seele in den seligen Schoß des Vertrauens zurück.

---

Eine der einflußreichsten Begebenheiten der letzten Tage war die Hochzeit des Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg mit der Prinzessin Charlotte von Wales, vermutlichen Erbin der Krone. Ich las die Beschreibung der Vermählungsfeier, die am 2. Mai statt hatte, im „Morning Chronicle". An diesem Tage ward sie unter dem gewaltigsten Jubel des englischen Volks im Carlton House vollzogen. Es muß eine der größten, feierlichsten Zeremonien gewesen sein, die unsere Zeit darbietet. Die Königin von England, der Prinzregent, die ganze königliche Familie, der Herzog von Orleans und die Herzogin, der hohe Adel und die Gesandten waren gegenwärtig. Saal und Altar waren mit rotem Sammet

[1]) Schiller, „Die Piccolomini", Akt III, Scene 8.

behangen. Lord Hertford führte den Prinzen, der in brittischer Generalsuniform erschien, der Herzog von Clarence seine Nichte zum Altar. Der Erzbischof von Canterbury traute das Brautpaar. In London wurden alle Glocken geläutet.

Eine sonderbare Gewohnheit der englischen Zeitungen ist es, die Anzüge und Kleidungen und zwar ziemlich ausführlich und in eigenen Rubriken zu beschreiben. In Deutschland würde man dergleichen sehr lächerlich finden, und allenfalls nur in einer Zeitung für Kammerjungfern passend. Das „Morning Chronicle" enthält auch noch ein artiges Lied auf die Prinzessin von Wales in der Melodie „God save the king", wovon der Refrain „Charlotte the bride" ist. [48]

Am 17. Mai 1816. München.

Ich habe die drei ersten Bände von Pitavals berühmten „Rechtshändeln" gelesen. Der ganze Titel des Buches ist: „Causes célèbres et intéressantes avec les jugements qui les ont décidées. Recueillies par M. Gayot de Pitaval [1]), Avocat au Parlement". Diese Schriften sind sehr anziehend, nicht allein der Merkwürdigkeit der Prozesse wegen und der mannigfachen Menschenkenntnis, die man daraus schöpft, sondern auch, weil sie einen angenehmen Stil mit der gründlichen Erzählung der Rechtshändel vereinigen, und die Reden und Gegenreden der Advokaten dem Geist eine vorzügliche Unterhaltung gewähren. Der erste Band enthält zuerst „L'histoire du faux Martin Guerre", die Geschichte eines frechen Betrügers, der sich, durch Aehnlichkeit veranlaßt, für einen anderen ausgiebt. Er wird, nachdem er selbst die Frau und die Verwandten des lang abwesend seienden Martin Guerre hintergangen hatte, durch dessen Zurückkunft entlarvt, obgleich er auch da noch auf seinen Behauptungen blieb. Er ward hingerichtet. Der zweite Prozeß ist weniger merkwürdig; er enthält die Geschichte eines Mädchens, die ihren unwürdigen Geliebten vom Tode rettete. Die dritte Geschichte ist die des Bettlers von Vernon, dem man seinen Sohn abstreiten wollte und ihn einer Dame aufdringen, der er nicht gehörte. Sodann folgt: „Enfant réclamé par deux mères", eine interessante Begebenheit, wobei sich die Sachwalter von beiden Seiten sehr auszeichneten. Man hatte der Gräfin Saint-Gérant durch eine schändliche Intrigue ihr Kind in der Geburtsstunde weggenommen, und sie konnte ihre Niederkunft nicht beweisen. Erst nach vielen Jahren gelangte sie wieder zu dem Besitz ihres Sohnes, dem man seine Geburt streitig

[1]) (1673—1743). Die erste Ausgabe 1734 ff. (Paris) in 20 Bänden.

machte. Hierauf folgt: „Histoire d'une célèbre empoisonneuse". Es war eine gewisse Marquise von Brinvilliers, die ihren eigenen Vater und ihre Brüder mit kaltem Blute vergiftete. Sie war sehr geschickt im Giftmischen. Sollte man nicht auf die Verdorbenheit der menschlichen Natur schließen, da man zarte Weiber von der besten Erziehung in so ungeheure Laster verfallen sieht? Sollte man nicht glauben, daß der Mensch mit einer starken Neigung zum Bösen geboren wird? Den Beschluß macht der Prozeß des Herrn und der Dame d'Anglude, die man, da der Schein wider sie war, fälschlich eines großen Diebstahls beschuldigte. Erst als der Mann auf den Galeeren gestorben war, wurde die Unschuld ans Licht gebracht. Der zweite Band enthält nur zwei Prozesse, den des falschen Caille, der einige Aehnlichkeit mit dem des Martin Guerre hat, nur mit dem Unterschied, daß der wahre Caille bereits tot war, als jener seine Rolle übernahm, und daß er ihm gar nicht gleich sah. Die Reden der Advokaten gefielen mir sehr wohl. Zweitens die Geschichte von Urbain Grandier. Dieser brave, aber stolze Geistliche hatte sich viele und mächtige Feinde erweckt, worunter auch der Kardinal Richelieu. Man bewegte die Nonnen von Loudün, sich besessen zu stellen und Grandier als den Magiker, der sie behexte, anzugeben. Sie spielten ihre Rolle äußerst schlecht und redeten besonders bei den Exorcismen sehr fehlerhaftes Latein; allein es war nun einmal beschlossen, daß Grandier verurteilt werden sollte. Nachdem er noch durch die Folter aufs äußerste gelitten hat, ward er lebendig verbrannt. Teuflische Mönche, die den Scheiterhaufen umstanden, machten Knoten in den Strick, den er um den Hals hatte, damit man ihn nicht, wie man wollte, vorher erdrosseln könnte. Als er an das Volk reden wollte, verhinderte es gleichfalls einer von ihnen, indem er ihn auf den Mund küßte, worauf Grandier sagte: „Voilà un baiser de Judas!" Er starb, nicht ein Opfer des Fanatismus, sondern des Hasses. Der dritte Band beginnt mit der Geschichte des La Picardière. Er hatte zwei Weiber zugleich an verschiedenen Orten und unter verschiedenen Namen. Die erste, rechtmäßige ward angeklagt, ihn ermordet zu haben, da er plötzlich verschwand. Obgleich er sie haßte, war er so edelmütig, sich zu stellen, nachdem er vom König einen sauf conduit erhalten hatte, daß er seiner Bigamie wegen nicht vor Gericht gezogen werden sollte. Hierauf folgt: „L'histoire de Beauvergent". Dieser heiratete gleichfalls eine zweite Frau, da die erste noch lebte. Mit letzterer war er aber heimlich vermählt und hatte alle schriftlichen Zeugnisse wegschaffen lassen, so daß sie ihm nicht beweisen konnte, daß sie seine Frau sei. Das Folgende ist der Prozeß einer berüchtigten

Ehebrecherin, La belle Epicière genannt. Sodann kommt die Geschichte Le Bruns, eines treuen Dieners, den man fälschlich des Mordes seiner Herrin zeihte. Er starb im Gefängnisse, an den Folgen der Tortur. Erst später ward seine Unschuld erkannt. Den Mord verübte ein ehemaliger Bedienter der Dame, der sich ins Haus geschlichen und des Nachts unter ihr Bett versteckt hatte. Der dritte Band schließt mit Anführung einiger merkwürdigen Testamente. Dies Werk scheint auch ins Deutsche übersetzt zu sein [1]); zum wenigsten hat Schiller eine Vorrede zum ersten Teil geschrieben [2]).

Am 18. Mai 1816. München.

In der Harmonie sind zwei neue Journale aufgenommen worden; das eine ist ein italienisches und kommt in Mailand heraus, unter dem Titel: „Bibliotheca italiana" [3]). Ich habe noch nichts darin gelesen, als einen Brief über die Erziehung der jungen vornehmen Engländer. [49] Das andere ist eine Wochenschrift von Büsching über die „Kunstgelahrtheit u. s. w. des Mittelalters" [4]). Ich habe bereits die ersten neuen Stücke davon gelesen; doch gestehe ich, daß ich etwas mehr erwartete, obgleich ich manches Interessante und manche nutzbaren Aufschlüsse fand. Ich erfuhr, daß die Geschichte des Reinecke Fuchs ursprünglich aus dem Französischen stammt [5]). Durch die Erzählung „Die Querre" (Zwerge) [6]) lernte ich die Sage kennen, welche Goethen zu seinem „Hochzeitlied" Veranlassung gegeben zu haben scheint. Das Märchen der Aschenbrödel ist auf mehrerlei Weisen angeführt. Eines der Hefte enthält auch ein neues italienisches Volkslied über die Abführung Pius VII. von Rom [7]), das mir ziemlich gefiel.

---

Gestern erhielt ich Antwort von Issel aus Darmstadt. Sein Brief ist kurz und etwas steif, wie der meine war; dennoch zuweilen ziemlich schmeichelhaft. Er schickt mir zugleich sein Bild, als eine sehr hübsche und ähnliche Zeichnung; doch braucht er gewaltige Vorkehrungen, es mir

---

[1]) „Erzählungen sonderbarer Rechtshändel", 9 Bände. Leipzig 1747—68.

[2]) „Merkwürdige Rechtsfälle als ein Beitrag zur Geschichte der Menschheit." Erster Teil. Jena 1792.

[3]) Bibliotheca italiana o sia Giornale di Litteratura ecc. 1816—21.

[4]) „Wöchentliche Nachrichten für Freunde der Geschichte, Kunst und Gelahrtheit des Mittelalters" von Dr. Joh. Gust. Büsching. Erster Band Breslau 1816.

[5]) a. a. O. S. 94.

[6]) S. 72 ff.

[7]) „Sopra la deportazione" ecc. S. 82 ff.

anzuvertrauen, und nimmt, wie er sich ausdrückt, alle geheiligten Rechte der Gastfreundschaft dafür in Anspruch. Ich finde es lächerlich, bei einem Freunde mit solcher Vorsicht zu Werke zu gehen.

Am 20. Mai 1816. München.

Der heutige Tag ist mir der Bezeichner einer fehlgeschlagenen Hoffnung, einer getäuschten Erwartung, einer unangenehmen Geschichte. Ich hatte mich in eine Affaire eingelassen, die keinen besseren Namen, als Intrigue verdient, und deswegen war es gerecht, daß sie mir fehlschlug. „Falshood does never well,“ sagt die alte Ballade. [50] Ich machte vor einigen Tagen den Plan, da ich Brandenstein nie werde kennen lernen, mir zum wenigsten als ein Andenken seine Silhouette zu verschaffen. Ich mußte hierin freilich sehr heimlich zu Werke gehen, daß ich nicht verraten würde. Schnizlein, mit dem ich wieder zusammenkomme, gab mir die Adresse eines hiesigen Silhouetteurs, Namens Schrott. Er wohnt in einem entlegenen Teil der Stadt, wohin ich mich verwichenen Freitag, am Siebzehnten, versteht sich in einer Ziviltracht, verfügte. Ich machte Herrn Schrott mein Verlangen kund, stellte mich, als wäre ich nur der Geschäftsträger jener Person, die die Silhouette wünscht, und gab ihm Federigos Adresse, mit dem Auftrage, hinzugehen und ihn zu bereden zu suchen, ihm zu sitzen. Der Silhouetteur ging auch ziemlich gut in meinen Wunsch ein und hielt mich für den Unterhändler eines Frauenzimmers, auf welchem Glauben ich ihn ließ. Er hat mich selbst schon einmal als Page silhouettiert, was ich nicht wußte, kannte mich aber zum Glücke nicht mehr; auch ging ich nur in der Dämmerung hin; nämlich auch den folgenden Tag, um mein Schicksal zu erfahren. Federigo hatte sich, wie es auch vorauszusehen war, geweigert, zu sitzen, da der Schattenriß ebenfalls für eine sehr unwürdige Person hätte bestimmt sein können. Der Silhouetteur traf ihn auf der Wache und suchte ihn umsonst zu bereden. Um den Verdacht, daß es für ein Frauenzimmer und vielleicht nicht das ehrlichste wäre, von ihm abzuwenden, sagte er ihm, daß es für einen guten Freund sei, der es ihm, wenn es fertig wäre, selbst zeigen wolle, und so kam er durch die erste Hälfte, ohne es selbst zu wissen, der Wahrheit näher. Später machte er ihm glauben, daß es einem Frauenzimmer seiner Bekanntschaft bestimmt wäre, und erzählte ihm, daß es ein junger Mensch (ein feiner Herr, wie er sich ausdrückte) bei ihm bestellt hätte. Federigo wollte wissen, wer dieser Herr gewesen sei; aber dies konnte freilich Herr Schrott nicht gestehen; doch bin ich versichert, daß er es sehr gern gesagt haben würde, wenn ich so einfältig hätte sein können,

mich zu nennen. Er mußte also unverrichteter Dinge wieder abziehen. Ich wollte noch einen Versuch machen. Ich ließ mir von Herrn Schrott Tinte und Papier geben und schrieb einige Zeilen in französischer Sprache, befahl ihm, den anderen Tag wieder zu Federigo zu gehen und ihm das Billet zu übergeben, ob es ihn vielleicht noch bewegen könne. Französisch schrieb ich, teils, daß der naseweise Silhouetteur es nicht lesen konnte, und teils, weil ich meine französische Schrift besser verstellen kann, und sie ohnehin fast niemand kennt. Ich schrieb folgende Zeilen: „Recevez les promesses les plus sacrées, qu'on ne fera point de mauvaise usage de votre S., si vous daignez l'accorder. Il ne faut pas trop se défier des hommes. Soyez assez généreux pour croire à un inconnu, qui se fie sur votre complaisance. Est-ce-que vous le démentirez??

Ich versprach mir wirklich etwas von diesen Worten. Federigo konnte aus ihnen abnehmen, daß es keine gemeine Person sei, die ihn bitte, und dann hoffte ich nicht umsonst an seine Großmut zu appellieren; da ich zum wenigsten dergleichen nicht ertragen würde. Aber alles vergebens. Federigo erhielt den Zettel gestern morgens, las ihn, lächelte, weigerte sich aber hartnäckig, sich silhouettieren zu lassen. Ich muß gestehen, daß dies meine Eitelkeit ein wenig schmerzte, obgleich er keineswegs mich beleidigte noch beleidigen wollte. Herr Schrott forderte das Billet wieder zurück und ging. Ich wollte mein Schicksal gestern abend noch bei ihm abholen und ging, obwohl es stark regnete, hin, allein ich kam zu spät, und die Hausthüre war schon verschlossen. Diesen Nachmittag traf ich nur die Frau zu Hause, heute abend endlich erfuhr ich alles. Die Neugier scheint Federigos Fehler nicht zu sein; daß er Vermutung auf mich habe, ist unmöglich. Es versteht sich, daß ich keinen Versuch mehr anstellte. Herr Schrott wollte mir zwar eine Silhouette geben, die er aus dem Kopf gemacht hatte; da sie aber nur zum Teil ähnlich war und besonders nicht ein Geschenk des freien Willens war, nahm ich sie ihm nicht ab und bezahlte ihn für seine gehabte Mühe. Fast scheint es mir, daß Federigo wirklich glaubte, der Schattenriß sei für einen Freund; gegen eine Dame würde er doch wohl galanter gewesen sein. So endigte sich diese Sache, obgleich nicht ganz ohne Gewinn für mich. Ich kann doch zum mindesten sagen, daß ich schon einmal an ihn schrieb; daß er etwas von mir las, was ausdrücklich und ausschließlich an ihn gerichtet war, und dieses Blatt Papier besitze ich nun wieder, das er in seinen Händen hielt. Es ist mir also eine liebe Reliquie. Leider muß ich nun auch zurückhaltender als jemals gegen ihn

sein, wenn ich je mit ihm zusammenkommen sollte, um keinen plötzlichen Verdacht zu erregen, der vielleicht durch das, was zwischen uns vor ungefähr fünf Vierteljahren in der Harmonie vorging, Nahrung erhalten könnte. Uebrigens ist nicht die geringste Besorgnis vorhanden, daß ich entdeckt werden möchte. Ich habe auch noch die Satisfaktion, meinen blonden Freund durch eine kleine Neugier für seinen Stolz gestraft zu haben; denn es müßte wohl nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn er gar nicht neugierig geworden wäre. Glaubt er, daß jener junge Mensch die Silhouette für sich selbst bestellte, so muß er sich notwendig fragen, wer ist er, dem so viel an meinem Bilde liegt, daß er auch auf seltsamem Wege dazu zu gelangen suchte? Glaubt er, daß ein Frauenzimmer dabei im Spiele sei, so drängt sich ihm notwendig die Frage auf: Wer ist dies Frauenzimmer? In welchem Verhältnisse muß sie mit ihrem Abgesandten stehen, der, wie das Billet bekundet, doch nicht wohl ein Domestik sein kann, und der also eine ganz besondere Großmutshandlung auszuüben scheint, da er einem Mädchen die Silhouette eines anderen jungen Menschen zu verschaffen sucht?

Sei er nun aber auch so neugierig, als er will, er wird in seinem Leben das Wort dieses Rätsels nicht finden. Noch bemerke ich, daß, als ich das erste Mal im Begriffe war, zu Herrn Schrott zu gehen, mir eben Issels Brief zukam, dessen ich erwähnte. Er hätte mich warnen sollen; da Issel selbst seinem Freunde sein Bild nicht ohne Vorkehrungen anvertraute. Ich ließ mich aber nicht mehr warnen. Federigo sah ich zum letztenmal vorgestern, wo er, nahe am Isarthor, an mir vorbeiritt. O warum mußte er so hart und eigensinnig sich bezeigen?

Wie? Auch nicht die kleinste Gunst gestatten
Willst du dem, dem du geraubt die Ruh?
Grausamkeit und süße Milde gatten
Sich in dir; ich traut' es dir nicht zu.
Bat ich doch um nichts als deinen Schatten!
Und so ungroßmütig warest du?
Läßt sich höher noch die Härte steigern?
Diese Gabe konntest du mir weigern?

Am 22. Mai 1816. München.

Schon lange fühlte ich das Bedürfnis inhaltsreicher und mehr das Herz ansprechender Gebetsformeln, als die gewöhnlichen sind, deren seichte Allgemeinheit niemals tief eindringt. Das Beten nach Formeln, im Fall sie uns wahrhaft entsprechen, hat viel vor dem aus dem Stegreif voraus,

ist geordneter, würdiger in den Ausdrücken und vollständiger. Ich faßte daher schon früher den Entschluß, mir selbst Gebete niederzuschreiben, die mir aufs Genaueste angemessen sind, und die ich mit mehr Andacht lesen könnte. Dies wurde in den letzten Tagen ausgeführt. Ich schrieb unter dem Titel „Morgen- und Abendbetrachtungen“ eine Reihe von Gebeten nieder, wie ich sie bedarf und teilte sie, da es vierzehn an der Zahl sind, in die sieben Wochentage. Ich scheute mich nicht, ihnen in Youngs Manier ein poetisches Gewand umzuwerfen, denn die Poesie ist die reinste und höchste Ausdrucksart der Sprache, wie sie sich an die Gottheit zu richten geziemt. Freilich waren diese Gebete nicht für jeden; allein sie wurden auch nur ausschließlich für mich entworfen. Sie sind in Versen geschrieben, nämlich in ungereimten Jamben, ein Versmaß, das die Sprache sehr veredelt, ohne die Versifikation bemerkbar zu machen, wie es bei den gereimten der Fall ist. Vorne habe ich jedoch noch einen Vorbericht unter dem Namen „Zueignung“ aufgezeichnet, worin ich die Veranlassung der ganzen Schrift erkläre und für spätere Tage sie niederlege. Diese Zueignung an mich selbst ist in Oktaven. Einiges ist in diese Gebete aus meinen „Betrachtungen über einige moralische Verhältnisse des Lebens“ [1]) übergegangen, eine Skizze, die ohnehin so bald keine Ausarbeitung erhalten wird. Die „Morgen- und Abendgebete“ habe ich in ziemlich kurzer Zeit zu stande gebracht, obgleich ich mich nicht ausschließlich damit beschäftigte. Ich habe zuweilen fruchtbare Stunden, nur sind die Früchte meistens herbe und unschmackhaft; diese Gebete jedoch greifen zum mindesten in meine Seele. Die Zahl der Verse beläuft sich auf 721 mit denen der „Zueignung“ [2]).

Am 23. Mai 1816. München.

Solange er kann, hält der Mensch die festen Beschlüsse, die er zu machen gezwungen ist. Ich fühle die Notwendigkeit, Federigo zu vergessen, und ich fühle mich stark genug, es zu thun, denn was vermag nicht fester Wille; aber immer flüstert mir eine leise Hoffnung zu, noch zu warten, daß vielleicht ein günstiger Zufall mich beglücken möchte. Schadet mir doch diese Neigung nichts, wenn sie auch zu nichts frommt, sage ich dann zu mir selber, als wenn eine Thorheit nicht an sich selbst schon schädlich wäre. Es ist wirklich eine Thorheit, die ihres gleichen sucht. Ein ganz unbekannter Mensch! Ein stolzer Geselle! Ein junger Mann, der mich durch gar nichts zu glauben berechtigt, daß er mein

[1]) Siehe S. 292.

[2]) Mss. Mon. Nr. 8. Schlichtegroll a. a. O. S. 32 ff. R. I, 486 ff.

Freund werden könne. Einen solchen zu lieben, bloß, weil ich ihn nicht kenne, denn mit der Bekanntschaft würde wahrscheinlich die Liebe aufhören, einen solchen zu lieben, mit dem ich nirgend zusammenkomme, nicht kennen lernen kann; seinetwegen die größere Hälfte eines warmen Herzens meiner bewährten Freunde zu entziehen, bloß weil ich noch in keinem von ihnen das fand, was man Busenfreund nennt, alles das kann man mit keinem gelinderen Namen, als vernunftlose Leidenschaft belegen. Aus dem wenigen, was ich von Federigo gehört habe, kann ich zum wenigsten so viel mit Gewißheit abnehmen, daß er mir das nie werden kann, was man Busenfreund nennt. Aber dennoch hänge ich noch an jenen Träumen, obgleich durch die Geschichte mit Hornstein hinlänglich und strenge gewitzigt. Diese Schwäche, die ich mit verliebter Nachsicht behandele, wirft den schwärzesten Schatten auf mein jetziges Leben, und alle, die mich von der Seite kennen lernen werden, müssen mich verachten. Nie wird es mir gelingen, Freundschaft und Liebe zu vereinigen. Das süße Sehnen der Liebe ist nun einmal der Freundschaft nicht gegeben, und ewig wird der Liebe die Dauer und Treue der Freundschaft fehlen. Die innige Vereinigung beider Gefühle würde zu selig sein für ein Menschenherz. Ich weiß das alles, ich erkenne meinen Wahn und doch —. Es soll mich nun bald gänzliche Entfernung von Federigo abwenden; ich habe beschlossen, auf einige Monate meine Eltern zu besuchen. Im väterlichen Hause, das für jeden Menschen viel Anziehendes und Liebes hat, hoffe ich eine Neigung zu vergessen, der ich mich anfangs mit Unverstand hingab, weil ich fest glaubte, daß wir für einander bestimmt wären, und daß alle Hindernisse, sie möchten so groß sein als sie wollten, noch besiegt werden würden.

„The Alps and Pyrenaeens sunk before me.“ [51]

Mit Freund Nathan komme ich nur selten zusammen, da er beständig so viel zu thun hat. Von Xylander erhielt ich diesen Morgen einen Brief aus Würzburg. Er beantwortete meine Frage in Hinsicht seiner Geliebten. Sie heißt Lisette Streiter, ist neunzehn Jahre alt, gefühlvoll, häuslich, liebenswürdig, wohnt eigentlich in Aschaffenburg, wohin sie jetzt wieder zurückgekehrt ist, brachte aber vier Monate in Würzburg bei ihrem Onkel zu, bei welchem mein Freund wohnt. Sie sahen sich daher beständig und schenkten sich ihr ganzes Vertrauen. Wie glücklich ist er! Er liebt, er wird geliebt. Welch eine Seligkeit muß es sein, ein edles, liebenswürdiges Mädchen sein zu nennen, und von ihr wieder so innig der ihrige genannt zu werden! Aber diese Seligkeit ist nicht

für mich. Sollte ich je lieben, so wird es gewiß mit unübersteiglichen Hindernissen verbunden sein und in eine Art von Verzweiflung ausarten. Ich kenne zu sehr meine unglückliche Gemütsart. Xylander schrieb auch, daß er vielleicht in einiger Zeit hierher kommen könnte. Es würde mir sehr lieb sein, wenn ich noch hier bin. Auch Wilhelm geht in Urlaub und wird dieser Tage abreisen. Wie weh würde mir dieses vor einiger Zeit gethan haben!

Am 25. Mai 1816. München.

Ich zog gestern auf die Wache, und zwar ans Isarthor, da wieder, seit der König in Nymphenburg ist, ein paar Thore von Offizieren besetzt werden. Ich weiß nicht, ob diese Wache ein glücklicher oder unglücklicher Zufall war; doch weiß ich, daß ich in der trübsten Stimmung davon zurückkehrte. Da nämlich die Kürassiere ihre Kaserne unweit jenes Thors haben, so hatte ich Gelegenheit, Federigo zu sehen. Er ging gestern dreimal an mir vorüber; ich grüßte ihn nicht; allein ich freute mich im stillen seines Anblicks, und alle schon eingeschläferten Hoffnungen und Träume wachten wieder in mir auf. Ich sah ihn mit tausend Vorzügen begabt und als Freund an meiner Seite. Schnizlein, der des Abends mich besuchte, machte mir Vorwürfe, daß ich ihn nicht gegrüßt hätte, welches von einem Offiziere, auf der Wache besonders, nicht auffallend wäre. Ich wollte mein Versehen wieder gut machen, und als Federigo heute früh zum viertenmal an mir vorbeiging, wünschte ich ihm guten Morgen. Aber wie schmerzlich erstaunte ich, als ich sah, daß er meinen Gruß weder erwiderte, noch dafür dankte, eine Unhöflichkeit sondergleichen, die mich schon von einem dreimal größeren im Range, als Federigo, sehr würde verdrossen haben, um so viel mehr von meinesgleichen. Dennoch war es mir weniger schmerzlich, mich so behandelt zu sehen, als vielmehr erkennen zu müssen, daß ihn der Hochmutsteufel, um mit Luther zu reden, in hohem Grade besitzt, und daß er sich durch Unart zu distinguieren sucht. Nur meine äußerste Eitelkeit, die sich nicht so geringschätzig wollte begegnet wissen, könnte annehmen, daß er meinen Gruß nicht bemerkte. Er war mir zu nahe, und sah mich sogar an. Ich fühlte nun auch diesen Wahn, wie auf meiner letzten Wache mit Wilhelm jenen, von meiner Seele sich losketten. Ich fühlte nur zu deutlich, daß er nie den geringsten Anteil an mir genommen und ihn nie nehmen werde. Mein ganzes Traumbild ging unter, meine Hoffnung erlosch. Ich sah in seinem unleidlichen Stolze das unüberwindliche Hindernis. Freilich hatte ich, diesen Fehler ausgenommen, nicht auf-

gehört, ihn zu achten, wie es bei Wilhelm der Fall war, und ich glaube noch immer, daß er nichts weniger als ein gewöhnlicher Mensch sei. Vielleicht wurde auch dieser Wahn durch eine nähere Bekanntschaft zerstört worden sein; so aber dauert er fort, und stets werd' ich teil an Federigos Schicksalen nehmen, und niemand soll froher sein, als ich, wenn es ihm wohl geht. Es war sehr thöricht, eine Zeitlang zu glauben, daß ich ihm je etwas sein könnte. So mußte denn auch diese verjährte Neigung in nichts enden! Es hat sich eine tiefe Melancholie über mein Wesen verbreitet, da mir alle Hoffnungen fehlschlagen. So wird es fortgehen durch mein ganzes Leben, bis ich es nicht mehr ertrage, bis man einst auf meinem Grabe jene traurigen Verse wird lesen:

„Then old age and experience hand in hand
Led him to death and made him understand
After a search so painful and so long,
That all his life he has been in the wrong!“ [52]

Was bleibt mir zu thun übrig? Dieser Frühling zerstörte meine schönsten Blüten. Mein Verlangen wächst, München zu verlassen, wie man gern einen Kirchhof verläßt, wo unser Liebstes begraben liegt, wenn man sich zu männlich fühlt, um am Grabe zu weinen. Ich würde untröstlich sein, wenn man mir nicht mich hinwegzubegeben erlaubte.

Am 27. Mai 1816. München.

Da heute am Geburtstag unseres Königs eine große Kirchenparade stattfand, so hatte ich Gelegenheit, Federigo in der Kirche zu sehen, obgleich ich nicht in seine Nähe kam. Ich kann mich nicht entwöhnen, liebe Dinge in seinem Angesichte zu lesen: Un si gentil ed amoroso volto!

Ich glaube, daß, wenn ich ihn kennen lernte, er nie mein inniger Freund werden würde; aber doch ein überaus angenehmer Gesellschafter!

Lüder war heute lange da; doch sprach er leider von nichts als seinem Hasse gegen die Preußen und Oesterreicher. Schnizlein wird bald in Urlaub reisen. Von Jacobs erhielt ich heute einen Brief, worin er unter anderem schreibt, daß er bis Herbst nach Göttingen gehen wolle, um sich in den geometrischen Studien zu vervollkommnen, da er zur preußischen Artillerie gesonnen ist, zu gehen. Durch Perglas erhielt ich heute von Issel ein anderes Epheublatt von Virgils Grab, da das erste verloren ging.

Am 28. Mai 1816. München.

Von Pitavals „Causes célèbres“ habe ich nun auch den vierten und fünften Band gelesen. Der vierte beginnt mit der Geschichte der Madame

Tiquet, welche hingerichtet wurde, weil sie ihrem Mann nach dem Leben strebte. Sie war ein Ausbund von Schönheit wie von Lastern. Es ist ihre Leichenrede angehängt, zu welcher im folgenden Teile noch eine Kritik und Antikritik kommt. Hierauf findet man den Prozeß der Demoiselle Gardel, welche eines ihr vermachten Legats verlustig erklärt wurde, weil man sie im Verdacht hatte, in allzuvertrautem Umgange mit dem Erblasser gelebt zu haben. Die Advokaten beider Parteien zeigen viele Beredtsamkeit. Dann folgt die Geschichte der Richter von Nantes, welche wegen eines falschen Urteilsspruchs zur Rechenschaft gezogen wurden. Der nachfolgende Prozeß führt den Titel „Cause de Dieu“. Es war nämlich ein Kaufmann, dem es lange hinderlich ging, und der endlich Gott zu seinem Associé machte, worauf er sich ein großes Vermögen erwarb. Die Hälfte seines Gewinns gab er den Armen im Namen Gottes. Seine Erben wollten das übrige dieses Gewinnstes den Armen nicht auszahlen, wie er in seinem Testamente festgesetzt hatte, obgleich sie ohnedies noch ungemein reich blieben. Sie wurden aber dazu gezwungen, da sie den Prozeß verloren. Das nächste Stück handelt von der äußerst boshaften, aber auch bestraften Rache einer Dame gegen eine andere. Hierauf folgen noch mehrere kleine Prozesse, die alle interessant sind. Der fünfte Teil erzählt zuerst zwei Rechtshändel, die beide: „Enfant désavoué par ses pères et mères“ betitelt sind, obgleich die Umstände in beiden sehr von einander abweichen. Sodann folgt „L'histoire de l'abbé Mauroy“. Er war ein betrügerischer Bankeroteur. Der nächste Prozeß ist der zweier Mütter, die auf dieselbe Tochter Anspruch machen. Die siegende Sache führte Herr Pitaval selbst, und zwar mit sehr vieler Beredsamkeit. Hierauf liest man die traurige Geschichte der Marquise von Gange. Auf sie kann man Schillers Worte anwenden:

„Die schönste aller Frauen, welche lebten,
War auch die unglückseligste von allen“ [1]).

Sie war nicht allein schön, sondern auch ebenso verständig und tugendhaft. Ihr Gemahl ließ sie auf die schrecklichste Weise durch seine beiden Brüder ermorden, welche sie beide haßten, da sie ihre Liebe zurückgewiesen hatte. Der Charakter dieser drei Brüder zeigt, zu welchem Grad von Grausamkeit und Barbarei die menschliche Natur gesteigert werden könne.

---

[1]) „Maria Stuart“, Akt I, Scene 6:
„Die schönste aller Frauen, welche lebten,
Ist auch die jammernswürdigste von allen.“

Am 30. Mai 1816. München.

Mein Epos, die „Harfe Mahomets", das lange liegen blieb, fördert sich seit ein paar Tagen wieder [1]). In der Ausführung bin ich zwar noch nicht weiter, als an der vierundzwanzigsten Strophe oder vielmehr Oktave des ersten Gesangs; allein ich habe schon manches später folgende niedergeschrieben und der Plan hat durch mehrere Episoden gewonnen, welche dem Ganzen eine ziemliche Ausdehnung geben werden. Ich beachte sehr viel den Wohlklang und die Rundung jeder einzelnen Stanze. Nach dem Beispiele Ariostos werde ich zuweilen schon bekannte Volkssagen einzuweben suchen. Ich kann zum mindesten sagen, daß mein Gedicht doch immer noch mit größerem Rechte die „Harfe Mahomets" heißt, als das von Ariost, „Der rasende Roland", da die Harfe doch der Drehpunkt des Ganzen ist.

---

Wie bei uns „Die Schuld", so hat auch in England ein neues Trauerspiel alle Aufmerksamkeit auf den Verfasser gewandt, da man die dramatische Kunst schon ausgestorben glaubte. Die Tragödie heißt „Bertram or the castle of Aldobrand". Im „Morning Chronicle" las ich einen hübschen Prolog und Epilog dazu. [53] Dasselbe Blatt will auch wissen, daß sich Lavalette noch immer zu München bei Herrn von Beauharnais aufhalte, die Münchener wissen kein Wort davon, daß er jemals hier war. Es ist nicht wahrscheinlich, daß sich ein Anhänger Bonapartes nach Bayern flüchtet, auch wäre es möglich, daß er sich bei seinem Verwandten Beauharnais versteckt hielte, so daß man nichts davon erführe; allein wie sollte es denn das „Morning Chronicle" erfahren haben?

Spätere Anmerkung: La Valette ist wirklich hier.

Am 31. Mai 1816. München.

Nun ist auch der holde Mai vorüber, von dem ich mir so vieles versprach, und der mir nichts gehalten. Geht es mit jeder Hoffnung so? fragt Elisabeth. Zum mindesten mit der meinigen. Hat man doch, um das Unangenehmste sicher von sich abzuwehren, nichts weiter zu thun, als es heiß zu wünschen!

Am 2. Juni 1816. München.

Meine Sehnsucht nach Einsamkeit und völliger Muße, um ganz eine Zeitlang den Musen zu leben, wird lebhafter als je. Nichts würde mir

---

[1]) Vgl. S. 227, 501.

wohlthätiger sein, als das Landleben in einer schönen Gegend. Auch muß ich mich durch die Entfernung von einer thörichten Neigung losreißen. Nach Ansbach, wohin ich anfangs gehen wollte, um dort meine Epopöe zu vollenden, kann ich jetzt nicht, weil ich keinen Platz im väterlichen Hause haben würde, da eine meiner Stiefschwestern, Frau von Bernuth, mit ihrer ganzen Familie von Berlin dahin kommt. So sehr geneigt, diesen traurigen Schlendrian und des Dienstes immer gleichgestellte Uhr eine Zeitlang auszusetzen, habe ich mir vorgenommen, eine kleine Reise zu machen. Würde ich einen Gefährten finden, so würde ich wohl eine Tour durch die Schweiz unternehmen; da ich aber allein bin, so muß ich mich irgendwo festsetzen. Ich nahm mir daher vor, über den Bodensee nach Schaffhausen zu reisen, dort in der Nähe des Rheinfalls eine kleine Wohnung zu mieten, vier Wochen dort zu bleiben, ganz der Natur zu leben und an meinem Epos zu schreiben, das gewiß viel durch die reizende Gegend gewinnen würde, denn, wie Seni sagt:

„Das Erste und Hauptsächlichste
Bei jedem ird'schen Ding ist Ort und Stunde" [1])

Dort würde ich eine schöne, liebliche Zeit leben und den alten Rhein wieder begrüßen, den ich so liebe. Ich habe bereits heute hierüber mit meinem Oberst gesprochen, der mein Gesuch genehmigte; allein es wird doch noch manche Schwierigkeiten haben, besonders, da ich ins Ausland gehen will, und ich verzweifle fast daran, daß man mich fortläßt, da ich ohnehin in allem nicht glücklich bin, und alle meine Hoffnungen durchkreuzt werden. Es sind bereits sehr viele Offiziere beurlaubt, und man wird nicht wohl mehr welche weglassen. Gerne beträt' ich die schöne Schweiz. Den ersten Gesang meines Heldengedichts, das ich dort besonders fördern möchte, und an dem ich mit Lust arbeite, vollendete ich heute. Er hatte gerade achtzig Stanzen. Ein Epos ist ganz etwas neues für mich, da ich es noch bei keinem über die Anrufung der Muse brachte, nnd hat viel Reiz für mich. Es kommt mir nun gut zu statten, daß ich mich im Reimen übte. Zum Motto des Ganzen wählte ich ein paar Verse des Horatius:

„Necte meo Lamiae coronam,
Pimplea dulcis" [2]).

---

[1]) Schiller, „Die Piccolomini", Akt II, Scene 1:
„Das Erste aber und Hauptsächlichste
Bei allem ird'schen Ding ist Ort und Stunde."

[2]) Horat. Carm. lib. I, XXVI.

Ich will damit anzeigen, daß ich die Muse nur darum anflehe, um meinen Freund zu verherrlichen. So rechne ich gleichsam schon sicher auf Federigos Freundschaft.

Mit meinem Vertrauten Schnizlein brachte ich heute fast den ganzen Nachmittag auf mehreren Spaziergängen durch den Englischen Garten zu. Dort ward auch mein Reiseplan ausgesonnen. Schnizlein war bereits in Schaffhausen und rühmte mir die Gegend. Er wird übermorgen auf drei Monate von hier weggehen nach Altdorf; es thut mir leid, seinen gemütlichen Umgang zu verlieren. Er wollte durchaus morgen schon fort, doch hab' ich ihn noch einen Tag hier zu bleiben beredet. Später begegneten wir zusammen Oberlieutenant Käser, von dem diese Blätter vielleicht schon früher einmal gesprochen haben, einen alten Bekannten aus dem Kadettencorps. Er ist nicht ungebildet und schien einmal viel teil an mir zu nehmen; doch ist er mein Mann eigentlich nicht. Er ist vom 15. Regimente und kommt von Würzburg, richtete mir auch Grüße von Xylander aus, welcher letzterer, obgleich nicht auf lange Zeit, hierher kommen wird. Sollte ich auch wegreisen, was ich nicht zu hoffen wage, so werde ich ihn doch noch hier treffen, ehe ich abgehe. Ich freue mich sehr darauf.

Am 3. Juni 1816. München.

Soeben hat Schnizlein von mir Abschied genommen, und morgen früh reist er ab. So verlassen mich nach und nach alle meine Freunde, und bei einem verläßt mich die Hoffnung. Schnizlein war mir sehr viel, und in manchen Dingen Ratgeber, da ich oft in vielen Angelegenheiten des gemeinen Lebens sehr ignorant bin und mir nicht gleich zu helfen weiß. Er war mein Vertrauter, nicht nur in Herzenssachen, wo ich mich ihm ganz aufschloß, sondern auch teils sogar in litterarischer Hinsicht, da er manche meiner Arbeiten zu Gesichte bekam, obgleich er keinen besonderen Geschmack an Poesie findet. Er bleibt drei Monate weg. Auch ich werde nun vielleicht weggehen, wenn es mir gestattet wird.

Am 4. Juni 1816. München.

Der sechste Band von Pitavals Rechtsfällen, den ich durchlas, enthält zuerst einen merkwürdigen Prozeß zwischen zwei Gelehrten, Herren Saurin und Rousseau. Dieser Saurin ist ein Geometer, nicht der Verfasser des Beverley, und Rousseau nicht Jean Jaques, sondern Jean Baptiste, ein satirischer Dichter, der dem Sieur Saurin seine giftigen

und verleumderischen Couplets aufbürden wollte, was ihm aber nicht gelang.

Später folgt die ziemlich gewöhnliche Geschichte eines verbrannten Hexenmeisters, namens Gaufridy; er rühmte sich der Zauberei selbst. Hierauf: „Religieuse soupçonnée Hermaphrodite“. Dieser Aufsatz enthält manche wissenswerte Bemerkungen über jene Geschöpfe, die wir Zwitter nennen. Den Schluß macht der lange Prozeß der Demoiselle de Choiseul, besonders durch die Geschicklichkeit der Advokaten ausgezeichnet, die ihn führten. Sie war eine Tochter des Herzogs und der Herzogin von Choiseul, ihre Geburt war aber verheimlicht worden. Erst in ihrem sechsundzwanzigsten Jahre gelang es ihr, ihren Stand zu behaupten. Doch schon im achtundzwanzigsten starb sie.

Heute las ich auch wieder ein Heft der „Nemesis“ von Professor Luden. Es ist ein treffliches politisches Journal und hält immer den goldenen Mittelweg der Vernunft, beide Extreme vermeidend. Die „Leipziger Litteraturzeitung“ spricht von der frühen geistigen Entwickelung eines Kindes in Ungarn, das in seinem zweiten Jahre schon Preise in den Schulen davontrug. [54]

Am 6. Juni 1816. München.

„Chapelain veut rimer, et c'est là sa folie![1]“ Vielleicht könnte noch etwas aus mir werden, wenn ich mir nicht vorgesetzt hätte, ein Dichter zu sein. Aber dazu werde ich es nie bringen. Das Vielschreiben, sehe ich wohl ein, ist einer meiner Hauptfehler; allein nur die Uebung macht den Meister, und das Vielschreiben zeugt doch von Fruchtbarkeit der Phantasie. Ich habe nie etwas Gutes gemacht; doch wenn je etwas Ersprießliches aus meiner Feder floß oder fließen wird, so sind's diese Diarien, die immer einen gewissen Wert behalten, wenn sie auch von dem unbedeutendsten Menschen handeln, da sie aufrichtig sind und seine allmählige Entwickelung deutlich entfalten. Vielleicht ist keines Menschen Leben ganz uninteressant, wenn er es selbst beschreibt. Ein Leben voll Thorheiten, wie das meine, ist überdies lehrreicher, als jedes andere. Es ist eine beständige Warnung vor Selbstbetrug und Betrug an anderen. Es zeigt, wie lange oft eine auf gar nichts Reelles sich gründende Neigung der Vernunft zu trotzen vermag, und in welche Abgründe sie führt. Es zeigt aber auch, daß nach und nach alles überwunden werden könne.

Mein Leben wird manche Abwechslung erhalten, wenn ich jene Reise in die Schweiz, wie ich gesonnen bin, wirklich vornehme, woran ich noch

[1] Boileau, Sat. IV, 92.

zweifle. Ich sprach heute darüber mit Nathan Schlichtegroll und kann ihn vielleicht bereden, mir Gesellschaft zu leisten, was mir unendlich angenehm sein würde. In jedem Falle würde er früher als ich zurückreisen, da er zu wenig Zeit hat; allein wir würden zusammen einige Gegenden beschauen, am Züricher- und am Vierwaldstättersee, diese großen Schauplätze ewiger Thaten. Um Urlaub habe ich bereits gebeten.

Lüder war gestern lange bei mir. Ich schätze ihn hoch, obwohl ich seine intolerante Politik verabscheue. Von Gruber erhielt ich heute Antwort aus Ingolstadt. Meine Epistel hat ihm gefallen, sagt er, und er weiß sie auswendig. Bis August kommt er vielleicht hierher.

Am 8. Juni 1816. München.

Vorgestern sprach ich von der Ersprießlichkeit, die diese Blätter allenfalls in späteren Jahren für einen Jüngling meiner Gemütsart noch haben könnten; allein ich vergaß hierbei den Umstand, daß sie viel zu langweilig sind, als daß jemand je in Versuchung kommen könnte, sie zu lesen. Höchstens würden noch die während des Feldzugs in Frankreich geschriebenen Blätter wegen ihrer Abwechslung anziehend sein, und was ich von manchen würdigen jungen Leuten erwähne, die ich so glücklich bin, zu kennen. Alles, was ich von mir selbst sage, ist abgeschmackt; allein wenn ich nicht viel von mir selbst sagen wollte, so wäre der Zweck dieser Blätter ganz verfehlt. Zuweilen reut es mich, mich oft so preisgegeben zu haben, doch, nur nach meinem Tode gelesen, hat das nichts mehr zu sagen. Aber wer weiß, in welche Hände diese Schriften noch während meines Lebens fallen mögen? Ich hätte zum mindesten die Vorsicht gebrauchen sollen, die Namen nicht ganz auszuschreiben, oder fingierte zu setzen. Die Sache würde doch immer dieselbe geblieben sein. So werden viele Menschen, die ich gar nicht kenne, durch meine häufigen Erwähnungen kompromittiert. Nicht jeder weiß es, der in meinem Tagebuch eine Rolle spielte oder noch spielt. Ich könnte zwar alle diese Blätter vernichten; allein dann würde ich auch den größten Teil des Verdienstes einer aufrichtigen Selbstschilderung verlieren. So will ich denn für jetzt fortfahren, mein karges Leben zu schreiben.

Jener früheren Thorheiten werde ich hoffentlich nicht mehr zu gedenken haben; sie werden nicht mehr zurückkehren, obgleich ich noch nicht aufhöre, Federigo hochzuschätzen. Ich bin nicht mehr so blind wie ehemals, und sehe mit klaren Blicken in mein Herz. Das Verhältnis zu Wilhelm hat mich in vielem aufgeklärt. Jener liebende Enthusiasmus, mit dem ich mich ehemals sogleich an die Menschen anschloß, hat einer

besseren Vernunft Platz gemacht, so trostlos sie auch ist. Noch immer bilde ich mir ein, daß ich Federigos Freund geworden wäre, hätten wir uns kennen gelernt. Aber das unendliche Glück, einen Freund zu finden, den ich so ganz aufs innigste lieben könnte, sollte mir nicht zu teil werden. Wenn auch dieser Bund schwärmerisch gewesen wäre, die Schwärmerei würde verflogen, aber die Liebe geblieben sein. War es doch bei Xylander derselbe Fall. Ich habe nun einen treuen, teilnehmenden Freund an ihm und werde ihn ewig haben. Auch Federigo würde es nicht anders geworden sein. Aber das Schicksal hat nun einmal nicht gewollt. Ob es meinen blonden Freund wohl rühren würde, wenn er wüßte, daß ich ihn in meinem Epos darstelle und besinge?

Am 9. Juni 1816. München.

„Sämtliche Künste lernt und treibet der Deutsche; zu jeder
Zeigt er ein schönes Talent, wenn er sie ernstlich ergreift.
Eine Kunst nur treibt er und will sie nicht lernen, die Dichtkunst;
Darum pfuscht er auch so; Freunde, wir haben's erlebt" [1]).

Diese Worte Goethes verdienen eine tiefe Beherzigung, und besonders noch von mir. Künftig will ich mit äußerster Strenge bei meinen Arbeiten zu Werke gehen, und auch nicht eine Zeile niederschreiben, die nicht mit erträglichem Vers und Reim einen erträglichen Gedanken verbindet. Aber auf diese Art möchte ich wohl gar keine Zeile mehr niederschreiben. Obgleich meine bisher zu Papier gebrachten Verse samt und sonders nichts taugen, so werde ich sie doch nicht zerreißen, sondern sie aufbewahren. Lassen doch andere ihre gehaltlosen Verse drucken, kann ich doch wohl geschrieben lassen meine gehaltloseren. Was meine neueste Arbeit betrifft, so ist der zweite Gesang noch nicht angefangen. Es würde schnell gehen, wenn es nur einmal wieder im Gang wäre. Auf den ersten Vers von irgend etwas besinnt man sich immer am längsten. Seither beschäftigte ich mich mit Horaz. Ich habe nach und nach die 27 ersten Oden des ersten Buchs in Prosa übersetzt; aber nur des Sinns wegen, nicht um eine gute Uebersetzung zu liefern. Oft besteht das Verdienst des berühmten Flaccus nur in der Schönheit der lateinischen Sprache. Seine Sentenzen sagen ziemlich alle dasselbe. Doch finde ich einige Oden ungemein lieblich, wie zum Beispiel: „Sic te diva potens Cypri [2]) etc.", oder „Solvitur acris hiems etc." [3]), und noch viele andere. Grubern habe ich

---

[1]) Goethe, „Epigramme", 33.
[2]) Lib. I, 3.
[3]) Lib. I, 4.

bereits geantwortet und ihm von meiner projektierten Schweizerreise gesagt, von der ich freilich noch nichts bestimmtes zu sagen weiß.

Heute muß ich auf die Hauptwache ziehen; ein äußerst langweiliges Geschäft. Es sind nun gerade zwei Monate, seit ich mit Wilhelm auf dieselbe Wache zog und jene traurigen Erfahrungen machte. Viel lieber würde ich wieder ans Isarthor ziehen.

Am 10. Juni 1816. München.

Diesen Mittag kam ich von der Wache ab; ich teilte sie mit Hauptmann Winter von der Garde. Gestern ging es ziemlich hinderlich, da ich den ganzen Abend von heftigen Kopfschmerzen gepeinigt wurde. Lüder und Drachenfels waren ziemlich lange da. Diesen Morgen sah ich Federigo mehrmals, sowohl vorbeireiten, als gehen, und ich glaube, daß er mich auch bemerkt hat. Ich kann eigentlich nicht sagen, daß meine Neigung zu ihm wieder erwachte oder Nahrung erhielt. Nur ein heftiges Herzklopfen fühlte ich in seiner Nähe und ich kam einigermaßen aus der Fassung; doch schreibe ich diesen Zustand mehr der geheimen Schuld zu, deren ich mich gegen ihn in Hinsicht des Schattenrisses teilhaftig machte, oder der Erinnerung an alles bisher Geschehene; denn hingezogen fühlte ich mich zu ihm eigentlich nicht mehr, obgleich ich eine Person niemals mit ganz gleichgültigen Augen werde betrachten können, für die ich ehemals so viel empfand. Er ist wahrscheinlich nicht mehr, als ein gewöhnlicher Mensch; doch ist es mir lieb, hierüber gar nichts bestimmtes zu wissen. So kann ich doch, zur Rettung meines eigenen Scharfblicks, noch immer glauben, daß ich mich nicht in ihm betrogen hätte, obschon es mir nicht gelang, ihn kennen zu lernen. So kann ich mich mit den Worten Goethes trösten:

„Wie selten ist es, daß die Menschen finden,
Was ihnen doch bestimmt gewesen schien!" [1])

So kann ich noch immer mir einbilden, daß wir für einander geschaffen wären. Wenn ich freilich alle Umstände genau erwäge, kann ich das nicht mehr denken. Uebrigens war mir dieser blonde Federigo niemals, was er wirklich ist, sondern ich trug seine Züge bloß auf mein Ideal über. Wie hätte ich sonst einen ganz ausgezeichneten Menschen in jemand vermuten können, den ich ganz und gar nicht kannte, der mir ganz und gar keine Ursache gab, ein so günstiges Urteil über ihn zu

---

[1]) Goethe, „Torquato Tasso", Akt III, Scene 2: „So selten" u. s. w.

fällen, und für dessen Urteil nicht einmal das wenige sprach, was ich von ihm wußte. Hochmut und Eitelkeit charakterisieren ihn; ich war aber geneigt, seinen Hochmut einen edlen Stolz und sein eitles Wesen Artigkeit zu nennen. Wenn mir recht ist, so entging es ihm nicht ganz, daß er Eindruck auf mich machte, und er suchte zu imponieren, weit von dem Gedanken entfernt, helfen zu wollen. Sollten wir je zusammen kommen, so werde ich ihn durch nicht minderen Stolz zu beweisen streben, daß sein Verdacht falsch war, wenn er je einen hatte. Uebrigens kommt mir das ganze Leben wieder so schal und nichtsbedeutend vor, daß ich es mir leicht verzeihen würde, jenen Wahn noch länger bewahrt zu haben, als es geschah, wenn er mir anders zur Freude gereichte, da es doch wahr ist, was der unsterbliche Gresset sagt:

„Presque tous les plaisirs des hommes
Ne sont que de douces erreurs" [1]).

Am 11. Juni 1816. München.

Nathan giebt mir wenig Hoffnung, daß er mich in die Schweiz begleiten wird, wenn ich anders dahin gehe. Er entschuldigt sich mit Zeitmangel. Vielleicht wird er doch noch zu bewegen sein, und ich habe in dieser Absicht heute ein kleines Gedicht an ihn geschrieben, das ihn zu dieser Reise einladet. Erhalten hat er es jedoch noch nicht. Die letzte Strophe, nachdem von der Schweiz die Rede war, lautet:

Opfern laß uns dort dem großen
Rheine, der mit Donners Tosen
Stürzet vom beschäumten Fels;
Bittend um der Freiheit Segen,
Laß uns unsre Hände legen
Auf den Bogen Wilhelm Tells.

Heute morgen war ich mit Lüder in der königlichen Kupferstichsammlung, und wir nahmen einen Teil der Hogarth'schen [2]) Kupfer in Augenschein. Den größten Teil derselben kannte ich schon; allein man entdeckt immer noch etwas neues bei diesem erfindungsreichen Kopf. Uebrigens ist es unbestreitbar, daß für einen Deutschen, der London nicht kennt, manches verloren geht. Um von Hogarth auf seine Landsleute

---

[1]) Ode XI, Tome I, p. 242 der „Oeuvres" (Paris 1807).

[2]) William Hogarth (1697—1763), berühmt durch seine Sittenschilderungen der vornehmen englischen Welt, deren Verderbnis er in Oelbildern und Radierungen geißelte.

überhaupt zu kommen, so ist es eine seltsame Erscheinung unserer Tage, daß die Katholiken in England noch immer nicht recht aufkommen können. Vergebens sprachen im Parlament sowohl Oppositionsglieder, als Lord Castlereagh[1]) für sie. Letzterer hielt bei dieser Gelegenheit der deutschen Toleranz und Aufklärung eine Lobrede.

Am 12. Juni 1816. München.

Diese Zeit her beschäftigte ich mich viel mit „Lichtenbergs vermischten Schriften", welche nach seinem Tode gesammelt herauskamen, in fünf Bänden geordnet[2]). Ein vorurteilsfreier Verstand, Witz, Laune, Satire ohne Gift, der feinste Beobachtungsgeist, und ein leichter, durchaus angenehmer Stil geben diesen Büchern einen hohen Wert. Alles wird anziehend unter Lichtenbergs Feder. Wollte Gott, er lebte noch, um die Mystiker und Romantiker unter seine Geißel zu nehmen. Die ersten zwei Teile enthalten posthume Schriften, meist einzelne Bemerkungen aus seinen Tagebüchern, die alle von einem denkenden, scharfsinnigen Kopf zeigen, wie es wenige giebt. Freilich ist manches nicht sehr bedeutend und nicht mehr anwendbar auf unsere Zeit, wie zum Beispiel alles, was gegen die Empfindler gesagt wird[3]). Es giebt deren zwar in allen Zeiten, allein die Mode der Empfindelei hat nunmehr beinahe ihrem Gegenteile Platz gemacht. Was in einem Kapitel über den deutschen Roman[4]) gesagt wird, ist äußerst witzig. Ebenso der ganze Aufsatz „Timorus"[5]), „Das Sendschreiben der Erde an den Mond"[6]), und viele andere. Jedermann kennt den Anschlagzettel des Philadelphia. Als dieser Tausendkünstler nach Göttingen kam, ließ Lichtenberg jenen Zettel anheften[7]), worauf Philadelphia unverrichteter Sache wieder abreiste. In den vielen und mannigfaltigen Aufsätzen für das göttingische Taschenbuch findet man allenthalben das utile dulci[8]) des Horaz beisammen. Am witzigsten darunter sind die Rede der 8 unter den Ziffern am Ende des Jahres 1798[9]),

---

[1]) Siehe S. 135, Anmerkung [1]).

[2]) Georg Christoph Lichtenberg (1742—99), der Göttinger Professor, ausgezeichnet durch seine physischen Entdeckungen sowie seine satirischen Schriften. Die „Vermischten Schriften" gab Ludw. Christ. Lichtenberg Göttingen 1800 heraus.

[3]) „Ueber die Schwärmerei unserer Zeiten", Band IV, S. 316 ff.

[4]) I, S. 81 ff.

[5]) III, S. 43 ff.

[6]) II, S. 191 ff.

[7]) VI, S. 231 ff.

[8]) Vgl. S. 77, Anmerkung [3]).

[9]) a. a. O. V, S. 373.

und „Daß du auf dem Blocksberg wärst!“[1]) Besonders interessierte mich, was von den Einrichtungen des verstorbenen Grafen Rumford in Bayern berichtet wird[2]). Dieser edle Mann war einer von den wenigen, die sich wahrhaft um die Menschen verdient machten. Außer seinen mannigfaltigen weisen Anordnungen verdanken wir ihm auch den Englischen Garten, den schönen und einzigen Spazierort der Münchener. So hat er nicht nur für die Beschäftigung und Unterhaltung der Menschen, er hat auch für ihre Erholung gesorgt. Wie glücklich die Völker, wenn alle Fürsten Rumfords wären, ihrem eigenen Lande wären, was er einem fremden!

---

Im Lichtenberg fand ich auch noch eine interessante Lebensbeschreibung Cooks[3]), und Nachrichten über Popes Leben und Schriften[4]). In seinem „Essay on Man“ soll er meistens die Ideen Lord Bolingbrokes entfaltet haben. Die „Iliade“ hat er ganz, von der „Odyssee“ nur einen kleinen Teil übersetzt; das übrige stammt von anderen Händen.

Die Briefe aus England[5]) haben mich sehr angezogen; sie handeln meist von den Londoner Theatern und dem großen Garrick. Was den „Orbis pictus“[6]) betrifft, so ist es nur schade, daß er so unvollendet geblieben ist. Die beiliegenden Blätter von Chodowiecki[7]) sind meisterhaft. Es ist zu bewundern, wie man so vielen Ausdruck in so kleine Figuren legen kann. Was den Aufsatz gegen die Physiognomik und Pathognomik anbelangt, so beweist er klar und hinlänglich deren Unzulänglichkeit und Täuschung. Lichtenberg hat ganz recht, wenn er sagt, daß man oft ohne es zu wollen, sich Züge und Gebärden von Leuten angewöhnt, mit denen man sich viel beschäftigt, ohne ihnen deswegen innerlich ähnlicher zu werden[8]). So überraschte ich mich oft im Spiegel auf einigen Zügen, die unstreitbar Federigo gehören, und die ich unwillkürlich von ihm angenommen habe. Wie würde es erst sein, wenn ich ihn öfter sehen würde.

---

[1]) IV, S. 411 ff.

[2]) V, S. 295.

[3]) IV, S. 28 ff.

[4]) IV, S. 256 ff.

[5]) III, S. 239 ff.

[6]) IV, S. 115 ff.

[7]) Daniel Nik. Chodowiecki (1726—1803), einer der wenigen originalen deutschen Künstler des vorigen Jahrhunderts, der sein Bedeutendstes als Radierer auf dem Gebiete der Sittenmalerei leistete.

[8]) a. a. O. III, S. 401 („Ueber die Physiognomik wider die Pathognomik“).

Am 14. Juni 1816. München.

Das Verlangen nach einem Freunde ist wieder mehr als je lebendig in mir geworden; ich meine einen innigen Freund, den ich von ganzer Seele lieben könnte, und der mich auch wieder liebte. Die wenigen, die mir das sein könnten, sind ferne, und Federigo ist nur ein Phantom, eine Geburt meiner Phantasie; denn wie ich ihn mir dachte, lebt er nicht. O holde Freundschaft, wie groß mußt du sein, wenn du wahrhaft bist und ganz auf die Sympathie zweier Seelen gegründet!

Mit Schlichtegroll und Liebeskind war ich vorgestern im Garten der Harmonie zusammen; allein ich fühlte, daß ich das fünfte Rad in dieser Gesellschaft war. Sie sind beide zu sehr untereinander beschäftigt, um an mir teil zu nehmen, ja ich glaube, sie achten mich nicht einmal; auch gestehe ich gern, daß ich kein liebenswürdiger Mensch bin. Ich bin stolz, empfindlich, launisch, ich, der ich mich in aller Menschen Stolz, Launen, Empfindungen schmiegen sollte, um nur gelitten zu werden. Nie hätte ich mich in den Umgang jener zwei Freunde drängen sollen, so sehr ich sie auch hochschätze. Ich werde mich auch nach und nach von ihnen zurückziehen, obschon ich sie jetzt nur selten sehe, obgleich nicht selten genug, daß sie es bemerken sollten. Nathan hat sich bestimmt gegen die Schweizerreise erklärt; ich werde ihm daher das oben erwähnte Gedicht[1]) gar nicht zeigen. Xylandern ausgenommen, habe ich noch mit keinem meiner Freunde in einem wahrhaft innigen Verhältnisse gelebt, etwa den kurzen Umgang mit Issel abgerechnet; obgleich ich Gruber, Schnizlein und Lüder vorzüglich schätze. Fritz Fugger würde vielleicht derjenige sein, mit dem ich noch am meisten übereinstimme; doch war unsere Bekanntschaft so, daß das Herz fast niemals berührt wurde. Mit Jacobs war ich ehemals in unseren Knabenjahren, besonders durch beiderseitige Liebe zur Poesie, verbunden; allein seit beinahe sechs Jahren getrennt, konnte ein oft unterbrochener Briefwechsel kaum vor Entfremdung hüten. An Perglas konnte ich mich nie recht anschließen. Erst spät verschwanden Scheu und Mißtrauen aus unserem Umgange, und frühe kehrten sie zurück. Es ist nun bereits länger als ein Jahr, daß wir nicht einmal mehr zusammen sprachen; obschon mehrere Briefe gewechselt wurden. Anderer Freunde gedenke ich nicht, da von diesen mir keiner das sein konnte oder wollte, was ich wünsche. O Federigo, Federigo! schönes Traumbild, warum bist du nicht mehr als das?

---

[1]) Siehe S. 541.

Am 16. Juni 1816. München.

Das „verlorene Paradies" von Milton[1]) habe ich heute in der Ursprache zu lesen vollendet, oder vielmehr, ich habe es eher verschlungen, als gelesen. Der große Genius des Britten hat mich wunderbar hingerissen. „Paradise lost" ist das beste epische Gedicht der Engländer in zwölf Gesängen. Wenn diese zwölf an Wert alle den ersten vier gleichkämen, so würde ich „das verlorene Paradies" der „Iliade" ohne allen Anstand an die Seite setzen, obgleich Milton nicht dem Homer, da ersterer den letzteren lesen konnte, und sich augenscheinlich nach ihm bildete. Der tiefe Sinn, der in Miltons Dichtungen liegt, die hohe, einfache Größe, die das Ganze auszeichnet, die Schönheit der Metaphere, die süße Harmonie der Verse, wie man sie der englischen Sprache gar nicht zutrauen sollte, alles dies entzückt wechselsweise. Am glücklichsten erscheint mir Milton in seinen eigenen Erfindungen, wie dies die ersteren Bücher bezeugen, weniger interessant ist er mir, wo er nur der Bibel nacherzählt. So würde ich die Beschreibung Raphaels von der Erschaffung der Welt[2]), und besonders die Weissagungen des Erzengels Michael von der Sündflut, den Israeliten in Aegypten und ihren anderen Begebenheiten bis Jesus, wo sich das Ganze mit einer Anklage gegen den Katholicismus endigt[3]), völlig aus dem Paradiese hinwegwünschen, wenn auch mehrere schöne Gesänge dadurch verloren gehen sollten und das Epos viel schmaler werden, es würde dennoch gewinnen. So anziehend diese Erzählungen für Adam mögen gewesen sein, obgleich er sie unmöglich ganz verstehen konnte, so wenig sind sie es für uns, da wir sie aus der Bibel zur Genüge kennen, und dann hat Milton mehr die Gabe, aus wenigem viel zu machen, als vieles in so engen Raum zusammenzudrängen und herabzuleiern. Sein Gott ist göttlich groß, teuflisch groß seine Teufel, seine Menschen menschlich groß. Wie sehr entzückt er uns, als er Adam und Eva zuerst erscheinen läßt. So einfach das ganze Gedicht ist, so ist es doch ebenso anziehend als mit seiner ganzen Mannigfaltigkeit der reiche Ariost. Satans Reise durch das Chaos, die Beschäftigungen der höllischen Geister während seiner Abwesenheit[4]), Gottes erste Unterredung

---

[1]) John Milton (1608—74). „Paradise lost", welches Werk M. zu dem berühmtesten Epiker seiner Nation machte, erschien zuerst London 1667.

[2]) l. c. book VII, v. 1 sqq.

[3]) b. XII, v. 1 sqq.

[4]) b. II, at the end.

mit seinem Sohne[1]), Adams Morgengebet[2]), lauter Ausgüsse einer göttlichen Muse. Vor allem schön ist des Dichters Anrufung des Lichts am Anfang des dritten Buchs, wo er so rührend über seine Blindheit klagt; aber dennoch nicht, ruft er aus:

„Cease I to wander, where the Muses haunt,
Clear spring, or shady grove, or sunny hill.“

Man hat öfters getadelt, daß die abgefallenen Engel mit Kanonen in den Kampf ziehen. Es wäre freilich äußerst unpassend, wenn sie Kanonen genannt würden; so werden sie aber nur beschrieben als Maschinen, die Satan erdachte, und Milton will ohne Zweifel damit anzeigen, daß Pulver und Feuergewehr eine teuflische Erfindung sei[3]). Miltons Republikanismus offenbart sich besonders in einer Stelle, die den König Nimrod angeht:

„God gave us only over beast, fish, fowl,
Dominion absolute; that right we hold
By this donation: But man over men
He made not lord: such title to himself
Reserving, human left from human free“ [4]).

Ich wußte wohl, welches Buch mir in meiner Lage mehr geziemte, Knigges oft gelesener „Umgang mit Menschen“ [5]), aus dem ich noch nicht viel gelernt zu haben scheine. Diese Kunst, fühl' ich wohl, fehlt mir am meisten. Nicht einmal mit meinen Freunden weiß ich umzugehen, geschweige mit anderen, und so habe ich schon so manchen auf immer von mir entfernt.

Am 17. Juni 1816. München.

Mit einer Art wahrhaft sehnsüchtigheißer Erinnerung denke ich zuweilen an jene schönen und milden Tage, die ich im Frühling des verflossenen Jahres am Ufer des Rheins lebte, so still und freundlich, und doch in Erwartung großer Dinge. Es war eine liebliche Zeit. Ich lebte so ganz der Natur und den Musen. Mit welchen heiteren Gefühlen durchstrich ich die schattigen Büsche und bunten Wiesenplätze und fand täglich neue, schönere Stellen am Rhein und im Walde. Kein reineres

---

1) b. V, v. 153 sqq.
2) b. III, v. 80 sqq.
3) b. VII, v. 484 sqq.
4) l. c. book XII, v. 67 sqq.
5) Siehe S. 83, 204.

Glück genießt der Mensch, als mit dir allein zu sein, Natur! Ach, damals gaukelten noch mancherlei Träume und Hoffnungen um mich her, die nun die Vernunft verjagt hat. So erwacht denn auch in mir eine rege Lust zu wandern und zu reisen; aber leider bin ich noch nicht beurlaubt, und weiß nicht, wenn ich es sein werde. Wie ich gestern bei Frau von Harnier erfuhr, so ist auch Issel in der Schweiz. Ihn zu treffen, würde mir kein geringes Vergnügen gewähren.

Am 18. Juni 1816. München.

Nun habe ich auch das „Paradise regain'd"[1]) gelesen; es hat aber nichts als den schönen Stil und die Harmonie der Verse mit dem „verlorenen" gemein. Im übrigen steht es ihm weit nach. Es hat nur vier Gesänge und handelt von der Versuchung Jesu in der Wüste. Noch ein anderes und zwar französisches Gedicht las ich vorgestern und heute. Es ist: „La Conversation par Delille"[2]). Ein solches Buch thut mir sehr not, denn die Kunst zu konversieren kenne ich gar nicht, wie sie denn überhaupt in Deutschland sehr wenig floriert. Das Ganze hat drei Gesänge, ist jedoch, nach Art der Franzosen, mit einer langen Préface (die einem Gedichte immer schadet), einem Prologe und häufigen, übrigens ganz unnützen Noten versehen. Die ersten zwei Gesänge handeln von den Lächerlichkeiten und Lastern schlechter Sprecher, der letzte von den Regeln eines guten. Diesem hätte eine weit größere Ausdehnung gegeben werden können; besonders da ziemlich wenig von den Frauen gesagt wird. Die verschiedenen Charaktere sind sehr gut und witzig geschildert, die Verse meist sehr harmonisch und lieblich. Sie sind von gemischter Länge.

Am 19. Juni 1816. München.

Auch mit Goethe'schen Schriften beschäftigte ich mich dieser Tage, besonders mit der unvergleichlichen „Iphigenia auf Tauris", in der man, wie Woltmann sagt, die gestaltete und gerundete Tiefe der griechischen Schönheit wiederstrahlen sieht. [55] Man glaubt in der That eher ein Stück von Euripides als von Goethe zu lesen, obgleich dieser den Chor nicht anwendet. Wie groß und herrlich steht diese „Iphigenia" neben der fran-

[1]) Erschien London 1671.

[2]) Jacques Delille (1738—1813), bekannt als Uebersetzer Virgils, vor allem jedoch seinerzeit bewundert als Idyllen- und Landschaftsdichter. Das oben citierte Lehrgedicht erschien Paris 1812.

zöselnden „Elektra“ von Gotter[1]). Alles ist Schönheit und Gediegenheit; alle Gestalten bewegen sich auf einem erhabenen, künstlichen Kothurne langsam und abgemessen. Die Aufführung dieses Stücks fordert ein ebenso gebildetes Publikum, als der „Tasso“. Was mir nicht gefällt, sind die Daktylen, die zuweilen mit den schönen Jamben abwechseln; unsere Sprache ist eigentlich zu hart dafür. Nach dem Charakter der „Iphigenia“ zieht wohl Thoas am meisten an, weil er unglücklicher ist als die anderen. Mit einer Art von Wehmut sieht man den rauhen und edlen Mann auf seiner traurigen Insel zurückbleiben, während die Geschwister dem schönen Griechenland zusegeln. Mit Wehmut auch folgen wir dem Dichter in jene alte Heldenzeit, die unvergeßliche, und jene großen, längst dahingeschwundenen Gestalten schauend, müssen wir mit Iphigenien ausrufen:

„So seid ihr Götterbilder auch zu Staub!“[2])

In demselben Bande[3]) der Goethe'schen las ich noch mehreres, das ich auch schon kannte. „Die Mitschuldigen“ sind eine artige Komödie, oft recht hübsch versifiziert, nur leider sehr unmoralisch. Die Geschwister sind eine allerliebste Kleinigkeit, die sich an meiner Schreibart mit jedem französischen Lustspiel messen darf. Der Triumph der Empfindsamkeit ist wohl jetzt nicht mehr so ganz an seiner Stelle, doch könnte ich mir manche gute Lehre daraus ziehen, wenn nicht ohnehin schon der Paroxismus meiner Thorheit mächtig gefallen wäre.

Am 20. Juni 1816. München.

„There's nothing good or bad, but thinking makes it so“[4]). Ich will meinem Tagebuche nicht vorenthalten, daß es Augenblicke giebt, in denen ich diese tollen Worte Hamlets glaube. Ich durchgehe die vielen Satzungen der Menschen, sehe, wie dem einen recht schien, was dem andern unrecht, und die Grenzlinien fließen mir unvermerkt ineinander. Doch bald erhebt sich die bessere Natur, und der Gedanke an Gott und seine oft mir bewiesene Vorsicht giebt mir meine Ruhe wieder.

Mit Lüder machte ich diesen Nachmittag einen ziemlichen Spaziergang. Wir besahen den botanischen Garten und das noch angebaute,

---

[1]) Friedr. Wilh. Gotter (1746—97), der Wetzlarer Jugendfreund Goethes und Mitbegründer des Göttinger Musenalmanachs. Die „Elektra“ erschien Gotha 1774.

[2]) Akt II, Scene 2.

[3]) Band II der Göschenschen Ausgabe (1790—91).

[4]) Shakespeare, „Hamlet“, Akt II, Scene 2: „There is nothing either good or bad“ u. s. w.

noch nicht vollendete Laboratorium, wie auch die Grundlage der Glyptothek, die der kunstliebende Kronprinz bauen läßt[1]. Es wird mit äußerster Sorgfalt und Akkuratesse daran gearbeitet, so daß der Sand sogar gesiebt wird. In fünf Jahren soll das ganze Gebäude vollendet werden. die hiesigen Vorstädte werden täglich größer und schöner. Des Abends gingen wir zusammen ins Theater, wo wir uns viel mich Drachenfels unterhielten. Man gab eine bekannte Oper: „Die Vestalin"[2]. Madame Grinbaum[3] vom Prager Theater trat in der Hauptrolle auf. Sie hat eine sehr melodische Stimme; aber eine Milder[4] ist sie doch nicht. Herr Klenzel von Mannheim hat mir nicht gefallen. Was Lüder betrifft, so schätze ich ihn täglich mehr. Er wird einst zu einem gebildeten und verdienstvollen Mann heranreifen. Gruber antwortete mir bereits von Ingolstadt, wo er Schnizlein auf dessen Durchreise sah. In allen meinen Freunden sehe ich versprechende junge Leute, nur ich bin ein so seichter, kleiner Mensch.

Am 22. Juni 1816. München.

Heute endlich habe ich die Bewilligung meines Urlaubsgesuchs erhalten. Künftigen Mittwoch, den 26. werde ich mit dem Postwagen von hier nach Lindau abgehen. Ich freue mich sehr auf diese Reise. Die Schweiz ist teils ihrer unsäglichen Naturschönheiten von jeder Art, teils ihrer Verfassung und Geschichte, und teils ihrer verschiedenstämmigen Bewohner wegen, ein äußerst merkwürdiges Land. Zum äußersten Punkt meiner Wanderschaft habe ich den Gotthardt festgesetzt, wenn anders Geld und Zeit hinreichend, und das Wetter günstig sein wird. Ich lese jetzt Meiners „Briefe über die Schweiz"[5], die mir wohl zu statten kommen. Dall'Armi, der dies Land schon bereist hat, zeigte mir, als ich heute bei ihm war, seine dort entworfenen Zeichnungen und sagte mir auch manches andere, wofür ich ihm Dank schuldig. Auch bei Liebeskind war ich, und auch er gab mir über mehreres seinen wohlmeinenden Rat. Schlichtegroll besuchte ich gestern nachmittag, und ich sah, daß ich ihn vor einiger

---

[1]) Siehe S. 48, Anmerkung [4]).

[2]) Oper Gaetano Spontinis (1774—1851), des berühmten italienischen Komponisten, der mit ihrer Aufführung in Paris 1807 seinen ersten großen Erfolg errang.

[3]) Therese Grinbaum (1791—1876), die „deutsche Catalani", verließ 1816 Prag, um an den großen Hoftheatern Deutschlands ihre Triumphe zu feiern.

[4]) Anna Milder-Hauptmann (1785—1838), berühmte dramatische Sängerin der Wiener, sodann Berliner Hofbühne, für welche Beethoven seinen „Fidelio" schrieb.

[5]) Berlin 1790.

Zeit abermals verkannt hatte, denn er betrug sich aufs freundschaftlichste gegen mich. Wenn es anders seine Geschäfte zulassen würden, so würde er mit mir reisen. Freilich wäre dies eine Annehmlichkeit sondergleichen gewesen. So bin ich allein, ohne Mitteilung, und so genießt sich alles nur halb. Gearbeitet, wie ich mir wohl anfangs vornahm, wird nun freilich nichts werden, da ich in beständiger Bewegung sein werde. Meine „Epopöe" ist ohnehin seit einiger Zeit ganz liegen geblieben; die Ursache fällt in die Augen. Hingegen wurde ein dramatisches Werk begonnen, nämlich eine ganz freie Bearbeitung der Racine'schen „Berenice" in Jamben[1]). Ich habe dieses unendlich einfache Stück noch mehr vereinfacht, indem ich die geschwätzigen Personnagen des Arsaz und der Phenice, sowie auch den Rutilus gänzlich wegließ. Es spielen demnach nur vier Personen, und ich habe freien Spielraum für meine Lieblingsidee. Je einfacher ein Stoff, je erwünschter ist er mir.

Am 23. Juni 1816. München.

Noch habe ich mir keinen Platz auf dem Postwagen verschafft, weiß also noch nicht, ob ich künftigen Mittwoch abgehen kann, an welchem Tage es mir äußerst gelegen wäre. Heute ist Sonntag. Es thut mir ziemlich leid, mich von manchem Bekannten zu trennen, doch ist es nur auf kurze Zeit. Jede Art von Abschied fällt mir hart. Nathan habe ich diesen Morgen jenes an ihn gerichtete Gedicht gegeben[2]). Mittags war ich bei Frau von Harnier zu Tische gebeten, wo ich mich ihr zugleich empfahl. Es ist eine sehr liebenswürdige Familie, wie ich schon oft erwähnte. An Xylander und Jacobs habe ich noch geschrieben, und sie von meiner Reise benachrichtigt. Was ich nicht vermutete geschah, ich sah nämlich Federigo noch einmal, und zwar heute nach der Parade im Hofgarten. Mich von ihm zu trennen, fällt mir eigentlich nicht schwer, da ich meine Neigung bekämpfte und kaum mehr be — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
greife, wie sie vormals so heftig sein konnte. Dies mag aber auch daherkommen, daß ich mich ihm seit so langer Zeit nicht mehr näherte[3]).

---

[1]) Vgl. das Fragment Mss. Mon. Nr. 24.

[2]) Siehe S. 541.

[3]) Späterer Zusatz des Autors zur Ausfüllung der durch Herausschneiden verursachten Lücke.

Am 24. Juni 1816. München.

Federigo, Federigo,
Also ist mir's zugemessen,
Daß verlassen und vergessen
Meine einz'ge Rettung ward.
Gab es keine mildern Wege
Ruh mir zu verleihn, als diese?
Also schied einst Heloise
Von dem kalten Abälard.

Am 25. Juni 1816. München.

Morgen endlich werde ich meine Reise antreten. Was ich im Postwagen für Gefährten antreffen werde, weiß ich noch nicht. Heute morgen machte ich verschiedene Meldungsbesuche und holte meinen Paß beim Obersten. Er war sehr unfreundlich. General Raglovich hingegen sehr artig.

---

## Uebersicht.

Was ich am 23. März niederschrieb, ist ein wahrer Schandfleck meines Lebens, doch muß ich jetzt mehr darüber lachen als ich es tadeln kann. So verwandelt die Zeit den Menschen. Viel zu elegisch beklagte ich einen verächtlichen Wahn, und viel zu schwach, mich seiner Fesseln zu entledigen, fiel ich sogleich in einen zweiten oder vielmehr in einen früheren zurück. Hier beginnt die zweite Periode, die den ganzen Frühling einschließt. Nicht leicht war in anderen zwei Monaten meines Lebens meine Lektüre so beträchtlich. Auch in eigenen Arbeiten wurde viel gethan. Ich nenne hier nur die „Morgen- und Abendbetrachtungen", „Mahomets Harfe", „Berenice", mehrere Episteln und einzelne Gedichte. Es war eine emsige Zeit, die ich vielleicht nicht hätte unterbrechen sollen.

---

## Erwähnte Schriften.[1]

Platners Philosophische Aphorismen.
Helvetius, „De l'homme".
Johannes von Müller, „Allgemeine Geschichte", zweiter und dritter Band.

[1] Vom Herausgeber ergänzt.

Almanach poetischer Spiele, herausgegeben von Haug.
Decamerone von Boccaccio.
Pitaval, „Causes célèbres“, 6 vol.
Biblioteca italiana.
Büsching, „Ueber Kunstgelahrtheit u. s. w. des Mittelalters“.
Lichtenbergs Vermischte Schriften.
Milton, Paradise lost und Paradise regai'nd.

# Memorandum meines Lebens.

---

## Zehntes Buch.

Enthält Diarien aus einer Reise in die Schweiz vom 28. Juni bis 3. August 1816.

„Die Erinnerung ist das einzige Paradies,
aus dem wir nicht getrieben werden können."
Jean Paul.

— Helvetia's rugged brows I see,
And thro' their craggy steeps delighted roam,
Pleas'd with a people, honest, brave and free.

Devonshire[1]).

[1]) „The passage of Mount St. Gothard", Str. 3.

Am 28. Juni 1816. Lindau im Bodensee.

Wie ich mich wohl fühle, seitdem ich Hoffnung habe, die freie Natur eine Zeitlang ungestört zu genießen, seitdem ich einem traurigen Schlendrian entronnen bin, jenen bunten Rock, jenen thatenlosen Degen von mir warf, vermag ich kaum zu schildern. Mein jetziges Leben kommt mir wie eine Blume vor, die sich auseinander faltet.

Gestern, nachts halb zwölf Uhr, kam ich mit dem Postwagen hier an. Ich muß heute hier bleiben, da man, des konträren Winds wegen, nicht nach Konstanz hinüberfahren kann; und da ich, weil es schlecht Wetter ist, nicht ausgehen kann, um Stadt und Gegend zu besehen, so will ich diese Zeit zum Schreiben benutzen.

Eh' ich von München abreiste, hat Liebeskind noch bei mir gefrühstückt und mich auf die Post begleitet. Er sah zuerst in den Wagen hinein, ehe ich einstieg, und sein saueres Gesicht ließ mich gleich bemerken, daß ich nicht die beste Gesellschaft zu erwarten hätte. Es fehlte auch viel, daß es die beste gewesen wäre; denn sie bestand aus einer Magd und einem Münchener Bürger und Handwerker, der einen seiner Gesellen und seinen kleinen Sohn bei sich hatte, den er zu einem Verwandten ins südliche Graubünden brachte, nicht so fast, um italienisch zu lernen, als weil er zu Hause nicht hinlänglich auf ihn acht geben konnte. Erziehungsvorsorge genug für einen gemeinen Mann, wie er denn überhaupt verständig war. Desto einfältiger ist der Knecht, der ohne Aufhören lacht, und mir die Worte De Lilles bewährte:

„Un sot rieur est le pire de tous" [1].

Ich mußte immer innerlich lächeln, so oft irgend ein Alltagsgespräch dieser guten Leute den poetischen Schwung meiner hochgestimmten Ge-

---

[1] „La conversation" (Paris 1812), chant I, p. 89.

danken niederschlug. Es ist mir aber gar nötig, mich unter gemeines Volk zu mischen, und es freut mich, daß diese Reise mir hierzu Gelegenheit geben wird. Auf einer Reise scheint mir überhaupt keine Kleinigkeit so klein, daß man nicht daraus lernen könnte.

Von Inning, der zweiten Station, wo ich zu Mittag aß, fängt die Gegend an, sich ein wenig aufzuheitern, besonders am Ammersee, an dem wir vorbeifuhren. Landsberg ist ein Städtchen am Lech, über den eine hübsche Brücke führt. Die eine im Thale liegende Hälfte des Orts ist ziemlich freundlich; aber desto abscheulicher ist die andere, die am jähen Abhang eines Berges hängt oder klebt. Ich war, meiner alten Passion zufolge; in der Hauptkirche, eine große für diese kleine Stadt. Sie muß gegen zwanzig Altäre haben. Die nächste Station war Buchloe. Dort wurde umgepackt, da wir mit dem Augsburger Postwagen weiter fahren mußten. Es war darin eine Menge von Passagieren, so daß noch ein Beiwagen angespannt wurde, in dem ich meinen Platz erhielt. Außer mir saßen noch darin die Magd, der Gesell, und ein gewisser Herr Dietrich, den ich von München her kannte, da er einmal mein Zimmernachbar gewesen. Er ging nach Kempten, wo er angestellt ist. Mitten in der Nacht kamen wir nach Kaufbeuren, ein entsetzliches Nest, wie es mir schien, wo uns der Postillon anfangs in ein Wirtshaus brachte, das „Zum Engel" hieß, und in dem uns der grobe Wirt recht mit englischen Flüchen bewillkommte, weil wir ihn aus dem Schlafe gestört hätten. Ich verließ das verwünschte Haus, nachdem ich unter Lebensgefahr eine finstere Treppe herabgekrochen und mich durch einen Hof gearbeitet hatte, und begab mich in ein Kaffeehaus, wo sich nun auch die angekommenen Passagiere des Postwagens zusammenfanden. Wir tranken Kaffee; ich mischte mich aber noch nicht in ihre Unterhaltung. Es waren ein gewisser Herr von Wallmenich und zwei junge Herrn Gombart aus Augsburg, wovon der ältere Bruder Kaufmann ist. Sie machen zusammen eine große Reise durch die ganze Schweiz und besonders Oberitalien. Ich möchte sie wohl in jenes cisalpinische Land begleiten, doch gestehe ich, daß ich, wenn ich die Wahl zwischen Helvetien und Hesperien hätte, ich ersteres zu bereisen vorzöge. In Italien, trotz seiner Herrlichkeit, kann man am Ende doch nur ausrufen:

„Que tout est bon, grand, beau dans la nature,
Hors l'homme, qui la défigure." [56]

Und ich halte mich nun einmal gar zu gerne an das Lebendige.

Erst in Kempten, wohin wir, über Obergünzburg, den folgenden

Morgen kamen, lernte ich jene Leute etwas mehr kennen. Es war auch noch ein Hauptmann des hier garnisonierenden Regiments bei ihnen, ich glaube Namens Langmantel, ein Offizier, wie die meisten sind. Ich bedauerte die armen Offiziere, die ich in dem traurigen Kempten umherspazieren sah; es schien mir ganz der Sitz der Langenweile. Kempten liegt an der Iller. Die Altstadt, die von Protestanten bewohnt wird, und auf Thal und Hügel steht, ist abscheulich. Der Dom hat von außen viel mehr Imposantes, als inwendig. Von Kempten aus, erhielt ich einen äußerst schlechten Platz, den des Kondukteurs nämlich, wodurch ich nicht nur der neuen Gesellschaft im Postwagen, die mir angenehm gewesen wäre, beraubt wurde, sondern auch dem schlechten Wetter bloßgestellt war und meine Kleider vom Rade bespritzt wurden. Anfangs schien es hübsch zu werden, und wir stiegen ein wenig aus und genossen, den Buchberg übersteigend, eine schöne Aussicht und die anmutige Lage Kemptens im tiefen Thal. Ich unterhielt mich mit dem jüngern Gombart, der mir schon im Anfange am besten von jenen dreien gefallen hatte, und der mich, wie er mir sagte, schon einmal in München mit Herrn von Gohren sah. Wir kamen auf schöne Litteratur zu reden, besonders auf Goethes „Torquato Tasso“, von dem wir beide voll waren. Bald aber trieb uns der Regen in den Wagen zurück, und ließ auch nicht mehr nach. Wir verloren dadurch manche schöne Umsicht; denn wir sind nun, gottlob, aus dem flachen Heidelande. Lindau machte, als ich es zuerst in der Nacht erblickte, keinen freundlichen Eindruck auf mich; es lag so traurig im dunkeln See, der wild und stürmisch an die Ufer schlug, und den wir eher hören als sehen konnten. Wohl zerrüttelt und wohl zerschellt, wohl durchnäßt und wohl beschmutzt, langte ich hier in der „Krone“ an, wo auch die drei Passagiere aus Augsburg wohnen. Sie gehen von hier nach St. Gallen. Gott gebe uns allen einen entwölkten Himmel. Eines meiner Fenster gewährt mir den Anblick des weiten Bodensees, der noch unruhig durcheinander wogt.

Am 29. Juni 1816. Lindau.

Die Lage und Gegend von Lindau sind allerliebst. Welche Mannigfaltigkeit an den gegenüberstehenden Ufern, wo milde, grüne Hügel, samt Dörfchen und Landhäusern zu ihrem Fuße, mit fichtenbedeckten Bergrücken und einer schneebekrönten Gebirgskette, in deren Hintergrund man den Säntis erblickt, abwechseln. Das romantische Bregenz erkennt man ziemlich deutlich. Bis Konstanz reicht der Blick, auch bei heiterem Wetter,

nie. Der Bodensee ist siebzehn bis achtzehn Stunden lang, seine größte Breite beträgt sieben bis acht Stunden; an einigen Orten rechnet man seine Tiefe zu 2000 Fuß.

Lindau ist eine Insel, welche durch eine hölzerne Brücke, an deren beiden Enden Zugbrücken angebracht sind, mit dem festen Lande Schwabens verbunden wird. Die Insel wird fast ganz von der Stadt bedeckt, und der See bespült die Mauern, die größtenteils auf Pfähle gebaut sind. Die gebäudefreien Plätze sind zu Weingärten benutzt. Lindau war bis 1802 Reichsstadt; sie ist weder groß noch hübsch, die Straßen sehr enge, die Bauart ungleich. Es sind zwei Thore da, wovon aber das eine „Seethor" heißt und nur auf das Wasser führt. Unweit vom Eingange des Thores, gegen die Brücke zu, zeigt man unter dem Namen „Heidenmauer" die Ueberbleibsel eines römischen Kastells, welches Tiberius erbauen ließ. Der Hauptplatz, in dessen Mitte man eine schöne Linde sieht, die (oder vielmehr deren Vorgängerin) der Stadt zur Namenspatronin soll gedient haben, ist ziemlich freundlich, der Hafen, den wir von unserem Gasthofe übersehen, nicht beträchtlich; doch der schönste am See.

Da gestern nachmittag der Regen etwas nachließ, benützten wir diese Zeit zu einem Spaziergange, um einen Teil von Lindau zu besuchen, der insonderheit „die Insel" genannt wird, weil er ehemals durch den Graben von der Stadt getrennt war. Wir besteigen einen Leuchtturm, von wo sich uns manche schöne Aussicht darbot. Das Interessanteste jedoch, was wir sahen, war ein Sturm, der sich auf dem See erhob, und allenfalls einen Begriff von einem Meersturm geben konnte, wie uns der ältere Gombart sagte, der ins Unermeßliche gesehen hat. Nichts läßt sich mit dieser ewigwilden Beweglichkeit der Wellen vergleichen. Sie schlugen brandend zuweilen weit über den Damm hinaus, auf dem wir standen, und spritzten an einigen Orten so hoch als die Stadtmauern. Es ist ein herrlicher Anblick, eine große Woge, oder mehrere hintereinander schon von ferne sich daherwälzen zu sehen, bis sie endlich mit rauschendem Getöse brandet; oder noch schöner, wenn zwei gegeneinander, wie ergrimmte Drachen, die die Kämme aufbäumen, losstürzen, und keine der andern weichen will, bis sie endlich beide versinken, und den neu ankommenden Platz machen.

---

Später führte uns ein alter Bekannter des Kaufmann Gombarts in die hiesige Harmonie, wo wir einige Blätter lasen und uns in das

Buch einschrieben. Darauf gingen wir auch in den Garten jener Gesellschaft, der über der Brücke auf dem festen Lande liegt. Der Garten ist hübsch; aber schön vor allen die Aussicht vom glatten Dache des Gartenhauses. Man übersieht nicht nur die Wasserfläche und die Bergkette, die sich, immer wachsend, aus dem Vorarlbergischen ins Appenzeller Land hinunterzieht, sondern auch die Insel Lindau, so nah, wie sonst nirgend in ihrer ganzen Ausdehnung. Diesen Standpunkt würde ich jedem Maler als den schönsten und tauglichsten anraten. Im Garten trafen wir viele Gesellschaft, ich nahm aber wirklich wenig Teil, und war mißmutig über Wind und Wetter.

„Alle Göttinnen der Tiefe,
Alle Götter in der Höh'
Rief ich, lindernd Oel zu gießen
In die sturmbewegte See."

Als wir in die „Krone" zurückgekommen, wurde soupiert, und dann fand noch eine Punschpartie statt, von der ich mich aber schon in der ersten Viertelstunde zurückzog, da mir nichts unleidlicher vorkommt, als Männergesellschaften, die in Trinkgelage ausarten. Ich merkte auch den folgenden Tag, daß ich wohl that, davon zu bleiben. Die Gesellschaft bestand aus einigen Freunden Gombarts und einem reisenden Italiener. Herr von Wallmenich ist ein artiger, jovialer Mann. Auch Karl Gombart (der ältere) gefällt mir; er scheint solid, und war bereits verheiratet; aber seine junge Frau starb. Sein Bruder Ludwig, obgleich er sich mehr mit mir zu thun machte, hat einige affektierte Manieren und Gebärden, Ueberbleibsel der Universitätsjahre. Er hat auch den letzten Konkurs in München mitgemacht und kennt, noch von Landshut aus, Nathan Schlichtegroll und Leopold Velden. Mit letzterem korrespondiert er. Er sowohl als seine beiden Reisegefährten haben beschlossen, ihren Wanderplan abzukürzen und sich, wegen der anscheinenden Dauer schlechter Witterung, auf einen Zug durch die deutsche Schweiz, und eine Rheinfahrt von Basel bis Koblenz einzuschränken.

Am Abend desselben Tages zu Mörsburg am Bodensee.

Da ich nicht länger mehr auf günstigen Wind in Lindau warten konnte, so nahm ich heute nach Tische Extrapost, und fuhr die zehn Stunden bis hierher bei dem lieblichsten Wetter von der Welt. Der

---

[1]) Schillers Gedichte, „Hero und Leander", Strophe 21: „Rief ich", Zeile 3, für „Fleht sie" im Original.

Untersee, an dem ich mich jetzt befinde, ist nie so stürmisch als der obere, und man kann leicht in zwei Stunden nach Konstanz hinüberfahren. Auch habe ich bereits einen Schiffer gemietet. — Ungern trennte ich mich von meiner Reisegesellschaft, besonders zeigte mir der jüngere Gombart noch viele Teilnahme. Morgen reisen sie nach St. Gallen. Ich dachte noch an sie, als ich schon in meiner leichten Chaise durch die muntern Rebenhügel dahinflog; doch endlich drängte der Anblick der herrlichen Natur das Gedächtnis an diese guten Menschen in den Hintergrund zurück. Meine Reise ging größtenteils an dem romantischen See hin. Ich passierte Wasserburg, und zu Nonnenbach die württembergische Grenze. Später kommt man über drei bedeckte Brücken der Argen, der Schussern und der Ach, Flüßchen, die sämtlich in den See fließen. Die Argen schien jedoch beträchtlich angeschwollen. Die nächste Station war Buchhorn, vom König von Württemberg Friedrichshafen umgetauft, ein ganz kleines freundliches Städtchen in gar schöner Lage am Wasser; ehemals war es reichsfrei. Das Kloster Buchhorn heißt nun Friedrichsschloß. Die Mönche oder Nonnen, die ehemals darin verwitterten, waren zum mindesten in Hinsicht ihrer malerisch blühenden Aussicht zu beneiden; und auch an Gott läßt es sich so leicht und gerne denken, beim Anblick einer solchen Natur.

Der Postmeister führte mich auf den Damm, der den Hafen ausmacht: man sieht gegenüber auf der helvetischen Seite Arbon und Rorschach. Der Weg von Buchhorn bis hierher ist köstlich und unvergleichlich. Man fährt beständig durch üppige Weinberge und Obstgärten, an denen diese fruchtbare Gegend so reich ist, und behält fast immer den See mit seinen lieblichen Schweizerufern im Gesichte. Er war glatt und eben, wie der reinste Spiegel, und kontrastierte so viel als möglich gegen das gestrige Wetter. In Fischbach kam ich über die badische Grenze. Schloß Kirchberg liegt ungemein heiter am Ufer, noch lieblicher aber das Dörfchen Hagenau, welches man von der Landstraße aus, die Traubenhügel zur Seite hinunterschauend, längs des Wassers sich ausdehnen sieht. Vor allen ausgezeichnet ist die Lage von Mörsburg, wo ich mir jahrelang in steter Beschauung gefallen könnte. Der größte Teil der Stadt steht am Berge und nur eine Straße im Thal am See. Es giebt ein neues und altes Schloß hier, darin ehemals der regierende Fürst-Bischof residierte. Der letzte dieser Fürsten war der bekannte Dalberg[1]; der vor- und dritt-

[1] Karl Theodor Freiherr von Dalberg (1744—1817), der Fürstprimas und Freund Schillers.

letzte waren die Brüder Roth, [57] wovon einer den roten Hut hatte. Man findet ihre Bildnisse im neuen Schlosse, das ich besah, und das noch von der schönen und prächtigen Einrichtung früherer Tage zeugt. Die Aussicht von den mittleren Sälen auf den See ist göttlich, und kann nicht genug gepriesen werden. Dies Schloß ist ein Feenpalast, eine Götterhalle. Vom weit über das Wasser erhabenen Schloßgarten ist die Aussicht nicht minder schön. Es sollen auch einige hübsche Gemälde in den reich-tapezierten und fein ausgelegten Zimmern hängen; doch konnte ich sie nicht mehr wohl besehen, da es schon dunkelte. Die Leute, die mich umherführten, sprachen von nichts als der alten, guten Zeit; ich aber schlürfte den Becher der Gegenwart, und stand unbeweglich auf dem Balkon des Saals. Der See lag in goldner Ruhe, flach und still; nur leichten schneeweißen Schaum spülten die leisen Wellen ans Ufer. Die scheidende Sonne überschimmerte den Wasserspiegel mit ihren letzten Strahlen, und verlor sich langsam in den Alpen.

Mörsburg ist ohne Zweifel einer der schönsten Standpunkte am Bodensee; in Lindau ist keiner, wie das hiesige Schloß. Ich wohne im „Bären". Es besteht hier ein Seminarium für junge Geistliche. Die Stadt mag sich vielleicht auf 2000 Seelen belaufen; es giebt viele hübsche Häuser, einige Straßen jedoch gehen gar zu schroff bergab. Unweit des Hafens wirft sich in mehreren Abstufungen ein kleiner Wasserfall von der Höhe herunter, der eine Mühle treibt. Von Konstanz sieht man nur die Spitze des Münsterturms, da die Landzunge inzwischen liegt. Ich erflehe und erhoffe gutes Wetter für meine morgige Fahrt; zum mindesten ist der Himmel mit Sternen besäet, ein seltener Anblick in dieser Zeit des ewigen Regens.

Am 30. Juni 1816. Konstanz.

Diesen Morgen, als die rosenfingerigte Eos emporstieg, fuhr ich, vom schönsten Wetter begünstigt, über den See. Es war eine liebliche Wasserfahrt. Der Ruderschlag allein brachte Bewegung in das stille Element, das, vom ersten Morgenstrahle belächelt, bald glänzend, wie geschliffener Stahl, bald sanft gekräuselt unter mir dalag. Zur Linken hatte ich die gewaltige Wasserfläche, zur Rechten das freundliche Staad auf der Landzunge, die heitere Insel Mainau, und tiefer hinten die Stadt Ueberlingen und Kloster Murach. Vor mir die Schweizerberge, deren Gipfel über den Nebel emporschauten, begrenzt von den Appenzeller Schneegebirgen, aus denen der Säntis das weiße Haupt hebt. Als die Nebel aufstiegen, sah man eine Zeitlang nichts als Wasser und Himmel, wie auf einer

Meerfahrt. So geschah es, daß ich eher den Rhein brausen, und die Konstanzer Glocken läuten hörte, als ich die Stadt sah. Endlich hob sich ihr erhabener Münster vor meinen Blicken empor.

Konstanz ist groß, aber leer. Die Grenze des Kantons Thurgau ist noch am Thor. Mit uns zugleich kamen jene Lindauer Salzschiffe an, auf die ich dorten vergebens gewartet hatte. Ich hätte heute freilich um eine Kleinigkeit herüberfahren können; doch reut es mich keineswegs, in Friedrichshafen und Mörsburg gewesen zu sein. Diese Schiffe gingen sogleich weiter nach Schaffhausen; allein ich mußte diese Gelegenheit abermals versäumen, weil ich Konstanz noch nicht gesehen hatte.

Die größte Celebrität erhält diese Stadt durch Johann Hussens Verbrennung [1]), und das damalige Konzilium [2]). Der Konziliensaal ist noch vorhanden; die Raritäten, die man darin aufbewahrt, sind folgende: Mehrere alte Rüstungen aus den Ritterzeiten, eine schwedische Fahne, welche die von den Schweden belagerten Konstanzer bei einem Ausfalle erbeuteten; eine Menge von roten Matrosenkleidern, welche gemacht wurden, als Kaiser Joseph II. im Jahre 1770 von Konstanz nach Mörsburg fuhr. Ferner zwei Sessel, auf welchen der Papst und Kaiser Sigismund, und ein Baldachin, unter welchen sie während des Konziliums saßen. Es sind schlechte Meubles. Man zeigte mir auch ein Stück von Hussens schwarzem Rocke, den er anhatte, als er zur Hinrichtung geführt wurde. Den Platz selbst, wo dieser fromme Greul geschah, weiß man nicht mehr; das Thor dahin wurde vermauert. Treuer, redlicher Huß! Hier an dem Orte, wo du littest, belebe sich jeder Biedermann dein Andenken und deinen großen Tod für Gesetz und Recht.

„Socrate prêche la raison,
Et Socrate boit la ciguë!“ [58]

Aber er freue sich zugleich; denn die Wahrheit, für die du starbest, erhob sich längst ins Leben.

---

Konstanz hat göttliche Spaziergänge. Ich ging über den baumbepflanzten Damm zwischen dem See und dem Stadtgraben, an dem das Rathaus, die Probstei, das Theater sehr angenehm liegen. Am andern Ufer, auf der Halbinsel, erhebt sich Petershausen, ein Kloster,

---

[1]) Am 5. Juni 1415.
[2]) Tagte von 1414—18.

von dem ich die Kirche besah. Der Rhein ist hier sehr breit und reißend; doch führt er das Bodenseewasser noch mit sich. Die Brücke darüber ist halb bedeckt, halb offen. Es lehnt sich daran eine sehr große Mühle, auf Pfähle gebaut, in welcher man mich umherführte.

Es versteht sich, daß ich den Münsterturm bestieg. Die Aussicht von oben läßt nicht leicht sich beschreiben. Sie ist bei weitem schöner, als jene, die ich auf der Kathedrale von Troyes über die Champagne hatte. Auf der einen Seite die ungeheure Wasserfläche, von Lindau und Bregenz begrenzt, über denen aber heute noch ein Nebel hing; gegen die Schweiz zu, die Appenzeller Gebirge, die schönen Landschaften des Thurgaus, die Klöster Kreutzlingen und Münsterlingen, das alte Schloß Kastell, die Dörfer Tägersweiler und Gottlieben mit vielen andern. Nordwestlich endlich erblickt man den Rhein, durch lachende Ufer fließend, das Dörfchen Paradies, Ermatingen, die große Bucht des Sees, die insonderheit Zellersee heißt, mitten darin die liebliche und sehr fruchtbare Insel Reichenau, die ich mir mittels des Fernrohrs ganz vor die Augen brachte, und die drei Kirchspiele, und bei 2000 Seelen hält, die sich durch Obst- und Weinbau nähren — und endlich weiter hinten die Stadt Zell. Nach der vierten Himmelsgegend zu sieht man ganz vorne, auf der Landzunge, Petershausen und ein schönes Gut der Königin von Holland, der gewesenen nämlich, die sich aber jetzt im Pfäfferser Bad aufhält, und im Hintergrunde Heiligenberg und die schwäbischen Berge.

Auf den Turm führen 286 Stufen. Er war ehemals höher, doch verlor er durch einen Brand, wie auch die Glocke, welche schmolz an Schwere, da sie sonst 250 Zentner wog, und nun auf 199 reduziert ist. Sie ist gleichwohl noch eine gewaltige Maschine. Der Münster oder die Domkirche selbst ist groß und majestätisch; so auch die größere Orgel. Auch die Stephanskirche gewährt einen schönen Anblick, wenn man an der Thüre, dem Hochaltar gegenüber, steht.

Später.

Diesen Nachmittag besuchte ich die Insel Mainau. Man gelangt von hier dahin, ohne auf das Wasser zu gehen, da vom Ende der Erdzunge bis auf die Insel ein sehr langer, auf hölzernen Pfählen ruhender, Steg führt, indem der See dort ziemlich seicht ist. Das erste Mal schlug ich einen Waldweg ein, von dem ich glücklicherweise nicht verirrte, und kam an dem kleinen Katharinenkloster, das im Gehölze versteckt liegt, vorbei. Im Rückwege ging ich auf der Landstraße, die über Egg und Allmannsdorf führt. Die Insel Mainau wird nur von 52 Menschen be-

wohnt; doch ist sie eine reizende, frucht- und weinreiche Flur, die mir die Schillerschen Worte hervorrief:

„Dort wächst das Korn in langen, schönen Auen,
Und wie ein Garten ist das Land zu schauen [1]).

Mainau ist Sonntags und also heute ziemlich voll. Nachdem ich mich im Wirtshause erfrischt hatte, denn es war sehr heiß, ging ich auf das schöne Schloß, wo man vom Altan des zweiten Stocks eine himmlische Aussicht genießt. Der See liegt seiner Länge nach vor dem Auge. Die Insel bildet einen großen Abhang, auf dessen Gipfel das Schloß steht. Es gehörte, wie die ganze Insel, dem deutschen Orden, und noch bewohnt jenes ein ehemaliger Kommandeur desselben.

Hier in Konstanz wohne ich im „Adler", als dem besten Gasthofe. An der Table d'hote befand sich unter anderen ein gewisser Kriegsrat Butzer mit seiner jungen, hübschen Frau aus Berlin, welche die Schweiz bereisen. Garnison ist hier keine. Die Sprache, obgleich sanfter als die bayrische, ist mir sehr unverständlich. Sie kommt so ziemlich dem Dialekt der alemannischen Gedichte gleich. Auch die Menschen gefallen mir; man sieht lauter artige Gesichter. Wenn ich bedenke, daß ich hier ziemlich herumgelaufen, daß man nach Mainau zwei volle Stunden rechnet, und daß ich außer diesen Seiten auch noch Briefe schrieb, so darf ich sagen, daß ich meinen Tag nicht verloren gehen ließ.

Am 1. Juli 1816. Schaffhausen.

Diesen Morgen nahm ich ein Schiff in Konstanz und fuhr den Rhein herunter, der dort noch sehr breit ist, und erst bei Stein sich mehr einengt. Er fließt durch den Zellersee, der liebliche Ufer hat. Nun sah ich die Insel Reichenau in der Nähe; doch gefiel mir die gegenüberliegende Thurgauer Seite besser. Dort ruht der Blick auf kleinen reizenden Laubwäldern, die sich im Wasser spiegelten, malerischen Dörfchen, Schlössern auf den Hügeln. Ich befuhr heute zum erstenmale den Rhein, da ich bei Mannheim nie dazu kam. Der flüssige Weg führte uns an Ermatingen und dem Städtchen Steckborn vorbei, nach Stein, wo ich zuerst das Land der Freiheit und die fürstenlose Erde betrat. Zur Rechten gewahrt man ein Schloß hoch am Berge. Ich hielt mich zum Mittagessen auf, und nahm dann sogleich wieder ein Schiff, um über Diessen-

[1]) Schiller, „Wilhelm Tell", Akt II, Scene 3: „Das Korn wächst dort" u. s. w.

hofen hierher zu fahren. Schaffhausen nimmt sich sehr gut aus, wenn man den Strom herunterkommt. Es liegen viele Landhäuser am Rhein, und sehr leicht möcht' ich, wie früher mein Plan war, in einem derselben bleiben und arbeiten. Ueberhaupt ist Johannes Müllers [1]) Vaterstadt keineswegs häßlich, hat hübsche, freundliche Häuser, die fast alle einen Titel führen. Es giebt viele Weinberge; doch ist die Gegend angenehm, und man findet schöne Promenaden. Ich sah auch den Rheinfall; — aber welche Feder, welche Zunge ist im stande, auch nur eine Idee von diesem außerordentlichen Naturschauspiele zu geben? Ich hatte gerade nicht die größte Vorstellung davon gefaßt, und war wahrhaft außer mir, als er vor mir lag. Zudem war das Wasser dies Jahr, der vielen Regen wegen, von besonderer Höhe. Ich sah den Fall zuerst von der Seite des Dorfs aus, was bei weitem imposanter ist, da er so plötzlich ins Auge fällt, als wenn man von der großen Landstraße herkommt, wo man ihn lange vorher bemerkt, eh' man ans Ufer tritt. Ich ließ mich über den Rhein fahren, und erstieg das romantisch gelegene Schloß Laufen (das zum Kanton Zürich gehört), um aus einem kleinen Pavillon, der dazu erbaut ist, auf den Fall hernieder und den Fluß ober dem Fall zu sehen. Aber welch ein Anblick vollends für den, der wieder niedersteigend, vom in die Flut sich streckenden Geländer in die Wellen hineinschaut, und wenn auch naß und triefend, und zugleich mit dem erschütterten Brettergerüste bebend, sich nicht trennen kann von dem erhabenen Schauspiel. Welch ungeheure Schnelligkeit im Sturz! Welch ein Gewühl von Wassern! Welch ein Meer von Schaum, das teils in feinem, schneeweißen Staubregen in die Luft spritzt, und sich teils, in tausendfachen Ringen und Strudeln unaufhaltsam herabwälzt! Lange hineinsehend, glaubt man, mitten in der Flut zu stehen und von ihr im Kreisel getrieben zu werden. Die gebüschbewachsenen Felsen, die im Rheinfall liegen, geben ihm noch eine besondere Kraft; doch werden sie immer mehr ausgehöhlt.

Auch die Camera clara, welche, dem Wassersturz gegenüber, auf einem Inselturm angebracht wurde, ist sehr merkwürdig. Der ganze Fall mit all seinen feinen, wundersamen Nüancen spiegelt sich auf einer weißen Fläche. Ich traf dorten drei Engländer. In den Einschreibebüchern zu Laufen fand ich ein paar bekannte Namen; doch viele unwitzige und erbärmliche Impromptüs.

---

[1]) Siehe S. 479, Anmerkung [1]).

Am 2. Juli 1816. Schaffhausen.

Ich wollte diesen Morgen nach Zürich wandern, das acht bis neun Stunden von hier ist; allein der ganze Himmel ist nur eine schwangere Wolke. Daher weiß ich noch nicht, wie ich's halten werde. Früher hatte ich beschlossen, meine Fußreise erst in Zürich anzutreten, und bis dahin zu fahren; als ich aber nach dem Preis eines Fuhrwerks fragte, nannte man eine Summe, die man in Deutschland kaum für dreißig Stunden Wegs bezahlt.

Ich wohne hier in der „Krone", die man als den ersten Gasthof nennt; doch ist die Bedienung nicht besonders. Beim Souper waren wir unserer vier: ein Schweizer, dann ein gewisser Baron Holstein aus Münster und noch ein anderer Herr, der, wie ich später erfuhr, ein Pole von Geburt ist und das Deutsche mit vieler Fertigkeit spricht. Ich hielt ihn anfangs für einen Engländer; doch er war mir zu wenig verlegen. Er redete so aufgeklärt, so unparteiisch über die politischen Verhältnisse Europas, über die Franzosen und die Deutschen, verbreitete sich, genaue Kenntnis verratend, über den Geist der Sprachen und die deutsche Litteratur, daß ich gerne und viele Worte mit ihm wechselte und wir sehr lange sitzen blieben; obgleich die anderen nur wenig teilnahmen. Den jungen Baron Holstein waren wir beide im Anfange gleichfalls versucht, für einen Engländer zu halten: er ist groß, schlank und ein wenig linkisch. Die Konversation wurde daher französisch geführt, bis er, stockend, die Ausdrücke, die ihm fehlten, auf deutsch gab. Er geht erst nach Konstanz, und von dort nach Zürich.

---

Bis jetzt gefallen mir die Schweizerinnen besser als die Schweizer: sie sind höflich und zuvorkommend, aber die Männer dünken mich grob. Die Sprache, die man hier redet, mißfällt mir nicht. Besonders fiel mir auf, daß man die ö und ü so gut ausspricht, die Diphthongen hingegen, ei, au, eu, verkürzen sie. Die Tracht hat schon etwas schweizerisch-besonderes.

Später.

Da der Regen noch nicht nachließ, und ich in der fremden Stadt so allein auf meinem Zimmer sitze, fühle ich um so mehr den Mangel an Teilnahme, als ich mich in Lindau so gut in Gesellschaft jener jungen Leute unterhielt. Wie wäre es doch ganz anders, wenn Nathan diese Reise mit mir gemacht hätte! Doch wäre ich zufrieden, wenn ich nur

weiter könnte. Ich beschäftigte mich mit Briefen an Gruber und Jacobs; auch wurden einige Verse zu Papier gebracht.

Dieser große Gasthof ist ziemlich lebhaft. Es gehen und kommen beständig. Meine gestrigen Tischgenossen sind bereits abgereist; auch jene drei Engländer, die ich in Laufen fand, nachdem sie sich noch tüchtig mit dem Wirte herumgezankt. Dafür kamen zwei andere ihrer Landsleute, die mit uns zu Mittag aßen. Mit dem einen, der neben mir saß, sprach ich ziemlich viel, doch nur französisch; ich wollte meine sieben englischen Phrasen nicht zusammensuchen, da ich weiß, daß den Engländern kein Gefallen damit geschieht. Außerdem bestand die Gesellschaft noch aus einer Familie von Darmstadt, Namens Günderode. Der Vater ist Kammerherr und Appellationsrat, der außer seiner Frau noch zwei hübsche erwachsene Töchter, einen kleinen Sohn und eine Gouvernante bei sich hat. Die Dame selbst ist eine Tochter des verstorbenen Hofmarschalls Kettelhodt von Rudolstadt und ist sehr redselig. Sie machten einen Abstecher von Freiburg aus, um den Rheinfall zu sehen, kommen aber, des schlechten Wetters wegen, nicht dazu. Auch des Abends aßen sie mit uns, wo noch ein ältlicher Herr gegenwärtig war, der sich aber nicht eher in das Gespräch mischte, als bis der Kammerherr mit seiner Familie sich zurückgezogen. Sodann machte er viele witzige und gute Bemerkungen. Ueber Meiners Briefe fällte er kein zu günstiges Urteil. Er sagte, daß Meiners [1]) zu große Ideen von der Schweiz erweckte, die nachher nicht erfüllt werden könnten. Was den Rheinfall betrifft, so habe ich diese Bemerkung nicht gemacht, und für diesen ist doch gerade Meiners Enthusiast.

Es soupierte nämlich noch ein Professor (denn dafür hielt ich ihn) aus Berlin oder Königsberg da, der mit seinem Bruder, welcher letzterer nicht an der Tafel speiste, von der preußischen Regierung zu reisen beauftragt wurde. Er besucht Hofwyl und Yverdün [2]), und als er hörte, daß ich vielleicht nach Bern ginge, schlug er mir vor, die Reise zusammen zu machen, da das Wetter jetzt zu schlecht wäre, um zu Fuß zu gehen. Zum mindesten sollte ich morgen oder übermorgen mit nach Zürich fahren, aber ich kann mich unmöglich noch einen Tag hier aufhalten, und jene beiden haben noch vieles mit Professor Müller, dem Bruder

---

[1]) Vgl. S. 154, Anmerkung [1]): „Briefe über die Schweiz", Teil I—IV (1785 bis 1790). Ueber den Rheinfall vgl. Teil III, S. 28 ff.

[2]) Beide Orte durch Fellenbergs (1771—1841) und Pestalozzis (1746—1827) philantropische Lehranstalten im ersten Drittel des Jahrhunderts berühmt.

des Geschichtsschreibers, abzumachen. Uebrigens wäre es mir angenehm, mit gebildeten Leuten zu reisen.

Am 3. Juli 1816. Schaffhausen.

Wahrscheinlich fahre ich nun heute mittag mit jenen zweien Pädagogen nach Zürich, da es noch beständig regnet. Ich lernte nun auch den jüngeren Bruder kennen, oder ich glaube, es ist vielmehr der ältere. Professor Müller wird ihnen einen Wagen besorgen. Ich sehe traurig in die Zukunft; diese schlechte Witterung, welche die Zeitungen den Sonnenflecken zuschreiben, wird mir manche Freude verderben. So geht es mit unseren Beschlüssen. Der Mensch denkt's, Gott lenkt's.

Denselben Tag zu Zürich.

Hier bin ich denn wirklich in Zürich, wo ich diesen Abend gegen neun Uhr mit meinen beiden Begleitern ankam; in dieser Stadt, ihrer Sitteneinfalt wegen so berühmt, wo es jetzt lebhafter als sonst ist, da die Tagsatzung sich hier versammelt und man Gesandte aus allen Kantonen findet. Hier lebten Zwingli, Lavater, Bodmer, Geßner, weise und sanfte Männer; hier durch diese Straßen wandelten sie, an den Ufern dieses lieblichen Sees.

---

Heute, gleich nach dem Mittagessen, reiste ich mit den beiden Doktors Bernhardt (so heißen meine Begleiter, welche beide Schulinspektoren, der eine zu Halle, der andere zu Potsdam ist) von Schaffhausen ab. Bei Tische waren jene beiden Engländer wieder zugegen, wie auch jener ältliche Herr, welcher der Oberst Zastrow aus Hannover ist. Ich nannte ihm daher meinen Namen. Er kennt meine Familie genau und sprach von ihren Besitzungen. Was meine Reisegefährten betrifft, wovon der eine ziemlich kränklich ist, so mögen sie in ihrem Fache sehr gelehrt sein; allein in manchen Stücken schienen sie mir doch ein wenig pedantisch, wie alle Leute, die bis in ihr dreißigstes Jahr vielleicht auf ihrer Schreibstube sitzen. Oft ist ihr Arbeitszimmer die Welt, aus der sie Stoff für die Bildung der Jugend schöpfen. Aber es ist nicht jedermanns Geschick, sich früh unter die Menschen zu mischen. Wir hatten einen Lohnkutscher genommen, der, obgleich er so teuer als möglich war, doch in einem Nachmittage hieherfuhr, was sehr viel ist für einen Schweizerfuhrmann. So sehr pocht ihre Bequemlichkeit auf das Bedürfnis der vielen Reisenden.

Wir kamen noch am Rheinfall vorbei, den meine Reisegefährten besuchten, da sie ihn noch nie gesehen hatten. Noch einmal beschaute

ich dieses königliche Spiel der Natur und hörte das Donnergetöse. Unser Weg führte uns eine Strecke weit zurück in das badische Gebiet. Er ging über Jestetten, Eglisau, Bülach und Kloten. In Eglisau mußten wir uns, des bequemen Kutschers wegen, eine geraume Zeit aufhalten. Es ist ein häßlicher Ort, aber sehr schön gelegen, in einer fruchtbaren Gegend am Rhein, über den eine herrliche bedeckte Brücke führt. Ich sagte dem Vater der Ströme Lebewohl, da ich ihn sobald nicht mehr sehen werde. Bülach und Kloten liegen an der Glatt; letzteres ist ein ansehnliches Dorf. Das Getreide stand auf dem ganzen Weg sehr schön.

Hier wohne ich im „Schwert" (vielleicht dem ersten Gasthof der Schweiz, der auch wirklich seinesgleichen sucht) vortrefflich und zwar im ersten Stock, wo sich mir die herrlichste Aussicht über den Züricher See darbietet, der jetzt, von den Lampen der gegenüberstehenden Häuser beschimmert, nächtlich, aber hörbar rauschend vor mir daliegt.

Am 4. Juli 1816. Zürich.

Kaum kann ich beschreiben, wie sehr ich mir in Zürich gefalle, in dieser frommen und fleißigen Handelsstadt: alles ist schön und gut, was ich von Geist, Anlagen, Merkwürdigkeiten gesehen oder gehört habe. Ich habe so vieles zu erzählen, daß ich manches vergessen werde.

Von Dingen, die sich auf den Gebrauch beziehen, merke ich an: Alle jungen Leute des Kantons Zürich sind Soldaten, und alle Monate wechselt das Militär, während welcher Zeit die Dienstthuenden denn auch viel exerziert werden. Rote Binden um den Arm trägt alles Militär der Schweiz. Die Gesandten der auswärtigen Mächte haben hier Schildwachen vor ihren Häusern, bis auf den englischen, der keinen annimmt. Die Gesetze gegen den Luxus der Tracht existieren zwar nicht mehr, doch werden sie noch ziemlich gehalten. Mit Karten wird in Zürich nicht gespielt. Statt des Namens „Mädchen" braucht man hier den schöneren Ausdruck Töchter, also gleichsam Töchter der Stadt, der Republik. So nennt man auch die unverheirateten Frauenzimmer in der Schweiz „Züricher Töchter". Wenn eine Leiche gehalten wird, so stellen sich die drei nächsten Anverwandten des Verstorbenen unter das Haus und reichen den anderen Freunden und Bekannten, welche mitgehen, die Hand.

Diesen Vormittag brachte ich teils hin, mir bei dem Kaufmann Klauser-Mayer einen Wechsel auszahlen und einen neuen Brief nach Luzern oder Bern ausstellen zu lassen, teils in der Buchhandlung Orells und Füßlis, wo ich mir eine vortreffliche Karte von der Schweiz kaufte und eine Sammlung von Schweizerlandschaften betrachtete, durch mehrere

einheimische Künstler gestochen; teils besah ich die Stadt, die aber keineswegs schön ist, und meist aus engen und steilen Gassen besteht, desto schöner ist die Lage, desto schöner sind die öffentlichen Gebäude, das Rathaus, die Bibliothek, das Zunfthaus, wo getagt wird (leider bei verschlossenen Thüren), das Waisenhaus und andere. Die Hauptkirchen sind das große Münster, das Frauenmünster, die Peterskirche. Die schönste Lage von allen Gebäuden der Stadt hat unstreitig unser Gasthof. Er ist an einer Brücke über die Limmat gebaut, unweit der Stelle, wo dieser Fluß aus dem See herausfließt, auf welcher Brücke auch der Markt abgehalten wird, was dem Ort eine neue Lebhaftigkeit verschafft. Die Aussicht geht von der Vorderseite, wo ich wohne, auf die Limmat und den Züricher See mit seinen unbeschreiblich lieblichen, blühenden, üppigen Uferhügeln, hinter denen sich höhere und immer höhere Berge bis an die Schneegebirge erheben. Meinem Fenster ungefähr gegenüber, wo der See endigt, steht ein Turm mitten im Wasser, der zur Aufbewahrung der Kriminalverbrecher bestimmt ist. Sie sind gleichsam nicht wert, mehr auf der Erde zu weilen, und bedürfen des reinigenden Elements. Jener Turm heißt der Wellenturm.

Die Stadt zerfällt in zwei Hälften, die große und kleine Stadt, wovon die große am rechten Ufer der Limmat, ihrem Lauf nach, liegt. So teilen sich auch die Promenaden in die obere und untere. Die untere in der kleinen Stadt ist bei weitem schöner; ich besuche sie diesen Nachmittag mit den beiden Bernhardts, nachdem wir über den Schützenplatz gegangen waren, wo gegenwärtig ein großes Schießen stattfindet. Auf der Promenade werden, außer Sonntag abends, nur sehr wenig Leute getroffen, weil es die Züricher nicht für schicklich halten, sich an Werktagen als Müßiggänger zu zeigen. Wir besuchten die Landspitze, wo man die gelbe Sihl sich in die breite Limmat ergießen sieht. Ueber die Sihl geht weiter unten eine sehr schöne Brücke, vom nämlichen Meister wie die zu Eglisau, erbaut. Wir besuchten auch Geßners[1]) Denkmal von Berner Marmor, mit der oben angebrachten Urne, 14 Fuß hoch, im einfachen, edeln Stil, wie des redlichen Mannes seiner. Die Inschrift lautet: „Dem Andenken Geßners von seinen Mitbürgern", und weiter unten eine Stelle aus dem „Tod Abels" [2]): „Billig verehrt die Nachwelt den Dichter, welchen die Musen geweiht haben, die Welt Unschuld und Tugend zu lehren." Weiter weg ist ein Gartenhaus, in dem man,

---

[1]) Salomon Geßner (1730—88), der Idyllendichter.

[2]) Von Geßner; erschien 1756.

aus karrarischem Marmor, in Basrelief eine Stelle aus einer Geßnerschen Idylle, von Trippel [1]) aus Rom abgebildet sieht. Auch auf dem Denkmal findet man das Bild des Dichters, auf welchen die Worte des lieblichen Gresset zu gehören scheinen:

„Depuis sa flûte fut brisée
L'Idylle perdit ses attraits" [2]).

Man sieht, daß die Schweizer noch nicht aufgehört haben, ihre verherrlichten Bürger zu ehren.

---

Unser Lohnbedienter, der ein sehr unterrichteter Mensch ist (wie denn überhaupt die gemeinen Schweizer in ihres Landes Anbetreff) führte uns auch auf eine Bastion, welche die „Katze" heißt und von der aus man eine gar reizende Aussicht genießt. Man erblickt die üppigen, bis auf das kleinste Fleckchen bebauten Umgebungen dieser fleißigen und industriösen Stadt und den stillen See und ringsum die hohen Gebirge, die sich wohl alle freuen müssen, hinabzuschauen in ein so glückliches Thal. Schon jetzt begreife ich, warum sich die Schweizer niemals an unsere Ebenen gewöhnen.

Später gingen wir auf den Gottesacker der kleinen Stadt, wo Lavaters [3]) Gebeine ruhen. Dieser sanfte und schwärmerische Mann wird noch allgemein geachtet. Und in der That, wenn alle Schwärmer Lavaters wären, es wäre doch wohl wenig von dieser verderblichen Sekte zu befürchten. Nie sah ich einen freundlicheren Kirchhof als diesen; statt der Kreuze findet man weiße und rote Rosenstöcke auf jedem Hügel. Unter diesen Blumen schläft der Freund der Menschen. Ein einfacher Stein bezeichnet seine Ruhestätte: „Lavaters Grab" ist alles, was man darauf liest, und mehr bedarf es nicht. Zwei Thränenweiden sind auf das Grab gepflanzt, und ich nahm einen kleinen Zweig davon als Reliquie mit mir. Man zeigte uns auch die Peterskirche, worin er predigte, das Haus, wo er wohnte, und den Platz, wo er den tödlichen Schuß erhielt, als er den Streit zweier Ungestümen schlichten wollte [4]). Er starb in

---

[1]) Alexander Trippel (1744—93), geborener Schaffhausener, der während Goethes Aufenthalt in Rom dessen bekannte Porträtbüste schuf.

[2]) Ode XI, Tome I, p. 257: „Lorsque leur flûte" etc.

[3]) Siehe S. 485, Anmerkung [1]).

[4]) Lavater erhielt die Wunde am 26. September 1799, in der Folge der sogenannten zweiten Schlacht bei Zürich, bei der Einnahme der Stadt durch die siegreichen Franzosen. Er starb 2. Januar 1801.

seinem Berufe; sein Mörder ward nicht bestraft, der unruhigen Zeiten wegen. Noch mit offener Wunde predigte er, da er noch ein paar Wochen lebte, und so blieb er geduldig und liebreich bis an sein Ende. Diesen Morgen sah ich auch seinen Bruder.

Wir kamen auch an einem Garten vorüber, der ehemals Bodmer [1]) gehörte. Von dort führte uns der Weg in die Bibliothek, ein sehr schönes Gebäude, da es sonst eine Kirche war. Nun ist es in drei Galerien übereinander abgeteilt, die Chroniken enthält der unterste Saal. Dort ist auch ein Monument des Bürgermeisters Heidegger. Die merkwürdigen Handschriften konnten wir im Augenblicke nicht sehen, so auch nicht Zwinglis Bild von Holbein [2]), das eben ein Maler kopiert, jedoch das seiner Frau. Man findet Konterfeien von mehreren Bürgermeistern dieser alten Stadt, auch Geßners und anderer berühmter Züricher Büsten. Vor allen aber Lavaters seine, mit sprechender Kunst von Dannecker [3]) in Alabaster gearbeitet. In seinen feinen und edlen Zügen, die lebend von einer großen Beweglichkeit zu sein scheinen, spricht sich ganz jener milde Charakter aus, den wir an ihm verehren. Er selbst also widerlegt seine Kunst nicht. Eine andere Sehenswürdigkeit der Bibliothek ist ein Basrelief der Schweizergebirge, von einem gewissen Müller aus dem Kanton Bern gearbeitet; doch soll es dem von Pfyffer [4]) nicht gleichkommen. Der Stoff ist Ziegelmehl mit Harz vermischt, die Seen sind von Glas.

---

Schon gleich im Anfange unserer Wanderung waren wir im Waisenhause, ein sehr schönes Gebäude, das seine vordere Fassade gegen die Limmat kehrt. Es ward in den siebziger Jahren erbaut und nährt 100 Waisen. Die Einrichtung gefiel mir sehr wohl; alles ist so reinlich, so heiter, so ordentlich; die Bettstätten sind von Eisen. Auch ein Garten ist am Haus, in welchem wir eben einen Teil der Kinder, die ihr Abendbrot verzehrten, sahen. Später begegneten wir einem Haufen Schulknaben, die zu den gymnastischen Uebungen geführt wurden. Einer der ersten Erzieher unserer Tage ist ein Züricher — Pestalozzi [5]). So ist

[1]) Johann Jakob Bodmer (1698—1786), der Gegner Gottscheds und Freund und Förderer Klopstocks, welcher im Sommer 1750 auch sein Gast war.

[2]) Irrtümlich diesem zugeschrieben.

[3]) Joh. Heinr. Dannecker (1758—1841), Mitschüler Schillers an der Karlsschule, dessen schönste Büste (Weimarer Bibliothek) auch von ihm stammt.

[4]) Siehe S. 582, Anmerkung [1]).

[5]) Siehe S. 567, Anmerkung [2]).

denn vieles Leben in diesem kleinen Staat. Besonders unverkennbar ist die Freimütigkeit, die unter diesen Leuten herrscht. Statt unserer Kratzfüße und Abschiedskomplimente drückt man sich hier, wenn man auseinandergeht, mit den Worten: „Leben Sie wohl“ die Hand.

Später.

Ich habe noch nicht von der heutigen Table d'hote gesprochen; sie war sehr groß und voll. Ich traf mehrere Personen, die ich schon kannte. Die drei Engländer, die ich in Laufen fand, den Kriegsrat Butzer, den ich in Konstanz verließ, den Oberst Zastrow, der von Schaffhausen angekommen, und endlich — Herrn von Wallmenich und die Gombarts. Sie fuhren heute morgen von Winterthur weg und hatten sich zwei Tage in St. Gallen aufgehalten. Es überraschte mich recht angenehm, sie hier zu finden. Anfangs entschlossen sie sich, mit mir morgen nach Rapperswyl zu gehen und später den Gotthard zu besteigen, nun aber haben sie ihren Plan wieder abgeändert und wollen von hier gleich nach dem Rigi. Ich werde mich also wieder allein davonmachen.

Unser Schwertwirt, Felix Peter, thut alles, um seine Gäste zu vergnügen. Sowohl mittags als abends hatten wir Tafelmusik, nur war die letztere besser und zugleich mit einer Illumination verbunden, welche plötzlich durch eine geöffnete Thür sichtbar wurde. Die Musik beim Diner bestand nur aus einem Geiger, einer Geigerin, und einem anderen Mädchen, das das Klarinett blies und abwechselnd Schweizerlieder sang. Der Wirt zeigte uns auch ein dritthalbjähriges Schaf, das über 300 Pfund wiegt, von ganz ungewöhnlicher, wahrhaft erstaunlicher Größe, und so wild, daß es nur durch einen Zaum kann gebändigt werden. So hat er auch einen Affen. Was mir in dem hiesigen Gasthofe, des Unterschieds mit Deutschland wegen, auffiel, ist, daß man nicht eine einzige Zeitung haben kann, soviele auch in der Schweiz herauskommen. Es geschieht aus Industrie. Es ist nämlich ein eigenes Kaffeehaus vorhanden, wo man Zeitungen findet, und dafür ein Entree bezahlt. Uebrigens giebt es kein zweites „Schwert“ mehr.

Am 5. Juli 1816. Zürich.

Ich bin noch hier, da ich für jetzt nicht nach Rapperswyl gehe, sondern mich entschlossen habe, die Route mit den Gombarts zu machen. Es scheint nicht, daß uns morgen gutes Wetter zu unserer Abreise begünstigen wird.

Heute morgen war ich mit den Gombarts im Blindeninstitut, eine

sehenswürdige Anstalt. Es sind in allem sechzehn blinde Kinder, die in Handarbeiten, Rechnen, Schreiben, Lesen (mit den Händen nämlich) unterrichtet werden. Was sie lesen, muß freilich auf ihre eigene Art geschrieben sein, d. h. mit eisernen Stiften in Buchstabenform, welche eine rauhe Spur auf dem Papier zurücklassen. Die meisten sind von Geburt blind. Wir kauften etwas von den Arbeiten der Mädchen. Hierauf gingen wir in die Wollenspinnfabrik, eine merkwürdige Anstalt, wo durch künstliche Maschinen an einem Tage zwei Ballen ganz roher Wolle zum feinsten Faden verarbeitet, und zum Verschicken bereitet werden können. Die kunstvolle Einrichtung der Maschinen, die alle leicht zu handhaben sind, erregt Erstaunen, obgleich es mir an Geschicklichkeit und technischen Ausdrücken fehlt, sie zu beschreiben, was auch nur Zeichnungen thun können. Es arbeiten 250 Menschen in jener Fabrik.

Am Schützenplatz sahen wir einen ausgestopften Bären, den kürzlich ein Schütze im Kanton Glarus erlegt hat. Später gingen wir über den Lindenhof, ein Ort, mit uralten Bäumen bepflanzt, wo ehemals Gericht gehalten wurde.

Eine interessante Bekanntschaft, die ich machte, und zwar durch die Doktors Bernhardt, war die des Herrn Nägeli [1]), vielleicht des ersten Musikers der Schweiz, ein braver, und in seinem Fache gewiß sehr tieferfahrner Mann. Wir waren bei ihm. Er sprach uns von seiner Singmethode, welche darauf ausgeht, die Schwierigkeiten, so die Kinder, wenn sie singen lernen, auf einmal überwinden müssen, zu vereinzeln. Diese Methode ist in den preußischen Staaten eingeführt. Er gab mir eine Liedersammlung mit seiner Komposition, „Liederkranz" betitelt, um in München für das künftige Heft Subskribenten zu sammeln. Ich werde sie an einen Freund schicken, um dies besorgen zu lassen. Unter den Liedern sind viele Körnerische, die die Schweizer, des Patriotismus wegen, der sich darin kund thut, besonders auszeichnen. Von den neueren deutschen Dichtern scheint Herr Nägeli viel auf Uhland zu halten, dessen letzte Arbeiten er sehr lobte. Er ist ein Mann von hoher Statur, mit freien, großen Zügen. Bei Tische sah ich heute den preußischen Gesandten, Herrn von Gruner [2]). Auch der Baron Holstein, den ich von Schaffhausen kenne, ist nun hier.

---

[1]) Hans Georg Nägeli (1768—1836), der bekannte Liederkomponist, welcher die Pestalozzische Erziehungsmethode auch auf den Gesangunterricht anwendete. Begründer des Schweizer Männerchorgesangs und der Schweizer Gesangfeste.

[2]) Siehe S. 604, Anmerkung [1]).

Am 7. Juli 1816. Luzern.

Sehr überrascht waren wir, als wir gestern morgen erwachten und den trüben Himmel erheitert fanden, und die Wolken sich nach und nach verloren, und uns alles das schönste Wetter versprach. Wir beschlossen abzureisen und zwar, da wir die Wege noch zu kotig vermuteten, zu Wagen. Wir nahmen eine offene Chaise, die uns nicht an der Umsicht hinderte. Ich trennte mich fast ungern von Zürich, wenn ich nicht in der Erwartung so großer Dinge gelebt hätte. Mein Felleisen ließ ich dort zurück, und nahm nur einen Büchsensack mit dem nötigen mit mir. Obgleich wir erst um neun Uhr wegfuhren, so übernachteten wir doch denselben Tag am Hospitium des Rigiberges. Schon um die fünfte Stunde des Morgens verließen die Doktors Bernhardt Zürich und wandten sich nach Bern zu. Ich hatte sie immer mehr schätzen lernen; sie bezogen, wie Herr Nägeli, alles auf das Glück und die Vervollkommnung der Menschen.

Unser leichter Wagen führte uns an mancher lieblichen Flur vorbei, und anfangs ging der Weg teils am See, teils an der Sihl hin. Endlich kamen wir an den Fuß des Albis, den wir besteigen wollten, und daher unsere Chaise verließen. Der Pfad ist nicht steil, besonders nicht bis an den Gasthof. Am Gipfel, wo eine Hochwacht ist, die herrlichsten Aussichten über den Züricher und Zuger See. Die Appenzeller und Glarner Bergketten lagen in ihrer weißen Hoheit vor uns da. Man zeigte uns das Wäldchen, in dem einst Geßner in stiller Einsamkeit wohnte. Was den Züricher See noch besonders angenehm macht, ist seine Schmalheit, wodurch man in den Stand gesetzt wird, beide milde Ufer zugleich zu überschauen. Ganz frei steht der Albis nicht, und die Aussicht wird an einigen Orten beschränkt. Wir hatten ein gutes Fernrohr. Auch der Kriegsrat Butzer, den wir mit seiner hübschen Frau begegneten, erstieg den Berg einige Zeit vor uns. Ins Wirtshaus zurückgekommen, wo wir uns ein wenig aufhielten, fuhren wir am Türlersee vorüber, über Husen, Kappel (wo Zwingli, der Treue, fiel)[1], Baar nach Zug. Der Weg bis dahin ist ein Paradies, ein Garten, voll der lieblichsten Abwechselungen. Die Nußbäume wachsen dort sehr häufig, und viel höher, als man sie anderswo sieht; so auch alle anderen Bäume, selbst die Eichen, die in diesen Thälern eine ungewöhnliche, pappelgleiche Schlankheit erreichen, ohne sich in die Breite zu entfalten. In diesen Gegenden ist die schweizerischteure Gewohnheit, alle 100 Schritte eine Geländersperre anzubringen,

[1] 11. Oktober 1531.

was eigentlich geschieht, damit das Vieh sich nicht verlaufe; allein wir mußten ohne Aufhören die Jungen, die uns öffneten, bezahlen. Die Zuger Tracht ist nicht so hübsch als die Züricher, besonders ist der Kopfputz der Weiber, der einem schwankenden Schiff ähnelt, abscheulich. Man könnte ihn auch mit zwei auseinander laufenden Hahnenkämmen vergleichen. Er gehört eigentlich mehr der Schwyzer Tracht zu.

Zug selbst, wo wir zu Mittag aßen (und nebenbei gesagt, im „Hirschen" eine unmenschliche Zeche bezahlen mußten), ist ein freundliches Städtchen, dessen Umgebungen entzückend sind. Wir überfuhren den Zuger See seiner Länge nach in einer Art Gondel. Er hat waldige, einsame, felsige, und auch wieder milde, landhausgeschmückte Ufer. Hier sahen wir uns zuerst ringsum von hohen Bergen eingeschlossen. Der See teilt sich in zwei Kessel, die durch eine Landspitze so geschieden werden, daß man sie nicht zugleich übersehen kann. Wir erblickten zuerst in der Nähe den Rigi, und beschlossen, ihn noch selben Tages bis zu den Gasthöfen, zwei Drittel des Wegs nämlich, zu ersteigen. Auf unserer Fahrt am Zuger See war es auch, wo wir das erste Alphorn hörten, das melodisch flötend von der Höhe herabklang. Ich fühlte zum erstenmal recht innig, daß ich in der Schweiz wäre. Zuerst landeten wir in Immisee, ein lieblich gelegenes Dörfchen, und ließen uns gegen Küßnacht in die bekannte hohle Gasse und an die Kapelle führen, die auf dem Platze, wo Geßler fiel, erbaut wurde. Man zeigt die Stelle, wo der Tell stand und anlegte. Die hohle Gasse ist übrigens kein Felsensteig; sondern ein niedriger, gewöhnlicher, gesträuchbewachsener Hohlweg. An dem Kirchlein ist des Tells Geschichte angemalt, und darunter liest man die Worte:

> Hier ist Geßlers Hochmut vom Tell erschossen,
> Und der Schweizer edle Freiheit entsprossen,
> Wie lang aber wird sie währen?
> Noch lang, wenn wir die Alten wären.

Sie fühlen also, daß sie es nicht mehr sind. Einer lebhaften Einbildungskraft hinterlassen solche Stellen heiliger Erinnerung feste Eindrücke. Durch die Fluren, die wir durchwandelten, sind einst jene stärkeren Männer gewandelt, und erhuben sich in ihrer Kraft. Und wir gingen so harmlos durch dies Feld der Thaten. Messe wird in jener Kapelle nur selten gehalten; dennoch verehren alle Schweizer, Große und Geringe, ihren Tell mehr, als wie irgend einen großen Mann unseres Vaterlandes.

Wir kehrten nach Immisee zurück, wo eben Gottesdienst stattfand,

und fuhren über den See nach Art, an sein südlichstes Ende. Ueberaus schön liegt dieser freundliche, reinliche Flecken. An einem Hause findet man unter anderen den Basler Totentanz mit drolligen Reimen abgemalt. Wir hielten uns nicht auf, und sahen uns nur nach einem guten Führer auf den Rigi und in die anderen Gebirge um. Er heißt Dominik Jütz, und wurde uns in Zürich empfohlen. Dieser versah uns mit langen Wanderstäben, unten mit eisernen Spitzen beschlagen; und obgleich es schon acht Uhr des Abends war, so traten wir doch unsere Bergpilgerschaft, auf den Mond vertrauend, von Art aus an, welcher Ort zum Kanton Schwyz gehört.

Am 8. Juli 1816. Luzern.

Vorerst führte uns unser wohlunterrichteter Wegweiser zu den Ruinen von Goldau, welches mit noch kleineren Dorfschaften im Jahre 1806 durch einen Bergsturz verschüttet wurde. Es war der Roß- oder Rufiberg, dessen eine Seite diesen gräßlichen Fall machte, und das Thal mit Hügeln und Felsenstücken bedeckte. Er gehört, wie der Rigi, zu den Flötzgebirgen, die einmal vom Urgebirge teilweise an ihre jetzige Stelle angeschwemmt worden sind, und daher mit Sand und Mörtel angefüllte Zwischenräume enthalten, wodurch es leicht geschieht, daß sich Stücke ablösen. Ein großer Teil des Roßbergs fiel in den Lowerzer See und beengte seinen Umfang. Das Thal, mit riesenhaften Steinmassen, die teils wieder überwachsen sind, besät, gewährt einen grausenvollen, traurigen Anblick. Wo ehemals Menschen friedlich wohnten, kehrt sich jetzt das Auge mit Abscheu von dieser rauhsten Wildnis. Bei einer gleichen Beleuchtung, als wir dies Schauspiel erblickten, muß Matthison ein ähnliches gesehen haben, wenn er singt:

„Wild starren, matt vom Schimmer
Der Abendsonn' erhellt,
Gestürzter Berge Trümmer,
Wie Trümmer einer Welt" [1]).

Von dort fingen wir an, den Rigi zu besteigen. Die Nacht breitete ihre Fittiche auseinander, aber der silberne Mond grüßte uns mit mildem Lichte über die Berge her. Hinter uns lag der See von Lowerz, die Schwyzerhacken und der Mythenstein hoben die spitzen Gipfel in das Halbdunkel. Zu unserer Seite rauschte der Aabach. So ging es von Höh zu Höh, über Stege und Steine. Unsere erste Niederlassung war eine hölzerne Hütte, genannt „zum obern Schirmbach":

---

[1]) „Gedichte" (Tübingen 1811), Erster Teil, S. 210 („Der Alpenwanderer").

„Dem Wanderer zur kurzen Ruh bereitet“ [1]).

Hier sahen wir uns rings von Felsen umgeben, und die Waldströme brausten laut, aber unsichtbar in der Tiefe, und der Mond sah mitten hinein. Immer romantischer wurde der Weg, immer wilder; von Zeit zu Zeit verschwand der Wagen der Luna hinter den Bergen. Wir kamen oft an einsamen Alpen und Sennhütten vorüber, wo einzelne Kühe noch weideten, und ihre Glocken durch die stille Nacht ertönten. Zerstreute Kapellen sind hier und da den Hirten bereitet, die mit ihren Herden auf den Bergen übersommern, und erst im Herbste wieder zu den Menschen hinuntersteigen.

Endlich hatten wir zwei Dritteile unseres Wegs vollendet, und erreichten die Gasthöfe, wo wir übernachteten. Es sind vier auf dem Rigi nebeneinander. Auch ein Hospitium ist da, wo drei Kapuziner wohnen, die selbst während des Winters oben bleiben. Das Dörfchen heißt Maria zum Schnee und ist ein besuchter Wallfahrtsort. Wir wohnten im „Ochsen“, wo wir zu Nacht aßen, doch nur ein paar Stunden Schlaf genossen, um den folgenden Morgen die Sonne am Rigikulm aufgehen zu sehen.

Am 9. Juli 1816. Brunnen im Kanton Schwyz.

Wir sind hier in Brunnen am Vierwaldstättersee, und wollten über das Wasser nach Altorf, aber der Föhn ist los [2]), man kann nicht fahren, und es giebt keinen Landweg. So setze ich denn hier meine Reisenotizen fort.

Am Siebenten früh morgens stiegen wir vollends zum Gipfel des Rigi empor. Wir waren hochbeglückt in Hinsicht des Wetters und genossen einen Anblick, wie er seit lange keinem Reisenden mehr zu teil geworden. Der Kulm, so heißt der Gipfel auf dem ein Kreuz errichtet, ist ziemlich steil. Wir fanden an manchen Stellen noch eine ansehnliche Menge Schnees. Der Rigi, der 5700 Fuß über das Mittelländische Meer erhaben ist, gilt mit Recht, was die Umsicht anbelangt, als einer der berühmtesten Berge der Schweiz. Kein anderer Berg in der Nähe hindert hier das freie Schweifen der Blicke. Groß und stolz hob sich die Sonne aus den Nebeln, und immer weiter drang das Auge über Wasser und Land, und Hügel und Berge, und Wälder und Triften. Vorderwärts sahen wir die flächere Schweiz, in allem dreizehn Seen,

---

[1]) Schiller, „Wilhelm Tell“, Akt IV, Scene 3.

[2]) Schiller, „Wilhelm Tell“, Akt I, Scene 1.

unter den Orten am lieblichsten Luzern, Art, Küßnacht. Traurig weilt der Blick auf den Trümmern Goldaus. Südwärts lag die ganze weiße majestätische Kettenreihe des Urgebirgs vor uns da; des Finsteraarhorns, der Wetterhörner drohende Häupter. Auf der einen Seite lachte uns der Frühling, der Winter starrte auf der anderen. Hoch standen wir über den Wohnungen des Staubes und sahen hinunter auf die kleinere Welt. Wie unbedeutend erscheint alles Machwerk der Menschen beim Anblick der gewaltigen Formen der Natur. Hier müsse in dem wildesten Menschen der Begriff eines Gottes entstehen, wenn er auch nie davon gewußt hätte. Wir verehrten den Meister in seinen Meisterwerken. Creatorem natura. Das Wort „Gott" ist es, was sich hier unwillkürlich allmächtig aufdrängt. Wir wissen, wir erkennen nichts größeres.

Es wird nun ein Haus am Kulm gebaut, um künftig Fremde beherbergen zu können. Wir mußten mit der Hütte, die man findet, vorlieb nehmen, und ließen uns ein Feuer anschüren, denn es war ziemlich kalt. Wir frühstückten und blieben in allem drei Stunden oben. In der Hütte fanden wir ein Fremdenbuch, wie übrigens allerwegen in der Schweiz, eine annehmliche Gewohnheit. Das Buch war noch ziemlich neu, wenig bekannte Namen, wenig hübsche Verse und Impromptüs. Der Dichter berühmteste war der englische Walter Scott, der aber in seinen Reimen nichts von den Naturschönheiten des Rigi schrieb, sondern nur einen Rat in Hinsicht des Besteigens und Aufenthalts daselbst gab, der übrigens, wenn man einmal oben war, von keinem Nutzen mehr sein konnte. Vielleicht wollte er nichts anderes schreiben, um nicht glauben zu machen, daß ihn bloß einer seiner Landsleute citiere.

Ich selbst, als wir weggingen, zeichnete unbedeutende Verse in das Buch ein, um später vielleicht kommenden Freunden meiner Reisegefährten oder meiner selbst, ein unbedeutendes Denkmal zurückzulassen, um ihnen anzuzeigen, mit welchem Glücke wir ein Abenteuer bestanden, daß sie dann gleichfalls zu bestehen im Begriff sind. Hier die Reime:

Bei dem Licht des Vollmonds, unerschrocken,
Stiegen wir bis an ein wirtbar Haus:
Unterm leisen Klang der Herdenglocken
Und der Bäche donnerndem Gebraus.
Aber kaum begann die Nacht zu weichen,
Klimmten wir bis an des Kulmes Kreuz,
Sahn die Sonne majestätisch steigen,
Sahn beglückt in die beglückte Schweiz.
Die ihr je hierher kommt, deutsche Brüder,
Sanfte Freunde herrlicher Natur,

Hier genießt, und kehrt dann freudig wieder
Nach der heimatlichen Väterflur.

Auf dem Rigikulm sieht man keine Bäume mehr, und die Waldströme hört man nicht mehr brausen. Doch giebt's allenthalben noch Rasen, und ich nahm einige Blumen mit mir. Dann stiegen wir wieder bis Maria zum Schnee hinunter, und fanden die Kapelle geöffnet, da es gerade Sonntag war, und eine Menge von Wallfahrern war da, um die Messe zu hören. Wir sahen die Trachten von mehreren Kantons, wovon die von Luzern die hübscheste ist. Man glaubt sich im Theater, wenn man so viele netten Gestalten in ihrer schmucken Kleidung und ihren sauberen, bebänderten Strohhüten, die ganz flach auf dem Kopfe getragen werden, an sich vorbeigehen sieht. Im Kirchlein giebt es eine ungeheure Anzahl von Votivtafeln, Krücken, hölzernen Armen und Beinen und dergleichen. Ueberhaupt sind die katholischen Kantone reich an einsamen Gotteshäusern.

Unsere Rückreise vom Rigi nahmen wir gegen Weggis zu, ein sehr steinigter und beschwerlicher, allein an rauhen und milden Schönheiten der Natur reicher Pfad. Zuerst führte uns der Weg eine Strecke aufwärts, dann beständig hinunter gegen den Vierwaldstättersee zu. Ich sah zum erstenmal eine Alpenrose. Wir kamen am sogenannten kalten Bad, oder dem Dreischwesterbrunnen vorbei, wo sich in der Heidenzeit drei christliche Jungfrauen verbargen, und dessen Wasser, welches durch seine Kälte stärkend auf die Nerven einwirkt, zwischen zwei himmelhohen gespaltenen Felsenmassen hervorquillt und ein seltsames Getöse verursacht. Die Aussichten auf den Vierwaldstättersee, welche beständig wechseln, werden immer schöner, immer romantischer. Mehrere Wasserfälle stäuben von Fels zu Fels in die Tiefe. Steile Wände steigen mauerhöhnend auf, einzelne bewachsene Steinmassen liegen zerstreut in der Runde. Einen majestätischen Anblick gewährt besonders der „hohe Stein", wie er von den Bewohnern der Gegend genannt wird. Er besteht aus riesenförmigen Felsstücken und bildet, indem zwei derselben ein drittes einklemmen, einen schauerlichen Durchgang, den wir passieren mußten. Seltsam schleuderte die Natur von irgend einem Urstocke diese Massen in die Wildnis. Wir kamen an eine abgelegene Kapelle, die „zum heiligen Kreuz" heißt, und wo wir einer kurzen Ruhe genossen:

„— Denn dort ist keine Heimat — jeder treibt
Sich an dem andern kalt und fremd vorüber,
Und fraget nicht nach seinem Schmerz" [1]).

[1]) Schiller, „Wilhelm Tell", Akt II, Scene 3: „Denn hier" u. s. w.

Gleichwohl thaten wir das gewissermaßen. Es gesellte sich nämlich eine arme Frau zu uns mit einer Geis. Wir warfen dieser letzteren einige Brosamen zu; aber die Alte hob sie selbst auf und aß sie, indem sie sagte, daß sie seit langer Zeit, einsam im Gebirg wohnend, kein Brot mehr gesehen noch gegessen hätte. Wir gaben ihr alles Brot, was wir bei uns hatten, und was sie für ihre Kinder aufhob. Zu Weggis setzten wir uns auf ein Schiff und fuhren nach Luzern. Es war unsere erste Fahrt auf dem Vierwaldstättersee, dessen Ufer eben so wildromantisch und pittoresk sind, als die Erinnerungen, die sich an dieselben festknüpfen, heilig. Er ist ohne Zweifel der interessanteste der schweizerischen Seen. Wir sahen die Feste Habsburg liegen, eine Ruine, wo sich diese Grafen öfters aufhielten, obgleich es ihr Stammschloß nicht ist, und mehrere kleine Felseninseln, auf denen man noch Trümmer der alten Stadt Luzern sieht, die sich ehemals so weit in den See erstreckte. Auf einer anderen kleinen Insel ist eine Kapelle, die dem heiligen Klaus von der Flüe errichtet worden. Wir fuhren inmitten der Stadt Luzern auf der Reuß, die breit, wild und reißend ist, hinein und wählten den Gasthof zum „Adler", wo man ziemlich gut ißt. Der Speisesaal war besonders schön und geschmackvoll möbliert. An der Table d'hote fanden wir zwei englische Familien, worunter sieben Engländerinnen, deren zwei sehr hübsch waren. Ich saß neben einer dieser beiden. Sie konnte nicht genug die herrliche Partie des Vierwaldstättersees preisen. Nach Tische ging ich zu dem Staatsrat und Oberamtmann Pfeyffer von Heidegg, bei dem ich Geld zu erheben hatte; er war sehr höflich.

Luzern, die Hauptstadt des Kantons, ist ein hübscher, freundlicher Ort, wo man viele schöne und nette Gebäude sieht. Die Domkirche ist geräumig und imposant, die Orgel darin von besonderer Größe. Die Umgebungen der Stadt sind von allen Seiten reizend und mannigfach, voll milder Hügel, hinter denen der rauhe Winter emporschaut. Am meisten dominiert der Pilatus in dieser Gegend. Er hat diesen Namen, weil er meist einen Nebelhut um die Schläfe trägt, allein es hängt die Volkssage damit zusammen, daß Pontius Pilatus auf diesen Berg gebannt sei, und daß der, dem er erschiene, in Jahresfrist sterben müßte. Am Gipfel befindet sich ein Weiher; wenn in diesen, spricht die Sage, ein Stein geworfen wird, so entsteht ein Gewitter.

Luzern hat hübsche Spaziergänge. Wir waren unter anderem im Garten eines gewissen Privatmanns, der uns sehr artig aufnahm. Vom Altan seines Landhauses soll die Aussicht entzückend sein, wir genossen aber wenig davon, weil es trüb war. Auch unweit des schöngebauten

Waisenhauses finden sich prächtige Alleen und ein Park. Wir verweilten aber nirgends lange, denn das Herabsteigen vom Rigi lag uns noch zentnerschwer in den Gliedern. Was vielleicht Luzern vor allen Schweizerstädten am meisten auszeichnet, sind die großen bedeckten Brücken. Die eine führt über einen Teil des Sees und hat 119 Joche, es hängen gegen 240 Gemälde aus der biblischen Geschichte darin. Eine zweite Brücke geht über die Reuß und hat 77 Joche, enthält über 150 Gemälde aus der Schweizergeschichte. Eine dritte ist mit dem Basler Totentanz von Meglinger [1]) geziert. Als Brücken selbst haben sie keinen Nutzen, sie dienen jedoch, den See anzuschwellen, dessen Wasser sonst minder weit reichte.

Eine der bekanntesten Merkwürdigkeiten von Luzern ist das Basrelief eines Teils der Schweiz, vorzüglich der Waldstätten von General Pfyffer [2]), woran der fleißige Mann 25 Jahre lang gearbeitet. Wenn man das Werk sieht, hält man diese Zeit noch für zu kurz. Wir sahen unseren ganzen Marsch lebendig vor uns. In demselben Saale zeigte man mehrere Schweizerlandschaften und dergleichen, auch ein Bildnis des Generals, seinen Wanderstock, an dem zugleich ein Sessel und Zeichentisch angebracht sind ꝛc.

Wir verließen gestern nachmittag Luzern, dessen Gassen viel breiter und schöner, als die von Zürich sind, und gingen eine Stunde weit durch einen angenehmen Thalweg nach dem Dorfe Winkel am Vierwaldstättersee, wo wir uns nach dem Unterwaldner Kanton einschifften. Wir kamen an Stanzstadt, einem hübschen Dorfe, vorbei, das 1799 von den Franzosen in Asche gelegt wurde.

Die vorzüglichen der umgebenden Berge sind hier der Pilatus, mehr als 6100 Fuß über der Meeresfläche, der Rängg, der Birkenstock, das Stanzer Horn und Buochser Horn, der Rozberg, wo ehemals der Landvogt residierte.

Wir landeten zu Rozloch, einer Papiermühle in grauser, aber ergreifender Gegend. Stufenweise stürzt sich hier, tosend und rauschend, der Mehlbach durch Fels und Schlucht und Buschwerk, an schauerlichen Höhlen und schroffen Wänden vorbei, in die Tiefe. Wir stiegen aufwärts, immer an der Seite des Wasserfalls, der sich in mancherlei Formen gefällt, den rauhen und doch schlüpfrigen Weg. Sobald man die Höhle

---

[1]) Joh. Kaspar Meglinger, um die Mitte des XVI. Säculums thätig (Füßli).

[2]) Franz Ludwig Pfyffer (1716—1802), französischer Generallieutenant und Topograph. Das oben genannte Relief der Centralschweiz ist das erste seiner Art.

erreicht hat, sieht man sich in einem lieblichen Thale des Landes Nied dem Wald, das Drachenried genannt, das der Mehlbach sanft sich schlängelnd durchfließt. Der Führer zeigte uns die Höhle, wo jener Lindwurm hauste, den Struth von Winkelried schlug. Es war ein schöner, milder Abend; wir zogen den blühenden Thalweg gegen Stanz hinunter, wie denn alle Thäler dieser Landschaften üppige Gärten sind. Freundlicher schienen die wilden Berge sich auf diese sanfte Matten herunterzubeugen, über welche die Abendsonne eine wundersame Beleuchtung goß.

Wir erreichten bald den schöngebauten und noch schöner gelegenen Flecken Stanz, Hauptort des Kantons, und Sitz des Landammanns. Wir wohnten in der „Krone", ziemlich hübsch und heiter, und aßen gut. Vor unsern Fenstern hatten wir den Brunnen, auf welchem die Bildsäule Arnolds von Winkelried steht, und die große Kirche, die auf Säulen von schwarzem Marmor ruht, der aus dem Melchthal herbeigeschafft wurde. Im Kloster war sonst ein Waisenhaus, bei dessen Zöglingen Pestalozzi [1]) zuerst seine neue Methode einführte. Er wurde durch die Franzosen vertrieben, welche Stanz fast gänzlich einäscherten [2]). Das Ländchen Nied dem Wald war eine Zeitlang das einzige, das die neue Verfassung nicht anerkannte, und sich den weltbesiegenden Franzosen widersetzte. Die Unterwaldner thaten auch in unsern Zeiten, was ihre Ahnen zur Zeit des Tells, aber der Erfolg war ungleich. Ja man darf sagen, sie thaten noch mehr. Alles griff zu den Waffen. Achtzehn Jungfrauen, sagt Ebel [3]), fielen an der Kapelle Winkelrieds, welche die großen Bringer der Freiheit zerstörten.

Wir machten denselben Abend noch einen Spaziergang um den Flecken, den man von einem Hügel aus übersieht, und ruhten unter einem herrlichen Nußbaume, dessen Höhe und Ausbreitung weit über die gewöhnliche Art geht.

Heute gingen wir von Stanz wieder weg. Erst brachte uns der Führer nach dem Hause Arnolds von Winkelried [4]), das in einer kleinen Entfernung vom Flecken liegt, und nun dem Landammann gehört. Ich dachte mich lebhaft in die Tage, that have rolled away! Aus jenen

---

[1]) Siehe S. 567, Anmerkung [2]).

[2]) 1798.

[3]) J. G. Ebel, „Anleitung, auf die nützlichste und genußvollste Art die Schweiz zu bereisen" (Zürich 1804—5), Vierter Teil, S. 138 ff.

[4]) Der sich nach der Ueberlieferung in der Schlacht bei Sempach (8. Juli 1386) selbst aufopferte.

Fenstern sah der gute Held über sein freies Vaterland, aus jenen Fenstern harrte sein treues Weib vergebens seiner Wiederkehr entgegen:

Er, den keine Lanzen schreckten,
Sank, ein herrlich Opfer, hin,
Nur den Helm, den blutbefleckten,
Brachte man der Schweizerin.

Sieh! der Kranz umflicht das Eisen,
Aber nicht sein Haupt der Kranz;
Doch du sollst dich glücklich preisen,
Denn er fiel, der Hort des Lands.

Wir sahen auch unweit Stanz das Zeughaus und bei der Brücke über den Aabach den Lindenplatz, auf welchem sich die Landsgemeinde des Kantons Unterwalden versammelt. Unser Weg nach Buochs führte uns durch ein blühendes Thal, wo sogar Wein wächst und die herrlichsten Bäume stehen. Man stößt auch auf eine Kapelle, die dem Nikolaus von der Flüe geweiht ist, jenem bekannten Einsiedler, der im Melchthal lebte. Er that mehr als ein Peter von Amiens; er rief zum Krieg nicht, er mahnte zur Eintracht [1]). — In Buochs, einem schönen Dorfe, schifften wir uns ein um hierher zu fahren. Wir kamen an Bekenried und Gersau vorüber. Besonders letzteres ist ein hübschgebauter Flecken, einsam am Gersauerstock gelegen, ehemals die kleinste Republik in Europa; jetzt gehört es zu Schwyz. In diesem Orte giebt es weder Pferd, noch Pflug, noch Wagen, weil sie von keinem Gebrauch sind. Wir schifften auch an einer kleinen Kapelle vorbei, zum „Kindlimord" geheißen, da sie einem Kinde zum Andenken gebaut wurde, das von seinem Vater ermordet ward. Die Lage dieses Kapellchens ist überaus lieblich und malerisch. — Um elf Uhr landeten wir hier in Brunnen. Wir sahen zuerst zwei Basreliefs von Goldau, wie es ehemals war und seine jetzigen Ruinen. Es ist alles auf das Genaueste von einem Landmann, der dort wohnte, nachgebildet. Der Fall geschah abends um fünf Uhr; in fünf Minuten, sagte er aus, war alles vorüber. Nur auf der Höhe des Berges entkam eine Frau, im Thale niemand.

Es kamen auch zwei Knaben zu uns, einer mit einer Armbrust, der andere mit dem Bild St. Sebastians, des Patrons der Schützen.

---

[1]) Als die Beuteteilung nach dem Siege über Karl den Kühnen (1482) in Stanz Grund zu Zwistigkeiten gab. „Bruder Klaus" beschloß sein von der Volkssage vielfach ausgeschmücktes Einsiedlerleben 1487, worauf er selig gesprochen wurde.

Sie sagten eine lange Reimrede her, nannten sich die jungen Schützen von Brunnen und baten um Unterstützung. In nichts sind die Schweizer raffinierter, als im Betteln. In den kleinen Orten, nebenbei gesagt, betteln alle Kinder ohne Unterschied.

Wir gingen eine Stunde von hier nach Schwyz, um diesen berühmten Flecken zu sehen, der ganz Helvetien den Namen gab. Der Weg dahin führt durch ein schönes, fruchtbares Thal; vor sich hat man beständig den Schwyzerhacken und die Mythen, hinter sich die Surinenalpen. Man kommt über Ingenbohl und Ibach, wo sich die Landesgemeinde des Kantons Schwyz versammelt, wie es bei den ältesten Eidgenossen üblich ist. Es führt eine Brücke über die Muotta, ehemals mit Leichnamen der Franzosen bedeckt, als sie Suwarow im Muottathale schlug [1]). Die Lage von Schwyz am Fuß des Hacken ist ergreifend schön. Es lacht gleichsam dem kommenden Wanderer entgegen. Wir aßen im „Rößli" zu Mittag und besahen dann den Flecken und die Kirche, ein breites, prächtiges Gebäude. Als wir wieder hierher zurückkehrten und nach Flüelen fahren wollten, ging der Föhn und peitschte den See. Es geht uns nun wie dem armen Baumgarten, nur daß keine Reiter hinter uns sind [2]).

Am 10. Juli 1816. **Brunnen.**

Der böse Wind hält noch an, die Wellen toben vor unserem Fenster, es bleibt uns keine Wahl, als zu warten. Diesen Morgen besuchten wir mit dem Führer eine nahe Anhöhe, wo sich uns auf der einen Seite eine herrliche Aussicht in das Schwyzer Thal darbot; auf der anderen sahen wir den See vom Seelisberg, dem berühmten Rütli und den Surinenalpen begrenzt. In unserem Rücken war der Stoßberg; auch den Axen sieht man von ferne. — Brunnen nennt sich nach einer nahen Quelle.

Am 11. Juli 1816. **Wasen an der Gotthardsstraße.**

Gestern nachmittag legte sich der Föhn, und wir schifften uns, noch mit einem holländischen Offizier, der, ein geborener Schweizer, auf Werbung ausgeht, auf einem ziemlich großen Fahrzeuge ein. Wir hatten eine herrliche Fahrt auf dem Vierwaldstättersee, dessen Ufer so abwechselnd, so groß, so pittoresk sind. Schroffe Wände, düstere Höhlen,

---

[1]) 27. September 1799.

[2]) Schiller, „Wilhelm Tell", Akt I, Scene 1.

schwarze Wälder sehen oft auf grünende Alpen, freundliche Dörfer und bunte Laubgehölze des Gegenufers. Der Wind war uns äußerst günstig; wir spannten das Segel auf und vollendeten in einer Stunde den Weg von dreien. Die Wellen hoben sich noch hoch vom Sturme und wiegten den leichten Kahn. Wir stiegen zweimal unterwegs aus, zuerst auf der Rütlismatte, wo wir vollends zum Rütli (Grütli) emporstiegen und zu der heiligen Stätte, wo jene drei Völker schwuren, und wo man jetzt drei Quellen entspringen sieht. Nahe daran erhebt sich der Seelisberg, weiter unten das Dörfchen Bauen. Auf der anderen Seite gewahrt man Sissingen und weiter unten den Fels, von dem im Jahre 1801 ein großes Stück losbrach, das Wasser aus den Ufern trieb und das nahe Dorf überschwemmte. Die Bewegung der Wellen ward bis Luzern verspürt. Zum zweitenmale landeten wir an der Tellenplatte, auch Tellensprung geheißen, wo eine gegen den See offene, freundliche, ausgemalte Kapelle erbaut ist. Eines der Bilder ist gut, vom Maler Triner in Bürglen verfertigt. Hier war es, wo Tell ans Land sprang und das Herrenschiff in die Fluten zurückstieß, was ihn Schiller so unnachahmlich schön erzählen läßt. Nahe daran zeigt sich, im mannigfaltigsten Kleide, wild-romantisch der Axenberg. Wir stiegen zu Flüelen im Kanton Uri ans Land und gingen zu Fuß nach Altorf, eine halbe Stunde davon. Es brannte 1799 ab, und man sieht noch viele Ruinen. Im übrigen ist es schön gebaut, voll großer, freundlicher Häuser. Die Kirche gewährt einen eigenen Anblick: sie ist noch ganz neu und glänzt in bunten Farben. Ich ging auch in das Beinhaus. Man zeigt in Altorf den Tellsbrunnen, wo Tell stand, als er den Apfel von seines Sohnes Haupt schoß, und einen anderen Brunnen auf der Stelle der Linde. Wo Geßler die Stange mit dem Hute erheben ließ, erhebt sich nun ein Turm, mit Schweizergeschichten bemalt. Hier ist aber eine verschiedene Meinung. Selbst Ebel sagt, daß der Turm stehe, wo ehemals die Linde war. Dies würde den Altorfern sehr zur Schande gereichen, weil sie ihren Pranger darunter errichtet haben[1]). Maler Triner[2]), den wir in Bürglen darüber befragten, behauptet das früher Angeführte, vermöge eines alten Dokumentes. Wir sahen Altorf gerade nicht in der günstigsten Beleuchtung; seine Lage kam mir traurig vor. In jedem Falle liegt es in einem düsteren, melancholischen Thale.

---

[1]) a. a. O. Erster Teil, S. 36.

[2]) Als „guter Landschaftsmaler" schon als vom Ende des XVIII. Säkulums angeführt (Füßli).

Selben Tags. An der Matt im Urserntal.

Seit heute mittag, wo ich zuletzt schrieb, sah ich so viele große Schauspiele der Natur, daß ich nur mit Mühe den Faden meiner vorigen Erzählung wieder anknüpfe. Nachdem wir Altorf verlassen hatten, stiegen wir gegen Bürglen im Schächenthal empor, dem Geburtsorte Wilhelm Tells. Es liegt in einer wilden, erhabenen Gegend; mächtig gekräuselt, mit heftigem Rauschen stürzt der Schächen. Wir besuchten den Maler Triner, der uns mehrere Ansichten der Schweiz und der Tellgeschichte von seiner Arbeit zeigte. Seine Manier ist artig, aber seitdem ich auf dem Gotthard bin, ist meine Verehrung für die Landschaftsmaler sehr gefallen. Was vermögen sie am Ende? Wer malt die donnernde Reuß? Wir sahen zu Bürglen die Tellskapelle, auf derselben Stelle erbaut, wo des Helden Hütte stand. Das Gotteshaus besteht aus einem kleinen, vorn vergitterten Gemäuer, und ist mit einer Inschrift in Versen geziert. Darin heißt es von Tell, der der Urheber des freien Standes genannt wird:

Zu seinem Andenken und Gottes Ehr,
Ward diese Kapelle gesetzet her 2c.

Wie schön ist diese Dankbarkeit der Enkel, wie groß, wie heilig. Auch für sein eigenes Vaterland schickt sich, was Johannes Müller von den Römern sagt: „Wer wollte sich fürchten, für ein Volk zu sterben, in dessen Gedächtnis man ewig lebt?“ [1]) Wo sind deine Tellskirchen, o Deutschland, wo sind deine Denkmale? Selbst der Stein von Lützen ist nur ein Zeichen deiner Schmach, deiner unheilbaren Trennung. Wo ist der Mann, den du den Urheber des freien Standes nennen könntest? In jener rohen Seele des Tell klopfte das wahre Gefühl für Freiheit, das angeborene, aus keinem Mirabeau, keinem Rousseau geschöpft. Das Wort nicht, die That.

Von der Ruine sahen wir noch die Ruinen des Schlosses Attinghausen und den Vierwaldstättersee, dem ich Lebewohl sagte. Nun stiegen wir in das Reußthal hinab und gingen dem reißenden Flusse zur Seite. Die Gegend ist voll großer düsterer Reize; ein zweisilbiges, weithallendes Echo wohnt in den Bergen, auf denen nur Gemsenjäger sich aufhalten. Man zeigt eine Kapelle, die „Jagmatt“ geheißen, und erzählt dabei eine ähnliche Geschichte, wie die von Schillers „Alpenjäger“ oder Bürgers bekannter Ballade. [59] Wir kamen durch Erstfeld und andere Dörfer.

---

[1]) „Sämtliche Werke“, Teil 1, S. 244.

Die Aussicht, die man dort von einem Gletscher hat, ward uns vom Nebel bedeckt, da uns bald darauf ein Regen überfiel. Nachdem wir das Dorf Silenen im Rücken gelassen hatten, sahen wir zur Linken die Reste von Zwing Uri, die Windgelle und das Schneehorn auf derselben Seite. Wie sehr fühlt man beim Anblick jener zerfallenen Feste, die so winzig gegen die Felsenmassen dasteht, die Worte des Steinmetzen:

„Mit diesem Häuslein wollt ihr Uri zwingen?“ [1])

Am 12. Juli 1816. An der Matt.

Wir übernachteten zu Amstäg im „Stern“, wo wir ziemlich gut wohnten, obgleich der beste Gasthof schon besetzt war. Der Wirt zeigte uns zwei bis drei Kristallstücke von ungewöhnlicher Größe, die er selbst gebrochen hatte. Amstäg liegt am Eingange ins Maderanerthal, am Fuß des Gotthard, wo das Urgebirge der Schweiz beginnt, die Gebeine der Erde. Von dort wird die Gegend größer und wilder, alles geht ins Gigantische. Die alten Granitfelsen erheben sich, aber die Natur ist noch reich und mannigfach. Man sieht viel buntes Laubholz und schöne Matten, ungeheure Tannen steigen mit ihren gewaltigen Zweigen in die Luft und halten ganze Felsenstücke wie mit Tigerklauen in ihren offenen Wurzeln fest. Die Reuß bildet von dort bis zum Urner Loch einen ununterbrochenen Wasserfall. Gewölbe von Schnee — gefallene Lawinen — dienen statt der Brücken über die häufigen Bäche, die von den Bergen stürzten. Wir kamen durch Gurtnellen und Meitschlingen, traurige Sitze für gesellige Menschen. Die Reuß nimmt den tobenden, alles mit sich fortnehmenden Fällibach auf, über den ein Steg führt, auf welchen Matthissons Worte in seinem „Alpenwanderer“ gedichtet scheinen:

„Wie bebt des Waldstroms Brücke,
Der tosend sich ergeußt,
Und Bäum' und Felsenstücke
Jach in die Tiefe reißt!“ [2])

Auch über die Reuß gehen viele Brücken. Eine der kühnsten ist der Pfaffensprung, wo sich der wilde Fluß, in eine enge Schlucht zusammengedrängt, tief unter unserem Fuße dahinwälzte. Dort soll ihn einst ein Mönch, seine Geliebte im Arm, übersprungen haben; daher der Name. Eine andere, nicht minder erhabene Stelle ist, wo sich der starke,

---

[1]) Schiller, „Wilhelm Tell“, Akt I, Scene 3.

[2]) Gedichte, Teil I, S. 208.

mit ewigem Aufruhr kämpfende Meienbach in seiner zügellosen Wut in die Reuß stürzt. Aber ich fühle nur zu sehr die Schwäche meiner Feder gegen deine kraftvollen, ewigen Pinselstriche, du Malerin Natur! All diese Scenen sind unbeschreiblich. Man wird von Schauspiel zu Schauspiel unwiderstehlich fortgerissen.

Zu Wasen, in einem guten, gar freundlichen Gasthofe aßen wir zu Mittag, wo ich auch diese Blätter schrieb. Wir glaubten schon das Non plus ultra alles Schrecklichen gesehen zu haben, aber wie erstaunten wir, als wir bei dem Dorfe Göschenen in die Schöllenen traten. Die Natur zieht ihre Hand ab. Nur kleine schmale Tannen stehen noch einzeln auf den Bergen. Das Thal wird eng und schauerlich, gräßlich und kahl hängen die Granitschiefer herüber, wilder und wilder stäubt die Reuß. Nur einzelne Säumer mit ihren Maultieren ziehen die Gotthardstraße, die sich unbegreiflich durch diese furchtbaren Felsen windet, wo man keine Menschen mehr vermuten sollte, und die an das Nil mortalibus arduum est des Horaz [1]) mahnt. Einzelne Totenkreuze der durch Lawinen Verunglückten sieht man hier und da am Wege. Alles rief mir die Worte des Goetheschen Liedes ins Gedächtnis:

„Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg;
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut,
Es stürzt der Fels und über ihn die Flut“ [2]).

Wir passierten noch zwei Brücken über die Reuß. Endlich, ein paar hundert Schritte von der Teufelsbrücke, hüllt sich die Gegend noch in neue Schauer. Die wenigen Bäume und das Gesträuch hören auf, und immer kahler und nackter wird der Granit, immer schäumender der unaufhaltsame Strom, und endlich, wenn man um eine Felsenecke herumkommt, liegt die Teufelsbrücke vor dem erstaunten Auge. Herrlich schildert sie Schiller in seinem „Berglied“, besonders wenn er sagt:

„Der Strom braust unter ihr, spat und früh,
Speit ewig hinauf und zertrümmert sie nie“ [3]).

Doch ist es dies nicht eigentlich, was sie vor anderen Stellen voraus hat. Den Haupteindruck macht ihre gräßliche Umgebung, man sieht nur Stein, Himmel und Wasser, man ist in einem schauervollen Kessel

[1]) Carm. Lib. I, III, 37.
[2]) Goethe, „Mignon“, Strophe 3.
[3]) a. a. O. Strophe 2.

schwarzer gigantischer Felsen eingeschlossen; weiter oben gelangt man an eine Kapelle, und von hier aus gewährt der Reußfall den reichsten Anblick. In mannigfachen Formen sprudelt er zischend und stäubend über die seltsamgestaltigen Steinmassen, die ihm im Wege liegen; hier rein und glatt den Fels hinunter, dort im ewigen Schaum gekräuselt. Gegenüber, zur Linken des Weges, liegt ein Haufe riesiger Granitblöcke, ohne Ordnung durcheinandergeworfen. Aber kaum sucht man sich von diesem Schauspiel zu erholen, so tritt man auch schon in die Finsternis des Urner Lochs, eine träufende Höhle, sechzig Schritte weit in den Stein gesprengt.

Anmerkung am Rande: Dies geschah erst 1707. Vormals war eine Brücke da, die an Ketten hing und die „stäubende" hieß.

Plötzlich steht man am Ausgange der Schlucht. Die ganze Scene verändert sich. Ein weites Thal voll grüner, weicher Matten thut sich auf, vom Vieh durchweidet, von der auf einmal ruhigen Reuß friedlich durchzogen, im Hintergrunde das Dörfchen An der Matt, über dem ein kleiner Wald von ungefähr 150 Bäumen hängt, der es vor den Lawinen schützt und daher zu fällen verboten ist.

Anmerkung am Rande: Auch Schiller erwähnt im „Tell" eines solchen gebannten Waldes, der aber bei Altorf ist [1]).

Diese Bäume sind aber auch das am höchsten Vegetierende im Ursenthal, und pflanzen sich nicht fort. Deswegen kann man nur beim allerersten Austritt aus dem Urner Loch in die Worte des Dichters ausbrechen:

„Aus des Lebens Mühen und ewiger Qual
Möcht' ich fliehen in dieses glückselige Thal!" [2])

Schiller läßt den Herbst und den Frühling sich gatten, aber es ist hier im Sommer nicht einmal, wie anderswo im Herbste. Kein munteres Laubholz breitet hier die Aeste, kein Vogel verirrt sich hierher, um sein Lied zu singen. Schnee und Nebel lagern sich auf den Spitzen der Hügel. Dennoch ergreift es wunderbar, wenn man von der grausenvollen Wildnis in diese Flur tritt. Mir war's, als fiele mir eine Zentnerlast vom Herzen. Hier glaubt man keine Menschen mehr wohnend, und findet ein freundliches Dorf mit schönen Gebäuden. Wir sind ziemlich zufrieden in den „Drei Königen"; Tisch und Betten und Zimmer sind gut. Das schlechte Wetter hält uns heute zurück. Wir fanden eine

---

[1]) Akt III, Scene 1.

[2]) Schiller, „Berglied", Strophe 3.

Gesellschaft von fünf Engländern, die über den Gotthard von Italien kamen. Sie sind aus Bristol, Katholiken, und gefallen mir nicht sonderlich. Einer davon, Herr Husenbeth, ist Naturforscher, ziemlich steif, spricht fließend deutsch, aber keineswegs annehmlich. Er schreibt sein Tagebuch englisch mit deutschen Lettern, die er sehr liebt. Ich beneide ihn um die Kenntnis der natürlichen Dinge. Er hat einen Sohn bei sich, mit dem ich viel englisch sprach und der ein Geistlicher werden will. Er zeichnet, wie auch die beiden Keman und Bruce, wovon der erstere ein abscheuliches, rauhes Deutsch spricht. Der fünfte, Herr Wadham, ist ein reicher junger Mensch, der zu seinem Vergnügen reist. Gestern zeigte er uns eine Reihe von schönen Landschaften, meist Gegenden des Simplon vorstellend, die er in Genf gekauft hatte. Diesen Morgen besuchten wir noch einmal die Teufelsbrücke mit den Engländern. Aber über diese Maler! Sie bewundern nicht, sie genießen nicht, sie setzen sich auf das Brückengeländer und zeichnen;

„Denn was man schwarz auf weiß besitzt,
Kann man getrost nach Hause tragen!" [1])

Ein beschmiertes Papierblättchen und die Teufelsbrücke, was denkt ihr Herren?

Später.

Bisher kam ich immer gut mit meinen Reisegefährten aus, und ich mag sie wohl leiden. Aber heute bei Tische hatte ich einen ziemlich heftigen Streit mit Ludwig Gombart, der vom tierischen Magnetismus [2]) sprach, den er sehr heraushob. Ich weiß nicht, wieviel daran wahr sein mag, und würde mich nicht darein gemengt haben, aber Gombart fügte eine Menge von durchaus abergläubischen Histörchen bei, daß ich mich nicht enthalten konnte zu widersprechen. Nichts ist mir verhaßter als die Schwärmerei. Es giebt kein ehrwürdiges Kleid, worein sie sich nicht hüllte, um dem verfolgenden Pfeil der Wahrheit zu entgehen. Alles Große und Heilige entwürdigen diese Menschen, die geheimen Kräfte der Natur, den christlichen Glauben, die Allmacht Gottes, die Sympathie, die schöne Seelen zu einander zieht, mischen sie mit ihren Betrügereien und Thorheiten in eins zusammen. Dies soll keineswegs von Gombart gelten,

---

[1]) Goethe, „Faust", Erster Teil, Worte des Schülers.

[2]) Der Begründer der Lehre vom animalischen Magnetismus, Fr. Mesmer (daher auch „Mesmerismus"), war ein Jahr zuvor gestorben, nachdem seine Wunderkuren in Deutschland und England Aufsehen erregt hatten.



er ist nur Nachbeter fremder Meinungen; aber unser reines Verhältnis ist nun einmal gestört.

Am 13. Juli 1816. An der Matt.

Hier selbst denk' ich auf des Gotthards Höhen,
Wo des Winters Lüfte mich umwehen,
Noch an dich und unser Wiedersehen.

Freundlos, einsam am entlegnen Herde,
Denk ich dein mit sehnender Gebärde,
Abgetrennt von der bewohntern Erde.

Alte Träume, alte Bilder lieber,
Goldner Tage ziehn mir, wie im Fieber
Einem Kranken, bunt und still vorüber.

Ach, es sucht der Wandrer in der Ferne
Der Erinnrung blasse Nebelsterne:
Selbst vergangner Thorheit denkt er gerne.

Leicht, wie Schnee, der hier bedeckt die Felsen,
Leicht, wie Schaum, den hier die Ströme wälzen,
Sehn wir Glück und Lust und Freude schmelzen.

Traum ist jede irdische Erscheinung,
Wahn ist jede liebende Vereinung,
Und die einz'ge Wahrheit ist die Meinung.

Das Bethörte meines ganzen Strebens
Fühl' ich wohl; doch scheint, wenn auch vergebens,
Mir dein Bild die Sonne meines Lebens.

Später.

Das schlechte Wetter erlaubte uns noch keine Weiterreise. Die Engländer, die den Gotthard hinuntergingen, verließen uns diesen Morgen. Wir tranken gestern noch mit ihnen Thee. Herr Husenbeth, der Vater, erzählte uns viel von dem Freimaurer- und Tempelherrnorden in England. Er selbst ist Großmeister seiner Provinz. Er zeigte uns seine Kleidung und Insignien, die er mir umhing. Auf dem Winkelmesser standen die Worte: Qui meruit ferat. Er sagte uns von den Vorgängen bei der Aufnahme eines neuen Bruders und dergleichen mehr. Der Herzog von Kent ist das Haupt von allen. In Frankreich, erwähnte Herr Husenbeth, habe er nur wenige Logen besucht, weil sich zu viele Jakobiner dort einfänden, und alle Politik dem Freimaurerorden schnurstracks zuwiderliefe. Diese Engländer waren alle artig und zuvorkommend, und wir mußten ihnen insgesamt die Hände schütteln, als

sie Abschied nahmen. Mit meiner Reisegesellschaft bin ich nun in gezwungenerem Verhältnis.

Am 14. Juli 1816. Obergesteln im Kanton Wallis.

Wir hatten heute durch Schnee und Hitze, Dinge, die man in Deutschland nicht leicht vereinigt findet, einen beschwerlichen Marsch. Gestern nach der Tafel, welcher noch drei italienische Kaufleute beiwohnten, gingen wir bei ziemlich schlechtem Wetter, zwei starke Stunden von Ursern, nach Realp. Wir verloren endlich die Reuß, deren ewiger Lärm seit mehreren Tagen nicht aus unseren Ohren gekommen war, und der Weg führte uns durch die Ortschaften Hospital und Zum Dorf, immer im Urserntthale fort, das an einigen Orten noch vielen Schnee hatte. In Realp, wo wir blieben, einem elenden Dorfe in der Einöde, giebt es kein Wirtshaus, doch im kleinen dürftigen Hospitium beherbergen zwei bejahrte Kapuziner die Fremden. Man wohnt ziemlich gemächlich bei ihnen, doch herrscht ein gewisser unangenehmer Geruch im Hause, den unser Führer sehr treffend den „Kapuzinergeruch" nannte. Es war vielleicht der Geruch der Heiligkeit. Sie schienen übrigens brave Leute, und erzählten uns, was die Herzogin von Devonshire von den Mönchen am Gotthard sagt:

„They paint the perils of impending snows" [1]).

Ich malte mir den Gedanken aus, in dieser Einöde zu bleiben und der Welt zu entsagen. Ich fragte mich, ob ich Kraft genug hätte, ein Mensch zu werden, der nichts bedarf, als eine Hütte, ein Gärtchen und ein Brevier, wie diese Mönche,

„Et qui ne se voit point sans cesse
Jouet de l'aveugle déesse,
Ou dupe de l'aveugle dieu" [2]).

Diesen Morgen verließen wir die frommen Männer, um die Furka zu besteigen. Die aufgehende Sonne verkündigte einen schönen Tag. Der Himmel war blau wie eine Veilchenwiese, und gleich tausendfarbigen Edelsteinen schimmerte der Tau auf den Alpen. Schon nahe bei Realp fanden wir Schnee, und bis ungefähr anderthalb Stunden von hier verloren wir ihn nur selten. Nie bin ich im Winter so viel im Schnee

[1]) Passage of Mount St. Gothard, Strophe 11.
[2]) Gresset, „La Chartreuse", I, p. 66.

gewatet als an diesem Julitage. Wir fielen häufig bis über die Knie hinein, da der Weg äußerst schlecht und voll Löcher war. Zugleich verbrannte uns die Sonne von oben, und das blendende Weiß griff unsere Augen wahrhaft schmerzlich an. Wir kamen an Gletschern vorbei, die aber mit Schnee bedeckt waren, und so büßten wir überhaupt den schlechten Sommer dieses Jahres. Die Furka ist 7770 Fuß über der Meeresfläche erhaben; sie ist kein Felsenberg. Ganz rein von Schnee wird sie nie. Man hat von ihr eine schöne Aussicht auf den Finsteraarhorn, den Lauteraarhorn und die Wetterhörner, die man alle ganz in der Nähe zu sehen glaubt. Im Heruntersteigen kamen wir am Rhonegletscher vorbei, wo wir die so gewaltig werdende Rhone entspringen sahen, die sich bald zum reißenden Bache bildet, und der wir bis hierher folgten. Der Gletscher, obgleich er noch größtenteils mit Schnee bedeckt war, gewährte einen seltsamen und greulichen Anblick. Er ist einer der berühmtesten in der Schweiz. Man denke sich einen breit ins Thal herunterlaufenden blauen Felsen von Eis, voll Zacken und Klippen und Schluchten, in sonderbaren Formen gebildet. Hinter ihm ragt der Gallenstock hervor. Wir behielten den Gletscher lange im Angesichte, weil wir uns ihm gegenüber an einem schönen Platze, unweit einer Enzianhütte, zwischen dem Rhodanus und einer Brunnquelle, auf den blühenden Rasen niederließen, um unser Mittagsmahl einzunehmen, denn wir hatten zwei Träger mit Proviant von Realp mitgenommen, weil unsere Absicht war, über die Maienwand zu gehen, um noch heute im Spital auf der Grimsel zu übernachten.

Anmerkung am Rande: Wir hörten sogar eine Lawine von ihr herunterdonnern.

Aber die ohnehin gefährliche Maienwand war des vielen Schnees wegen nicht gangbar, und wir mußten den Umweg über hier nehmen, was uns jedoch in Hinsicht der Gegend, die wir sahen, nicht gereuen darf.

Der anfängliche Weg durch das Rhonethal (das sich durchs Wallliserland, dessen kreuzbezeichnete Grenze wir bereits auf der Furka überschritten hatten, bis an den Genfer See hinunterzieht) ist übrigens äußerst beschwerlich. Er führt oft über steile, schneebedeckte Wände, auf denen der Fuß beständig ausglitscht, oft durch die Betten der Bäche, die in den Rhodan fallen, und oft über spitze Granitsteine. Hier fängt die Natur wieder an lebendig zu werden. Man sieht wieder Bäume auf beiden Seiten der Berge, die das enge wilde Thal einschließen, durch das die Rhone, oft unter Felsen und Lawinen sich verbergend und häufig in schäumende Wasserfälle gebrochen, hinabfließt. Plötzlich, bei einer Kapelle,

dem Niklaus von der Flüe heilig, öffnet sich die herrlichste Landschaft. Ein tiefes, weites Thal breitet sich auseinander, und der schweifende Blick wird im Hintergrunde nur durch den stolzen Monte Rosa begrenzt. Die Spitzen der waldgezierten Berge, die von Schnee glänzen, verraten allein, daß man in Wallis, und nicht, wie man glauben möchte, in der Provence sei. Soweit das Auge reicht, erblickt es die Rhone, die sich, an Gebüsch und Wiesen vorüber, in tausend mäandrischen Krümmungen durch das unabsehliche Thal schlingt.

Traurig stechen die Dörfer von der schönen Natur ab. Man kommt bald nach Obwald, eine Stunde von hier. Dort sah ich zuerst die erbärmliche Walliser Bauart, elende Hütten, ganz von Holz, die man auf Schiebkarren transportieren könnte. Die Tracht mißfällt mir nicht ganz. Die Weiber tragen runde Filzhütlein, oder auch von Stroh, in Form einer Schüssel, welche freilich weit hinter den niedlichen Luzerner Strohhütchen zurückbleiben, aber doch manchem Gesichte gut stehen. Obergesteln ist nicht schöner als Obwald, der Gasthof ziemlich schlecht. Die Walliser sind nicht so reinlich wie die Schweizer. Wir kamen unglücklich zugerichtet hier an, mit ganz verbrannten Gesichtern. Nun fängt die Haut sich zu schälen an.

Am 17. Juli 1816. Interlaken.

Hier in dem lieblichen Interlaken finde ich endlich Zeit, die Geschichte der letzteren Tage nachzuholen. Wir verließen am Fünfzehnten Obergesteln ziemlich frühe, um die Grimsel zu übersteigen. Ich hatte noch eine traurige Nacht zugebracht, da ich, so ruhebedürftig ich war, meine schneeverletzten Augen nicht schließen konnte, sondern gezwungen war, immer starr vor mich hinzusehen. Jetzt bin ich so ziemlich wieder geheilt.

Wir machten an jenem Tage einen Marsch von elf Stunden, bis nach Meiringen, eines der Paradiese der Schweiz. Anderthalb Stunden lang war der Weg insofern gut, als noch kein Schnee lag. Aber bald machte er uns Beschwerde genug. Einzelne ausgesteckte Stäbe bezeichnen den Weg durch die einfärbige Wildnis. Die Grimsel liegt 5220 Fuß über dem Vierwaldstättersee; man muß wieder abwärts steigen, um ins Spital zu gelangen, das wir nach drei Stunden erreichten, einer der einsamsten Gasthöfe von der Welt. Man findet eine ziemlich bequeme Einrichtung und guten Wein. Der Wirt ist gut und billig und wird auch im Fremdenbuch allgemein gelobt. Ich fand darin unter anderen auch Dall'Armi und Martini mit dem Virgilischen Vers:

„Post varios casus, et tot discrimina rerum“ [1]).

Nachdem wir gefrühstückt und uns die Füße ein wenig getrocknet hatten, machten wir uns wieder auf den Weg und erblickten bald die tiberfarbige Aare, die auf dem Grimsel entspringt, und der wir bis hierher nach Interlaken folgten. Die Steige führten noch oft über abschüssige, schneebedeckte Hügel, wo jeder Fehltritt des nahen Flusses wegen gefährlich war. Vor dem blendenden Schnee schützten uns Flöre, die wir von der Wirtin in Obergesteln ziemlich teuer gekauft hatten. Bald kamen nur noch einzelne weiße Stellen, aber der Weg blieb dessen ungeachtet ziemlich rauh und ging öfter über spitze Steine und Bäche ohne Steg. Die Aare ist im ganzen nicht so wild, wie die Reuß im Reußthal, aber viel reicher an majestätischen Katarakten, welche den Rheinfall (trotz seiner Fülle und Breite) weit hinter sich zurücklassen. Ich zählte fünf von den schönsten Wasserfällen. Der höchste und berühmteste heißt zu Handeck. Um ihn von der Nähe zu sehen, mußten wir uns einem ziemlich gefährlichen Uebergang aussetzen, aber dafür genossen wir auch einen herrlichen Anblick. Die Aare, in zwei Arme geteilt, stürzt von einer jähen, gewaltigen Höhe in einen Kessel, vereinigt sich, zischt schäumend empor und fällt, in Staubwirbel gedreht, senkrecht in die Tiefe.

Anmerkung am Rande: Dieser Wasserfall ist 600 Fuß hoch, während der Rheinfall bei Laufen, wenn er am höchsten ist, nur 60 bis 80 Fuß beträgt.

An einer anderen Stelle wälzt er sich durch eine enge Schlucht, an einer dritten teilt sie sich dreifach und kommt unten, ein Meer von Gischt bildend, wieder zusammen. Die Gegend ringsum, obgleich mehrere Berge mit einsamen düsteren Fichten bewachsen sind, giebt dem Schöllenen wenig nach, ja übertrifft sie nach meiner Meinung an manchen Stellen, deren gräßliche Wildheit alle meine Sinne in Staunen auflöste. Ungeheure Schieferfelsen beugen ihre schwarzen, vielfach gezackten Leiber wie erzürnte Götter in die Tiefe. Der Jöchligletscher blickt aus den Fichten der umgebenden Berge hervor; die Höllenplatte zeigt dem Wanderer die kolossale Brust. Unbekümmert um die umringenden Schrecken plätschert die Aare, vielfach gekrümmt, durch die Wildnis und schmiegt sich längs der unbeugsamen Felsen.

Wir zählten drei steinerne Brücken, wovon besonders die eine sehr kühn ist. An der Handeck, einer namhaften Sennhütte, machten wir Halt und aßen zwei Schüsseln des köstlichen Rahms, wie man ihn nirgends in der Ebene findet.

---

[1]) Aen. I, 204: „Per varios“ etc.

Zu Guttannen im Oberhaslithal kamen wir zuerst wieder unter Menschen. Die Gegend um dies Dorf ist weder mild noch wild, aber traurig, insofern eine traurige Gegend auch ihre Reize hat. Wir langten sehr müde an, jeder mit einem Büschel von Alpenrosen in der Hand, gingen aber doch bald wieder weiter.

Das Haslithal im Berner Oberland ist nicht nur seiner tausendfältigen Naturschönheiten, sondern auch seines Menschenschlags wegen merkwürdig. Man sagt, daß die Haslithaler von eingewanderten Schweden abstammen, und die hohen blonden, wahrhaft nordischen Gestalten, die sich von den anderen Schweizern durchaus unterscheiden, rechtfertigen diese auf Sagen und Lieder gestützte Vermutung. Der Wuchs der Weiber ist gar zu groß und schlank, um zu gefallen. Sie tragen breite Brustlatze und lange, aus den Schulterblättern weit ausgeschnittene Mieder. Ihr freundliches Wesen und ihre Redseligkeit unterscheiden sie von den Schweizerinnen der anderen Kantone, die ich bisher sah. Die Männer sind meist blond und blauäugig. Man sieht nur gesunde Gesichter; daß ihre Sprache sanfter ist als in der übrigen Schweiz, bemerkt schon Meiners[1]). Die Leibesstärke der Männer kommt ihrer Größe gleich. In Meiringen zeigte man uns zwei gewaltige runde Steine am Feld, die sie um die Wette schleudern. Auch diese Neigung zu öffentlichen gymnastischen Spielen (wie sie auch sonst hier zu Interlaken gefeiert wurden) ist nordisch, zum wenigsten nicht deutsch.

Von Guttannen bis Meiringen zählt man drei gute Stunden. Der Weg zieht sich an der tiberfarbigen Aare fort und führt oft auf schmalen Felsensteigen gefährlich an ihr vorbei. Besonders war dies einmal der Fall, wo der Weg so enge wird, und zugleich ein so heftiger Wind ging, daß fast nur das kleine Geländer gegen die Aare zu vor dem Sturz in den Abgrund schützen konnte.

Allmählich wird die Gegend lieblich und mild; volle buschige Laubwälder dehnen sich über lachende Hügel. Weitschattende Nußbäume lohnen den müden Pilger. Romantisch umgeben liegt das Dorf Im Grund, von den vielfach gezackten Bergstöcken auf der einen und von dem Plattenstock auf der anderen Seite, den die Natur in seltsame Formen gegossen hat. Durch den freundlichen Thalgrund, von der Aare bespült, zieht sich das Dorf Im Hof, am schönsten von dem Hügel zu übersehen, den man besteigt, um nach Meiringen zu gelangen. Die Lage dieses Fleckens selbst ist unvergleichlich. Ein vielfach durch die Berge gewun-

[1]) a. a. O. Teil 3, S. 324.

dener Schneckenpfad führt hinunter in das glückliche Thal. Es geht eine bedeckte Holzbrücke über die tiberfarbige Aare. Von der einen Seite stürzen der Alpbach und Mühlibach, auf der anderen der gepriesene Reichenbach, der sich in drei Arme teilt, in die Tiefe. Der Ort selbst ist schön und freundlich gebaut, der Gasthof „Zum wilden Mann“, wo wir wohnten, sehr ansehnlich. Wir fanden eine artige Table d'hote, woran mehrere Frauen von Bern. Die gedeckten Balkons oder Gaden, wie man sie nennen könnte, die sich auch in dem Hause, wo ich jetzt schreibe, befinden, und wo gewöhnlich gespeist wird, sind sehr annehmlich. Man fühlt sich zugleich im Freien und in der Stube. Ich wohnte zu Meiringen in demselben Zimmer mit Wallmenich, wie bisher immer, und auch hier. Die Aussicht von unserem Fenster ging auf den Reichenbach, und reichte bis an die mächtigen Wetterhörner, die zwischen grünen Bergen emporstarren. Den folgenden Morgen, bei dem herrlichsten Wetter, ging ich mit den Gombarts und dem Führer an den Reichenbach, nämlich an diejenige Stelle, wo er den schönsten Anblick gewährt, da man ihn nirgend ganz übersehen kann. Da es eine Stunde von Meiringen ist, blieb Herr von Wallmenich zu Hause, teils einer von der Korpulenz herrührenden Bequemlichkeit wegen, teils weil er meinte, er sähe den Bach vom Fenster aus. Aber ein Wasserfall in der Ferne ist nicht viel besser als ein gemalter. Unsere Wanderung bei der Sonnenhitze wurde herrlich belohnt. Ich nenne den Sturz des Reichenbachs, wo nicht das schönste, doch der allerschönsten Schauspiele eines, das ich bisher in der Schweiz genoß. Man sieht weder Wasser noch Schaum, sondern nichts als den dichtesten Staub, der sich in Gestalt eines losgebundenen Büschels Pfeile in einen von schauerlichen Felsen umgebenen Kessel hinabstürzt, und dann in leichten Nebelwolken wieder bis zum Himmel emporfliegt. Den göttlichsten Anblick gewährt der Regenbogen, der sich über diesem Wasserfalle bildet:

„Mille trahens varios adverso sole colores“ [1]).

Schon einen Regenbogen unter seinen Füßen zu sehen, macht einen magischen Eindruck. Wie ein ewig wirbelndes und doch stets bestehendes Rad, beugt er sich siebenfarbig über die Flut, und blau und golden malt er die grauen Steine. Tagelang könnte man in dieses liebliche Bild schauen. Kehrt man sich auf die andere Seite, so genießt man der schönen Aussicht in das blühende Thal von Meiringen und auf den

[1]) Virgil, Aen. IV, 701.

Brünig, der Bern von Unterwalden scheidet. Ich hätte die ganze Welt, und vor allen meine Freunde, zu Zeugen dieser herrlichen Scene rufen mögen. O entzückende Schweiz! Welch eine Gottheit, verschwenderisch bis zum Uebermaß, goß dieses Füllhorn tausendfältiger Reize über deine Fluren?

Unweit des Reichenbachs, in einem Hause, wo man Gemshörner, Krystalle, Alpenlöffel und dergleichen feilbietet, ist auch ein Fremdenbuch. Wir waren kaum in den Gasthof zurückgekehrt, als wir auch unsere Weiterreise nach Brienz antraten. Der Weg dahin geht an der Aare, im lieblichen Thale fort. Er ist schön und gebahnt. Man sieht die Faulhörner, das Brienzerhorn, den Läubergrat. Letzterer ist ein breiter Bergrücken. Der Wandelbach und Oltschibach stürzen in schönen, stäubenden Kaskaden in die Tiefe. Brienz ist ein Flecken, der buschumgeben am gleichnamigen See liegt. Die Aare durchfließt den Brienzer See, vereinigt dessen Wasser mit dem des Thuner Sees, durchströmt auch diesen und kommt bei Thun wieder hervor.

Anmerkung am Rande: Der Brienzer See ist drei Stunden lang und eine breit.

Während wir uns im Gasthofe zu Brienz aufhielten, änderte sich der günstige Wind und blies uns entgegen. Ein kleiner Sturm erhob sich. Dennoch setzten wir uns zu Schiffe, um hierher zu fahren. Die Schiffer erklärten, daß keine Gefahr vorhanden sei, so auch unser Führer. Herr von Wallmenich und Karl Gombart fühlten sich beängstigt, und ließen sich ans Land setzen. Auch der jüngere Gombart stieg anfangs aus, aber bald wieder ein. Der Sturm, der das Schiff zur Wiege machte, war uns mehr angenehm als verdrießlich; desto verdrießlicher aber der Regen, der bald nachfolgte. Wir hatten uns zwar vor ihm geschützt, allein er hemmte die Aussicht. Auf der einen Seite sind die Seeufer felsig, auf der anderen Seite hat er schöne grüne Hügel und Dörfer. Das Interessanteste, was uns der widrige Wind entbehren machte, war der Gießbach am linken Ufer, den wir nur von fern wahrnahmen, und nicht hinzufahren konnten. Wir gelangten nach langsamer Fahrt vom See in die Aare und hierher. Es geht eine bedeckte Brücke über den Fluß. Interlaken, das seinen Namen von der Lage zwischen zwei Seen hat, ist ein wahres Paradies. Der Ort selbst besteht nur aus wenigen Häusern, worunter das Schloß, welches ein Herr von Haller, der Sohn des berühmten Gelehrten, als Amtmann bewohnt, und der schöne Gasthof, den ein Park umgiebt. Unsere Fußgänger waren bereits angekommen, aber durchnäßt genug, denn sie hatten uns die

Regenschirme im Schiffe gelassen, und waren nun eben beschäftigt, am Kamin ihre Kleider zu trocknen. Von unseren Fenstern sieht man auf die Jungfrau.

Am 18. Juli 1816. Interlaken.

Wir kommen soeben aus dem Lauterbrunnenthal zurück, wohin wir gestern wanderten, um den berühmten Staubbach, den höchsten Wasserfall der Schweiz, zu besehen. Wir besuchten ihn noch denselben Abend und auch heute morgens, um den Regenbogen zu betrachten, den er bildet. Der Staubbach fällt 900 Fuß senkrecht hernieder, allein der starke Regen, mit dem er schon von weitem überschüttet und den Atem raubt, hindert den ruhigen Genuß, dessen man beim Reichenbach teilhaftig wird. Deshalb ist mir die Erinnerung an diesen lieber. Doch bleibt auch jener ein einziges, außerordentliches Schauspiel. Man sieht durchaus nichts, was einem Wassertropfen gleichsähe. Er verfliegt so sehr in der Luft, daß er unten einen ganz kleinen unbedeutenden Bach bildet. Er hat noch mehrere kleinere Fälle zur Seite, wie denn das ganze Thal reich an Katarakten ist. Lauterbrunnen liegt am Fuße des Jungfraugebirgs, und wir sahen zum erstenmal in der Nähe, mit Schiller zu reden, „die Königin hoch und klar auf unzugänglichem Thron sitzen" [1]), von ihren blauen Gletschern umgeben, und den „Mönch" an ihrer Seite. Der Gasthof in Lauterbrunnen, wo wir übernachteten, ist ziemlich gut.

Der Weg bis hierher am Ufer der Lütschenen hat manche wilde Schönheit. Die Berge haben hier häufig die Gestalt von alten Römermauern und zerstörten Burgen. An einen Felsen findet man eine Tafel angeschlagen, worauf geschrieben steht, daß hier der Freiherr von der Rotenflüe seinen Bruder erschlagen habe und heimatslos und verbannt seine Tage im Ausland beschlossen. Wir kamen an der verfallenen Feste Unspunnen vorbei, unweit welcher sonst das Fest von Interlaken [2]) gefeiert wurde. Die Lage dieses alten Schlosses, das durch die daraus hervorwachsenden Bäume noch ein mehr malerisches Ansehen erhält, ist unendlich schön.

Ehe wir wieder hierher zurückgingen, geleitete uns der Führer noch auf einen nahen Hügel, wo man die Aussicht auf den Brienzer und Thuner See genießt. Man sieht nicht das Geringste, bis man den abgeplatteten Gipfel erreicht hat, aber dann:

[1]) „Berglied", Strophe 6.

[2]) Napoleon hatte das Fest aus politischen Gründen verboten und damit eingehen lassen.

„Wie groß, wie seelenhebend,
Hier ist Elysium!“ [1])

Es wäre vergeblich, diese himmlische Landschaft beschreiben zu wollen, die sich mit Unterseen und Interlaken zwischen den beiden blauen stolzen Gewässern ausdehnt. Wir fühlen, mit Tiedge zu reden,

„Die Kraft unaussprechlicher Milde“ [2]).

Auf diesem Hügel ist eine hölzerne Bank angebracht, worauf zu lesen steht, daß Gräfin Ernestine von Montgelas [3]) im September 1815 diesen Sitz jedem gereicht habe, der Gefühl für Naturschönheiten hat.

Am 20. Juli 1816. Bern.

Es gehört eine große Ueberwindung dazu, hier zu sein, von der Nieblichkeit und Schönheit Berns entzückt zu sein, und doch noch nicht davon zu sprechen und zur Fortsetzung seiner Reise zu schreiten. Gestern mittags um ein Uhr langten wir hier an. Wir verließen das freundliche Interlaken vorgestern nachmittags. Seine schöne Einsamkeit, welche durch die versammelten Fremden, die die Molkenkur brauchen, gemildert wird, seine Spaziergänge machen es so reizend. Dort lieber als irgendwo möchte ich einen Sommer mit meinen Schriften und Büchern hinbringen.

Wir fuhren in einem leichten Charaban, die man hier „Berner Wagen“ heißt, durch das Städtchen Unterseen nach Neuhaus. Dort schifften wir uns in einem schönen, eleganten Fahrzeuge am Thuner See ein. Es war ein göttlicher Abend. In sanften Wallungen bebte die Flut an die romantischen Ufer, und wir ergötzten uns

„Al soave spirar di placid' aura“. [60]

Zuerst hatten wir den Beatenberg zur Rechten, durch seine Höhle berühmt, worin der heilige Beatus, der erste Bekehrer der Schweiz, sich aufhielt [4]). Zur Linken sah man den spitzen Niesen und das zackige Stockhorn, das Dörfchen Faulensee, am Ufergebüsch gelegen, weiter hinten Aeschi, weiter oben das Schloß von Spiez. Auf der anderen Seite

---

[1]) Matthisson, „Gedichte“ I, S. 209.

[2]) Urania, Strophe 8 der „Weihe“.

[3]) Geborene Gräfin Arco, Gattin des bekannten bayrischen Staatsmannes Joseph von Montgelas.

[4]) Soll gegen Ende des I. Säkulums gestorben sein.

liegen Merligen, Ralligen, das reizende Oberhofen und Hilterfingen. Die Nacht war fast herunter, als wir aus dem See in die Aare fuhren, um in Thun zu landen. Ueber alles lockend und üppig schlingen sich die Spaziergänge der Stadt am Fluß und am See hin; die Aare bildet zwei liebliche Inseln. Wir wohnten zu Thun im „Freihof", dem ersten Gasthause, das, wie jenes in Interlaken, der Regierung der Republik Bern gehört. Es ist in der schönsten Lage.

Den anderen Morgen erstiegen wir den Gottesacker, der auf einer Anhöhe liegt, von der sich die herrlichste Umsicht darbietet. Die Gegend von Thun ist wahrhaft paradiesisch, und erweckt einst jene Toten die große Posaune zum Gericht, so werden sie sich alle im Himmel wähnen, wenn sie um sich sehen. Man führte uns auf das alte Schloß, wo sich die Aussicht noch weiter hinstreckt. Es dient zur Aufbewahrung der Gefangenen, deren Kerker man uns zeigte. Nahe daran ist das schöne Haus des Oberamtmannes, von Gärten, womit alle Terrassen bepflanzt sind, umgeben. Thun ist eine freundliche Stadt. Es führt eine bedeckte Brücke über die Aare, da man überhaupt wenig steinerne in der Schweiz sieht. Das Klima ist mild, es giebt viele Weinberge in der Umgegend, und wir fühlten, daß wir aus der rauhen, felsigen Schweiz wieder in die flachere traten.

In einer offenen Chaise gelangten wir bei dem schönsten Wetter hierher. Der Weg von Thun nach Bern ist eine herrliche Landstraße, meist mit hohen Obstbäumen und beschnittenen Hecken bepflanzt. Die Gegend ist ein reizender Garten. Nie sah ich mildere, schönere Fluren. Alles ist bebaut. Man fährt kaum zwanzig Schritte, ohne wieder an ein Haus zu kommen. Alles atmet Wohlstand und Fleiß, alles zeigt den Reichtum der Berner Landleute. Reinlich, groß, freundlich erheben sich ihre Häuser und Scheunen. Man glaubt eine gemalte Landschaft zu sehen, durch den Künstler verschönt, oder theatralische Veredlung. Fette Wiesen, buschige Laubwäldchen, halb zwischen Bäumen versteckte Landhäuser bespült die Aare.

„Mobilibus pomaria rivis" [1]).

Zu beiden Seiten eine parkumschlossene Villa an der anderen, und eine reizender gelegen als die andere. Auf diesen Schlössern bringen die vornehmen Familien Berns ihren Sommer hin. Wir besahen nur eines davon in der Nähe, das Schloß Kiesen, wo wir ausstiegen, weil

[1]) Horat. Carm., I, VII, 14.

es uns gar zu reizend dünkte. Es liegt auf einem Hügel, im einfach großen Stile erbaut, umgeben von hohen Akazien. Ich dachte an die Worte Duncans in „Macbeth“:

„This castle has a pleasant seat, the air
Nimbly and sweetly recommends itself
Unto our gentle senses“ [1]).

Von einem Pavillon am äußersten Ende des Gartens genießt man die Aussicht auf das schöne Thal, auf die Jungfrau, die beiden Eiger und die anderen Gebirge des Berner Oberlandes. Dies Gut wollte vormals die Gräfin Montgelas kaufen, der Handel zerschlug sich aber. Jetzt hat es der holländische Gesandte gemietet. Die Gegend wird reicher, je näher man Bern kommt. Herrlich zeigt sich die Stadt von der Seite des unteren Thors, herrlich dehnen sich ihre schönen Gebäude auf langsam schwellenden Hügeln am Ufer der raschen Aare. Majestätisch zeigt der Dom die seltene Riesengestalt, und scheint niederzulächeln auf die nahe Plattform, die, wie ein Vorhof zum Himmel, aus ihrer Mauer sich hebt. Man fährt in die Stadt, vom eleganten Portale bewillkommnet, durch reinliche Gassen führt der schöngepflasterte Weg. Von Zeit zu Zeit erheben sich freundliche Brunnen, durch die Mitte der Straßen sind breite Gräben mit lebendigem Wasser geleitet. Ohne gleichgeformt zu sein, sind die Häuser alle von Quadern erbaut, niedlich und gefällig. Unter jedem ist eine geräumige Halle, so daß man bei dem schlechtesten Wetter ohne naß zu werden, von einem Ende der Stadt zum anderen gelangen kann.

Anmerkung am Rande: Diese Arkaden sollen jedoch nachteilig für die Gesundheit sein.

Die Reinigung der Straßen wird von angeketteten Züchtlingen besorgt. Das gewährt nun freilich keinen ästhetischen Anblick, allein es deutet alles auf Ordnung, auf Zuratehaltung aller Hilfsmittel. Die Stadtgräben von Bern sind teils bebaut, teils mit Rehen und Hirschen angefüllt. In einem besonderen Graben füttert man zwei Bären, eine alte Etikette der Republik. Auf einem der Thore steht die Bildsäule des Goliath, wie sie wegen ihrer kolossalen Größe genannt wird. Es ist sehr viel öffentliches Leben auf den Straßen, an allen Häusern sind Bänke. Viele Geschäfte, die man anderswo in den Wohnungen verrichtet, geschehen hier auf der Gasse. Aus den schönsten Fenstern und

[1]) Act I, sc. 6.

Balkons sieht man Wäsche zum Trocknen hängen, was nun freilich wieder nicht ästhetisch ist, allein das deutet abermals auf Zuratehaltung der Hilfsmittel.

Das Armenhaus ist ein wahrhaft majestätisches Gebäude. Es dient auch für verarmte Bürger, die darin standesmäßig von ihrer Zunft erhalten werden. Wer das Bürgerrecht in Bern hat, kann nicht in Not kommen. Bern ist der Sitz der auswärtigen Gesandten, solange die Tagsatzung sie nicht in Zürich hält. Justus Gruner [1]) hat hier ein Haus gekauft. Da die Stadt nur sechs Stunden vom Jura, der französischen Grenze, entfernt ist, so ist die französische Sprache die herrschende, wenn auch nicht die des gemeinen Volkes. Ueberhaupt scheuen sich die gebildeten Schweizer, deutsch zu reden, weil sie es schlecht sprechen. Hier hat alles französische Gouvernanten aus dem Waadtland. Die Söhne der vornehmen Bürger dienen gewöhnlich erst unter den holländischen oder französischen Schweizertruppen, ehe sie an die Regierung kommen. Gefällig gegen Fremde, gesellig unter sich sind die Berner so wenig, als die anderen Schweizer. Gesellschaften von gemischtem Alter werden hier kaum gelitten. Es teilt sich alles in einzelne Sozietäten ab. Dieselben Personen einerlei Geschlechts, die als Kinder zusammenkamen, kommen zusammen bis sie Greise werden. So sittsam, wie die Frauen von Zürich, sollen die Bernerinnen nicht sein. Man spürt den französischen Einfluß.

Hier beabschiedeten wir unseren Führer, dem wir vier Karolinen bezahlten, womit er kaum zufrieden war. Außerdem bestritten wir allenthalben seine Zeche. Von Zürich bis hierher hatten wir 400 Gulden nötig, eine Summe, die man bei unserer Lebensweise nur in der teuren Schweiz in vierzehn Tagen verbrauchen kann. Herr von Zastrow nannte sie einen teuren Guckkasten. Karl Gombart, der Kaufmann, machte den Kassierer, und wir anderen mußten uns zum Glück nicht mit diesem fatalen Geschäft befassen, wegen des immer wechselnden Münzfußes von Kanton zu Kanton um so mißlicher. Nun werde ich aber selber wieder daran müssen, im Fall ich nicht noch mit meinen Reisegefährten bis Baden gehe, was aber nicht in meinem Plane liegt.

Herr von Wallmenich traf hier einen Bekannten, den Professor Henke [2]), vormals in Landshut, wo ihm einmal Nathan Schlichtegroll

[1]) Justus von Gruner (1777—1820), preußischer Staatsmann; seit 1816 Gesandter in der Schweiz.

[2]) Herm. Wilh. Eduard Henke (1783—1869), der hervorragende Kriminalist; Professor in Bern seit 1814.

eine kleine Schrift widmete. Dieser gefällige Mann, der leider heute eine Reise ins Gebirg antrat, führte uns noch gestern auf die schönsten Spaziergänge von Bern, besonders auf die Engi, auf Hügel, an der Aare gelegen, welche fortwährend Halbinseln durch ihre ewigen Krümmungen bildet, wo man die schönsten Aussichten, bald über die Stadt, bald bis an die Schneegebirge des Oberlandes, und bald wieder auf den Jura hat. Herr Henke wies uns auch ein Landhaus, welches ehemals dem Könige von Westfalen, Hieronymo[1]), gehörte. Den zweiten Tag, als er hier war, gingen zwei Berner hinter ihm, die sich zuflüsterten, daß dies einer von den korsischen Exkönigen sei. Er wandte sich zornig um und fragte: „Est-ce-qu'il y a ici de la canaille?" „Oui," erhielt er zur Antwort, „mais seulement de la boue d'hier." Weil er nämlich Tags vorher angekommen.

---

Diesen Morgen besuchte ich allein den Münster. Es ist ein herrliches, majestätisches Gebäude, von innen die schönste protestantische Kirche, die ich sah. In einer kleinen Nebenkirche, wo gewöhnlich kommuniziert wird, zeigte man mir die aufgehängte Beute an Fahnen, Teppichen, Feldtüchern rc., welche die Schweizer Karl dem Kühnen von Burgund abnahmen. Diese Dinge, die sonst in einem engen Gewölbe zusammengepackt sind, werden nur alle zehn Jahre eine Zeitlang ausgestellt[2]). Ich traf also gerade den rechten Zeitpunkt, um sie zu sehen. Alles zeugt von dem Reichtum jenes Herzogs. Es sind viele goldstoffene Meßgewande darunter. Auf die Teppiche sind meist altrömische Geschichten gewebt, zum Beispiel Cäsars Tod, doch erscheinen die Römer im Kostüme des Mittelalters. Man zeigt auch einen roten Waffenrock Karls des Verwegenen, den er über dem Panzer trug, und ein Kleid seiner Maitresse Jolanda. Außer der burgundischen Beute sieht man noch andere Teppiche, welche die Geschichte des heiligen Vicentius vorstellen, dem der Münster geweiht ist. In derselben Halle findet sich das Modell zu dem Turme, der noch einmal so hoch hätte werden sollen, allein der Baumeister, ein Sohn desjenigen, der den Straßburger Münster baute, stürzte vom Kirchendach herab, als er eben mit der Meißelung einer gotischen Zierate beschäftigt war. Seine Bildsäule steht noch auf der Stelle, wo er hinunterfiel. Auf den Turm führen zwei Treppen, jede 268 Stufen

---

[1]) In den Schlachten von Granson und Murten, 1476.

[2]) Jetzt im Altertümermuseum und in der Bibliothek bewahrt.

hoch. Da er ganz von durchbrochener Arbeit ist, so hat der Steigende völliges Licht. Die größte vorhandene Glocke wiegt 210 Zentner, sie wird von acht Männern geläutet. Es ist noch eine kleine, und zwar silberne, da, welche die Hugoglocke heißt, weil sie Hugo von Oesterreich den Bernern, die noch unter österreichischem Schutze standen, zum Geschenk machte.

Die Aussicht vom Turme ist herrlich, wie würde sie erst sein, wenn er vollendet wäre! Man übersieht die grünen, lachenden Fluren, und hinten die Jungfrau mit ihrem ganzen weißen Gefolge. Man übersieht die freundliche Stadt selbst, mit ihren reinlichen Gassen. Der Türmer zeigte mir die vorzüglichsten Gebäude, das Haus des Landammanns, das Rathaus, das Kollegium, die Bibliothek, das Kornhaus, den Palast des französischen Gesandten Talleyrand [1]), der besonders schön auf einer Anhöhe gegen die Aare liegt. Um die Kirche, wie um den Turm, führt eine schmale Galerie, die ich durchging, um die Stadt recht von allen Seiten zu sehen. Achtzig Jahre, sagte mir der Türmer, baute man am Münster.

Ich stieg darauf wieder auf die Plattform hernieder, ein Spaziergang von uralten, schattigen Kastanienalleen, in gleicher Höhe mit der Stadt, gegen den Fluß zu aber auf einem Hügel, der ummauert ist, gelegen. Man genießt die herrlichste Aussicht in die Gebirge. Die Franzosen wollten 1798 [2]) die ehrfurchterweckenden Bäume umhauen, um einen Exerzierplatz aus der Plattform zu machen. Die Stadt mußte sie nun an sich kaufen. Wer darauf spazieren gegangen und sich unter ihrem Schatten gefühlt hat, der begreift nicht, wie eine andere als eine barbarische Nation ein solches Vorhaben fassen konnte.

---

Mit meinen Reisegefährten, die ich aber nun verlasse, nahm ich heute noch einiges Sehenswürdige in Augenschein, unter anderem das anatomische Kabinett. Wir wohnen hier im „Falken“, au faucon, welchen Gasthof man unter die besten in der Schweiz zählt. Das Gebäude ist zwar sehr geräumig und in der Hauptstraße gelegen, aber in keiner Hinsicht kann es sich mit dem „Schwerte“ vergleichen.

---

[1]) Charles Maurice, Fürst von Talleyrand (1754—1838). Der bekannte Diplomat bekleidete, nachdem er im September 1815 als bourbonischer Minister zurücktreten mußte, verschiedene Gesandtschaftsposten.

[2]) Vgl. S. 583. Die Franzosen wurden bei der gewaltsamen Einführung der Helvetischen Republik im März 1798 Herren von Bern.

Morgen gehe ich zu Fuß, und zwar allein, von hier fort; ich bin noch unentschlossen, ob zuerst nach der Petersinsel, wo Rousseau [1]) wohnte, oder gleich nach Solothurn. Die Gombarts besuchen morgen das famöse Hofwyl [2]). Ich kann mich nicht länger aufhalten.

Am 21. Juli 1816. Auf der Petersinsel in Rousseaus Zimmer.

Hier, wo nach Verfolgung und Verachtung
Kurze Ruhstatt ein Bedrückter fand,
Werde diese Stunde der Betrachtung
Dieses Menschenlebens zugewandt.

Freundlich liegst du vor mir, holde Insel,
Schönste Abgeschiedenheit der Schweiz;
Eines Claude Lorrains Meisterpinsel
Malt dich nicht in deinem ganzen Reiz.

Plätschern hör' ich an den Strand die Wasser,
Sanft gehoben von des Windes Hauch;
Wo der Menschenfreund, der Menschenhasser
Schrieb und dachte, denk' ich, schreib' ich auch.

Dich umhüllt schon längst der grüne Hügel,
Thränenwerter und berühmter Mann!
Hätt' ich deines Geniusses Flügel,
Da dein Los mir, Rousseau, werden kann.

Mir auch gab der Vater über Sternen
Ew'gen Zwiespalt von Gefühl und Pflicht,
Und noch lernt' ich — werd' ich's jemals lernen? —
Mit den Lebenden zu leben, nicht.

Was ich soll? Wer löste mir die Frage?
Was ich kann? Wer gönnt mir den Versuch?
Was ich muß? Vermag ich's ohne Klage?
So viel Arbeit um ein Leichentuch!

Wolltest warm dich an die Menschen drängen,
Kälte gab man, Rousseau, dir zurück.
Ach, das Schicksal und die Liebe sengen
Um die Wette unser Lebensglück!

---

[1]) Rousseau fand, verfolgt von der Berner Regierung, im Jahre 1765 dort für zwei Monate ein Asyl.

[2]) Siehe S. 567, Anmerkung [2]).

Nicht Verwandtes soll vereinigt werden,
Nah' dem Freunde schleicht der Freund allein,
Und das Los von Tausenden auf Erden
Ist verkennen und verkannt zu sein.

Dürft' ich hier, wo du einst abgeschieden
Wohntest und von Feinden nicht umstellt,
Kurze Ruh fandst, finden langen Frieden,
Nie mehr kehrend in die falsche Welt.

Selben Tags abends. Nidau am Bieler See.

Heute morgens verließ ich wirklich allein, meinen Bündel auf dem Rücken, die freundliche Stadt Bern, nach der mich jetzt schon die Sehnsucht quält: wie wird dies erst später der Fall sein. Unwillkürlich drängt sich mir der Gedanke auf, daß ich gleichsam schon auf der Heimreise begriffen bin, obgleich ich, am westlichsten Ende der Schweiz mich befindend, noch einen großen Teil derselben zu durchwandern habe. Dennoch fühle ich nur zu wohl, daß ich mit starken Schritten aus der reichen, schönen Natur dem militärischen Schlendrian zueile. Wie werde ich jene Ketten wieder tragen können, und was werde ich nicht leiden,

„— meeting the ghosts
Of my departed joys — a num'rous train!" [1])

Jede vergangene Freude wird zum Schmerz durch unerfreuliche Gegenwart. Aber was schau' ich in meinen Sarg, da ich noch lebe? Glück auf! Noch bin ich fröhlich und frei, wie der Vogel in Lüften, noch ist ja die schöne Zeit nicht vorüber, und noch schlürf' ich den goldenen Nektar.

Freiheit und Natur!
Dürft' ich ewig, euch ergeben,
Folgen eurer holden Spur.
Was die Menschen auch erstreben,
Ihr beglückt die Menschen nur.
Euch gehöre denn mein Leben,
Freiheit und Natur!

Meine Reisegefährten sagten mir heute morgens Lebewohl, da sie früher nach Hofwyl gingen, als ich abreiste. Dort war dieser Abschied steifer, als jener in Lindau, wo wir uns doch kaum kannten. Alle drei

[1]) Young, „Night-thoughts", I, 227.

sind gebildete Leute; und ich darf mich glücklich schätzen, eine solche Gesellschaft gefunden zu haben, bei der ich nicht allein in ökonomischer Hinsicht gewann. Ihr Umgang war mir zur angenehmen Gewohnheit geworden. Meine Reise durch die kleineren Kantone wird mir unvergeßlich sein, und so flechten sich auch jene meine Begleiter in meine besten Erinnerungen.

Obgleich ich etwas weich gestimmt war, als ich Bern verließ, so fühlte ich mich doch voll frohen Mutes. Ich fühlte ganz das Glück eines sorgenlosen Fußgängers, der alles bei sich trägt, was er braucht, der sich wenden kann, wohin er will, der ausruhen kann, wo er eine schattige Stelle findet. So ganz auf mich gestellt, so ganz losgebunden von allen Verhältnissen war in nie in meinem Leben. Ich wandte meine Schritte nach dem Bieler See zu, und kam durch Neubrück und Maikirch, zwei Stunden von Bern. Wenn ich rückwärts schaute, hatte ich noch die ganze hohe Bergkette des Oberlandes im Auge, und die Jungfrau stand in schöner Beleuchtung. Ich sagte den weißen Riesengestalten Lebewohl.

Bei Maikirch begegnete ich einen Neuchateller Kutscher, welcher leer zurückfuhr; ich stieg ein, um mich schneller zu fördern. Der Weg geht eine Strecke durch den Wald; aber bald öffnet sich das liebliche, weite Aarthal wieder, das hinten der Jura begrenzt. In Aarberg, einem freundlichen Städtchen, rings von der Aare umflossen, hielt ich mich eine Weile im Gasthof auf, fuhr dann nach Walperswyl, und nahm dort einen Wegweiser nach Gerolfingen am Bieler See, wo ich mich nach der Petersinsel einschiffte. Die Fahrt dauerte etwas lang, da der Wind entgegenblies. Twann (Douane) und Ligerz (Gleresse) liegen sehr freundlich am anderen Ufer. Der See ist meist von waldigen Ufern eingefaßt. Die liebliche Insel liegt ziemlich erhaben über dem Wasser, sie ist teils von einem annehmlichen Laubwalde, teils von Weinbergen bedeckt. Ein pappelumzäunter Platz ist von der Flut überschwemmt, da der See schon seit vier Monaten seine Grenzen beträchtlich erweitert.

Es ist, so viel ich weiß, ein einziges bedeutendes Haus auf der Insel, dasselbe, in dem der hierher geflüchtete Rousseau wohnte, nun ein Gasthof. Man zeigt den Fremden Rousseaus Zimmer, eine ziemlich ärmliche Kammer, mit schöner Aussicht auf den See, in welcher Stube ich saß und obiges schrieb, auch eine Reliquie daraus mitnahm. Alle Wände stehen voll Namen, einer in dem anderen, ein erbärmlicher Gebrauch. Der berühmteste ist der der Prinzessin von Wales [1]), die ihn

[1]) Siehe S. 52, Anmerkung [5]).

schwerlich selbst geschrieben hat. Von den Versen, die man findet, sind die meisten unleserlich geworden, besonders durch darübergeschmierte Namen. Hier sind einige von den besten Reimen, die ich lesend entziffern konnte:

Sensible auteur de la tendre Julie,
Mortel, si digne d'être heureux,
Pourquoi toujours, durant ta vie,
Ne te vit-on que malheureux?
Fut-ce la rage de l'envie,
Fut-ce la haine des cieux?
Ou ta propre mélancolie,
Qui te suivit dans tous les cieux?

---

Ne pouvant dans Erménonville
Jeter tes fleurs sur ton tombeau,
Reçois, Rousseau, dedans cette isle
Mon hommage par mon pinceau.

---

Thrice happy isle, in whose sequester'd seat
Genius and virtue found a calm retreat.
When driv'n by lawless hate and tyrant fear
They fled indignant with their Rousseau here.

---

Bravant les plus doux sentiments,
L'on voyait des coupables mères
Laisser à des mains mercenaires
Le soin d'allaiter leurs enfants.
L'humanité souffrait de cette injure;
Rousseau parla, Rousseau fut écouté:
La mère ouvrait son cœur à la nature,
Et dans ses soins trouva la volupté.

---

Jàdis l'enfant infortuné,
Victime de notre clémence,
Hélas! connaissait la souffrance
Dès le moment, qu'il était né.
Rousseau paraît, il brise leurs entraves,
Transforme en fleurs leurs pénibles liens,
Vos instituts en faisant des esclaves;
Mais ses leçons feront des citoyens.

Das erstere dieser Impromptüs ist ohne Zweifel das schönste. Auch das englische gefällt mir. Es stand auf dem inneren Umschlag des Fremdenbuchs, die übrigen an der Stubenthüre.

Ich verließ die freundliche Insel, um hierher zu fahren. Die See wurde aber so stürmisch, daß ich drei Viertelstunden von hier landen mußte, und meinen Weg zu Fuß fortsetzen. Nidau ist eine kleine, helle, nieblich gebaute Stadt. Ich wohne ziemlich hübsch im Stadtwirtshause. Der See hat auch hier große Verwüstungen angerichtet. Gärten, Felder, Wiesen stehen unter Wasser, und nur die hervorragenden Bäume bezeichnen die sonstigen Marken der Flut. Auf der Landstraße, auf der ich eine Strecke im Hierherweg ging, hatte ich dicht zu beiden Seiten den See. In Biel soll es noch viel trauriger aussehen. Es gehört nun dem Staate Bern, da es vormals eine freie Stadt war.

Am 22. Juli 1816. Solothurn.

Früh morgens bei dem schönsten Wetter verließ ich Nidau. Ein Teil der Straße nach Biel war überschwemmt. Doch ist stets ein Gespann bereit, um überzufahren. Biel (Bienne) ist größer als Nidau, aber nicht so hübsch. Ich ging sehr schnell, hielt mich gar nicht auf und machte sechs Stunden in vier und einer halben, trotz der Schwere meines Büchsensacks, den ich mir nur wenig tragen ließ. Ich kam durch die großen Dorfschaften Bötzingen und Lengnau, wo ein Bad ist. In Grenchen, auf der Grenze des Kantons Solothurn, mußte ich meinen Paß visieren lassen. Man merkt wohl, daß man nicht mehr recht in der freien Schweiz ist. Auf dem Wege fand ich viel Weinbau, aber keine besondere Gegend. Erst wenn man die Aare erblickt, erhält das Thal mehr Leben. Ich war nicht wenig erstaunt, als ich hier in der „Krone“ abtrat, den Bedienten der Gombarts und endlich sie selbst mit ihrem Begleiter zu finden. Ich glaubte sie in Biel. Sie besuchten die Petersinsel gar nicht, sondern fuhren heute von Bern hierher. Wir aßen zusammen an der Table d'hote, und ich lernte aufs neue ihre Gesellschaft schätzen, um sie aufs neue zu verlieren. Nach Tische ließen wir uns zu der Eremitage von Sanct Verena führen, eine halbe Stunde von hier, zwischen Felsen gelegen. Es ist keine künstlich gärtnerisch angelegte, sondern wirklich von einem Waldbruder bewohnt, und von der großen Natur umgeben. Jeder, der nach Solothurn kömmt, sollte sie besuchen. Sie machte Eindruck auf uns, die wir vom Gotthard kamen. Sie wurde von einem Aegypter gestiftet und zuerst bewohnt. Man findet mehrere Grotten in den Fels gehauen; auch eine Kapelle, deren Turm

oben auf dem Berge steht, wobei die Glocke mittels eines Drahtes, der durch den Stein gezogen ist, mit der Kapelle verbunden wird. Gegenüber ist ebenfalls ein kleines Bethaus, und nebenan die Wohnung des Waldbruders, der auch ein Fremdenbuch hält, worin wir unter anderen den ehemaligen König in Schweden und seine Gemahlin fanden [1]). Man kann sich nicht leicht einen stilleren, eingeschlosseneren Ort für eine Klause denken, wo

„Black Melancholy sits, and round her throws
A death-like silence and a dread repose“ [2]).

Der Bruder zeigte uns noch das Grab jedes seiner Vorgänger, und die Stelle, wo er selbst wird begraben werden. Der menschliche Geist kehrt sich weg von dem schrecklichen Gedanken, das ganze Leben nur dazu anzuwenden, sein Grab zu sehen.

Am Rückwege brachte uns der Wegweiser noch zu einer anderen Kapelle, von einem Malteserritter, Freiherrn von Roll, gestiftet, in der das heilige Grab ganz wie in Jerusalem erbaut ist. Dasselbe findet sich auch zu München in der Theatinerkirche.

So genoß ich denn nochmals, wahrscheinlich das letzte Mal, ein großes Naturschauspiel in Bezug auf wilde Gebirgsgegend, in der Schweiz, und zwar mit denselben Freunden, mit denen ich so vieles gesehen hatte. Sie fuhren gleich nach unserer Zurückkunft wieder von Solothurn ab, da sie bereits alles Merkwürdige in Augenschein genommen hatten. Sie luden mich ein, den vierten Platz im Wagen einzunehmen, um sie bis Baden zu begleiten. Aber ich hatte die Stadt noch zu wenig gesehen, meine Sachen waren nicht gepackt, meine Zeche nicht bezahlt. Auch gefiel mir die Eilfertigkeit nicht, mit der sie aus der Schweiz fliehen. Mir behagt es noch so wohl, als je hier. Sie bleiben heute Nacht in Olten, gehen über Aarau, Baden nach Schaffhausen, da sie den Rheinfall noch nicht gesehen haben, und von dort nach Basel. Sie waren so gut, meinen Wanderstab durch die Gebirge, dessen ich mich nun nicht mehr bedienen konnte, und ihn, obgleich ungern, in Basel zurückließ, mitzunehmen, und wollen ihn mir von Augsburg mit einer Gelegenheit schicken. Ich schied ungern von ihnen, und fühlte mich gleichsam einsam und verlassen, als sie weg waren.

---

[1]) Gustav IV. (1792—1809, gest. 1837 als Oberst Gustavson in St. Gallen) und Friederike Dorothea Wilhelmine, des Erbprinzen Karl von Baden Tochter (1781 bis 1826, geschieden 1812).

[2]) Pope, „Eloisa to Abelard“, line 165, 166.

Solothurn ist eine hübsche Stadt an der Aare, und zwar der ältesten eine, die noch in Europa existieren. Ein Turm; der zwar schon alt, aber doch noch gut erhalten ist, und auf dem zu lesen steht, daß er fünfthalbhundert Jahre vor Christi Geburt erbaut worden sei, gab ihr, da er anfangs einzeln stand, den Namen. Man zeigt noch einen anderen Turm aus der Römerzeit und einen großen Brunnen, der aus einem einzigen Steine gehauen ist.

Das Zeughaus ist merkwürdig. Man findet darin mehrere in Schlachten eroberte Fahnen und das Geschütz der Republik Solothurn, das aus 50 Kanonen besteht. Noch mehr haben die Franzosen davongeschleppt. Ferner trifft man eine Anzahl von 3000 Harnischen, alle vollständig, worunter auch einige von Weibern. Das Gewicht von ein paar Helmen und Panzerhemden, die sich von den anderen an Schwere auszeichnen, setzt in Erstaunen. Niemals bedeckt sich wieder mit solchem Hauptschmuck das entnervte Geschlecht. Welche Stärke, welche Kraft in Menschen, die unsere Ahnen waren.

An einer Tafel sitzen dreizehn geharnischte Männer, welche die dreizehn ehemaligen Kantone vorstellen. Jeder hat ein Blatt Papier vor sich, auf dem einige gedruckte Verse stehen, die sich auf den Kanton beziehen. Das Ganze gewährt einen ritterlichen Anblick. Solothurn ist katholisch. Die Hauptkirche, die erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ausgebaut wurde, sucht sowohl von innen als außen ihresgleichen. Die vordere Fassade ist besonders schön. Eine Reihe von breiten, schöngeländerten Stufen führt empor. Zu beiden Seiten sind Brunnen, die ihre Wasser in drei Becken gießen. Auch das Innere der Jesuitenkirche imponiert.

Ich besuchte die Spaziergänge, die auf den Wällen angebracht sind. Man passiert eine Brücke über die Aare, die hier sehr breit und nicht von so schönen Gebäuden umufert ist, als in Bern. Ich setzte mich auf eine einsame Bank und fühlte nichts als eine Art von Reue, nicht mit meinen Reisegenossen gefahren zu sein. Um mich zu zerstreuen, sprach ich bei der Abendtafel viel mit einem Kurländer, der mit seiner artigen Frau nach Genf reist und neben mir saß. Die übrige Gesellschaft interessierte mich nicht.

Am 23. Juli 1816. Starrkirch im Kanton Solothurn.

Ich sitze hier in einem elenden Dorfe, noch dritthalb Stunden von Aarau entfernt, weil ich meine beste Landkarte in Olten, wo ich mich aufhielt, liegen ließ, und von hier jemand geschickt habe, sie zu holen.

Es ist ein fataler Streich, hier warten zu müssen, und am Ende bekomme ich sie nicht wieder. Zum wenigsten will ich die Zeit zum Schreiben benützen.

Recht lebensmutig trat ich heute morgen meinen Weg an. Viel fröhlicher, als ich gestern glaubte. Die freie Natur, das muntere Grün der Bäume und Wiesen, der Gesang der Vögel heilten schnell jeden Mißmut. Ich kam durch das Städtchen Windlisbach, und sah unweit davon zur Linken das alte Schloß Bipp. Dann mußte ich eine Strecke Weges noch einmal durch den Berner Kanton gehen. Bei Dürrmühli liegt abermals ein Schloß am Berg, die Rechburg. Olten ist ein Städtchen an der Aare, mit einer gedeckten Brücke über dieselbe. Mein heutiger Marsch beträgt zehn Stunden, wovon ich sieben und eine halbe zurücklegte. Soeben kommt der Knecht aus der Stadt, und bringt mir meine Karte wieder.

Am 24. Juli 1816. Aarau.

Der Weg von Starrkirch bis hierher gefiel mir sehr wohl. Es ist ein liebliches Obst- und Getreideland; die Grenze der Kantone Aargau und Solothurn ist nur eine halbe Stunde von hier. Ich kam durch Gregenbach und Schönenwerth, letzteres gar ein freundliches Dorf. Auch Aarau ist im schönen Thale gelegen. Was ich von der Stadt selbst gesehen habe, finde ich eben nicht hübsch. Ich wohne sehr gut im „Wilden Mann" in der Vorstadt.

Ich fragte nach dem Hause des Herrn Zschokke [1]), um diesem geehrten, und für einen Bayern um so interessanteren Schriftsteller einen Besuch zu machen. Ich wurde äußerst artig und zuvorkommend empfangen. Herr Zschokke versicherte, immer erfreut zu sein, einen Bayern zu sehen, denn obgleich er, wie er sagte, dies Land nie zu seinem Vaterlande machen möchte, so sei es doch sein geistiges Vaterland geworden, indem er sich schon seit zehn Jahren mit dessen Geschichte beschäftige. Er erkundigte sich, in welcher Absicht ich reise, und wieferne er mir dienen könnte. Er war so gütig, mich mit einem seiner Söhne in das Meyersche Haus zu schicken, wo man einige Basreliefs von Schweizerlandschaften, unter anderen von der ganzen Umgegend der Habsburg zeigt, wie auch

---

[1]) Heinrich Zschokke (1771—1848). Der Verfasser des „Abällino" lebte seit 1792, pädagogisch thätig, in der Schweiz, und fand 1798 in Aarau Heimat und dauernden Wohnsitz. Hier, in dem Hause auf der Blumenhalde, entstanden seine zahlreichen historischen und belletristischen Schriften.

sämtliche Schweizertrachten, von Herrn Reinhard [1]) in Oel gemalt. Sie sind in der That äußerst sehenswürdig, alle nach der Natur gezeichnet; lauter ausdrucksvolle, nationelle Physiognomien. Ich halte Herrn Reinhard in dieser Hinsicht für ein großes Talent. Von jedem Karton finden sich vier bis acht Gemälde. Nie habe ich in einer Stunde so viele liebliche und treuherzige Gesichter gesehen. Die Herren Meyer, denen diese Sammlung gehört, sind dieselben, welche die Jungfrau bestiegen haben, was aber viele nicht glauben.

Herr Zschokke wird heute nach Schinznach fahren, um einen Freund zu besuchen, und da ich denselben Weg nehme, lud er mich ein, ihn zu begleiten. Er wird mir einen Brief nach München an den Direktor Schlichtegroll [2]) mitgeben, samt seinen ersteren Bögen des dritten Bandes der bayrischen Geschichten, die bereits gedruckt sind.

Ich entdeckte überall die Spur meiner Reisegefährten. Sie waren alle zu Olten in der „Krone" über Nacht. In diesem Gasthofe haben sie gefrühstückt. Ein Frankfurter Kaufmann, ein gebildeter Mann, mit dem ich gestern zu Nacht aß, hat sie in Baden gesprochen. Ich unterhielt mich ziemlich lange mit ihm. Er wollte mich durchaus für einen Niedersachsen halten, und als ich ihm sagte, daß ich ein Bayer wäre, meinte er, mein Dialekt hätte durchaus nichts Bayrisches. Ich habe mir meine Aussprache selbst, und immer nach den eigenen Ideen gebildet, die ich vom Wohlklange der deutschen Sprache habe.

Am 25. Juli 1816. Zürich.

Hier weil' ich wieder in der alten Zürch,
Und unterm Schirme des gerühmten Schwertes,
Das in der Limmat rasche Flut sich taucht.
Die schöne Alpenreise ist vollendet:
Nur in Erinnrungsbildern schwebt sie noch
Dem heimgewandten Pilger herrlich vor.
Welch eine Fülle von Erinnerungen!
Wie vieles Leben in so kurzer Zeit!
Um wie viel reicher kehr' ich wieder heim,
Da die Natur mir ihre Zaubergärten,
Die Freiheit ihre Tempel mir erschloß.
Raubt man mir alles, was ich hoff' und habe,
Wer kann mir rauben, was ich sah und bin?

---

[1]) Joseph Reinhard (geb. 1779), Luzerner Portraitmaler, dessen für Rudolph Meyer in Aarau gemalte Kostümfiguren (zuerst Züricher Kunstsalon 1803) Anlaß zu ähnlichen Sammlungen gaben (Füßli).

[2]) Siehe S. 113, Anmerkung [2]); vgl. auch S. 502, Anmerkung [2]).

Aber zurück zur Prosa. Gestern mittags war Herr Zschokke so gütig, mich im „Wilden Mann" abzuholen. Wir fuhren, zugleich mit dem katholischen Pfarrer von Aarau, Fock, nach Schlinznach, wo jene beiden Herrn Sauerländer [1]) besuchten, der dort die Kur braucht. Die Gegend konnte man nur wenig genießen, weil es regnete. Wir fuhren nahe an dem herrlich gelegenen Schlosse Wildenstein vorüber, das General Rapp [2]) gekauft hat. Es erhebt sich an der Aare, die durch lachende Fluren zieht. Herr Zschokke erzählte im Wagen meist von seinen Alpenreisen, auch von seiner Reise durch Bayern, wohin er noch einmal gehen will, eh' er sein Buch vollendet. Er sagte, daß er allmählich dem Ziele zueile, und den vierten Teil seines Lebens daran gewandt habe. Der dritte Band wird wahrscheinlich im Herbste erscheinen. Das Paket mit den ersten Bögen desselben, war er so gütig, mir offen zu lassen, damit ich sie lesen könne. Ich bin daher der erste, der sie gedruckt liest. Herr Lang [3]) nannte Zschokke einen Mann von Verstand und Witz; aber einen giftigen Teufel. Auf andere noch lebende Geschichtsschreiber war er nicht gut zu sprechen.

Wir kamen gegen drei Uhr im Schinznacher Bad an, welches auch das Habsburger heißt, weil die Habsburg eine Viertelstunde davon am Berge liegt. Die Badgebäude sind sehr hübsch, vorzüglich der Speisesaal. Die Quelle ist mehr lau, als warm. Es waren sehr viele Gäste da. Ich machte die Bekanntschaft des Koadjutor, Baron Wessenberg [4]), Bruder des Gesandten [5]), und die Bekanntschaft des Herrn Sauerländer. Ersterer gefiel mir besonders seiner Freimütigkeit gegen Herrn Zschokke wegen. Sauerländer erzählte, daß Zschokke wenig Zeit mehr habe, die neuere Litteratur zu durchgehen, seitdem er sich ganz der bayrischen Geschichte gewidmet habe, und daß man sich in Norddeutschland verwundert hätte, wie ein solcher Mann so viel Mühe und Kraft an einen solchen Stoff wenden möge; denn die lieben,

---

[1]) Heinrich Remigius, Zschokkes Verleger in Aarau.

[2]) Siehe S. 304, Anmerkung [1]).

[3]) Karl Heinrich, Ritter von Lang (1764—1835), der Herausgeber der „Bayrischen Jahrbücher" und vieler anderer archivalischen Schriften, kehrte, nachdem er 1811—15 Direktor des Reichsarchivs in München gewesen, in den Verwaltungsdienst nach Ansbach, wo er auch früher gewirkt, zurück.

[4]) Ignaz, Heinrich, Karl Freiherr von Wessenberg (1774—1860), der bekannte reformatorisch gesinnte Bistumsverweser von Constanz.

[5]) Joh. Philipp (1773—1850), erster Gesandter Oesterreichs am Bundestage und Gegner Metternichs.

guten Bayern, setzte er, gegen mich gewandt, hinzu, sind dort wenig beliebt.

Anmerkung am Rande: Daß Herr von Wessenberg Dichter sei, wußte ich damals noch nicht [1]).

Das Wetter hatte sich aufgeheitert, und ich wollte denselben Tag noch nach Baden. Ich empfahl mich daher Herrn Zschokke, der viele Güte für mich gehabt hatte, und mir noch ein Rekommandations-Billet an einen seiner Freunde nach St. Gallen mitgab. Er bot mir deren auch nach Zürich an; doch sagte ich ihm, daß ich mich hier nicht lange aufhalten würde. Mit dem jetzigen Vogt oder Hochwächter von Habsburg bestieg ich das Stammschloß so vieler gekrönter Häupter. Er wohnt mit seiner Familie in den alten Zimmern Kaiser Rudolfs. Dessen gewöhnliches Wohngemach zeigt man im ersten Stock; nebenan ist die Schatzkammer, jetzt zur Aufbewahrung ländlicher Gerätschaften angewandt. Ein großer Teil der Burg ist bereits ganz verfallen; ein anderer rings von Epheu umwunden, von dem ich einen Zweig mir mitnahm. Man steigt ganz oben bis zum Turm empor, um der herrlichsten Aussicht zu genießen.

Altertümliche Gefühle
Beben durch des Wandrers Busen,
Der sich aus der stolzen Habsburg
Got'schen Fenstern niederbeugt.
Der Germanen Kön'ge alle
Mit der alten Doppelkrone,
Die aus dieser Feste stammten,
Gingen mir im Sinn vorbei.
Du vor allen, Kaiser Rudolf,
Langer Stürme Bändiger.
Jene Wälder sah ich vor mir,
Wo die Jagd dich einst ergötzte,
Wo du einst dem frommen Priester
Deinen eignen Renner gabst.

Aargaus üpp'ge Felder,
Und die blum'gen Wiesen
Sah ich blühend vor mir;
Durch die schönen Fluren,
Durch die bunten Ufer
Aber schlingt die Aare
Ihren raschen Strom.

---

[1]) „Sämtliche Dichtungen", 7 Bände. Stuttgart 1834—54.

Von den warmen Uferquellen
Kömmt die Limmat, vielgewunden,
Mit der grünen Flut der Aare
Mischet sie die blauen Wogen
Aus dem See von Turicum.
Und in beider Ströme Mitte
Zieht die ewig wilde Reuß.
Sah ich dich in Habsburg wieder,
Die du breit und mächtig fließest
In den Gassen von Luzern;
Welche durch des Gotthards Schluchten,
Die ergrimmte, zügellose,
Schaumbedeckt ich stürzen sah.
Hier erblick' ich dich geduld'ger,
Und vielleicht zufrieden darum,
Weil du Königsblut getrunken,
Eilen in der Aare Schoß.
Deine Türme, Vindonissa,
Längst verfallen, längst vermodert,
Sahen diese drei Gewässer,
In vertraulicher Umarmung
Fließen nach dem alten Rhein.

Es ist eine herrlich malerische Landschaft, wo die drei wildesten Flüsse der Schweiz sich vereinen, zum mindesten der deutschen Schweiz, angenommen, daß die Linth und Limmat derselbe sind. Die Aussicht von der Habsburg ist in der That sehr schön. Man überschaut Wildenstein, Schinznach, Brugg, Königsfelden, Windisch. Die Schneeberge waren zwar von Wolken bedeckt; doch erblickte ich zum wenigsten den Jura und sah den alpenprangenden Rigi noch einmal, mit der winterlich kalten Zinne. Ich ließ mich hierauf nach Königsfelden hinunterführen. Der Weg geht meist durch Waldung.

Am 26. Juli 1816. Zürich.

Es heben sich die Königsfelder Türme
Aus einer Landschaft, sondergleichen mild,
Der schönsten eine in dem Lauf der Aare.
Und an die Klosterpforte pocht' ich an,
Gestiftet von der Königin in Ungarn.
Wo ehmals fromme Männer, fromme Fraun
Zwecklos Gebete gegen Himmel sandten,
Vielleicht auch mit Verwünschungen vermischt,
Wird jetzt ein beßrer Dienst dem höchsten Gott,
Der siechen Armut, dem beklagenswerten
Wahnwitz ein sich'rer Zufluchtsort gegönnt.

In der Kapelle Wölbung trat ich ein,
Jetzt steht sie leer im ketzerischen Land;
Es opfert hier kein Priester Brot und Wein,
Kein weißer Knabe geht ihm fromm zur Hand.

Wie herrlich einst geschimmert dieses Haus,
Zeigt noch der Scheiben reiche Malerei:
Mit heil'gen Sagen schmücken sie sich aus,
Und schildern Frau Agnesens Heuchelei.

Mit schlichten Bildern ist die Wand verziert,
Sie stellen euch der Ritter tapfern Chor,
Die Luitpold nach Sempach hingeführt,
Und die den Tod der Helden starben, vor.

Bei jedem seht ihr Nam' und Wappenschild,
Und knieend flehen sie um Gottes Huld;
In ihrer Mitten ist des Herzogs Bild:
Du stolzes Herz, du trägst die ganze Schuld.

Du wußtest noch nicht, was ein Volk vermag,
Durch Freiheit, Eintracht und Begeist'rung groß;
Doch erfuhrst's an deinem Todestag,
Das ist der Freiheitsunterdrücker Los.

Hier, wo der Altar stand des alten Doms,
Starb noch ein andrer, mächtiger Tyrann:
Im Blute König Albrechts, seines Ohms,
Wusch sich den fluchbeladnen Dolch Johann.

Hier brach im Tod des Königs harter Sinn;
Doch blieb kein Tropfen Blutes ungerächt,
Frau Agnes hat, der Ungarn Königin,
Vertilgt der Mörder ritterlich Geschlecht.

Kein Säugling blieb geschont, kein schwacher Greis,
Die Kön'gin zog verheerend durch die Gaun,
Im Blut sich badend, wie im Tau des Mais:
So weit erstreckt sich Rache bei den Fraun!

Dies Kloster baut' sie, wo ihr Vater fiel,
Und den Altar, vom fremden Raube schwer,
Und trieb hier lang der Andacht falsches Spiel.
Nach solchen Thaten betet man nicht mehr.

Ich sah die Gruft, wo einst ihr Leib geruht,
Die Zelle, wo ihr manche Thräne floß,
Die Truhe, wo sie das geraubte Gut
Und ihren königlichen Schmuck verschloß.

Der Franken Hand hat ihr Gemach zerstört,
Durch Fenstertrümmer drängt sich Strauch und Ast,
Klagt nicht, daß alles jenes Volk verheert,
Sie sind auch darum jedem Volk verhaßt.

Nichts war geschützt vor ihrer wilden Hand,
Wohin du gehst, du findest ihre Spur,
Und sie zerstörten selbst ihr Vaterland:
Wär's möglich, sie zerstörten die Natur!

Sie bleibt sich treu in dem verjahrten Gleis:
Noch nimmt die Aare den bekannten Lauf,
Noch seh ich hier mit ihr vereint die Reuß,
Und beide nehmen dort die Limmat auf.

Wo einst die Fähre über'n Strom geführt,
Steht eine Brücke hoch und stattlich jetzt;
Dort hat, durch jugendlichen Mut verführt,
Des Königs Blut der Mörder Hand verspritzt.

Der Ahnenburg die Blicke zugewandt,
Sank Ulrichs Sohn, bethört von schnödem Geiz:
Habsburger, fliehet eurer Väter Land,
Nie wart ihr glücklich im Gebiet der Schweiz [1]).

Es war nämlich an der Reuß, wo Albrecht von seinen Mördern getroffen wurde, und auf der Stelle, wo jetzt die Kirche von Königsfelden steht, befand sich die Hütte einer alten Frau, wo man den Tödlichverwundeten hinbrachte und wo er den Geist aufgab. Schiller sagt:

„Am Wege aber saß ein armes Weib,
In ihrem Schoß verblutete der Kaiser" [2]).

Ich stieg zu Königsfelden in die habsburgische Gruft hinunter, die aber jetzt leer steht. Kaiserin Elisabeth, die Gemahlin Albrechts, Königin Agnes, der alte Herzog Leopold, Herzog Leopold, der bei Sempach blieb, der jüngste Sohn Kaiser Friedrichs und Gutta, Gräfin von Oettingen lagen dort begraben. Josef II. ließ die Särge nach St. Blasien im Schwarzwald schaffen. Gleich bei Königsfelden liegt Windisch, das alte Vidonißer. Der Weg bis Baden ist unendlich schön. In tausend mäandrischen Umwegen fließt die Limmat, bald durch Weinberge, bald durch Obstgärten, bald durch buschige Wälder. Ueberall Leben und Wohlstand.

---

[1]) Mit der Ueberschrift „Kloster Königsfelden" um die Hälfte gekürzt und wesentlich redigiert, zuerst „Vermischte Schriften" S. 35 und dann „Gedichte", Zweite Auflage S. 95.

[2]) Schiller, „Wilhelm Tell", Akt V, Scene 1.

Auch die Lage von Baden ist lieblich, nahe daran liegt ein Schloß auf der Höhe. Ich kam des Abends an, wohnte in der „Wage“, und nahm gleich an der Tafel Platz, wo mich aber niemand interessierte. Eine Viertelstunde von der Stadt sind die Bäder auf beiden Seiten der Limmat. Ich ging gestern morgen in eins, um ein Bad zu versuchen. Die Quelle ist brennend heiß und hat einen unangenehmen, doch nicht starken Geruch. Sie kommt unten aus der Limmat hervor und ist sehr reichhaltig, da sie durch so viele Gebäude geleitet wird. Die Einrichtung der Badestuben ist nicht sehr bequem. In beiden Bädern sind viele Gäste. Zurückgekehrt, trat ich sofort meinen Weg hierher an, und nahm einen Führer mit, um meine Sachen zu tragen. Ich wählte nach Ebels [1]) Rat die Straße über Würenlos und Höngg. Mit bald erhabenem, bald flachem Ufer schlingt sich die Limmat, die mir entgegenfloß, durch eine blühende Landschaft und bildet mancherlei Inseln. Der ganze Weg ist mit Obstbäumen besetzt, wie überhaupt im Aargau; die herrlichsten Aussichten auf Zürich und seine lieblichen Umgebungen bieten von Zeit zu Zeit sich dar. Auch hier erkennt man, daß alles ebene und hügelige Land der Schweiz ein fortwährender Garten sei. Kein Fleckchen ist unbenutzt und überall kommt die gütige Natur dem menschlichen Fleiße zu Hilfe.

Hier bekam ich zum Glück noch Platz im „Schwert“, wo sehr viele Fremde sind. Aber leider habe ich kein Zimmer auf den See, sondern sehe nur auf die Limmat zu. Der joviale Wirt thut noch stets alles zu seiner Gäste Unterhaltung. Gestern bei Tische machte er uns allerlei Kunststücke mit der Serviette, die jedermann lachen machten. Bei der gestrigen Abendtafel lernte ich auch einen jungen Schlesier kennen, namens Neumann, der auch von seiner Reise ins Gebirg zurückkehrt. Er wird etwas später als ich nach München kommen und sich ein paar Tage dort aufhalten. Ich habe ihm meine Dienste angeboten. Diesen Nachmittag stiegen wir zusammen auf einen der Münstertürme und übersahen Zürich und die Gegend. Die Kirche selbst ist ganz einfach, selbst ohne Orgel. Die Züricher Reformierten singen von Noten.

Unser Lohnbedienter führte uns auch auf eine Laubenstelle der hohen Promenade, wo sich die herrlichste Aussicht über den See öffnet. Allmählich immer höher an seinen Ufern erheben sich Hügel und Berge, und einer überschaut den anderen. Ein nahendes Gewitter trieb uns nach Hause. Vorher waren wir noch in der Kunstausstellung, die gerade heute zum letztenmal eröffnet ist. Es ist keine Münchener. Auch hat

---

[1]) „Anleitung“ u. s. w. Erster Teil, S. 86; vgl. S. 581, Anmerkung [2]).

sich wohl noch kein wahrer Kunstgeschmack hier gebildet, weil man sonst manches ganz Geschmacklose nicht aufnehmen würde. Doch sah ich auch schöne Gemälde. Besonders interessierten mich die Gegenden, die ich gesehen. Aber trotz des hellsten Kolorits ist die tote Leinwand doch nichts gegen die lebendigen Farben der Natur. Ein Blick aus dem Fenster des Saals auf den See, und der Saal ist vergessen.

Wir sind gleichfalls in der Füßlischen Kunsthandlung gewesen und sahen manches Schöne, die Schweiz betreffend. Es würde zu weit führen, wenn man bei einer so großen Sammlung von Kupferstichen ins Detaillierte gehen wollte. Den Rheinfall allein sahen wir unzähligemal abgebildet. Alles ist von Schweizer Künstlern. Wir wechselten gegenseitig unsere Reminiscenzen.

---

Es ist heute ein Monat, seitdem ich von München abreiste. Nicht meiner körperlichen Gesundheit allein, auch meiner geistigen war diese Reise gewogen. Der freie Anblick der schönen großen Natur hat allmählich viele schiefe und übertriebene Ideen verdrängt, und den reinen Geist immer mehr zur einfachen ruhigen Vernunft aufgeklärt.

---

Ich habe mir vorgenommen, den schönen Weg am See morgen nach Rapperswyl hinunter zu machen, und die Witterung soll hoffentlich lächeln. Es regnete diesen Abend, was mir den lieblichen Anblick eines Regenbogens verschaffte, der meinem Fenster gegenüberstand.

Am 28. Juli 1816. Glaris.

Plötzlich bin ich wieder rings von Gebirgen umgeben, und vor meinem Fenster steht der gigantische Glärnisch. Ich hatte gestern das schönste Wetter, das ich je gehabt und machte in einem Tage den Weg von Zürich hierher, der zu fünfzehn Schweizerstunden gerechnet wird, wenn ich zwölf zu Fuße machte und um elf Uhr des Nachts hier ankam. Ich wollte anfangs nur nach Uznach, und heute nach Herisau. Erst in Rapperswyl kam mir der Gedanke, entweder nach Einsiedeln einen Abstecher zu machen oder nach Glaris. Ersteres wäre nur drei Stunden entfernt gewesen, doch entschied ich für letzteres, da ich im Kanton Glarus noch nicht gewesen, obgleich noch neun Stunden dahin waren. Um mit meiner Zeit im Gleise zu bleiben, mußte ich einen so starken Marsch machen und werde es auch heute.

Glaris ist ein schöner, großer Flecken, ansehnlicher, aber doch weniger

hübsch wie Stanz. Es ist der Hauptort eines Kantons, der ungefähr 20000 Einwohner zählt, wovon mehr als zwei Drittel reformiert sind. Man kennt es gleich an der Emsigkeit und dem zuvorkommenden Wesen der Leute. In der katholischen Schweiz wimmelt alles von groben und trägen Bettlern. Sie verlassen sich mehr auf ihr Gebet als auf ihre Hände, wie sie denn sehr bigott sind.

Ich komme soeben von dem freundlichen Dorfe Enneda zurück, eine Viertelstunde von hier, in demselben Thale gelegen, das die falbe reißende Linth durchzieht, der sie hier einen anderen Namen geben. Der gigantische Glärnisch, der gehörnte Wiggis und der Schilt umschließen dies enge Thal. Am Fuße des Glärnisch dehnen sich Nadelwälder, weiter oben sieht man nur schroffe Felsen; von dieser Seite hat nur der Gipfel Schnee. Noch schroffer und kahler, mit breiter Riesenbrust, erhebt sich der Wiggis. Sanfte Hügel, Matten und Laubwäldchen zeigt der Fuß des Schiltbergs, mit seltsamen, zackigten Formen steigt er drohend in die Wolken.

Ich wohne hier im „Goldenen Adler“, einem der besten Gasthöfe, den ich in der Schweiz fand, nicht vornehm und modern eingerichtet, aber sehr hell, bequem, reinlich.

Jetzt zu meiner Reise von Zürich weg. Ich verließ die alte Stadt ziemlich frühe bei der freundlichsten Witterung. Herrlich stieg die Sonne empor. Nie machte ich einen schöneren Spaziergang, als diese fünf Stunden nach Rapperswyl, da ein breiter, lieblicher Fußsteig fast beständig hart am Seeufer dahinführt. Spiegeleben lag das Gewässer; nur ein sanfter Westwind hauchte über die Flut und wehte mir Kühlung. An einer lieblichen Schattenstelle, wo ich mich niederließ, ergoß ich meine Empfindungen in einige Verse; hier folgen sie:

All ihr Hain- und Flurengötter,
Welche Reize, Pan und Flora,
Sätet ihr mit emſ'gen Händen
Um den See von Turicum.
Malerische, sanfte Hügel
Heben sich mit Feld und Triften,
Und mit Dorf an Dorf empor.
Obstbepflanzte Wiesen seh ich
Mit den Rebenhügeln wechseln;
Manche gartenstolze Villa
Badet sich im stillen See.
Aber über jene milden
Höhen ragen stolz're Berge,
Reich an Wäldern, reich an Alpen.

Und im Hintergrunde zeigen
Sich die schneebedeckten Riesen:
Neidisch schaut ihr starrer Winter
In den lachend-bunten Lenz.
Aber rings umfaßt die Landschaft
Wolkenfrei und rein der Himmel,
Und in seinen blauen Aether
Send' ich meinen warmen Dank [1]).

Ich kam über Zollikon und das schöne Küßnacht, über Herrliberg, wo man ein freundliches Landhaus mit breitgewölbten Trauerweiden bepflanzt sieht. Ich schiffte von dort bis Meylen, um auch auf dem Züricher See gefahren zu sein. Von Meylen schlingt sich der Weg durch Reihen von herrlichen Obstbäumen, die ihre äußersten Zweige in den See tauchen. Vom anderen lachten mir Wollishofen, Horgen, Wadenschwyl und andere Orte entgegen, meist ganz an das Wasser gebaut. Bei Männedorf muß man eine Anhöhe übersteigen, um nach Stäfa zu gelangen. Es ist ein großer, schöner, ausgedehnter Flecken. Ueberall am Wege finden sich auf den Hügeln beschattete Bänke für die Wanderer, wo man immer die reichsten Aussichten genießt.

Abends zu Lichtenstäg im Kanton St. Gallen.

Einer der am schönsten gelegenen Orte am Züricher See, oder vielmehr einer der schönstgelegenen Orte, die ich jemals sah, ist Rapperswyl, auf einer Landzunge erbaut, die sich in den See streckt. Die innere Stadt ist häßlich. Es geht eine Brücke, oder vielmehr ein Steg, der 1850 Schritte lang ist, über den See nach Hurden, einem Schwyzer Dörfchen. Mitten im Wasser an die Brücke gelehnt, steht eine kleine Kapelle. Zur Rechten sieht man die Insel Ufnau mit Huttens Grabmal. In einer halben Stunde war ich in drei Kantonen, da Rapperswyl zu St. Gallen gehört. Vom Schwyzer Ufer kehrte ich wieder in die Stadt zurück, da ich nach Uznach, nicht nach Glaris gehen wollte. Als ich mich aber zu diesem Abstecher entschloß, mußte ich wieder eine Strecke durch das Schwyzer Land, über Lachen, schönes Dorf am Züricher See, Galgenen, Reichenburg. Von dort kam ich bald in den Kanton Glarus, über Bilten nach Urnen, wo mich die Dunkelheit überfiel. Ich nahm daher einen Wagen, um weiter zu kommen. Es war eine abenteuerliche Fahrt, wie ich im leichten Charaban durch die doppelte Nacht der Berge und des Himmels flog. Es war kein Mondschein;

[1]) Engelhardt-Pfeufer, Platens Tagebuch, S. 126, 127.

aber ein Heer von Sternen tanzte um die drei breiten Gipfel des gigantischen Glärnisch, wie sie von Näfels aus erscheinen.

Glarus hat dieselbe Verfassung wie Schwyz und die anderen Hirtenkantone. An drei Dingen, wie ich gestern wieder bemerkte, erkennt man sich sogleich im Kanton Schwyz: an der unerhörten Bettelei der Kinder, den vielen Kapellen am Wege und den schönen großen Kirchen in den Dörfern. Ich habe gestern und heute viele Wallfahrer von Einsiedeln begegnet. Von Glaris fuhr ich heute morgen wieder denselben Weg nach Urnen zurück. Er führt über Nettstall und Näfels, der Schlacht wegen berühmt, die 1388 geschlagen wurde. Sie wird noch jetzt gegefeiert, und das Schlachtfeld ist mit Marksteinen bezeichnet. Das schöne Mollis blieb uns zur Rechten. Schon früher sahen wir die Löntsch, die aus dem Klönthal hervorkommt und in die Linth fällt. Bei Urnen, wo sich auch ein Bad befindet, ging ich über die Linthbrücke in den Kanton St. Gallen. In diesen Gegenden sind besonders die Wasserleitungen der Linth sehenswert, die durch den Wallenstadter See geführt wird. Ehemals war das ganze Land sumpfig.

Am 29. Juli 1816. Appenzell.

Anfangs bis nach Schänis führte der freundliche Weg am Ufer der raschen Linth weg. Schänis ist durch den Tod des österreichischen Generals Hotze [1]) merkwürdig, der auch auf einer steinernen Tafel, unweit des Dorfes zu lesen ist. Kaltbrunn, anderthalb Stunden davon, ist ein schöngebauter Ort, wie überhaupt alle in St. Gallen, und auch hier im Appenzeller Land; ja, man darf sagen in der deutschen Schweiz, wenn man die abgelegenen Dörfer auf den hohen Gebirgen ausnimmt. Die Häuser der Schweizer Bauern sind bei weitem heller und freundlicher als die unserigen, weil jene gewöhnlich auf einer Seite ein großes Fenster am andern haben, während man in Bayern nur einzelne kleine Luftlöcher sieht, denen der Name Fenster gar nicht zukommt. In Kaltbrunn fängt man an, auf das Bildhaus zu steigen, ein Berg von anderthalb Stunden. Man kommt an dem schönen Kloster Sion vorüber. Das Bildhaus ist ein Gasthof auf der Höhe. Man hat eine herrliche Aussicht über einen großen Teil des Züricher Sees. Ich hoffte umsonst auch den Wallenstadter See sehen zu können.

In einem Dorfe unweit davon, wo ich mich ausruhend auf einen Brunnen setzte und meine Landkarte hervorzog, um meine Route zu sehen,

---

[1]) Der im Kampfe gegen die Franzosen, den 25. September 1799, daselbst fiel.

versammelte sich sofort eine Schar von Kindern um mich her, die sich nicht genug über meine Gelehrsamkeit wundern konnten, daß ich die Karten verstünde. Nur ihr Pfarrer verstünde sie in ihrem Dorfe, und sie meinten, es müßte ein besonderes Vergnügen dabei sein. Wenn ich Kleines mit Großem vergleichen darf, so kam mir die Landkarte wie die Zukunft vor, das Dorf wie die Welt, die Kinder wie die Menschen, die mit neugierigem Blicke in das Unerforschliche dringen wollen, und der Pfarrer wie Gott, der sie allein versteht.

Sowie man gegen das Thal hinunterkommt, öffnen sich schöne Aussichten. Vor Wattwyl sah ich zum erstenmal die Thur zu meiner Rechten und zu meiner Linken das schöne Schloß Yberg auf der lieblichen Anhöhe. Lichtenstäg, wo ich übernachtete, ist ein Städtchen an der Thur in sehr annehmlicher Gegend. Unter den Häusern führen Arkaden; doch ist dies das einzige, was es von Bern hat. Ich wohnte in der „Krone".

Heute morgen, obgleich die Witterung trüb war, trat ich meinen Weg nach Herisau an. Es regnete den ganzen Tag, doch nie bedeutend und mit vielen Intervallen. Von Zeit zu Zeit ließ sich die Sonne wieder sehen. Ich ging quer durch die ehemalige Grafschaft Toggenburg. Von Peterzell gewinnt die Gegend durch die hereinschauenden Appenzeller Berge und durch den Neckerbach ein wilderes Ansehen, dessen Wasser rasch über die Steine sprudelt. Das nächste Dorf Schönengrund liegt bereits im Kanton Appenzell. Der ganze Kanton zerfällt in zwei Teile, das Land Außer- und das Land Inner-Rhoden. Ersteres begreift Herisau und Trogen und ist reformiert. Im letzteren liegt das katholische Appenzell. Ersteres besteht durch den Handel, letzteres durch die Viehzucht. Städte hat dieser Kanton keine. Wenn man Schwellbrunn passiert hat, übersieht man eine wahrhaft malerische Gegend, eine Menge von Hügeln mit ihren freundlichen Thälern, hinten vom Säntis und den Schneebergen begrenzt. Man ersteigt eine ziemliche Anhöhe, um nach Herisau zu gelangen, ein seiner Betriebsamkeit wegen berühmter Flecken und der größte Ort des Kantons. Er hat schöne Gebäude.

Der Weg bis hierher über Hundwyl ist äußerst beschwerlich und ward es noch mehr durch die Regen. Ich wählte ihn nicht nur als den nächsten, sondern auch um einen Felsenpaß, unweit des obigen Orts, zu sehen, durch den die Straße führt. Man kommt tief in den Abgrund hinunter. Durch schroffe Steine wälzt sich ein Bach, über den eine Brücke führt. Fichtenbedeckte Berge umschließen die Szene.

Bei Hundwyl versammelt sich alle zwei Jahre die Landesgemeinde des Kantons, die anderen Jahre bei Trogen. Von Herisau bis hierher

zählt man vier Stunden, noch etwas mehr von hier nach St. Gallen. Von Herisau bis dahin hätte ich nur noch zwei gehabt. Ich ließ mich aber durch den starken Umweg nicht abschrecken, nach Appenzell zu gehen. Das Schönste, was ich auf dem Wege hierher sah, war ein Wasserfall mit einer Brücke, der in acht bis zehn Abstufungen rasch und schäumend ins Thal fällt. Er gewährt sowohl unten als auf der Brücke, wo man ihn nur zur Hälfte sieht, einen schönen Anblick. Doch ist jener Fall vom Steg abwärts der höchste und reichste.

Appenzell ist ein schöner Flecken. Er hat ganz jene schweizerisch-dörfliche Lage, welche die Orte in Betracht der mächtigen umgebenden Berge so unbedeutend, aber auch so niedlich erscheinen macht. Die Gegend giebt ganz den Begriff eines Hirtenlandes. Ich wohne im „Kreuze", ziemlich gut. Man zählt hier wieder nach deutschem Geld, eine große Erleichterung für die Fremden.

Am 31. Juli 1816. St. Gallen.

Den ganzen gestrigen Vormittag mußte ich noch in Appenzell bleiben, weil es schon von vorgestern abend an ununterbrochen, und zwar heftig, regnete. Ich benutzte die Zeit, einige Briefe zu schreiben.

In Appenzell sah ich noch eine große Prozession, die, trotz des traurigen Wetters, in eine nahegelegene Kapelle ging. Doch waren mir von meinem Fenster aus nichts als die Regenschirme sichtbar.

Sobald der Regen nachließ, nahm ich einen Charaban, um hierher zu fahren. Es war ziemlich kalt, und bis tief herunter lag neugefallener Schnee auf den Gebirgen, die im gigantischen Halbkreis um den thalgelegenen Flecken herumstehen. Wir fuhren an Gais vorbei, wo sich eine große Anzahl von Gästen befindet, welche die Molkenkur gebrauchen. Es ist vorzüglich der reinen Luft wegen und stark besucht. Nahe bei Gais waren wir Zeugen eines Unglücks, das sich ein paar Stunden vorher zutrug. Es hatte sich nämlich von einem Hügel, über den die Landstraße führt, nah an derselben ein großes Stück losgerissen und sich zum Teil auf ein unten am Wasser stehendes Haus geworfen, die vordere Wand eingedrückt und die inneren Räume mit Sand und Erde gefüllt. Man war eben mit Herausschaffung derselben beschäftigt. Die Leute hatten sich geflüchtet, nur eine Frau ward bis an die Brust mit Erde bedeckt und beschädigt. Es giebt wenige Orte in der Schweiz, die nicht einmal ein ähnliches Los zu befürchten hätten, doch der Gegenwart lebt der Mensch.

Wir kamen durch die schönen Appenzeller Dorfschaften Bühler und

Teufen. Ersteres hat zwei große Waisenhäuser mit platten Dächern. Ueberhaupt sind die Wohltätigkeitsanstalten in der Schweiz vortrefflich.

Die Gegend von Appenzell bis hierher wird vorzüglich durch einen wilden Bach verschönt, der sich tief durch enge Thäler windet und zuweilen durch Wasserfälle seinen Lauf beschleunigt. Die Straße schlingt sich in starken Krümmungen bald auf- bald niederwärts durch die Berge. St. Gallen gewährt mit dem ganzen Thale, worin es liegt, einen gar herrlichen Anblick.

---

Gestern abend las ich die ersten Bogen des dritten Bandes der bayrischen Geschichten, die mir Herr Zschokke mitgab. Sie fallen in die Zeit der Reformation. Es ist gewiß ein Werk, das immerdar leben wird. Es verrät einen ungemeinen Fleiß und eine außerordentliche Belesenheit der früheren Schriftsteller in allen Beziehungen. Der Stil ist fortwährend dem eben abgehandelten Zeitalter entsprechend, und man muß dem Verfasser das Lob der unbefleckten Reinheit seiner Muttersprache geben, die er an Aventin rühmt.

Herr Zschokke hat mich hier an den Doktor Stäff empfohlen, den ich diesen Morgen besuchte. Ich fand einen interessanten Mann in besten Jahren, der mich auf das Freundlichste und Verbindlichste empfing. Nach Tische holte er mich zu Wagen ab, um mir die Umgebung der Stadt zu zeigen. Wir fuhren zuerst nach der herrlichen Sitter-Brücke, berühmt durch ihre massive Bauart und ihre erstaunenswürdige Höhe, da sie zwei Berge zusammen verbindet, zwischen denen die Sitter mit wild-romantischen Ufern fließt. Die Brücke hat zwei kolossale hochgewölbte Bögen und ist ganz von Quadersteinen, aber mit einem schönen Geländer von Eisenstäben versehen. Man muß jedoch hinunter an den Fluß gehen und die Majestät dieses Baues betrachten, wie sie es verdient. Einen besonders großen Anblick gewährt ein solches Werk der Kunst in so malerischer Gegend. Von der Brücke fuhren wir nach dem Freudenberge zu, durch das Thal der Demut, wie es heißt, nach St. Georgen, wo wir ausstiegen, um den Gipfel des Berges zu erreichen. Er ist viel bebaut, und oben findet man ein gutes Wirtshaus. Die Witterung zeigte sich nicht ganz günstig, da es ein wenig zu regnen anfing, doch war die Aussicht ebenso ausgebreitet als schön. Auf der einen Seite erblickt man den weißen Kolossen Säntis und einen Teil des Appenzeller Hinterlandes mit seinen einsamen zerstreuten Wohnungen. Weiter zur Rechten das Thal von St. Gallen mit dieser freundlichen Stadt selbst. Weiter hinten die Landschaften des Thurgaus. Vor sich St. Georgen

und St. Fiden mit der ganzen lieblichen bebauten Gegend bis an den See hin, und endlich den größten Teil des gewaltigen Bodensees selbst mit Arbon und Romanshorn. Der Blick reicht bis zur Insel Mainau, Lindau, sowie Rorschach selbst, verbirgt der vorragende Rorschacher Berg. Wir nahmen einen anderen Weg wieder zur Stadt zurück, der uns noch über die Spaziergänge von St. Gallen führte, der Brühl genannt. Herr Doktor Stäff war so gütig, mich späterhin abermals abzuholen und mich nach dem Kasino zu bringen, ein schön eingerichtetes Haus. Besonders ist der Tanzsaal groß und geräumig. Sodann brachte er mich nach einem öffentlichen Garten, der eine schöne Lage hat und wo wir viele Gesellschaft fanden.

Am 1. August 1816. St. Gallen.

Das Wetter scheint heute günstig zu werden; ich hatte die Absicht, zu Fuß durch das Appenzeller Land in das Rheinthal zu gehen; doch weiß ich noch nicht, ob es möglich sein wird. Alles spricht von den angeschwollenen Wassern; sowohl der Rhein als der Bodensee sind ausgetreten.

Doktor Stäff hatte diesen Morgen die Güte, mich noch umherzuführen. St. Gallen ist eine freundlich gebaute, lebendige Handelsstadt von 9000 Einwohnern. Ich sah das Innere des Theaters, das für diese Stadt recht artig ist. Von da aus gingen wir in die herrliche Kirche, zu dem ehemaligen Kloster gehörig. Ich war erstaunt, als ich eintrat. Nie sah ich einen helleren und mehr majestätischen Tempel. Er ist nicht gotisch, da er erst um die Hälfte des vorigen Jahrhunderts erbaut wurde, aber groß und einfach. Man findet drei Orgeln. Das Bild über dem Hauptaltar ist vorzüglich. Den Abt wünscht hier niemand zurück. Es würde auch eine unermeßliche Unordnung veranlassen, wenn er es so weit bringen sollte, wieder eingesetzt zu werden. Man hat die ganze Abtei für die Regierungsgeschäfte und andere Einrichtungen verwandt.

Später führte mich Herr Stäff in ein Kaffeehaus, um zu frühstücken. Es ist sehr elegant eingerichtet und gleicht fast einem Spiegelzimmer.

Ich wohne hier im „Hecht", bei weitem der ansehnlichste Gasthof, von dem mir schon die Gombarts viel Rühmens machten. Aussicht, Bedienung und Bequemlichkeit sind nicht wie im „Schwert" (denn dies ist mein Gasthofs-Ideal), doch ist das Gebäude größer und geräumiger, und besonders ansehnlich der Speisesaal, teils seiner eleganten Einrichtung, teils seiner schönen Altane wegen. In einem großen, hellen

Saale mit langen, bis auf die Erde reichenden Fenstern, geschmackvollen Vorhängen, modernen Spiegeln und freundlichen Tapeten verschönert und rings mit Blumenvasen ausgeschmückt, läßt sich gar angenehm zu Mittag essen. An der Table d'hote selbst interessierte mich eigentlich niemand. Es waren meist Kaufleute, die über die Stockung des Handels klagten.

Denselben Tag zu Rorschach am Bodensee.

Hier bin ich denn zu Rorschach, und mein Schicksal ist Wind und Wellen anheimgestellt. Wird der erstere günstig, so fährt morgen ein Schiff nach Lindau. Die Ueberfahrt des Rheins ist zu ungewiß und gefährlich der vielen Baumstämme und Balken wegen, die er mit sich fortreißt. Im ganzen Rheinthal wurde gestern des großen Wassers wegen Sturm geläutet. Rorschach ist zur Hälfte überschwemmt und an den Häusern sind Stege geleitet. Niemand in diesen Gegenden gedenkt eine so bedeutende Ueberschwemmung erlebt zu haben.

In St. Gallen lud ich heute den Doktor Stäff zu Tische, um ihm doch eine unbedeutende Verbindlichkeit zu erweisen, da er mir trotz seiner Geschäfte so viele erzeigt hat. Er begleitete mich noch bis hierher; ich hatte einen Wagen genommen. Der Weg ist sehr annehmlich. Hier durchgingen wir den schönen Flecken, soweit es möglich war. Besonders ist das Kronhaus ein imponierendes Gebäude. Auch hier noch war Herr Stäff für mich besorgt. Er empfahl mich dem Wirt zur „Krone", wo ich mich aufhalte, aufs beste und erkundigte sich bei allen Schiffsleuten in Hinsicht der Ueberfahrt. Soeben kehrt er wieder nach St. Gallen zurück. Es that mir wahrhaft leid, von diesem heiteren und verbindlichen Manne zu scheiden, und ich dachte wieder an die Worte, die ich vor einiger Zeit in einen meiner Versuche niederschrieb:

Nur zu oft in diesem kurzen Leben
Finden Menschen sich so gern zusammen,
Die sich einmal und nicht wieder sehen.

Ich verlasse nun die schöne Schweiz und vielleicht auf immer. In allem war ich in vierzehn Kantonen, den von Thurgau nicht mitgerechnet, den ich nur betrat. Von dreizehn traf ich die Hauptstädte. Ich befuhr sieben Seen. Mein nördlichster Punkt war Schaffhausen, mein östlichster Rorschach, mein südlichster Obergestelen im Walliser Land, mein westlichster Biel. Mein höchster Punkt die Furka.

Schade, daß der Segen der Eintracht auf diesem schönen Lande so wenig ruht, als auf dem deutschen.

Die Schweizer gefielen mir im ganzen mehr, als sie mir mißfielen. Artig, den Kanton Bern ausgenommen, habe ich sie nicht gefunden. Sie sind stolz auf ihre Nation. Ich glaube, daß sie derselben Großthaten noch fähig wären, wie ehemals. Das gemeine Volk scheint mir im ganzen verständiger, als das deutsche, was von ihrer Verfassung herstammt. Religionshaß herrscht noch viel mehr als bei uns. Habsucht scheint ein allgemeiner Fehler; aber dabei auch die Ehrlichkeit eine allgemeine Tugend. Die Einwohner eines Ortes, in dem einem Fremden etwas gestohlen wurde, würden es Jahre lang nicht vergessen können. Das Wort Gesetz ist bei ihnen viel heiliger als bei uns. Was das Aeußere betrifft, sind die Weiber hübscher als die Männer, und weniger zurückhaltend kann man sie auch nennen. Die Reinlichkeit ist augenscheinlich größer als bei uns; die Trachten im Durchschnitte bei weitem geschmackvoller als die deutschen. Wie plump, wie abscheulich ist zum Beispiel die der Weiber in Bayern! In den reformierten Kantonen herrscht eine außerordentliche Betriebsamkeit. Die Gasthöfe, die in der Schweiz fast ebenso häufig als bei uns sind, sind teurer, doch viel besser als die deutschen. So fand ich das Land und die Menschen, und nur ungern nehm' ich Abschied von der großen Schweiz.

Noch bin ich hier im Schoß des freien Volks;
Doch schon erblick' ich an den fernen Ufern
Die Länder, wo das Königsszepter herrscht,
Wo alle sich des einen Willen fügen,
Und alles Glück liegt in dem Worte Gunst.
Hier ist kein Vornehm, kein Gering, hier sieht
Dem Bürger sich der Bürger gegenüber;
Und keiner steht so hoch, daß er auf andre
Mit stolzem Blick hinunterschauen kann.
Und wem die Kraft gegeben ward von Gott,
Dem ist kein Weg verschlossen, sie zu zeigen,
Und jeder sucht die Stelle, die ihm ziemt.
Freimütig darf die Zunge sich bewegen,
Nicht bei der Klugheit fragt sie sorglich an,
Wenn sie die Schätze der Gesinnung öffnet.
Hier spendet niemand Gnaden aus als Gott,
Und ewig dauert nur die Herrschaft Gottes.
Hier führt nicht blinde Liebe zu dem einem,
Nur Sorge für des Ganzen Wohl das Volk.
Kein Demutsblick der Unterwürfigkeit
Wird hier gesehn, und niemand ist, an den
Man immerwährend schöne Worte richtet,
Und der zuweilen nicht ein hartes hört.

Am 2. August 1816. Rorschach.

Schwelle die Segel, günstiger Wind!
Führe mein Schiff an das Ufer der Ferne,
Scheiden muß ich, so scheid' ich gerne.
Schwelle die Segel, günstiger Wind!

Schwelle die Segel, günstiger Wind!
Laß mich den Boden des Vaterlands schauen,
Lebet denn wohl, Helvetiens Auen.
Schwelle die Segel, günstiger Wind!

Schwelle die Segel, günstiger Wind!
Führst du mich gleich aus dem herrlichen Lande,
Drüben knüpfen mich liebende Bande.
Schwelle die Segel, günstiger Wind![1])

---

[1]) In „Gesammelte Werke" (Stuttgart und Tübingen 1839) zuerst abgedruckt.

# Memorandum meines Lebens.

## Elftes Buch.

Enthält Diarien vom 2. August 1816 bis zum 24. Oktober desselben Jahres, meinem zwanzigsten Geburtstage.

„Die Erinnerung ist das einzige Paradies,
aus dem wir nicht getrieben werden können.“
Jean Paul.

„So vertaumelt sich der schönste Teil des Lebens,
Ohne Sturm und ohne Ruh.“

Goethe [1]).

[1]) Gedichte: „An Lottchen“, Strophe 5.

Am 2. August 1816. Lindau im Bodensee.

Hier beginne ich denn das elfte Buch dieser Lebensblätter; wird mit diesem das Reich der Vernunft beginnen? Werden nicht auch in diesem Zeitraum meines Lebens, wie in dem vergangenen, Verblendung und Thorheit ihre Rollen spielen? Ich verzweifle an meinem Wert, und ob je noch etwas aus mir werden könne. Ein paar meiner Freunde scheinen es zu glauben; ich glaub' es nicht. Nur die Worte der Prinzessin im Torquato Tasso gewähren mir einigen Trost:

> O blicke nicht nach dem, was jedem fehlt,
> Betrachte, was noch einem jeden bleibt! [1])

Diesen Morgen verließ ich die Schweiz; Gott weiß, auf wie lange. Unsere Seefahrt war nicht ganz ungünstig, zum mindesten hatten wir meist das Segel aufgespannt; dennoch brauchten wir volle fünf Stunden von Rorschach hinüber. Es waren gegen vierzig Personen im Schiff. Wir kamen nahe an Stad vorbei und überfuhren den Rhein, dessen strömendes Wasser sich von dem ruhigen See unterscheidet. Die hügeligen Seeufer sind meist schön und lieblich. Bregenz liegt hübscher als Lindau. Auch hier hat das starke Wasser manche Beschwerde verursacht. Ich wohne abermals in der „Krone“, und zwar in demselben Zimmer, wie das letzte Mal, die Aussicht nach dem See zu. Lindau ist mir auch insoferne wert, als ich hier zuerst die nähere Bekanntschaft meiner drei Reisegefährten machte, mit denen ich manche vergnügte Stunde genoß.

Am 3. August 1816. Lindau im Bodensee.

Die Vorsehung und waltende Güte Gottes, die wir blinden Menschen so oft verkennen, offenbart sich zuweilen besonders in jenen Dingen, die wir im ersten Augenblicke mit dem Namen Uebel zu belegen geneigt

---

[1]) Akt III, Scene 2.

sind. Auf meiner Schweizerreise erhielt ich davon viele Beweise, die hier nicht am unrechten Orte stehen werden, obgleich sie an das Ende meines vorigen Heftes gehört hätten.

Daß sich mein Urlaub so lange verzögerte, hielt ich für einen großen Querstrich; dennoch trug dies bei, daß ich meine Vorbereitung der Reise weiter ausdehnte, daß ich in einer einigermaßen günstigen Jahreszeit in die Schweiz kam, und daß ich auf dem Postwagen mit meinen nachmaligen Reisegefährten zusammentraf. Weit mehr noch klagte ich über den ungünstigen Wind zu Lindau. Gleichwohl verursachte er meine nähere Bekanntschaft mit den Gombarts und mit dieser Stadt selbst und ihren Umgebungen. Statt einer langweiligen Seefahrt auf einem Botenschiff ward mir die schöne Reise am See hinauf nach Mörsburg und von da die liebliche Fahrt nach Konstanz hinüber. Ich war mir selbst und der Natur überlassen, während ich dort vielleicht in Gesellschaft von Kornjuden gewesen wäre, deren lümmelhafte Unerträglichkeit ich gestern zur Genüge kennen lernte. Daß ich in Konstanz mit dem eben vorüberfahrenden Schiff nicht abfahren konnte, ärgerte mich, da ich die Stadt noch nicht gesehen hatte. Aber hätte ich sie auch gesehen gehabt und wäre abgefahren, so würde ich den schönen Spaziergang nach der Insel Mainau versäumt haben. In Schaffhausen, obgleich ich den Rheinfall bei schönem Wetter sah, war ich doch in Verzweiflung über das schlechte, das darauf folgte und mich zurückhielt. Aber wäre ich abgereist, so würde ich die Bekanntschaft der beiden Herren Bernhardt und folglich auch die des Herrn Nägeli nicht gemacht haben; und ich hätte die Gombarts in Zürich nicht getroffen, was doch gewiß von Einfluß auf meine ganze Reise war. Ich würde gar nicht in ihrer Gesellschaft gereist sein, keinen so großen Teil der Schweiz gesehen und wahrscheinlich auch auf dem Rigi kein so schönes Wetter getroffen haben, hätte mich der Regen, den ich verwünschte, nicht abgehalten, nach Rapperswyl zu fahren, welchen Weg ich ohnedem, und zwar ungleich schöner, auf meiner Rückreise gegangen bin. Hätten wir in Brunnen sogleich über den See gekonnt, hätte der Föhn uns nicht abgehalten, was mir Muße zum Schreiben gab, so wäre ich offenbar mit meinem Tagebuche gänzlich zurückgeblieben, und schwerlich hätten wir einen so günstigen Wind getroffen, wie der, der uns später nach Flüelen trieb. Wäre die Hitze an jenem Tage nicht so groß gewesen, was uns manche Zögerung auf dem Wege nach Schwyz verursachte, so würden wir früher gekommen sein; wir hätten uns eingeschifft, und Föhn und Sturm würden uns mitten auf unserer Fahrt überfallen haben, und wer weiß, was dann aus uns geworden wäre auf einem See, wie

der Vierwaldstätter ist. Wäre ich zu Andermatt im Urseren Thal mit dem jungen Gombart nicht in Streit geraten, so wäre ich von Bern aus sicherlich noch weiter mit ihnen gereist, und die Petersinsel, Nidau und Biel würde ich versäumt haben. Die schlimme Schiffahrt auf dem Brienzer See war ein kleines Opfer für die Reihe schöner Tage, die darauf folgte.

Wäre ich von Solothurn aus, wie mein inniger Wunsch war, mit meiner ehemaligen Reisegesellschaft gefahren, was würde ich nicht alles verloren haben? Die interessante Bekanntschaft des Herrn Zschokke, meine Fahrt mit ihm nach Schinznach, die herrliche Habsburg, Königsfelden und endlich auch die Bekanntschaft von Doktor Näff und meine ganze freundliche Aufnahme in St. Gallen.

Dies sind nur einige Punkte von den vielen, die sich hierüber noch erwähnen ließen.

---

Heute abend werde ich mit dem Postwagen nach München abgehen. Ich sehne mich nach meinen Freunden und meinen Büchern; um so weniger nach den Rekruten und dem Exerzierreglement. Bei der heutigen Tafel sah ich mehrere Offiziere, die ich bei meinem letzten Aufenthalt kennen lernte; auch bereits einen meiner zukünftigen Reisegefährten. Ich wollte heute noch eine Spazierfahrt in den Staaten des Kaisers und Königs, nämlich nach Bregenz, unternehmen, um dort noch einmal die Aussicht über den See zu genießen, allein ein umwölkter Himmel hinderte mich daran; ich sage dem See lebewohl.

Am 5. August 1816. München.

So bin ich denn wieder hier und sitze an meinem gewohnten Schreibtisch, von meinen Büchern und Arbeiten umgeben; aber noch fällt kein freudiger Blick darauf. Wie soll ich dies Alltagsleben wieder ertragen lernen? Wie soll ich vergessen, daß ich in der Schweiz war? Einem langen herrlichen Traume gleich liegt diese ganze Reise vor mir da, und ich bin wieder erwacht; die bunten Bilder verschwinden, ich fühle mich in der alten Oede. Jene trüben melancholischen Tage werden zurückkommen, die diese Wanderschaft verdrängte, die mich aus meinem ganzen Leben heraushob, mich den engeren Zweck meines Daseins völlig vergessen ließ, in andere Regionen, unter andere Menschen mich brachte. So wurden in den alten Tagen beglückte Sterbliche auf den Olymp an die Tafel der Götter geführt, wo sie alle irdischen Sorgen im Nektar ertränkten, aber als sie der himmlische Bote wieder auf die Erde zurück-

versetzte, da fühlten sie ihre Sterblichkeit wieder und um so drückender alle Leiden der Menschheit. Wo soll ich dich wieder finden, verlorene Freiheit? Doch in den kleinlichen Lasten meines Standes nicht? Wo soll ich dich wieder aufsuchen, holde Natur? Doch nicht in den öden Flächen dieses Landes? Wo auch meine Vergleichung zwischen ehemals und jetzt beginnt, stoße ich auf Verlust. Hier habe ich keinen Ersatz für das, was ich hatte.

Aber nicht zu klagen, geziemt mir. Dank gegen die gütige Vorsehung, die mich mit ihren Gnaden überhäufte, die mich wohlbehalten wieder hierher führte, sollte das Vorherrschende meiner Gefühle sein. Noch habe ich keinen meiner Bekannten gesehen, sonst wäre ich auch heiterer gestimmt worden. Es sollte zum mindesten eine behagliche Empfindung in mir sein, der Ruhe, der Bequemlichkeit wegen, in die ich mich wieder versetzt sehe; allein dieser ganze Himmel, der so oft Zeuge meiner Thorheiten gewesen, scheint drückend auf mir zu liegen.

Von meiner Postwagenreise von Lindau hierher ist wenig zu sagen. Ich passierte dieselben Orte, die ich schon früher erwähnte. Die Gesellschaft war bei weitem schlechter, als das erste Mal. Eine unerträgliche Fahrt von zwei Nächten und anderthalb Tagen, in denen ich mit fünf anderen Passagieren, meist von der ganz gemeinen Klasse, bei der ärgsten Hitze in jenen engen, unbequemen Kasten gepfropft war, lockten mir den Schwur ab, mich zum wenigsten nie mehr zwei Nächte lang einer solchen Torturstube zu vertrauen, gegen die ein Wachtzimmer allenfalls noch ein Prunkgemach ist. Nur bei guter und vorzüglich nicht gepreßter Gesellschaft, in Hinsicht der Schnelligkeit des Weiterkommens und der Sicherheit der Bagage, kann ein Postwagen angenehm werden. Ein Marsch von zwanzig Stunden würde mich nicht so ermüdet haben, als das Fahren in jener Kutsche. Vorgestern des Abends um acht Uhr reisten wir von Lindau ab, wo ich noch einen Spaziergang um die Stadt gemacht hatte. Erst als wir über der Brücke am festen Lande waren, sahen wir die große Ueberschwemmung, die der See verursachte. Auch der Ammersee, an dem ich heute vorbeifuhr, ist ausgetreten. Bis Kempten fuhren zwei Offiziere mit. Am meisten unterhielt ich mich noch mit einem gewissen Aktuar Mussinan. Bis Buchloe, wo wir des Nachts ankamen, gingen noch zwei Schwyzer mit, wovon der eine gar zu simpelhaft war. Beide hatten Hunde bei sich, die im beschränkten Wagen vollends unerträglich waren. Im Posthaus zu Buchloe war es, wo ich vormals Herrn von Wallmenich und die Gombarts zuerst sah. Die Station vorher, Kaufbeuren, sah ich nun mehr bei Tage; es ist ein

artiges Städtchen. Die Gegend wird erst einige Stunden vor München reizlos. Ich freute mich, die Königsstadt wiederzusehen, das heißt ich war froh, als ich ankam. Schade, daß diese große und schöne Stadt so öde liegt.

Am 6. August 1816. München.

Diesen Morgen war Lüder bei mir. Ich hatte ihm so manches zu erzählen und zu sagen. Noch lebe ich fortwährend in meinen Erinnerungen. Ich fühle, daß mein Tagebuch nur wenig liefert; es wurde beständig auf der Reise geschrieben und ist eine kurze Skizze von all dem Schönen und Herrlichen, das ich sah.

Der heutige Vormittag war noch gänzlich mein; erst nach Tisch warf ich mich wieder zuerst in meine steife Uniform, die mir einen Seufzer entlockte. Ich meldete mich bei dem Oberst, der mich kalt, wie gewöhnlich, empfing, nachdem ich erst Saporta besucht hatte, und dann bei Major Kandler. Liebeskind traf ich nicht, wohl aber Nathan Schlichtegroll, bei dem ich lange blieb und von meinen Wanderungen erzählte. Sein Vater war nicht zu Hause, und ich konnte mein Packet nicht übergeben. Mit Nathan ging ich zu Dall'Armi, welcher krank ist. Wir wechselten unsere gegenseitigen Reminiscenzen. Ach, mein Geist ist noch immer nicht, wo er sein sollte. Ich sah ein ganzes Elysium vor mir, und nun sah ich mich wieder an einem einzigen Felsen des Tartarus immerwährend angeschmiedet. Morgen muß ich bereits in aller Frühe zur Abrichtung der Rekruten gehen. Der Wechsel ist zu schnell, zu groß. Vom höchsten Lebensgenuß, von der höchsten Freiheit zu dieser trüben Sklaverei! Ich sah die Menschen in ihrem glücklichsten Zustand und soll nun selbst beitragen, sie in ihren traurigsten zu versetzen, in den Zustand der Unterwürfigkeit, des blinden Gehorsams. O, warum können nicht alle Menschen so leben, wie die Bewohner der Hirtenkantone! Was es auch für ein künstliches Gebäude sein mag, das wir den Staat nennen, sind wir nicht alle Fronknechte, die wir daran bauen? Wir kennen wohl die schönsten Genüsse, aber sie erscheinen uns nur als ferne Idole; wie wenig genießen wir nach Jahren der Mühe und mannigfachen Not! Nur allzuviele Menschen, die sich ihr ganzes Leben in den engen Kreisen ihrer Bürgerpflichten herumdrehten, erfahren nicht einmal, daß die größte Wonne, die der Himmel den Sterblichen gönnte, in dem ungetrübten Genuß der Freiheit und der Natur liege. Auch Nathan bedauerte meinen Lebenswechsel. Er sagte mir viel Gutes von dem jüngeren Gombart, mit dem er studierte, so daß er mir wieder um vieles interessanter wurde. Er hat mir nie anders als brav und gebildet

erschienen, und nie hatte ich aufgehört, jene Gesellschaft, die mich der Zufall finden ließ, für eines der günstigsten Ereignisse meiner Reise zu rechnen. Ach, warum eilen des Lebens schönste Tage so schnell, wie auf Adlersflügeln, vorüber?

Am 8. August 1816. München.

Meine Studien habe ich wieder angefangen, aber ich fühle, daß sie mich nicht ausfüllen, und daß mir die Praxis des Lebens fehlt. Das Studium ist immer nur eine halbthätige Wirksamkeit. Meine militärischen Pflichten sind viel zu mechanisch, um sie einen handelnden Beruf zu nennen.

Ich hatte gestern noch mehrere Besuche zu machen. Unter anderen war ich bei Frau von Harnier. Sie wird diese Tage auf einige Zeit aufs Land gehen. Ihren verehrten Gemahl erwartet sie bis Ende dieses Monats. Bei der Parade sah ich viele meiner Kameraden wieder. Des Abends stellte mich Nathan seiner Familie vor. Seine Mutter ist eine sehr angenehme Frau; seine Schwester eben nicht hübsch, aber doch anziehend. In Schlichtegroll selbst erkennt man sogleich den Gelehrten, der über alle Dinge mit gleicher Kenntnis und gleicher Fertigkeit spricht. Er fragte mich, ob ich viel während meiner Reise aufgezeichnet, und daß er einige hübsche Arbeiten von meiner Hand gelesen habe. Es war noch eine kleine Theegesellschaft zugegen, unter anderen Herr von Scherer und Oberfinanzrat Yelin. Was mir auffallend und zugleich angenehm war, ist der freie, ganz ungezwungene Ton, der in diesem Hause herrscht.

Heute nachmittag ging ich mit Dall'Armi und einigen seiner Freunde nach Großhesselohe, fast drei Stunden von hier gelegen, an der Isar. Wir nahmen nicht den gewöhnlichen Weg, sondern einen Fußsteig, fast beständig am Fluß hin. Unterwegs begegneten wir Lemus, der nächstens nach Würzburg versetzt wird. Er war immer ungerne hier. Hessellohe hat eine angenehme Lage an den erhabenen, buschigen Isarufern. Wir kehrten erst spät beim Mondscheine. Mir thun jetzt dergleichen Spaziergänge not, da ich mich daran gewöhnt habe. Dall'Armi lerne ich mehr und mehr schätzen. Sein Studium ist besonders die Geschichte.

Am 10. August 1816. München.

Nichts ist flacher und schaler, als mein jetziges Leben. Ich sah voraus, wie es kommen würde, als ich noch in der Schweiz war. Lektüre genügt mir nicht. Ich wünschte auch mehr geselligen Umgang, wieder

in einer Familie zu leben, Umgang mit Weibern. Ich bin so allein und gesondert. Die Wintermonate hoffe ich im elterlichen Hause zuzubringen. Es ist so angenehm, sich teilweise von der Arbeit durch ungezwungene Gespräche zu erholen.

Ich habe nie dies gewöhnliche Leben ertragen können, ohne daß ich es mit phantastischen Träumen durchflocht. Auch jetzt würde ich jene idealistischen Täuschungen wieder hervorrufen können; aber die Vernunft soll endlich vorwalten. Ich verschmähe eine zwecklose Thorheit, die mir ohnedem schon manche betrübte Stunde machte, und die mich meistenteils gänzlich ausfüllte, statt einzelne Mußestunden zu erheitern. Ehemals dachte ich mir noch immer ein gewisses reelles Ziel bei der stillen Glut meiner Wünsche; jetzt, nachdem ich einsehen lernte, daß meine Hoffnung nur Betrug war, ziemt es mir nicht mehr, sie zu nähren.

Gestern besuchte ich mit Nathan ein Panorama von St. Petersburg, das uns zum mindesten einen Begriff von jener großen und schönen Stadt gab, obgleich ich die Täuschung nicht vollendet nennen kann. Später ging ich zum erstenmal wieder in die Harmonie, wo ich eine Menge von Zeitungen, zumal litterarische, las. Ich fand viele Lobeserhebungen neuerer englischer Dichter, die mich sehr anzogen, und ich bedauerte nur, daß dergleichen noch nicht bis zu uns bringt. Jene Insel, deren Shakespeares, Youngs und Miltons alle Musensöhne des festen Landes hinter sich zurücklassen, jene Insel nährt noch jetzt große Poeten (obgleich Lord Byron sie jetzt verließ), während die deutschen, fränkischen und italienischen Jeremiaden schon lange verklungen sind.

Lüder war heute bei mir, und ich teilte ihm noch manches von meiner Reise mit. Oberst Zastrow, den ich zuletzt in Zürich traf, ist oder war zum mindesten hier.

Am 13. August 1816. München.

Gestern kam ich von der Wache ab, die ich mit Hauptmann Trips teilte. Ich kann eben nicht sagen, daß ich mich langweilte, da wir einige Händel zu schlichten bekamen und ich auch Besuch erhielt. Lüder kam zweimal. Er erzählte mir, wovon ich noch gar nichts wußte, daß Lüder nämlich während meiner Abwesenheit hier gewesen und, ungehalten, daß er mich nicht fand, nach seiner zukünftigen Bestimmung, nach der Festung Landau im Zweibrückischen, abreiste. So sind wir denn, ohne noch einmal zusammengekommen zu sein, so weit getrennt, und es ist gewiß, daß wir uns unter Jahren nicht wieder sehen werden. Das ist eine der bösen Launen des Schicksals, die oft zwei Freunden seit ihrer

Jugendzeit beständige Trennung auferlegt, ungeachtet der flüchtigen Kürze des Lebens.

Ich erfuhr auch, daß Herr Neumann aus Schlesien hier war und, wie ich glaube, gestern morgen hier abreiste. Er kam eher hierher und wird mich wahrscheinlich nicht erfragt haben.

Liebeskind sah ich auf der Wache zum erstenmal seit meiner Rückkehr. Den gestrigen Abend brachte ich mit ihm und Lieutenant Sauerzapf in einem nahegelegenen Garten hin.

Heute morgen mußte ich abermals einen Offizier am Karlsthor ablösen. Meine Lektüre auf dieser und jener Wache war eine Schrift von Fichte: „Die Bestimmung des Menschen" [1]).

Dies Buch zerfällt in drei Abteilungen. Die erste handelt von jenen Zweifeln, die gewöhnlich in allen Menschen über ihr Wesen und das Wesen der Welt aufsteigen, die schon Tiedge und mehrere andere in Worte faßten. Das zweite Kapitel ist „Wissen" überschrieben und ganz mit der der deutschen Philosophie eigenen Gründlichkeit bearbeitet. Es enthält am Ende das strengbewiesene Resultat, daß all unser Wissen nichts sei und die ganze Welt aus nichts Wirklichem, sondern aus lauter leeren, wechselnden, überschwebenden Bildern bestehe. Bis hierher findet der Geist nicht die geringste Befriedigung über seine Zukunft; nun folgt aber das dritte Buch mit dem Titel: „Glauben", das nur schöne und beruhigende Wahrheiten, die auf Untrüglichkeit jener inneren Stimme, die wir Gewissen nennen, beruhen, in sich schließt. Hier wird gezeigt, daß der Glaube, als ein Geschöpf unseres freien Willens, das Höchste sei, da der grübelnde Verstand allein zu nichts führt. Auf ein künftiges Leben folgert Fichte ungefähr so: Wir fühlen in uns den ewigen Trieb des Weiterstrebens und Höhersteigens. Diese irdische Welt ist der endlichen Vollkommenheit fähig — ja, sie muß einmal vollkommen werden, weil alle Zeitalter danach hinstreben. Wir gewahren das stufenweise Fortschreiten der Welt augenscheinlich nicht so sehr in den großen Entdeckungen und der fortschreitenden Wissenschaft überhaupt, sondern vielmehr in der sich nach und nach immer weiter verbreitenden Aufklärung und Bildung, die allmählich immer mehr zu den niederen Klassen des Volkes herabsteigt. Es ist vorauszusehen, daß einmal irgend ein Volk sich frei macht, und dies geschieht, sobald der Drang von oben unleidlich wird (wobei die sich selbst aufreibenden Laster der Tyrannei und Niederträchtigkeit die Freiheit hervorbringen), daß dies Volk allmählich seine freie Ver-

---

[1]) Berlin 1800.

fassung zur möglichsten Vollkommenheit steigere und einen Staat bilde, wo nur das bürgerlich Gute allgemein sein wird, weil nur dieses Vorteil bringt und die Menschen ihre Handlungen nach dem Vorteil berechnen, da niemand das Böse thut, weil es böse ist. Ist nun ein Volk zu dieser Freiheit gelangt, so ist es ihm für seine friedliche Sicherheit unumgänglich notwendig, auch seine Nachbarn zu derselben Höhe guter Verfassung zu zwingen, und diese wieder ihre Nachbarn, im Falle sie noch Sklaven sind oder Sklavenheere haben, wodurch man annehmen kann, daß das Gute allgemein wird. Kriege und alles, was der vollkommenen Ausbildung des Menschengeschlechts im Wege steht, hört dann notwendig auf. Was wäre aber die Bestimmung der folgenden Geschlechter, wenn die Menschheit die höchstmögliche Stufe erreicht hätte? Sie können nicht stille stehen. Es geht hieraus hervor, daß noch ein künftiges Leben sein müsse; gesetzt auch, man wollte die Bestimmung aller vorhergehenden Zeitalter dahin festsetzen, die künftigen zu bilden und zu steigern. So weit Fichte.

Auch eine eigene Arbeit bezeichnet den gestrigen Tag. Ich übersetze nämlich Ovids erste Heroide, Penelope dem Ulysses, die ich schon einmal ins Deutsche übertrug, und zwar in fünffüßigen gereimten Jamben, dem gewöhnlichen Versmaß der Engländer für diese Gattung. Mit dem Reim ging ich sorgfältiger um, als es die englischen Dichter gewöhnt sind, die oft für das Auge reimen. Da ich ihre Tugenden nicht besitze, kann ich auch ihre Schwächen nicht haben.

Am 14. August 1816. München.

Ich beantwortete heute unter anderen einen Brief von Gustav Jacobs, den ich vor einigen Tagen erhielt. Ich gab ihm einige Notizen von meiner Reise von Schaffhausen nach dem Rigi.

Des Abends war ich mit Dall'Armi, Schlichtegroll, Liebeskind und Sauerzapf in einem öffentlichen Garten. Unser Gespräch betraf meistens den Staat. Dall'Armi und ich erklärten uns für eine konstitutionelle Verfassung. Liebeskind und Nathan erhoben die unumschränkt monarchische, letzterer mehr aus Vernunftgründen, ersterer mehr aus blinder Gehorsamsgewohnheit gegen alles über ihn Gesetzte. Wie weit ist die Freiheit noch von uns fern, da selbst edle und aufgeklärte Menschen sich gegen eine Konstitution erklären. Ich glaube, daß für unser Zeitalter nichts mehr zu hoffen steht in Deutschland. Liebeskind entfaltete auch andere seiner Grundsätze. Er belegt alles mit dem Namen Verhältnisse, auch sogar die Freundschaft. Er hält sich allein für einen treuen Freund für denjenigen, der am wenigsten Egoist ist.

Am 15. August 1816. München.

Vormals gab doch eine Apathie gegen alle Ereignisse des Lebens meiner Seele eine Art von Ruhe, wenn es auch eine traurige, drückende war. Jetzt aber ist vollends Unzufriedenheit an die Stelle der Gleichgültigkeit getreten. Was sollte mich glücklich machen? Ein Stand, dessen mechanischer Schlendrian mich zu Boden drückt? Fremde, die mich wenig beachten? Die Musen, die mich nicht lieben? Ich finde nichts, was mir mein Dasein versüßen könnte, und sehe bei diesem traurigen Wesen kein Ende.

Lüder, bei dem ich heute den Nachmittag zubrachte, gab mir auch sein Mißvergnügen über seine Lage zu erkennen. Von tausend Kleinigkeiten geplagt, ohne Aussichten für die Zukunft, ohne Gewißheit einer gesicherten Existenz. Dennoch ist er noch glücklicher als ich. Er lebt in dem Hause des Generals Zweibrücken, wo zum wenigsten der Schimmer eines hohen Wohlstandes eine gewisse Art von Wohlstand um ihn verbreitet, und er manche Zerstreuung und Abwechslung findet, die mir fehlt. Er fuhr mit dem General nach Nymphenburg, wo diesen Abend ein Hofkonzert stattfindet. Ich blieb daheim, obgleich mir dort eine Freude hätte zu teil werden können, die ich so lange entbehre, zum wenigsten etwas, was ich ehemals zu meinen Freuden zählte.

Am 18. August 1816. München.

Vielleicht früher als jedes andere historische Werk haben mich die Biographien des Plutarch angezogen, und immer bedauerte ich, daß es für die christliche Religion kein ähnliches Buch gäbe. Die neueren Plutarche kommen dem griechischen Geschichtsschreiber in keiner Weise gleich und sind meist gar nicht in seiner Art geschrieben, da sie niemals große Männer verschiedener Nationen einander gegenüberstellen. Schon lange trage ich den Gedanken in mir herum, das Leben einiger berühmter Männer aufzuzeichnen, als die einzige Arbeit, der ich im geschichtlichen Fache noch einigermaßen gewachsen wäre. Nun habe ich beschlossen, wirklich an die Ausführung einer solchen Schrift zu gehen, und ich wählte hierzu die Biographien Heinrichs IV. von Frankreich und Wilhelms III. von Oranien, nachmaligen Königs von Großbritannien, als zweier Männer, die mich immer besonders anzogen. Beider Geschichte hat viele gegenseitige Beziehungen, beide bestiegen durch Macht der Waffen, nach innerlichen Faktionen zwei der berühmtesten Throne der Welt.

Ich werde mit dem bei weitem Schwierigeren den Anfang machen, nämlich mit der Geschichte des Prinzen von Oranien, wobei die Quellen

nicht so reichhaltig sind. Ich habe mir bereits eine Reihe der nötigen Schriften aufgezeichnet und nahm zuerst die Schillerschen Memoires[1]) zur Hand, die mir manches Dienliche bieten. Ich unternahm die Arbeit oder vielmehr ich will sie nicht um ihrer selbst willen unternehmen, sondern auch, um mich an etwas Bedeutendes zu wagen und an etwas, zum wenigsten durch Fleiß, Verdienstliches und dadurch auch alle trüben Launen und allen Lebensüberdruß zu vertreiben, den nur eine fortwährende Anstrengung zu überwiegen im stande sein möchte.

---

Vor einigen Tagen las ich Addisons „Cato“[2]). Dies Stück ist sehr berühmt und nach meiner Ansicht berühmter, als es zu sein verdient. Es ist ein langwieriges gedehntes Produkt, ohne wahre theatralische Lebendigkeit. Die Anlage ist gut, einige Reden und Sentenzen desgleichen, aber es sind der letzteren allzuviel und meistens ganz gewöhnliche Sprüche, die gar keine Tiefen haben. Schon in der Eingangsscene mißfällt mir das lange Philosophieren von Catos beiden Söhnen. Daß Marcia den getöteten alten häßlichen Sempronius für ihren Geliebten, den König Juba, hält, ist nicht unnatürlich, da jener Jubas Kleider hatte und sein Gesicht verhüllt war. Allein dieses Versehen ist durchaus nicht tragisch und würde eher ein Lustspiel zieren[3]). Es würde mir besser gefallen haben, wenn Cato in seiner letzten Rede, als er sich bereits durchstochen, seine Freude äußerte, als ein freier Römer zu sterben, statt daß er von gewöhnlichen Dingen spricht und seine Familienangelegenheiten berichtigt. Zuletzt kommt ihm noch eine Art von Reue. Addisons Jamben lassen sich mit denen seiner Landsleute Shakespeare, Milton, Young nicht vergleichen. Er häuft die im Englischen ohnehin ungewöhnlichen weiblichen Ausgänge, soviel er kann, zum großen Nachteil des Wohlklanges seiner Diktion.

Einen ihrer besseren Schriftsteller hat die englische Bühne vor kurzem in Sheridan[4]) verloren. Deutschland verlor einen seiner Geschichtsschreiber in Herrn Curths, [61] der zu Berlin gestorben ist.

Uebrigens findet man wenig Erhebliches in den Zeitungen. In Frankreich fährt man mit den Einziehungen und Hinrichtungen fort. In England sucht man der allgemeinen Armut und Brotlosigkeit durch milde

[1]) „Allgemeine historische Memoires“ u. s. w., Jena 1790.

[2]) „Cato“, a tragedy, 1713. Vgl. S. 268, Anmerkung [3]).

[3]) Act IV, sc. 4.

[4]) Richard B. Sheridan (1751 bis 7. Juli 1816), der berühmte Lustspieldichter.

Gaben zu steuern. Die Prinzessin von Koburg[1]) hat eine fausse couche gemacht. Man sprach von einer Scheidung ihrer Mutter, der Prinzessin von Wales[2]); doch könnte eine neue Heirat des Prinzregenten[3]) zu wichtige Veränderungen hervorbringen, als daß jener Punkt nicht von vielen Seiten Widerstand finden sollte. Den braven Mexikanern, die sich von dem spanischen Joch losmachten, scheint das Kriegsglück nicht günstig zu sein.

---

Vorgestern war ich in der Oper „Tancredi", [62] die vorzüglichste, welche die italienische Truppe hier giebt. Vor allen entzückte Signora Valsovani durch ihre melodischen Silbertöne als Amenaide. Noch einen angenehmeren Eindruck machte die Stimme der Signora Borgondio auf mich, die den Tancredi gab. Auf der heutigen Parade beehrte uns Prinz Karl mit seiner Gegenwart, der das hiesige Generalkommando übernommen. Dieser schöne, aber geckenhafte Prinz, der ganz aus Einbildung und Eitelkeit zusammengesetzt ist, machte sich durch seine äußerste Affektion lächerlich.

Am 20. August 1816. München.

Die Hälfte des gestrigen Tages und des heutigen Hälfte brachte ich auf der Wache und zwar am Isarthor hin, wo ich lieber als auf der Hauptwache mich befinde, der Ungezwungenheit wegen, und weil ich mein eigener Herr bin. Ich beschäftigte mich mit den Schillerschen Memoires. Diesen Morgen erneuerte ich die Bekanntschaft des Lieutenant Graf Spaur vom Kürassierregiment Garde du Corps, der sich, des Regens wegen, auf meine Wachtstube flüchtete. Es ist ein artiger junger Mensch. Ich machte einmal in Frankreich seine Bekanntschaft, als er noch unter den Chevauxlegers war (siehe das achte Buch meines Journals)[4]). Doch haben wir uns seitdem hier nicht mehr gegrüßt. Ich bin nicht zuvorkommend in dieser Hinsicht. Seine Bekanntschaft ist mir insofern wert, da ich vielleicht Federigos durch ihn machen könnte. Sie sind bei demselben Regimente, und ich habe sie oft zusammen gesehen. Es ist seltsam, daß ich Federigo weder heute noch sonst je begegnete, seit ich aus der Schweiz kam. Vielleicht ist er beurlaubt.

---

[1]) Vgl. S. 522.

[2]) Prinzessin Karoline von Braunschweig, vermählt 1795, gest. 1821.

[3]) Der spätere Georg IV., geb. 1762, König 1820—30.

[4]) Vgl. S. 261.

Am 21. August 1816. München.

Unter allen Memoires, die ich bisher über das Zeitalter und den Hof Ludwigs XIV. gelesen habe, gefielen mir keine so wohl, als die des Marquis de la Fare[1]), ihres Scharfblicks und ihrer Freimütigkeit wegen, die an jenem Hofe eine Seltenheit ohnegleichen war. La Fare war Offizier und Poet; doch würde er, glaube ich, auch ein guter Diplomatiker geworden sein. Er faßt alles von der wahren Seite und stellt es in ein überzeugendes Licht. Mit wenigen, aber treffenden Worten rügt er die diplomatischen Fehler des eitlen, unwissenden und despotischen Königs.

Bei weitem ausgebreiteter und detaillierter sind die Denkwürdigkeiten des Duc de St. Simon[2]), der Ludwig XIV., seinen Hof und alle Charaktere und Intriguen desselben, sowie seine Unternehmungen bis auf die kleinsten Umstände schildert. Auch bei ihm findet man eine Offenherzigkeit, welche nichts scheut, und eine Unparteilichkeit, die einen ausgezeichneten Mann verkündet. Selbst bei dem staatsklugen Trocy[3]) schimmert zu sehr der Franzose und der Minister Ludwigs durch. Man fühlt wohl, daß ein Hofmann, der erst in den letzten Jahren von Ludwigs XIV. Regierung oder unter Ludwig XV. geboren wäre, nicht mehr schreiben könnte, wie St. Simon. Ludwig XIV. hat jeden freien Aufschwung in That und Wort zu sehr niedergedrückt. Die Freimütigkeit, die man bei einigen Männern jener Zeit trifft, war noch ein Ueberbleibsel der Reformation und der Fronde.

Viel Vergnügen und manchen Aufschluß gewährten mir die Auszüge aus den Briefen von Madame Duchesse d'Orleans, vormaliger Pfalzgräfin bei Rhein. So wenig wahrhaft deutsch der Stil dieser Dame ist (obgleich man sich auch daran gewöhnt), so sehr ist es ihr Gemüt und der Sinn. Wahre Natürlichkeit, obgleich sie stets von Affektation umgeben war, Scharfsinn und Verstand, ein Erbteil ihrer reformierten Erziehung und Tugendliebe, wenn auch an dem verdorbensten Hofe, wo die unnatürlichsten Laster gang und gäbe waren, sprechen aus allem, was sie schrieb. Dreist und offenherzig verbreitet sie sich über alle Ereignisse am

---

[1]) Charl. Aug., Marquis de la Fare (1644—1712); seine „Memoires et Reflexions sur les principaux événements du regne de Louis XIV." erschienen zuerst Rotterdam 1715.

[2]) Louis de Rouvroy, Duc de St. Simon (1716—55); „Memoires sur le règne de Louis XIV. et sur les premières époques des règnes suivants." Marseille 1788.

[3]) J. B. Colbert de Trocy (1665—1718); „Memoires pour servir à l'histoire des négociations depuis le traité de paix de Risvich jusqu'à la paix d'Utrecht." Paris 1756.

Hofe, und überall offenbart sie die Liebe zu ihrem alten Vaterlande, seinen Sitten und Gebräuchen[1]).

Die letzten Tage des August. München.

Ich habe seit einiger Zeit nichts mehr aufgezeichnet, weil mir wenig Denkwürdiges auffiel, und weil ich überdies mein Tagebuch in Zukunft mehr beschränken und nicht so viel Unbedeutendes aufnehmen will. Mit allen früheren Heften habe ich eine Reform beschlossen. Ich werde sie ganz umbilden, ihnen mehr die Form einer fortlaufenden Erzählung, als eines Diariums geben, und sonach besonders viel von dem wegschneiden, was späterhin ohne Folgen geblieben ist. Das Ganze wird in ungefähr neun bis zehn Bücher abgeteilt, und ich füge im ersten und zweiten Buch noch etwas von meinen Kinderjahren und denen, die ich im Kadettencorps und als Page verlebte, hinzu, so daß das Ganze zu einer vollständigen Biographie wird. Wenn ich einmal nicht mehr bin, wird es doch immer meine Freunde ergötzen, dergleichen zu lesen. Es versteht sich, daß mir diese Arbeit sehr viel Zeit nimmt; deswegen habe ich auch für diesen Augenblick den Oranien wieder aufgegeben, oder vielleicht nicht deswegen, sondern aus folgenden Gründen. Fürs erste, da ich ärmer an Zeit geworden, weil wir wieder anfingen zu exerzieren; zweitens, weil die Revision der großen Bibliothek noch fortdauert, die so lange verschlossen bleibt, und mir daher keine Hilfsquellen offenstehen, und endlich drittens, weil ich künftigen Oktober nach Ansbach zu meinen Eltern zu reisen wünsche, wo ich ganz von den mir nötigen Schriften entblößt bin, und ich also jene Arbeit dennoch bald liegen lassen müßte. So habe ich sie denn auf jene Zeit hinausgesetzt, wenn ich wieder von Urlaub zurückkomme, auf den Anfang des künftigen Jahres.

Am Sechsundzwanzigsten traten zwei meiner Freunde, Schlichtegroll und Dall'Armi, eine kleine Reise ins bayrische Gebirge an. Herdegen begleitet sie. Letzterer wie Nathan werden höchstens achtzehn bis zwanzig Tage ausbleiben, Dall'Armi wird sich noch etwas länger bei einem Verwandten aufhalten. Er lud mich noch den Abend vorher zu sich ein, wo auch die beiden anderen gegenwärtig waren.

Am Siebenundzwanzigsten erhielt ich einen Brief von Xylander, teils in Augsburg, teils auf der Festung Landau geschrieben, wo er sich ziemlich

---

[1]) Elisabeth Charlotte (1652—1722), Tochter des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz und zweite Gemahlin von „Monsieur“, des einzigen Bruders Louis XIV. Die hier citierten „Fragments des lettres originales écrites au duc Ulrich de B. et a madame la princesse de Galles de 1715—20, zuerst Paris 1788 und öfter.

gefällt, aber doch nicht allzulange Zeit dort verweilen möchte. Er beklagt sich, daß er mich nicht treffen konnte, während er zehn Tage hier war.

Am selben Tag fingen wir wieder an, zu exerzieren, von vier bis sechs nachmittags. Ich eilte vom Marsfelde sogleich herein ins Schauspielhaus, wo man den „Don Carlos“ gab, in welcher Rolle ein Berliner Hofschauspieler, Herr Rebenstein[1]), auftrat. Er spielte bei weitem besser als unser Stentzsch[2]), wozu freilich nicht viel gehört. Er hat eine hübsche Figur und alle seine Gestikulationen waren sehr ausdrucksvoll. Aber auch seine Deklamation war lobenswert. Er spielte hinreißend in der Scene mit dem König bei Posas Leichnam, und vortrefflich gab er den Eiligen, Zerstreuten mit Herzog Alba[3]). Sonst ließe sich von niemand etwas Gutes sagen, als von der Königin, Madame Kannabich[4]), und der Prinzessin, Madame Karl[5]). Doch fallen beide in den Fehler der Monotonie. Herr Reinhard[6]) als Philipp spielte erbärmlich wie ein Scheunenakteur, beständig in demselben Tone, und verhunzte alle Schillerschen Verse. Die vortreffliche Scene mit dem Großinquisitor, aus der man das Beste wegläßt[7]), war kaum zum Anhören. Beide wußten nicht einmal ihre Rollen auswendig. Kürzinger[8]) (Posa) spielt niemals schlecht, aber feurig ist er nicht mehr. Es war zu viel von seiner Rolle gestrichen, besonders die schönsten Stellen aus seiner letzten Unterredung mit der Königin[9]).

Um von einem anderen Meisterwerk Schillers zu sprechen, so erschien vor kurzem im „Journal des Debats“ eine lange Kritik der „Maria Stuart“, nach einer Uebersetzung beurteilt. [63] Der französische Rezensent fordert jeden auf, ihm ein erbärmlicheres, ekelhafteres und abgeschmackteres Machwerk zu nennen, als diese Tragödie. Er geht so weit, zu behaupten, daß der Verfasser sogar eine körperliche Züchtigung dafür verdient hätte, und rühmt noch beständig seine eigene Nachsicht gegen einen Schriftsteller, wie Schiller. Man darf kühn behaupten, daß nur unter den Franzosen ein so frecher, dummer Laffe gefunden werden kann, der einen großen Autor, den eine ausgebreitete Nation verehrt, auf die schimpflichste Weise

---

[1]) Ludwig Rebenstein (1795—1834), an der Berliner Bühne von 1803 bis zu seinem Tode als Tenor und Heldenliebhaber thätig.

[2]) Siehe S. 97, Anmerkung [2]).

[3]) Akt V, Scene 4 und Akt II, Scene 5.

[4]) Siehe S. 392, Anmerkung [3]).

[5]) Siehe S. 430, Anmerkung [4]).

[6]) Siehe S. 392, Anmerkung [5]).

[7]) Akt V, Scene 10.

[8]) Siehe S. 140, Anmerkung [2]).

[9]) Akt IV, Scene 21.

zu behandeln wagt, und dem es gar nicht einfällt, daß es noch Leute geben könnte, die allenfalls mehr verstünden, als er.

Am Achtundzwanzigsten kam Gas zu mir, um mich zu einem Morgenspaziergang einzuladen. Wir frühstückten in Bogenhausen. Er sagte mir zugleich, daß den Abend vorher unser Freund Gruber hier angekommen sei und sechs Wochen hier bleibe. Ich sehe ihn seitdem täglich. Am Neunundzwanzigsten abends gingen wir zusammen nach Föhring, wo wir auch Gas fanden. Aber leider, da wir unten am Damme fortgingen, verfehlten wir den Weg, verirrten uns im Isarkies, und obgleich wir später einen Steg über einen Arm des Wassers trafen, so mußten wir doch noch eine Strecke durch Sumpf und Moor waten und die steilen, abschüssigen Sandhügel erklettern, um nach Föhring zu gelangen. Wir waren ziemlich durchnäßt und kamen spät an. Den folgenden Tag führte ich Gruber in die Harmonie ein, und den Abend brachte er bei mir zu, wo meist von meiner Schweizerreise die Rede war, von der ich überhaupt gar viel erzählen muß.

Am Einunddreißigsten auf der Parade übergab mir Schönbrunn einen Brief von Perglas. Ich glaubte, er würde wahrscheinlich etwas von Issel enthalten, aber nichts von dem. Er schrieb mir, daß es ihm unerträglich sei, länger von mir getrennt zu sein, daß er sich seiner vormaligen Fehler schäme und anderen Sinnes geworden sei. Er klagt sich scharf an und spricht dann von seiner Besserung. Von meinen Briefen (die ich ihm in Frankreich schrieb, siehe achtes Buch) [1]) spricht er mit allzuvielem Lobe. Er sagt, daß er mir dafür danken müsse, wenn ich ihm auch meine Freundschaft nicht wieder schenken wollte, und daß er es ihnen vielleicht allein zu verdanken habe, wenn er kein Wollüstling geworden wäre. Er ist in allem extrem; so überhäuft er mich jetzt mit einer kaum verdienten Hochachtung, sagt sogar, daß er selbst meine Vorwürfe als einen Schatz in seinem Herzen aufbewahren werde. Seine Aenderung beschreibt er folgendermaßen: er sei durch Verhältnisse zu einem geräuschlosen Leben gebracht worden, habe meine Briefe wieder gelesen und die Seligkeit, die nur gute Sitten gewähren, gefühlt. Er habe sich immer fester vorgenommen, das Laster zu meiden. „Ich betete wieder mit Andacht, unterhielt mich mit Wissenschaften, ich fand endlich gar keine Lust mehr, nach sinnlichen Vergnügungen zu streben, da ich keine Langeweile hatte. Ich konnte mir Hoffnung machen, wieder besser zu werden, mied die Gelegenheit zum Bösen und gelangte täglich zur reiferen Ueberzeugung, daß ich höchst unrecht gehandelt hatte." Am meisten sucht er sich gegen

[1]) S. 328 ff.

meinen erprobten Glauben an seine Veränderlichkeit zu bewahren, worin er freilich recht hat. Er gelobte mir, daß ihn meine freundschaftliche Warnung über alle Verführung der Welt erheben soll, wie hätte ich ihm daher die Erneuerung unseres Verhältnisses abschlagen können?

Da ich ihn denselben Tag, nötiger Besuche wegen, und den folgenden, da ich auf die Wache kam, nicht aufsuchen konnte, so antwortete ich ihm schriftlich auf freundschaftliche Weise und nannte ihn du, versprach ihm, nächstens zu ihm zu kommen.

Herr von Harnier ist hier, doch sah ich ihn noch nicht, da er nicht zu Hause war, als ich seine Gemahlin besuchte. Er muß jedoch Mitte September wieder nach Frankfurt zurückkehren.

Erste Tage Septembers. München.

Es ist wenig von diesen gehaltlosen Tagen zu erzählen; ich lebe nur, daß ich lebe, und ich fühle nur, daß ich ehemals glücklicher war, als mein Herz noch so thöricht sein konnte, jene Träume zu glauben, die die Phantasie sich erdachte. Die Wissenschaften genügen nicht allein. Das Studium ist höchstens ein Zephyrwind, der höchstens die Oberfläche des Lebensorgans in unmerkliche Wallungen regt. Es bedarf Süds und Nords, ihn aufzuschütteln aus dem tiefsten Grund. Wäre ich unglücklich, ich würde glücklicher sein. In der Thätigkeit besteht das wahre Glück des Menschen. Wenn er nur bewegt ist, wenn er nur kämpft, und sei es mit der Verzweiflung. Etwas Großes oder Reizendes muß uns anziehen. Wenn ich verliebt wäre, würde ich geborgen sein. Die Liebe ist eine Schwachheit — gleichviel, sie reißt aus der faden Alltäglichkeit des Lebens, sie läßt uns den ewig gleichen Takt des Perpendikels überhören.

„Die Uhr schlägt keinem Glücklichen [1].“ „Träume,“ sagt der Dichter, „müssen dich mit dem Leben wieder aussöhnen.“ Die Phantasie muß der Wirklichkeit nachhelfen. Also soll ich mich selbst betrügen? Soll ich noch einen zehnfach dichteren Schleier um das verhüllte Bild der Wahrheit werfen? Soll ich mich mit süßen Ideen einschläfern? Soll ich mir durch einen irrigen Glauben, der mir früher oder später geraubt wird, das ewige Licht noch verdunkeln, das uns gelassen wird? Oder soll ich freiwillig und schauend den Irrtum wählen? Soll ich wissen, daß ich träume, und doch nicht die Augen öffnen wollen? Wenn ich das weiß, wie könnte ich die Kluft zwischen meinen Einbildungen und der wahrhaftigen Lage der Dinge vertragen? Also desto inniger empfinden, wie elend ich bin? Nein, von Träumen lebt man nicht.

---

[1] Schiller, „Piccolomini“, Akt III, Scene 3.

Dieser Tage habe ich Perglas wieder gesprochen und besucht, wie er mich, nach dem wir siebzehn Monate geschieden waren. In unseren Verhältnissen sind wir es noch. Er suchte einen Freund, einen Umgangsgefährten, weil er keinen hatte und Bedürfnis fühlte. Ich fühlte dies Bedürfnis nicht, er war mir entbehrlich, ich schätze Gruber, Gas, Schlichtegroll, Lüder alle mehr als ihn. Ich fand ihn so zerstreut, vergeßlich, stumpfsinnig, phlegmatisch. Ich kann mich betrogen haben, aber wie sollte ich Neigung zu ihm fühlen? Wohl hätte ich eines Freundes, der mir mehr wäre, als die Obengenannten, aber ein solcher kann mir Perglas nie und nimmer werden. Ich werde mich immer bestreben, ihn freundschaftlich und wohlwollend zu behandeln, da ich mich seinem Verlangen nicht widersetzen konnte, allein ich fand etwas Umsichgreifendes in ihm, etwas, das Verbindlichkeiten nehmen und geben wollte. Diese würden mir von ihm lästig sein. Wir sind hierzu noch zu wenig vorgerückt. Ich muß daher dafür sorgen, daß wir mehr im Verhältnis von Bekannten als von Freunden leben. Was sollte ich auch durch eine heuchlerische Nachgiebigkeit ihn und mich betrügen?

Auf der Wache am Ersten waren „Lucian" und Goldsmiths unsterblicher „Vicar of Wakefield" meine Lektüre. Es war nicht das erste Mal, daß ich ihn las, doch gefiel er mir, wie irgend ein Buch, das man zum erstenmal liest [1]).

Nathan ist bereits von seiner Bergreise zurück, Dall'Armi kommt später; sie waren bis Schliersee. Von Jacobs erhielt ich Nachrichten [2]). Schnizlein wird erst Ende dieses Monats hierher zurückkehren. Ich werde um diese Zeit, und je eher, je lieber, München verlassen, um meine Eltern zu besuchen, wonach ich mich sehne. Was habe ich hier. Das Schönste, was ich von diesem Aufenthalte hoffte, ist mir doch zu nichte geworden. Schlummert alle, ihr schmerzlich süßen Erinnerungen.

Herr von Harnier wird noch einige Tage hier bleiben; allein er sieht sehr schlecht aus und ist immerwährend von Anfällen des Schwindels geplagt. Vielleicht werden ihn seine Angehörigen und alle die ihn kennen, allzubald verlieren.

Bei der Preisverteilung im Pagenhause hat Professor Schlett [3]) über das Studium der Sprachen eine Rede gehalten, die gedruckt wurde und er mir vor einigen Tagen, als ich bei ihm war und einen Band von Shakespeare entlehnte, einhändigte. Obgleich kurz und ziemlich flüchtig,

---

[1]) Siehe S. 128, Anmerkung [3]).

[2]) Brief datiert Gotha 30. August 1816. Mss. Mon. Nr. 68, 4 e.

[3]) (1765—1836), vgl. S. 37.

ist sie doch sehr schön geschrieben. Der Verfasser ist leider ein unfreundlicher mürrischer Mann geworden, von der ungleichsten Laune, durch mancherlei Widerwärtigkeiten und drückende Lebenserfahrungen so gemacht. Wie sein Glück als Mensch, blieb auch seine Bildung als Schriftsteller unvollkommen, doch kann man auch von ihm sagen:

„Seiner Palmen Keime starben,
Eines mildren Lenzes wert" [1]).

Ich vollendete dieser Tage ein Gedicht in zwanzig achtzeiligen Stanzen, das ich „Erinnerungen an die Schweiz" [2]) überschrieb, und das eine Beschreibung der Naturschönheiten im allgemeinen von meiner Reise vom Bodensee aus bis an den See von Biel enthält, wo ich abbreche. Es ist eigentlich für Xylander bestimmt und führt das Motto von Gresset:

„Sur ce mélange de spectacles,
Mes regards volent sans obstacles,
Agreablement égarés" [3]).

Das Ganze ist übrigens ebenso wertlos, wie alle meine früheren Produkte.

Diese Tage, als ich mit Nathan nach Tische in einem öffentlichen Garten war, um Kaffee zu trinken, machte er mich mit dem Kustos der Bibliothek, Herrn Docen [4]), bekannt, einer der vorzüglichsten Altertumsforscher des Mittelalters, das auch größtenteils den Inhalt unseres Gespräches ausmachte. Nathan, Lüder, Perglas sah ich die Zeit her auch bei mir, doch ist mit letzterem mein Verhältnis noch kalt, was ich nicht ändern kann. Gruber kommt zuweilen des Abends, wo ich ihm etwas aus meinem Schweizertagebuch mitteilte. Uebrigens sah ich ihn täglich in der Harmonie.

Am Dreizehnten kam ich auf die Wache, wo ich zuerst erfuhr, daß Federigo in Urlaub sei. Ich vermutete es, doch wurde ich fast schmerzlich in alte Zeiten zurückversetzt. Dieser Gegenstand lockte mir ein Lied ab mit den Anfangszeilen:

Sprich, was ist dein Blick so trübe,
Und was klagst du, junger Mann? ꝛc.

[1]) G. A. Bürger, „Das hohe Lied von der Einzigen", vgl. Sämtliche Werke ed. Karl von Reinhard (Berlin 1823), Band 2, S. 97.

[2]) Schlichtegroll a. a. O. S. 73, R. I, 395.

[3]) Gresset, Ode XI, Oeuvres I, 240.

[4]) Bernhard Joseph Docen (1782—1828), altdeutscher Philolog, seit 1811 Custos der Staatsbibliothek, für deren Ordnung und Katalogisierung er sich große Verdienste erwarb.

Den folgenden Tag besah ich mit Lüder ein großes Gemälde von Heß, „Die Schlacht von Arcis“ [1]). Es gefällt jedermann, also muß es mir auch gefallen, obgleich ich die modernen Schlachtstücke nicht liebe. Fleiß und Mühe sind genug darauf verwendet. Sehr viele Personen, auch Offiziere unseres Regimentes, sind ziemlich gut getroffen. Als wir von dort weggingen, machten wir noch einen weiteren Spaziergang in dem Englischen Garten um den See herum. Lüder entwickelt immer mehr aus sich und gewinnt viel durch den Umgang mit einigen erfahrenen Offizieren.

---

## Aufführung des „Hamlet“ und der „Schuld“.

Herr Rebenstein [2]) aus Berlin gab uns vor einiger Zeit einige sehr gelungene Darstellungen, besonders des Hamlet und der Gräfin Derindur. Leider wurde das erste Stück nach einer durchaus prosaischen Uebersetzung gegeben; äußerst verstümmelt, mit sehr willkürlichen Veränderungen und einem ganz verschiedenen Ausgang. Dennoch konnte der große Genius nicht unterdrückt werden, der aus allen hervorleuchtete. Ich werde mich bloß auf Herrn Rebenstein beschränken, da alle anderen Rollen insgesamt schlecht besetzt waren, höchstens Herrn Kürzinger ausgenommen, der den Geist spielte. Es war sehr lächerlich, als er zum erstenmal, ohne angeredet zu werden, an Horatio und den anderen vorbeiging, denn sie gebärdeten sich, als wenn ein Geist etwas ganz Alltägliches wäre. Auch kommt es mir im Stücke seltsam vor, daß der König gar nichts von einem so merkwürdigen Ereignis erfährt, das sich allnächtlich vor seinem Schlosse zuträgt, und das gewiß von mehr Zeugen bemerkt worden, als auf Hamlets Schwert schwören. Ebenso, daß die Königin den Geist nicht sieht, da er doch dem Hamlet nicht allein, sondern auch dem Horatio und den Wachen sichtbar war. Kürzinger trat sonst als Laertes auf, der nun von Wilhelm Urban besetzt war, der ganz wie ein Kind aussah.

Die vorzüglichste Stärke hat Herr Rebenstein in seiner Mimik. Seine Gestikulationen sind ausdrucksvoll und hinreißend. Man sieht wohl, daß er ein Künstler und kein bloßer Naturalist ist. Seine Deutlichkeit in der Deklamation, ohne eine starke Stimme zu haben, ist bewunderungswürdig. In der ersten Scene, als er mit dem Hofe auf-

---

[1]) Von Peter von Heß (1792—1871); das Bild jetzt in der Neuen Pinakothek zu München.

[2]) Siehe S. 649.

trat und im ersten Monologe [1]), sprach aus Wort, Gebärde und Mienen die tiefste Trauer und Kläglichkeit. Ebensosehr gefiel er mir bei der Anrufung des Geistes und dem Monolog, den er, nach dem Gespräche mit ihm, hält [2]). Noch mehr Beifall schien er mir fast in jenen Scenen zu verdienen, wo weniger Affekt herrscht, zum Beispiel in denen mit Guildenstern [3]), denn Rosenkranz war weggelassen; in dem Monolog „To be or not to be“, und vor allem in der Scene mit Ophelien, besonders, wo er gegen die Fehler der Weiber loszog [4]). Gleich richtig und würdevoll deklamierte er die Lehren, die er den Schauspielern gab [5]). Auch die Scene, als er den König betend findet, führte er trefflich durch [6]). Die darauf folgende ist ohnehin so pathetisch, daß auch ein mittelmäßiger Akteur nicht ganz schlecht darin spielen kann. Dies war der letzte Auftritt, in dem er sich auszeichnen konnte, da man sehr viel gestrichen hatte. Es ist auch unbegreiflich, warum man das Stück nicht nach der Schlegelschen Uebersetzung [7]) giebt. Herr Rebenstein ward hervorgerufen.

Zum letztenmal trat er in der „Schuld“, von welchem Trauerspiel ich schon öfters [8]) in diesen Blättern sprach, auf. Man entdeckt immer neue Schönheiten und neue Mängel darin. Wenn man sagt, daß das Verdienst dieses Stücks bloß in der Schönheit der Diktion läge, thut man Herrn Müllner sehr unrecht. Nach meiner Ansicht ist die Diktion nicht einmal vollendet und bedarf noch sehr der Feile. Knittelversreime und gereimte Absätze der Trochäen, wo die auseinander gezerrten Worte unmittelbar zusammengehören, sind nur allzu häufig, wie zum Beispiel:

Hör,
Wirst du das denn nie behalten?
Vater ist gestorben, der
Ward nicht bürtig aus dem kalten
Land. Herr Hugo Oerindur
Ist der Mutter Gatte nur [9]).

---

[1]) Akt I, Scene 2 und Akt II, Scene 3.

[2]) Akt I, Scene 5.

[3]) Akt II, Scene 2

[4]) Akt II, Scene 3.

[5]) Akt III, Scene 1.

[6]) Akt III, Scene 2.

[7]) Vgl. Band III der ersten von A. W. Schlegel allein veranstalteten Ausgabe (Berlin 1797—1801, 8 Bände).

[8]) Siehe S. 390 ff., 426 und 511.

[9]) Akt I, Scene 3.

Diese beiden letzten Reime klingen auch wie die auf einem Marionettentheater, so zum Beispiel auch:

dabei
Lag die Nachricht, Carlos sei
Eingegangen in das Leben [1]).

Das Stück wimmelt von dergleichen Fehlern. Auf diese Art wird der Reim etwas Unerträgliches. Das trochäische Versmaß, das ohnehin keine männlichen Ausgänge haben sollte, duldet durchaus keine zwei männlichen Reime hintereinander. Bei einem so hoffnungsvollen Schriftsteller, wie Herr Müllner, darf man auch einige minder wichtige Dinge rügen. So schön die Diktion im allgemeinen ist, Fleiß ist keiner darauf verwendet. Auch an Herrn Rebenstein sind nur Kleinigkeiten zu tadeln, wie zum Beispiel die Accentuation folgender Verse:

Carlos fiel von meiner Hand [2]),

da der Nachdruck ohne Zweifel auf meiner ruhen sollte, oder auch:

Heilig ist die Harfe mir [3]).

Hugo spricht von der Harfe in Elvirens Händen überhaupt; ob es gerade jene Harfe war, die am Boden liegt, welche ihn ehemals entzückte, untersucht er nicht. Rebensteins Spiel in der verhängnisvollen Schlußscene des dritten Aktes war unvergleichlich. Seine Aktion, schon ehe das Geheimnis sich offenbart, und besonders, als Don Valeros von Jerta vor das Bildnis ihrer Mutter geführt wird [4]), das alles entscheiden soll, verriet den höchsten Grad einer fürchterlich gespannten Erwartung, die gewiß das ganze Publikum mit ihm teilte. Als nun vollends der Name „Gräfin Salm!" gerufen wird, und er in die Worte:

O so decket mich, ihr Hügel,
Berge stürzet über mich! [5])

ausbricht, legt er in diese beiden Verse den ganzen Ausdruck einer rasenden Verzweiflung, der gewiß einen Augenblick lang alle Hörer unwiderstehlich dahinriß, und ihr Innerstes durch die Fülle seines enthüllten Jammers in bebende Erschütterung brachte. Nicht minder schön deklamierte er die Stelle:

---

[1]) Akt II, Scene 5.
[2]) Akt III, Scene 3.
[3]) Akt IV, Scene 8.
[4]) Akt III, Scene 3.
[5]) ibidem.

Und das tödliche Geschoß
War in meiner Hand ꝛc.

deren drei Schlußverse keine leichte Aufgabe sind. Noch ganz mit dumpfer Stimme sagte er die Worte:

Seht, da blitzt es auf vom Schloß,
Und das Blei flog aus dem Rohr —

Hier ist's noch ungewiß, ob Carlos getroffen wurde; seine Stimme drückt die höchste Spannung aus; aber mit gellendem, klagendem Tone rief er das:

Und ein Schrei schlug an mein Ohr![1])

das ihm die Gewißheit des Mordes giebt. Er blieb sich auch im vierten Akte gleich. Den Monolog[2]) deklamierte er langsam und ausdrucksvoll; die Scene zwischen Vater und Sohn wurde ausgelassen, da man sie auf dem Berliner Theater nicht spielt[3]). Man hätte aber dann auch einige spätere und sich darauf beziehende Stellen streichen sollen.

Am 20. September 1816. München.

Wir hatten die letzte Zeit her schöne Tage, und sie wurden zu beträchtlichen Spaziergängen benützt. Einmal brachte ich den ganzen Vormittag mit Gruber im Englischen Garten zu, wo wir zusammen Goethes „Torquato Tasso" von Anfang bis zu Ende durchlasen, da ihn mein Freund noch nicht kannte. Es versteht sich, daß er sich für diesen Schatz unserer Litteratur interessierte.

Vorgestern ging ich mit Gas, eine noch übrige Römerschanze zu besuchen, die vierthalb Stunden von hier, unweit Oberhaching, nächst dem Dorfe Deißenhofen liegt. Wir hatten Bindfaden mitgenommen und maßen sie aus, indem wir unsere Degen als Pflöcke gebrauchten. Die Schanze hatte nur ein Thor. Von zwei gegenüberstehenden Seiten hatte die eine 70, die andere 74 Klafter in der Länge; von den beiden anderen war eine 58, die andere 61 Klafter lang. Man kann sie leicht ausmessen, da sie nicht mit Bäumen bewachsen ist; doch liegt sie am Eingang eines angenehmen Wäldchens, und war inwendig mit Getreide bebaut gewesen. Die Gräben konnten wir nicht mehr ausmessen, weil uns ein Regenguß mit Donnerwetter überfiel und ins Wirtshaus von Oberhaching trieb, wo wir ziemlich naß ankamen. Da es zu spät wurde,

[1]) ibidem.
[2]) Akt IV, Scene 5.
[3]) Akt V, Scene 6.

nahmen wir eine Art von Bauernwagen und fuhren hierher. Ich habe, seit ich aus der Schweiz zurück bin, große Neigung zu starken Bewegungen, und so kann mir nicht leicht ein Spaziergang zu lang sein.

Gestern nachmittag, als ich Nathan besuchte, machte ich die Bekanntschaft von Gustav Jacobs[1]) ältestem Bruder, der Mediziner ist, ein halbes Jahr in Würzburg studierte, jetzt nach Wien geht, jedoch ein paar Wochen hier verweilt. Ich freute mich, in ihm einige Gesichtszüge seines Bruders, meines Freundes, wiederzufinden; auch hat mir ehemals Nathan Schlichtegroll sehr viel Gutes von dem ältesten Jacobs erzählt; doch werden wir uns nicht näher kennen lernen, da wir beide nicht von den Leuten zu sein scheinen, die schnelle Bekanntschaften lieben und machen.

Der gestrige Tag ist mir noch insofern bemerkenswert, als ich die ersten Scenen meines Trauerspiels „Der Hochzeitsgast" niederschrieb, das schon lang im Plane unberührt vor mir lag[2]). Es sollte anfangs in Trochäen, nach spanischer Art, gebracht werden, nun aber hab' ich mich für die Jamben entschlossen. Ich habe das Ganze zur möglichsten Einfachheit reduziert und lasse nur vier handelnde Personen auftreten, und das heißt so wenig als nur immer möglich in einem Schauspiel von fünf Akten. Die Handlung ist übrigens verschlungen genug, um Interesse zu haben, und läßt mir zugleich Raum, meine Lieblingsideen zu entwickeln. Als vor einigen Tagen Lüder bei mir war, kam ich auf den Gedanken, ihm mein Gedicht „Erinnerungen an die Schweiz"[3]) vorzulesen, das ich Xylandern schicken wollte. Es hatte dergestalt seinen Beifall, daß er es für wert hielt, gedruckt zu werden, und in mich drang, es ins „Morgenblatt" einrücken zu lassen. Von freien Stücken würde ich nie darauf gefallen sein. Gesagt, gethan. Das für Xylander kopierte Gedicht wurde eingepackt und nach Tübingen geschickt. Noch ist es nicht im „Morgenblatt" erschienen, und ich zweifle, ob man es würdig dazu halten wird, wenn auch zuweilen ziemlich schlechte Gedichte darin erscheinen, aber von Verfassern, die bereits einen Namen haben. Ich unterschrieb mich P**n, genug für meine Freunde. Wenn das Ganze eine Thorheit war und mir die Beschämung des Nichteinrückens zu teil wird, so habe ich nicht die Schuld davon. Zum Glück weiß es niemand als Lüder. Wenigstens hätte ich noch einige Korrekturen vornehmen sollen, ehe es abgesendet wurde. Im Fall es unter die Presse kommt,

---

[1]) Wilhelm Friedr. Josias, geb. 1793.

[2]) Vgl. S. 515.

[3]) Siehe S. 643.

so ist es das erste meiner Produkte, dem diese Ehre, oder vielleicht diese mir zur Unehre gereichende Ehre widerfährt. Lüder nannte es etwas Gelungenes, doch wüßte ich nicht, wie ich zu dergleichen kommen sollte. Meine Feder müßte plötzlich eine ganz andere geworden sein.

Von Xylander erhielt ich heute Nachrichten. Er ist nicht ganz zufrieden mit seiner Lage. Er schrieb mir unter anderem, daß er Herrn von Wallmenich genau kenne, denn ich hatte ihm meine Reisegefährten genannt. Ich kann ihm nicht eher antworten, bis ich ihm mit Gewißheit sagen kann, ob er jenes Gedicht im „Morgenblatt“ finden könnte, oder von meiner Hand es erhalte.

Am 26. September 1816. München.

Ich freue mich auf den Zeitpunkt, wo es mir vergönnt sein wird, nach dem väterlichen Hause abzureisen, um dort eine Reihe von Tagen schöner Muße und zugleich willkommener Arbeit zu feiern. Ich lebe hier nicht glücklich. Zuweilen sprühen noch einzelne Funken einer verglühten Sehnsucht aus der Asche. Sie kommen zum mindesten dem Trauerspiel zu statten, an dem ich noch fortwährend schreibe. Wer wollte etwas mit kaltem Herzen zu stande bringen? Manchmal beschäftige ich mich, einigen meiner früheren Gedichte, die mir des Aufbewahrens wert dünken, die möglichste Rundung und Vollständigkeit zu geben. Die Redaktion des „Morgenblatts“ hat mein Gedicht nicht einrücken lassen, wie ich es fast voraussah.

Die besten Stunden machen mir noch meine Freunde. Mit Lüder ging ich vor einigen Tagen nach dem schön gelegenen Harlaching an der Isar, dessen Reize schon den berühmten Claude Lorrain[1]) zu einem mehrjährigen Aufenthalte daselbst bewogen. Auch Dall'Armi ist nun wieder hier. Perglas besucht mich zuweilen.

Am 3. Oktober 1816. München.

Von den letzten Septembertagen, welche die Sonne belächelte, verbrachte ich ein paar mit Lüder und Dall'Armi auf Spaziergängen. Ich schätze sie sehr, und es ist zum mindesten ein Trost, schätzenswerte Freunde zu haben, wenn man seinen eigenen Unwert fühlt. Lüder brachte mich auch wieder zu dem Major Bauer[2]), dessen Bekanntschaft ich erneuerte, die so lehrreich als interessant ist. Seiner wird schon im ersten Buch dieser Blätter erwähnt. In Fähring, wo ich mit Dall'Armi war, sah

---

[1]) (1600—82), vgl. darüber Rumohr.

[2]) Siehe S. 14, Anmerkung [1]).

ich den jungen Messerschmid wieder, von dem auch früher die Rede ist. Dall'Armi kennt ihn genau. Er studiert gegenwärtig in Landshut, und muß sich seiner Armut wegen schlecht behelfen. Doch ist er immer frohen Mutes. Was oft ein reicher Verschwender an einem Abende den Göttern der Frivolität opfert, würde ihn auf Monate lang glücklich machen. Wenn die Reichen nur wüßten, sich wahres Vergnügen zu machen, so möchte es noch hingehen, daß sie nur das Vergnügen bedenken; aber die meisten haben sogar Langeweile.

Nun ist auch Schnizlein wieder hier, er brachte den vorgestrigen Abend mit Lüder, den gestrigen allein bei mir zu. Unsere Gespräche betrafen meine Schweizerreise, meine bisherigen Begebenheiten und — Federigo. Es thut mir leid, nur kurze Zeit in Schnizleins Gesellschaft zubringen zu können, da ich mich bald von hier entfernen werde und bereits gestern um Urlaub gebeten habe.

## Miscellaneen.

6. Oktober 1816.

Da man mein Gedicht nicht in das „Morgenblatt" einrückte, so habe ich bereits an den Redakteur desselben geschrieben und um die Zurücksendung der Handschrift unter der Adresse „Karl Gustavson" gebeten. Meine Schriftstellereitelkeit ist nun auf geraume Zeit wieder gedemütigt.

Das „Morgenblatt" enthielt vor kurzem die Uebersetzung eines sehr interessanten Romans, „Adolphe", von Benjamin Constant de Rebéque, dem Uebersetzer des „Wallenstein" [1]. Er verrät eine tiefe Kenntnis des menschlichen Herzens, reichhaltig an feinen und ergreifenden Bemerkungen, die nicht bloß auf der Oberfläche des Lebens schwimmen.

Das „Morgenblatt" war dieser Tage mit einem schönen englischen Gedichte geziert, „The wanderer and the angel" von Abbott, das Körners Tod geweiht ist. [64] Begeistert und neidlos sieht auch Albions Muse den Lorbeer um Leier und Schwert.

Sonst gehörten wieder Goethesche Schriften zu meiner neueren Lektüre, unter ihnen „Faust", „Tasso", „Die natürliche Tochter". Welch ein Schatz von Lebensweisheit, Menschenkenntnis in diesen drei Werken! In den letzten beiden welch eine Gediegenheit. Es ist wahr, daß in allen Schillerschen Werken das Gefühl vorherrscht. Bleibt denn aber in

[1] Nr. 199—217. „Adolphe" war im selben Jahre erschienen; „Wallstein" (sic!), Genève 1809.

den Goetheschen das Gefühl ohne Nahrung? Wird es nicht vielmehr aufgeregt aus allen Tiefen der Seele? Ich suche alles hervor, was mich ehemals an Schiller entzückt hatte, allein es kann mich nicht mehr verblenden gegen Goethes Verdienst. Die Hippokrene, aus dem Schiller trank, ist ein wilder, geschwollener Strom mit stolzen Wellen, der schätzebeladene Schiffe dem Meere zuführt. Das Wasser, aus dem die Goethesche Muse schöpft, ist ein reizend umbuschter Bach, von spielenden Fischen bevölkert, von Vögeln überflattert, dessen klare und reine Flut den köstlichen Goldsand des Grundes durchschimmern läßt. Schlichtegroll lieh mir vor einiger Zeit ein englisches komisches Heldengedicht, das sein Bruder aus London geschickt hatte: „Tour of Doctor Syntax, in search of the Picturesque“ [1]). Der Autor ist darin nicht genannt, dürfte aber kühn seinen Namen vor das Werk setzen. Es ist mit sehr vielen anscheinend nachlässigen Karikaturbildern von Rowlandson [2]) geziert, die mir, teils der Physiognomien, teils der Erfindung wegen, wohlgefielen, denn die Kupfer sind älter wie das Werk. Dennoch kommt es kaum in Rechnung, was der Dichter dem Zeichner schuldig ist. Die einerlei Abenteuer, der Charakter des äußerlich belachenswerten, aber äußerst rechtschaffenen, gutmütigen und gelehrten Doktor Syntax, dem man durchaus•gut werden muß, die reine Moral, die das Ganze durchzieht und sich oft in herzlichen Sprüchen und Sentenzen äußert, und endlich noch eine überaus leichte und liebliche Versifikation geben diesem Gedichte große Vorzüge.

---

Es war gestern ein herrlicher Tag nach vielen schlimmen, und brachte ich den gestrigen Nachmittag mit Gas, Lüber und Dall'Armi in Harlaching zu. Nicht minder schön war es heute, und das Oktoberfest nahm seinen Anfang. Dieses jährliche Fest auf der Theresienwiese ist nicht so sehr durch das merkwürdig, was es ist, sondern durch das vielmehr, was es werden und zur Volksbildung beitragen kann. Es bestand heute aus der Viehausstellung und aus der damit verbundenen Preiseverteilung, einem Wettrennen, einer Lotterie, einem Vogelschießen und gymnastischen Uebungen der Knaben. Jedoch blieb ich nicht lange, sondern entfernte mich bald mit Lüber, nachdem wir die Volksmenge be-

---

[1]) London 1812 und öfter.

[2]) Blühte Ende des XVIII. Jahrhunderts und lebte noch 1805, wo er 50 Blätter der namhaftesten Auftritte aus den Romanen von Fielding und Smollet herausgab (Füßli).

obachtet hatten. Allerdings gewährt dies Schauspiel einen großen und wohlthätigen Anblick.

Gruber reist wahrscheinlich übermorgen wieder ab. Er brachte noch ein paar Abende bei mir zu und bat mich, ihm von meinen Arbeiten zu lesen. Ich teilte ihm eine lange Episode aus dem Gesange der „Harfe Mahomets“[1]) mit, die er lobte. So auch mein Drama „Die Tochter Cadmus'“[2]), der er auch vielen Beifall zollte; nur glaube ich nicht, daß ihn der Ausgang befriedigte. Als ich ihm einst jene satirische Epistel bei seiner Ankunft in Ingolstadt schickte, war einer seiner Hauptleute, Namens Ott, der ein sehr gebildeter Mann sein soll, zugegen, als er sie erhielt. Gruber mußte sie ihm zu lesen geben, und er interessierte sich dafür. Nun hat er mir, obgleich als einem Unbekannten, durch Gruber, dem er schrieb, einen Gruß sagen lassen, den ich zu erwidern bat. Heute habe ich die Gewährung meines Urlaubsgesuchs erhalten, der auf drei Monate lautet. Vor dem Ende dieses Monats werde ich kaum Gebrauch davon machen können.

Am 9. Oktober 1816. München.

Schnizlein hat mich heute mit einer schmerzlichen Nachricht überrascht. Federigo wird nie mehr hierher zurückkehren; er wird seine Stelle niederlegen und vielleicht in preußische Dienste gehen. Ich sah ihn also zum letztenmal, eh ich in die Schweiz ging. Noch viel mehr würde mich dieser Unfall niederschlagen, wenn ich nicht schon zu sehr an solches Mißgeschick gewöhnt wäre. Ist denn dem rauhen Schicksal alles gegen uns erlaubt? Mußte auch diese letzte schöne Hoffnung so plötzlich so erfolglos werden? Der einzige Stern, der mir noch aus der Ferne seinen lieblichen Schein zusandte, geht auf immer für mich unter. Seine, wenn auch noch entfernte, Wiederkehr blieb doch immer der Lieblingsgedanke meiner Seele. Wohl fühl' ich, daß mir ihn niemand ersetzen kann.

„Wir Menschen werden wunderbar geprüft,
Wir könnten's nicht ertragen, hätt' uns nicht
Den holden Leichtsinn die Natur verliehn“[3]).

Ja, auch dies wird vorübergehen, auch dies Schmerzgefühl wird bald übertäubt werden! In einer Reihe von Monden wird ein Jüngling vergessen werden, zu dem mich jahrelange Sehnsucht zog; von dem

---

[1]) Siehe S. 533.

[2]) Siehe S. 426.

[3]) Goethe, „Torquato Tasso“, Akt II, Scene 4.

mich keine vorübergehende Entfernung reißen konnte, der ein liebendes Leben um mich schuf, dem ich ganz gehörte, den ich über alles hochschätzte. Wer sollte noch Ehrfurcht und Neigung für die menschlichen Dinge haben?

> Selbst vom Allerteuersten, was wir besessen,
> Tilgt Saturn das Angedenken aus der Phantasie,
> Darum kann ich deine Züge auch vergessen,
> Meine Liebe nur für deine Züge nie.

Nein — niemals wird die Neigung zu dir aufhören können, eine merkwürdige und angenehme Epoche meines Lebens ausgemacht zu haben; aber ist es erträglich, daß dies alles umsonst war? Welch eine Qual ist's, ein geliebtes Geschäft unvollendet lassen zu müssen. Ich ward oft betrogen, aber diesmal glaubte ich es nicht zu sein; vielleicht hatte ich einige Ursachen, es zu glauben, und nun entwickelt sich der unerwartete Ausgang. Wie traurig ist es, so warm an einem Wesen zu hängen, das nie davon erfährt. Noch scheint es mir ein Traum, daß ich ihn nie mehr sehen werde. Diese Stadt, diese Straßen, diese Plätze, sind sie nicht dieselben wie vormals, und er sollte euch nun nicht mehr durchwandeln? Vielleicht treff' ich ihn noch einmal im Laufe meines Lebens — vielleicht oder vielmehr schwerlich. Zu mancher Arbeit, zu wie manchem Gedichte begeisterten mich deine seelenvollen Züge! Wie manches Beschwerliche machte mir der Gedanke an dich leicht! Wie war mir dein Anblick ein süßer Trost, wie edel, wie liebenswürdig war dein Aussehen! Und ich sollte nicht fühlen, was ich in dir verliere? O, zu welchen Entbehrungen gewöhnt uns das Leben! Wüßte ich doch nur gewiß, ob du mich jemals kanntest, ob dir mein Name genannt wurde. Sprachst du doch mit mir, lasest du doch meine Schriftzüge; aber du wußtest nicht, was in dem Sprecher vorging, aber den Schreiber errietest du nicht.

Am 10. Oktober 1816. München.

Allmählich naht der Herbst, die Blätter flattern vom Baume, und rauschend streifen die Füße durch bestreute Alleen. Als jene falben Zweige noch grün waren, sah ich ihn unter Schatten wandeln. Und nun schweift er durch seine nordischen Nebel. Keine Freude ist rein und ganz. Im Vaterhause wird mich der Gedanke quälen, ihn nicht mehr zu finden bei meiner Rückkehr. Er wäre der größte Magnet gewesen, der mich wieder hierher zöge.

Binnen acht Tagen werde ich bereits abgereist sein. Gruber verließ heute schon München, und Liebeskind wird es morgen verlassen, um sich

nach Darmstadt und in jenes rheinische Deutschland zu begeben. Ich besuchte ihn noch diesen Abend mit Schlichtegroll. Wilhelm Gumppenberg ist von Wien wieder zurückgekommen und hat mir Grüße von Fritz Fugger ausgerichtet.

Die großen Feierlichkeiten, welche hier stattfinden werden, sobald der Fürst Schwarzenberg hier ankommt, im Namen des Kaisers um die Prinzessin Charlotte zu werben, werde ich nicht mehr sehen. Sie interessieren mich auch wenig. Bei dergleichen Festen war es mir sonst nur zu thun, einer lieben Gestalt zu begegnen, die auf immer verschwand.

Am 14. Oktober 1816. München.

Welch böser Dämon hat mit neid'scher Hand
Der Zukunft Fernrohr mir vom Aug' gerissen,
Das sich an einst'gen Freuden hold ergötzte?
Ein blühendes, bekränztes Mädchen, stand
Die Zukunft sonst vor meinem Blick. Wer hat
Dies engelschöne Bildnis mir verdorben?
Du bist's, Entfernung, quälendes Gespenst!

Am liebsten klag' ich der Natur mein Leid:
Wie lispelt jeder Baum den teuern Namen,
Ein banges, ja — ein rührendes Gefühl
Erregt der Herbst in mir, des Winters Bote,
Der traur'ge Herold traurigerer Zeit,
Wo kalter Sturm mit kahlen Zweigen spielt
Und die Natur in weiße Nonnenkleider
Die reizend üppige Gestalt verhüllt.

„Deh, torna a me, mio Sol, torna e rimena
La desiata dolce primavera.“ [65]

Es heißt von Zauberern und weisen Männern,
Daß sie die Toten aus der Erde wecken,
Daß sie die Geister aller Elemente
Durch mächt'ge Formel vor ihr Antlitz rufen.
O könnt' ich nur den Lebenden beschwören
Vom fernen Wohnort an des Freundes Brust.

Den Lebenden? Ach, er ist tot für mich.
Wie er mir lebt, so leben mir die Toten,
So lebt mir das vermoderte Geschlecht
Im bilderreichen Forum des Gedankens.

Wie kommt es, daß ich in gemess'ne Silben
Noch meine Trauerworte teilen kann,
Da du mich nicht mehr, mein Apoll, begeisterst?

Um dich zu klagen, schenkt' die letzte Gunst
Die Muse mir, die Freundin warmer Herzen,
Die liebeleere, kalte Seelen flieht.

---

Lektüre:

München.

Eine Sammlung von Luzians Schriften, in acht Bänden, vom Professor Klein [66] übersetzt, füllte einige Zeit meiner Muße. Luzian ist ebensowenig ein besonders ausgezeichneter, als ein gewöhnlicher Schriftsteller. Witz, Satire, Beredsamkeit (die er selbst oft genug an sich rühmt), ein rechtlicher Eifer gegen alle Vorurteile und gegen die Sophistereien der philosophischen Sekten bezeichnen seinen Charakter. In seinen „Wahrhaften Geschichten" entfaltet er eine reichhaltige Phantasie. Seine Bemerkungen über die Geschichtsschreibung enthalten für einen Leser des neunzehnten Jahrhunderts keine neuen Ideen mehr. Seine ewigen Spöttereien gegen die griechischen Götter konnten schon zu seiner Zeit wenig Pikantes haben, für uns sind sie vollends ohne Interesse, jenes ausgenommen, daß wir sahen, wie sehr damals schon die heidnische Religion in der allgemeinen Achtung gesunken war. Es bedurfte in der That keines Luzianischen Witzes, um das heidnische Göttersystem ins Lächerliche zu ziehen, das sich ursprünglich weniger auf geschichtliche Thatsachen, als vielmehr auf Allegorien, von Poeten erfunden, bezog. Luzians „Totengesprächen" liegt eine ziemlich gewöhnliche Idee zu Grunde, daß man nämlich die irdischen Güter nicht mit hinübernehme. Die „Göttergespräche" sind für den Sammler mythologischer Dichtungen merkwürdig. Seine Entlarvung frommer Betrügereien war verdienstlich. Sein Stil muß ursprünglich äußerst naiv und gefällig sein. Die Spöttereien gegen die Vorsehung sind allzu seicht. Am meisten zog mich an, was mir Aufschluß über das Leben der Alten gab.

---

Von Shakespeare habe ich wieder drei Tragödien gelesen, „The second and third part of Henry VI" und „Richard III.". Die ersten beiden dienen zur Verständigung des letzteren Stückes, sonst möchte ich ihr Verdienst auf weniges beschränken. Auch sind sie nicht ganz von Shakespeare, er hat sie nur neu bearbeitet und mit meist überflüssigen Zusätzen bereichert. Unnütze Episoden und eine ermüdende Geschwätzigkeit sind Hauptfehler dieser Stücke. Man sieht wohl, daß sie dem Verfasser eines „Hamlet" nur teilweise angehören. Nur die Charakterschilderung

ist auch in diesen beiden Stücken bewundernswert. Der fromme Heinrich, der rechtschaffene Humphrey, der ehrgeizige, aber offene York, der versteckte Richard werden ewigdauernde Gestalten bleiben, die sich jedem Leser als große Originalbilder tief in die Seele prägen. Schiller hat Shakespeare alles in seiner Charakterzeichnung zu danken, so sehr er sich in seinem Dialog über ihn erhebt, obgleich seine früheren Stücke sich nicht über den Shakespeareschen Schwulst und dessen Jagd auf bizarre und gigantische, aber meist einseitige Gedanken erheben können.

„Richard III." ist bekanntlich eines der Meisterwerke Shakespeares. Nichts bezeichnet dessen großen Genius mehr, als die bewundernswürdige Treue und Konsequenz (selbst in ihren Inkonsequenzen), die seine Charaktere beibehalten. In dieser Hinsicht scheint es, als wäre er auf beiden Seiten von einer unübersteiglichen Mauer eingeschlossen gewesen, die ihn abhielt, vom Wege der Natur zu weichen. Die Nemesis schwebt auf breiten Flügeln über dieser Tragödie. Die Flüche Margaretas werden bedeutend. Das Haus Lancaster wird gesühnt und der Streit beider Rosen geendigt. Dies Stück hat sowohl Anlage als Schluß, und ist nicht, wie mehrere andere (um mich französisch-kunstrichterlicher Ausdrücke zu bedienen), eine dialogisierte Geschichte. Welch ein sanftes und liebenswürdiges Bild stellt der Verfasser seinem grausamen Richard in der Person Richmonds entgegen, in dem man das Blut Lancasters wiedererkennt, das in des sechsten Heinrichs Adern floß. In Anna und Elisabeth sehen wir auf Wahrheit gegründete Konterfeie weiblicher Schwäche, in Margareten weiblicher Rachbegier abgebildet. Das Klaggeschrei der drei fürstlichen Frauen nach Edwards Tod scheint mir eine der schwächsten Scenen [1]), die allerlei oratorische Tiraden vollends verunstalten. Sie erinnert an die Unterredung zwischen Kamilla und Sabine in Corneilles „Horatier" [2]), wo sich beide zanken, welche von ihnen die meiste Ursache zu trauern habe. Einen reinen Genuß können die Shakespeareschen Stücke niemals gewähren, wenn man an die hohe Klarheit und Eleganz der Alten zurückdenkt und eine Art Vollendung und Rundung von der Tragödie fordert.

Diese Tage las ich auch den letzten und sechsundvierzigsten Gesang des „Orlando furioso" zu Ende. Tasso ist würdiger, keuscher, majestätischer als Ariosto, aber letzterer ist lieblicher, phantastischer. Der „Orlando" kann nicht leicht ein Ganzes bilden, wie „Das befreite Jeru-

---

[1]) Akt IV, Scene 4.

[2]) Act III, sc. 4

salem", es ist eine Reihe von Abenteuern, und der Verfasser wollte auch nichts anderes hervorbringen. Sein Gegenstand ist, wie er selbst sagt:

„Le donne, i cavalier, l'arme, gli amori,
Le cortesie, l'audaci imprese —
Che furo al tempo, che passaro i Mori
D'Africa il mare —" [1])

und dies vorgesteckte Ziel erreicht er. Dennoch kann man nichts Episode nennen, als zum Beispiel die Erzählung des Gastwirts [2]), oder jene des Schiffsmannes [3]), welchen beiden man den gemeinsamen Erzähler ansieht. Was man Schönes und Lobenswürdiges von Ariosts Dichtungen sagen kann, legt Goethe in seinem „Torquato Tasso" dem Antonio in den Mund. Es möchte auch manches Tadelnde zu sagen sein. Wielands „Oberon" ist gewissermaßen Nachbild des „Orlando"; er ist gleichfalls ein heroisch-komisches Gedicht; aber Wieland sinkt nie so tief herab, als zuweilen Ariost. Wieland gebraucht bei ernsthaften Erzählungen niemals Ausdrücke, wie zum Beispiel: „fest wie Ratzen schlafen" [4]), oder „della padella nelle brage" [5]), „fallen" u. s. w. Seine lasciven Gemälde, die jedoch keineswegs häufig sind, schaden gleichwohl dem Ariost und verunstalten sein Gedicht, allein es war der Geschmack jener Zeit; um so mehr muß man den zarten Tasso bewundern, welchen die ernste, religiöse Hoheit seines Stoffs vor jeder Anwandlung von Gemeinheit bewahrt. Die Liebe ist bei Ariost durchaus sinnlich behandelt. Dennoch ist er unvergleichlich in Erzählung der Liebesabenteuer, in Klagen um verlorene oder verschmähte Liebe, in Beschreibung lieblich schattiger Plätze an Quellen oder Flüssen, und seine Verse erreichen dabei öfters einen Wohlklang, den man sich nicht leicht gesteigerter denken kann. Dennoch sind im allgemeinen Tassos Stanzen sonorer als die des Ariost, der in einigen Gesängen Reim und Versbau vernachlässigt. Wollte der Himmel, daß, wie der Titel sagt, Orlando oder zum wenigsten Rinaldo der Hauptheld des Ganzen wäre. Sowohl diese beiden, als auch Astolf und Brandimarte gefallen mir besser als Ruggiero, so sehr er gepriesen wird. Vielleicht ist er auf der einen Seite allzu edelmütig geschildert, und auf der anderen Seite, da er für ein Muster von Treue gilt, zu schwach, da er

---

[1]) Canto I, 1.
[2]) Canto XXVIII, 4 sgg.
[3]) XIX, 57 sgg.
[4]) X, 18.
[5]) XIII, 30.

sich in Alcina und Angelika verliebt. Rinald und Roland sind immer groß und natürlich.

Die Estenser Genealogien, an die man sich mehr wie einmal gewöhnen muß, sind ziemlich langweilig [1]). Eine Weissagung mag wohl in einem epischen Gedichte gut stehen, aber jene langen und ausführlichen, davon sich schon Virgil erlaubt, finde ich unpassend. Sie frappieren auch ganz und gar nicht, da sie für den Leser keine Weissagungen mehr sind, so wenig der Poet, der sie schrieb, ein Prophet war.

---

Ariost brachte mich auf Voltaires „Essay sur la poésie Epique“ [2]), den ich wieder durchlas, obgleich der „Orlando furioso“ nicht darin beurteilt wird. Leider sind die Urteile über die anderen epischen Dichter ziemlich unausführlich und einseitig, voll Einzelheiten, ohne das Ganze genau zu betrachten. Das allgemeine Urteil, das man dem Homer nur aus einer Art von Schuldigkeit lasse, ist nicht wahr, sollte es auch bei dem Verfasser selbst gewesen sein. Daß er sagt, die italienische Sprache nehme trotz ihrer Weichheit unter Tassos Händen einen kräftigen Charakter an, kommt mir seltsam vor: ich finde die italienische Sprache an sich selbst majestätischer, als die französische, und es bedarf kaum eines Tasso, um ihr Kraft abzulocken.

Einmal sagt Herr von Voltaire: „Il est vrai que, sans la peinture des Amours d'Adam et d'Eve, comme sans l'amour de Renaud et d'Armide, les diables de Milton et de Tasse, n'auraient pas eu un grand succès“ [3]). Ich glaube jedoch überzeugt zu sein, daß, wenn Armida gar keine Rolle in Jerusalem spielte, und wenn Milton nur die zwei ersten Sänge des „Verlorenen Paradieses“ geschrieben hätte, die ganz in der Hölle vorgehen, man sie doch beide für unsterbliche Dichter halten würde. Uebrigens spielen die Teufel gar keine Hauptrolle in dem „Befreiten Jerusalem“, so wenig als die Liebe der Armida das Hauptsujet ist. Jene Bemerkung scheint mir also sehr einseitig.

Wenn Voltaire von Lucanus sagt: „Faut-il qu' après avoir peint César, Pompé, Caton, avec des traits si forts, il soit si faible, quand il les fait agir?“ [4]) so möchte ich wissen, ob ihm nicht bei dieser Stelle sein eigenes Herz pochte, im Fall er an seine „Henriade“ dachte. Dieses

---

[1]) III, 24 sgg.

[2]) Oeuvres ed. Bauchot, Tome X, p. 401 sq.

[3]) l. c. p. 482.

[4]) l. c. p. 439.

sein Gedicht reinigt er am Ende von einigen Vorwürfen, übergeht aber die hauptsächlichsten wohlweislich und sagt sich noch in der letzten Zeile eine Schmeichelei. Früher verteidigt er auch die französische Sprache von der Anklage, als könne sie sich nicht dem Epos anpassen, was man ihr gerade nicht abstreiten kann, aber Voltaires Verteidigung ist sehr einseitig. Er sagt: „Il est certain que notre langue est plus forte que l'italienne (was ich geradezu leugne) et plus douce que l'anglaise. Les Anglais et les Italiens ont des poëmes épiques; il est donc clair etc.“ [1]). Aber dies scheint mir nichts weniger als klar zu sein. Die französische Sprache hat keine Haltung, sie hat keine ottave rime, noch ungereimte Jamben, sie kann sich also mit obigen Sprachen nicht messen. Vom Reim sagt er, daß ja das „Befreite Jerusalem“ und der „Rasende Roland“ gleichfalls gereimt wären, als wenn man den schleppenden Alexandriner mit den schönen Kettenreimen der italienischen Stanzen, über deren Einförmigkeit er klagt, vergleichen könnte. Uebrigens hat er recht, indem er behauptet, daß die französische Nation unter allen am wenigsten poetisch und in dieser Hinsicht zu nüchtern wäre [2]). Es sind viele gute Bemerkungen über das Ganze verstreut, allein man erwartet mehr von einem Voltaire.

Am 20. Oktober 1816. Ansbach.

Seit gestern nachmittag bin ich hier in meiner Vaterstadt, um ein paar Monate zu ruhen, oder vielmehr zu arbeiten; denn ich habe mir vieles vorgenommen, besonders das Studium des Griechischen. Ich reiste am Siebzehnten morgens von München ab, und zwar allein mit einem Lohnkutscher. Nur Schnizlein begleitete mich noch zwei Stunden weit, da er sein Reitpferd an die Chaisenpferde band, und auf jenem wieder zurückritt. Perglas war so aufmerksam, noch vor meiner Abreise am Morgen zu mir zu kommen. Gas, dem ich meine zurückgelassenen Bücher zur Aufbewahrung übertrug. Schnizlein versprach mir Nachricht von Federigo zu geben, im Falle ihm deren zukommen sollte. Meine Reise war insofern langweilig, als sie fast durch lauter öde Gegenden ging, die ich überdies schon so oft gesehen hatte. Nur das Thal von Eichstädt ist anziehend. Auch auf der Fahrt von Weißenburg bis hierher trifft man zuweilen auf angenehme Partien. Den ersten Tag fuhr ich bis Ingolstadt, dieser dorfähnlichen, menschenleeren, erbärmlich umgebenen Stadt, in welcher Bauart, Industrie, Lebensweise an ein schon ver-

[1]) p. 490.
[2]) p. 491.

gangenes geschmackloses Jahrhundert erinnern. Doch brachte ich einige vergnügte Stunden mit meinem Freunde Gruber hin. Des anderen Morgens führte er mich auf die Remparts, den Schloßgarten (in dem übrigens keine Spaziergänge, sondern Gemüse angepflanzt ist) und in die beiden Kirchen, wovon mir besonders die untere Pfarrkirche gefiel. Gruber begleitete mich noch im Wagen eine Strecke Weges. Es that mir leid, seinen Umgang (wahrscheinlich auf lange Zeit) zu missen.

In Eichstädt aß ich an der Table d'hote im „Bayrischen Hof", wo ich unter anderen den Hauptmann Grötsch [1]) vom 16. Regiment kennen lernte, der nun gegenwärtig auch hier ist.

Anmerkung am Rande. Er gab einige Jahre später ein Heldengedicht heraus: „Der Zug der Normannen nach Jerusalem" [2]).

Er hat manche Erfahrungen, ist viel herumgekommen, hat mehrere Seereisen gemacht, spricht auch englisch, wie mir Gruber versicherte. Man trifft so viele Menschen in der Uniform steckend, daß es wohlthut, Gebildete zuweilen zu finden. Auch den Abend in Weißenburg brachte ich nicht ohne Gesellschaft zu. Es waren zwei junge Kaufleute da, wovon besonders der eine ein recht artiger Mensch war.

Hier hoffe ich nur, mich ernsthaft und nützlich zu beschäftigen. An eigene Arbeiten möchte wohl weniger gedacht werden, als in München.

Diesen Morgen machte ich einige Willkommensbesuche, und des Abends war ich bei Frau von Freiberg eingeladen, wo Gesellschaft stattfand. Wir jungen Leute (darunter auch Joseph von Gumppenberg von meinem Regimente, der Bruder der Frau von Freiberg, welcher gegenwärtig hier ist) machten ein kleines Kartenspiel zusammen; aber dergleichen unterhält mich nun einmal gar nicht. Es waren noch zwei andere Offiziere da, der eine Namens Brentano, vom 10. Regimente, ein ganz gewöhnlicher Held, voll abgedroschener Galanterien, der andere von den Chevauxlegern, ein Herr von D., dessen Bruder in München bei der Garde du Corps ist, und der mir viel besser gefiel. Er ist hübsch aufgeräumt und scheint viel natürlichen Verstand zu haben, ist auch viel gesprächiger als ich und weiß die Damen besser zu unterhalten. Er redete von einer soliden Lebensart, die er kürzlich begonnen hätte. Vielleicht würde mir seine nähere Bekanntschaft den gänzlichen Mangel,

---

[1]) Joh. Georg Grötsch (1784—1862), starb als pensionierter Major in München.

[2]) „Ein romantisches Heldengedicht in zwölf Gesängen", Leipzig 1819; mehrere Dramen „Arnulph", „Aristodemus" folgten, von denen ersteres auch über die Münchener Bühne ging.

den ich hier an freundschaftlichem Umgang habe, einigermaßen ersetzen können. Doch scheint er auch nur Oberfläche zu sein, und erschien natürlich sehr vorteilhaft neben Brentano. Ich erneuerte auch die Bekanntschaft der Frau von Gemmingen, auf deren lieblichem Schlosse zu Bonfeld ich einmal auf dem Marsche nach Frankreich einquartiert war und ein paar vergnügte Stunden verlebte.

Am 24. Oktober 1816. Ansbach.

Ich beging heute meinen zwanzigsten Geburtstag; aber nicht mit freudigen Betrachtungen beging ich ihn, wenn ich daran dachte, wie wenig ich bin, und wie wenig ich habe, wie weit ich von jenem Ziele noch abstehe, das ich zu erreichen strebe. Wenn ich hier meine liebsten und kühnsten Wünsche niederlegen darf, so nenne ich sie: einstigen Dichterruhm, eine diplomatische Laufbahn und B.s Bekanntschaft. Aber von diesen drei Dingen wird mir fast allzu gewiß keines zu teil. B. werde ich nicht mehr sehen; ich werde nicht Gelegenheit haben, eine Universität zu besuchen, um meine Studien zu vollenden; und wenn auch einzelne meiner Verse von einzelnen gelobt werden mögen, nie werden sie eine öffentliche Meinung für sich gewinnen können. Wie sollte ich heiter in die Zukunft sehen? Wie manches Leiden wird mir noch in diesem angetretenen zwanzigsten Jahre bevorstehen.

Wenn mir die Zukunft nichts wäre, könnte ich mich in diesem Augenblicke glücklich preisen. Ich kann hier froh und zufrieden leben. Nur fühle ich, daß das Verhältnis des erwachsenen Sohnes zu den Eltern nicht mehr jenes herzliche des Kindes ist. Ich gebe mich noch viel geringer, als ich bin, weil mir gegen die Eltern jede Art von Erhebung schwer fällt. Freundschaftlicher Umgang wäre mir fast ebenso notwendig, als er mir angenehm sein würde. Dies ist auch vielleicht das einzige Lebensverhältnis, in dem ich etwas zu sein vermag.

Ich habe diese Tage an Xylander nach Landau geschrieben und ihm Zufriedenheit und Befreiung von jener schwarzen Laune gewünscht, die sich öfter in seinen Briefen zu zeigen scheint.

---

## Uebersicht.

Dies Buch umfaßt meine Ankunft aus der Schweiz in München, meinen zweimonatlichen Aufenthalt daselbst und meine abermalige Abreise. Die Freundschaft ist's, der ich meine besten Stunden in diesem Zeitraume schuldig war. Schnizleins und Grubers Ankunft in München

waren mir beide erfreulich. An Dall'Armi, den ich vorher nur oberflächlich kannte, schloß ich mich näher an. Mit Lüder hatte ich mehr Umgang, als vormals. Nach langer Trennung verband ich mich wieder mit Perglas. Neue Bekanntschaften machte ich keine von Bedeutung, ausgenommen jene des Direktors Schlichtegroll und seiner Frau, sowie die des ältesten von des Hofrats Jacobs Söhnen.

Die schönen Reminiscenzen an die Schweiz quälten mich lange, da ich sie nicht vergessen und mich in die veränderte Lage nicht finden konnte.

„Thus every plaisure pains us to the heart." [67]

Noch mehr Schmerz machte mir die Nachricht, daß Federigo nicht mehr nach München zurückkehre. Aber sie hat mich gewissermaßen auch geheilt. Zum wenigsten fühl' ich es in diesem Augenblicke. Gleichwohl war jene Nachricht noch keine bestimmte, wie ich später erfuhr.

„Wer weiß,
Was in der Zeiten Hintergrunde schlummert?" [1]

Seine Bekanntschaft würde mir noch immer mehr als schätzenswert sein, und wär' es nur darum, daß diese Sache nicht so ganz erfolglos endet. Ich habe diese Zeit her viel gelesen. Selbst brachte ich nichts von einiger Erheblichkeit zu stande, sind's nicht die „Erinnerungen an die Schweiz" [2], mit denen ich übrigens so wenig Glück machte. Ein Trauerspiel, „Der Hochzeitsgast" [3], wurde angefangen, doch sind erst drei Scenen davon auf dem Papiere. Der Plan ist vielleicht nicht arm an schönen und tragischen Situationen, doch verzweifle ich an der Ausführung.

Ueberhaupt bin ich sehr in Zweifel über mich selbst. Daß ich nicht an meinem rechten Platze stehe, scheint mir ausgemacht; eine andere Frage aber ist, ob es auch wirklich einen Platz gäbe, in dem ich wahrhaft nützen könnte, und dessen Funktionen nicht ebensosehr im Widerspruch mit meiner geistigen Organisation stehen. Daß es übrigens nicht leicht ein Amt geben kann, bei dem meine Geisteskräfte so wenige Anstrengung bedürfen als gerade bei dem, das ich bekleide: dies ist keine Frage mehr.

---

[1] Schiller, „Don Carlos", Akt I, Scene 1.
[2] Siehe S. 653.
[3] Siehe S. 658.

# Memorandum meines Lebens.

---

## Zwölftes Buch.

Enthält Diarien vom 29. Oktober 1816 bis zum 31. Dezember desselben Jahres.

„Die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus dem wir nicht getrieben werden können."
Jean Paul.

„Pour être homme, il faut qu'il manque toujours quelque chose à notre félicité."

Helvetius[1]).

[1]) „De l'homme", II, p. 214: „Pour être heureux" etc.

Am 29. Oktober 1816. Ansbach.

Milde, freundliche Herbsttage laden mich zu täglichen Spaziergängen in die Umgegend, die zwar nicht hübsch ist, doch auch nicht ganz ohne Abwechslung. Ich gehe nicht allein gern spazieren, um die frische Luft zu genießen, sondern auch, weil ich auf diesen einsamen Promenaden meinen Lieblingsideen am freiesten nachhänge. Was die jetzt bei mir vorherrschende ist, mag ich noch nicht niederschreiben.

Adalbert Liebeskind war ein paar Tage hier, von seiner Darmstädter Reise nach München zurückkehrend. Es freute mich, ihn zu sehen, doch sollte er mir mit seiner Egoismustheorie vom Leibe bleiben, die er überall einmischt. Es scheint, daß er einen neuen Fund damit gemacht zu haben glaubt, was die französischen Philosophen lange genug uns vorsagten. Er hält alle für Erzegoisten, nur sich selbst für keinen; doch scheint er mir der größte zu sein. Es würde aber vergeblich sein, ihm hierüber die Augen zu öffnen. Dall'Armi nennt diese Ideen sein Steckenpferd. Ein Brief von Gustav Jacobs erzählt von der Feier des 18. Oktobers in Gotha[1]. Auch Gruber schrieb mir. Sein Regiment hat das Glück, nach Würzburg versetzt zu werden, und reist am 1. November von Ingolstadt ab; doch weiß er noch nicht, ob der Marsch über hier geht.

Am 31. Oktober 1816. Ansbach.

Täglich sehe ich mehr ein, wie wenig ich für die Gesellschaft und für die Welt tauge. Am gestrigen Abend war ich bei Freibergs eingeladen. Wir jungen Leute machten ein Spiel zusammen, es machte mir aber so eine peinliche Langeweile, daß ich jeden Augenblick hätte davonlaufen mögen. Ich weiß mich gar nicht bei gewöhnlichen Gesprächen zu unterhalten, was doch so nötig ist für jeden Mann, und be-

[1]) Datiert vom 21. Oktober 1816, Mss. Mon. Nr. 68, 4e.

sonders für einen jungen Menschen meines Standes als Adeliger und Offizier. Nur meinen Freunden und genauen Bekannten kann ich etwas im Gespräche sein; und ich habe doch so manches gelesen und über so manches nachgedacht; aber nichts ist mir weniger eigen, als dieser flüchtige Wechsel und leichte Uebergang von einem Gegenstande der Unterhaltung zum anderen. Was mich anzieht, möchte ich gern lange festhalten und von allen Seiten betrachten, und was mich gleichgültig läßt, möchte ich gar nicht berührt wissen. Ein solcher Mensch taugt nicht für die Gesellschaft. Was hälfe es aber auch, wenn ich mich bestrebte, ein Plauderer zu werden? Ich würde vollends den Wert verlieren, den man mir beilegt, ohne es weit in der Kunst der Konversation zu bringen. Uebrigens möchte es hingehen, wenn mir nur diese fehlte; aber ich habe noch nicht leicht einen Menschen gesehen, der in der Kunst des Umgangs (die nötigste unter allen) durch alle Verhältnisse hindurch so tief zurück wäre als ich. Nicht einmal mit allen meinen Freunden weiß ich umzugehen. Wenn ich ihnen schreibe, versäume ich keinem das Passende zu sagen, warum geschieht dies nicht auch im Umgange? Lektüre scheint hierbei zu frommen; nicht das Kniggesche Buch allein, auch andere lese und las ich darüber, aber ziemlich erfolglos.

Verlegen und scheu bin ich übrigens in Gesellschaften nicht, da ich immer Mephistopheles' Worte im Auge habe:

„Sobald du dir vertraust, sobald weißt du zu leben" [1])

aber ich bin desto mehr zerstreut und mißmutig. Auch D. war gestern bei Freibergs, wo er täglich hinkommt. Er ist ein artiger junger Mensch, ist mir viel gelobt worden und zeichnet sich vor seinen übrigen Kameraden aus, da er nicht zu dem gewöhnlichen Schlage der bons vivants gehört, die den größten Teil des Offizierstandes ausmachen. Dennoch begegnete ich ihm gestern, da ich ihn sonst auszuzeichnen schien, sehr kalt und launisch, weil er einige seichte Dinge sagte und mir manches nicht an ihm gefiel. Er zwar hat mein verändertes Wesen kaum bemerkt, allein ich bemerke es doch selbst zu meinem Verdrusse. Wenn man alle Menschen zurückstoßen will, die uns nicht wie ein Ei dem anderen gleichsehen, welch ein trauriges Leben würde man führen! Das ist die Art nicht, mit den Leuten umzugehen. Menschen, deren Individualitäten gar nichts Widerstreitendes haben, unterhalten sich vielleicht gerade am wenigsten miteinander. In D., der immer fröhlich und guter Dinge ist und meinem

---

[1]) Goethe, „Faust", Erster Teil, vor der Scene „Auerbachs Keller".

Ernste das Gleichgewicht halten würde, könnte ich, wenn ich wollte, gar keinen Freund, aber doch einen freundlichen Umgangsbekannten finden, wenn ich nicht früh genug dafür Sorge trüge, die Leute von mir abzuschrecken. Ich weiß die Freundschaft sehr hoch, den geselligen Umgang gar nicht zu schätzen, und mit Frauen bin ich nur dann gesprächig, wenn ich der einzige Mann unter ihnen bin, vorausgesetzt, daß sie mir nicht ganz fremd sind. Aber dies zeugt von einem furchtsamen Charakter und einem schwachen Verstande.

Am 3. November 1816. Ansbach.

Freud und Leid haben dieser Tage deutsche Fürstenhäuser bewegt. Der beleibte König von Württemberg hat das Zeitliche gesegnet, und sein Sohn ist ihm in der Regierung gefolgt. Aber zur Genugthuung von dessen erster Gemahlin, unserer Prinzessin Charlotte, hat die gerechte Vorsehung gewollt, daß sie zu derselben Zeit den ersten europäischen Thron, den kaiserlichen von Oesterreich, bestieg, als sie ihr erster Mann, der sie schuldlos verstoßen, zur Königin hätte machen können. Die Vermählung ist bereits in München [1]) vollzogen worden, wo der Fürst Schwarzenberg den Kaiser, seinen Herrn, repräsentierte, dessen vierte Gemahlin sie wird. Es freut mich, nicht in München zu sein, da diese Feste mehr Gene als Freude geben.

Die neue Königin von Württemberg [2]) hat den König mit einer Prinzessin [3]) beschenkt, worin er denn nicht so glücklich als unser Kronprinz war. Der verstorbene König [4]), dem man lächerliche Eitelkeit, despotischen Jähzorn und einen gewissen Fehler des Vorfahren Heinrichs IV. vorwarf, hatte gleichwohl viele Energie und war, obgleich nicht beliebt, ein thätiger, kluger Regent.

Am 4. November 1816. Ansbach.

Schnizlein sagte mir einmal, als von B. die Rede war: „Ich weiß wohl, was du wünschest. Du hast bisher alles gefunden, was du von der Freundschaft verlangst; allein du fandest es einzeln und möchtest es gern in einer Person vereinigt wissen." Er mag wohl recht haben; ich besitze keinen Freund, dem ich zugleich Zärtlichkeit, Vertrauen und wissenschaftliche Mitteilung aufdränge und von ihm forderte. Dies sollte un-

---

[1]) Am 2. November; in Wien am 10. November. Siehe S. 47, Anmerkung [3]).

[2]) Katharina, Tochter Kaiser Pauls I. von Rußland (1788—1819).

[3]) Marie (Friederike Charlotte), geb. 30. Oktober.

[4]) Friedrich I., geb. 1754, gest. 30. Oktober 1816.

zertrennlich sein, aber nur wenige Menschen rühmen sich einer solchen Freundschaft, darum ist mein Verhältnis zu Perglas immer so kalt geblieben, weil keines jener drei Dinge wechselseitig zwischen uns obwaltet. Auch mit Schlichtegroll verbindet mich nur eine natürliche Annehmlichkeit der Gemütsstimmungen, aber fast nichts, wodurch wir wirkend selber beigetragen hätten.

Sobald ich den Umgang eines Menschen nur wegen übereinstimmender Einzelheiten suchen will, so könnte ich auch hier mit D. A. in ein näheres Verhältnis treten. Er scheint ein guter und heiterer Mensch, und was das beste ist, natürlich. Verstandesschwäche habe ich keine an ihm bemerkt, auch weder Roheit noch Gemeinheit, wie sie dem Pöbel der Offiziere, der nur zu zahlreich ist, ankleben, auch weder geckenhaftes noch südliches Wesen. Ich könnte daher, obgleich er mich nicht besonders interessiert, seine Bekanntschaft aufsuchen. Es ist unleugbar ein Streben in uns, den Kreis unserer Bekannten auf eine würdige Weise zu erweitern. Hierher gehören die Worte Zimmermanns aus seinem Buche „Ueber die Einsamkeit“:

„Wir besehen doch alle insgesamt einen Menschen, der uns nahe kommt, ob er nicht etwa eine Ecke habe, in die es möglich sei, uns einzuhaken. Wie emsig suchen wir ein liebendes Geschöpf, dem wir immer näher und näher kommen können, das uns weniger gefälliger anhöre als andere, das uns doch auch in manchem besser verstehe, das doch etwas mehr als das Alltägliche auf uns wirke, und auf das auch wir mehr wirken! Nicht immer lassen die Umstände uns ganz nach unserem Geschmacke, ganz nach unseren Bedürfnissen des Geistes und Herzens wählen. Aber Drang zur Mitteilsamkeit und Langeweile räumen alle Bedenklichkeiten weg ꝛc.“ [1]).

Zimmermann schreibt hier ganz den Trieb, der mich zu D. A. zieht. Da ich aber in all diesen Planen (ich rufe diese Blätter als Zeugen an) unglücklich war, so tritt auch hier die Bewandtnis ein, daß D. A.s Regiment in Bälde, wie man sagt, Ansbach verlassen wird, und das Schicksal will mir abermals den Glauben lassen, daß mich meine Hoffnungen nicht betrogen hätten, wäre mir die Gelegenheit nicht günstig gewesen

Uebrigens, wenn er auch hier bliebe, käme es besonders darauf an, ob ich ihm gefalle, woran ich sehr zweifle. Aber was dies betrifft, so weiß ich mich leicht zu bescheiden, denn er ist kein Federigo. Für jetzt muß mein Bestreben sein, so viel möglich zu beobachten, besonders auf

---

[1]) a. a. O. Erster Teil, S. 22.

sein Betragen gegen mich achtzugeben, ob es die Höflichkeit übersteigt. Ich jedoch werde mich gegen ihn so artig wie möglich, aber durchaus nicht zuvorkommend und mit Wärme benehmen. Ich habe keine Ursache, warum ich mich zurückhaltend gegen ihn benehmen sollte, da ich ihn nicht zu den Alltagsmenschen zähle, noch weniger aber hab' ich ihm mit Auszeichnung zu begegnen, was mich hintennach so sehr gereuen möchte. Ich darf ohnehin immer auf meiner Hut sein, daß das Herz nicht mit dem Verstande davonlaufe. Mein Leben ist ein Kampf der hellsehenden Vernunft wider die täuschende Empfindung.

Ich halte es nicht für unpassend, über jede Angelegenheit, sei sie auch unbedeutend, hier in meinem Tagebuche mit mir selbst zu konsultieren.

Am 5. November 1816. Ansbach.

Nein, es ist nicht für mich, es widerstrebt meiner Natur, ich bin nicht für die Gesellschaft geschaffen. Wo andere sich unterhalten, verzehrt mich eine Langeweile, von deren hohem Grade ich bisher noch keinen Begriff hatte. Ich war gestern abend bei meiner Tante, der Frau von Lindenfels, eingeladen. Die jungen Leute, darunter auch Fritz Dörnberg (den ich seit zwei Jahren nicht gesehen hatte), machten zwei Partien Whist zusammen. Ich, der ich kein Spiel verstehe noch verstehen will, war allein gänzlich unbeschäftigt und ennuyierte mich mehr, als Worte zu sagen vermögen. Doch befreite ich mich bald aus dieser drückenden Lage, indem ich davon schlich. Ich eilte zu Hause auf mein Studierzimmer und warf mich mit neuer, feuriger Liebe in die Arme der Muse. Aber was soll daraus werden? Soll ich so fortleben in unerhörtem Zwange, dem ich mich noch immer im Leben entschlug, so oft es mir möglich war? Wie kann ich mich aber der Gesellschaft entschlagen? Wie kann ich den Leuten sagen, daß sie mich nicht mehr bitten sollen? Nie hätte ich geglaubt, daß mir diese fade Entsetzlichkeit, die man Gesellschaft nennt, über alle Maßen drückend werden würde. Gern wollte ich mich opfern und manchmal einen Lückenbüßer abgeben, wenn man mich nur zu etwas gebrauchen könnte. Aber schon der Anblick einer Karte macht mich gähnen. Ich bin allerwegen das fünfte Rad. In beständiger Geistesabwesenheit, spreche ich niemals, und gebe eine verkehrte Antwort, wenn ich gefragt werde. Das Schicksal hat mich so tief gestellt, daß ich nicht durch Fleiß, nicht durch Anstrengung, nicht durch Studien so viel erlangen kann, was anderen die Natur gab. Ueberhaupt sehe ich mit Schrecken in die Zukunft. Was soll aus mir

werden, da ich alle Leute vor den Kopf stoße? Für mich wäre besser, in ewiger Abgeschiedenheit von den Menschen zu leben, meinen Träumen nachzuhängen und den Musen zu huldigen. Ich fürchte, ich tauge zu gar keinem wirklichen Amte. O daß mir zum mindesten ein Freund an der Seite stände, in dessen Busen ich meine Klagen ausgießen könnte, und der mir mit Rat an die Hand ginge, der mir sagte, wie man die Gesellschaft ertragen lernt. D. A. würde hierzu passen, aber wir werden nie zusammenkommen. Es ist nicht möglich, daß wir uns wechselseitig etwas sein könnten, weil ich niemandem etwas sein kann. Was wäre denn in mir, das andere ergötzen könnte? D. A. war gestern gegenwärtig, wir haben uns aber nur gegrüßt. Er nimmt gewiß keinen Teil an mir. In mir ist jetzt mehr eine gehässige Empfindung vorherrschend, die ich gegen ihn hege; er war einer von denen, welchen ich mich voll Vertrauen in die Arme werfen möchte, und vor allem in meiner jetzigen Lage. Aber sein Aeußeres ist sehr vorteilhaft, und er scheint mir eitel zu sein. Ich mag diese Leute nicht. Sie lieben nichts als sich selbst, solange sie jung sind, und spielen elende Rollen, wenn sie älter werden.

„Auch gehn sie aus der Welt ganz still,
Ihr Leben war verloren." [68]

Aber hiermit thue ich D. A. sicherlich unrecht. Er genießt seine Jugend, und ich verträume die meinige. Was er wohl von mir denken mag, für welch ein langweiliges, finsteres, unausstehliches Geschöpf er mich halten mag? Aber bin ich es nicht? Würde er mich höher schätzen, wenn er mich kennen würde? In seiner guten Meinung möchte ich mich gern wiederherstellen; seine Achtung möchte ich mir erwerben. Ich bin doch wohl ein geringes mehr, als ich scheine. Sollte dies Herz, das so lebhaft und für das Gute gewiß mit Wärme schlägt, von niemand geschätzt werden können? Sollte mein Geist keinem meines Alters und Gleichens von Zeit zu Zeit eine geringe Unterhaltung gewähren können? Aber gesetzt auch, daß dies bei D. A. der Fall wäre, wir werden uns dennoch nicht kennen lernen. Ihn zieht nichts zu mir hin, und ich selbst bin kalt und zurückhaltend. Ich glaube, daß er im Anfange besser von mir gedacht hat, er war so freundlich und verbindlich, als ich ihm einmal auf der Straße begegnete und auch einmal bei meiner Tante sah. Er scheint aber ein genauer Bekannter von F. D. zu sein, und das spricht eben nicht für ihn in meinen Augen. Auch ich kenne diesen letzteren gut, aber nicht aus freier Wahl, sondern weil wir ein paar Jahre zusammen leben mußten. Er ist einer von jenen Menschen, deren epiku-

reische Lebensansichten ewig eine Scheidewand zwischen ihnen und mir aufrichten werden; einer von jenen, mit denen ich nie ein Wort werde wechseln können, das aus der Tiefe des Herzens strömt. Er wird nie zu meinen Freunden gehören können; aber vielleicht gehört er auch nicht zu D. A.s seinen und ist ihm ein guter Bekannter, wie er es auch mir ist. Mit einem Worte, ich kenne D. A. noch nicht; aber ich weiß, daß ich Mitteilung und Liebe brauche. Vielleicht wäre er doch der Mann, zu dem ich sagen könnte:

„— gönne mir die Wollust,
Die schönste unter Menschen, sich dem Bessern
Vertrauend ohne Rückhalt hinzugeben" [1].

Oder ist das Ganze eine Täuschung wie alle übrigen. Dies scheint wahrscheinlicher. Gleichviel! Ich bin gewohnt, zu entbehren und resigniert zu sein.

Am 6. November 1816. Ansbach.

Ein düsterer Mißmut hat sich mein'er bemächtigt, und unstet ist mein Denken und Thun. Ich bin in einer mißlichen Lage und stehe auf dem Punkte, entweder ganz mit der Gesellschaft zu zerfallen oder ein unnützes Vegetieren in derselben fortzusetzen. Man wird bemerken, daß ich mich auf mich selbst beschränken will; allein was muß man nicht von meinen Studien erwarten, da ich alles andere, die Welt selbst, dafür aufzuopfern scheine? Und werd' ich am Ende auch etwas zu stande bringen? Vielleicht, sagen meine Hoffnungen, und wie könnte ich leben, wenn ich dies nicht mehr hoffen könnte? Ich habe eine neue Revision meiner Gedichte vorgenommen. Eine große Menge davon sollen mit der Zeit gänzlich vertilgt werden, und bei den übriggebliebenen wird die strengste Feile angelegt, so daß einige ihrer vorigen Gestalt nach kaum mehr kenntlich sind. Besonders habe ich vieles sehr verkürzt.

## Lektüre.

Ich lese ziemlich viel, und es wäre nützlicher, mir anzugewöhnen, weniger zu lesen; allein es giebt so viele interessante Schriften. Unter den Büchern, die ich dieser Tage zu Ende brachte, war zuvörderst eines von dem verstorbenen Herrn von Dobeneck, „Ueber des deutschen Mittelalters Volksglauben und Heroensagen". Jean Paul hat die beiden

---

[1]) Goethe, „Torquato Tasso", Akt II, Scene 3: „Die schönste guter Menschen".

Bändchen nach dem Tode seines Freundes herausgegeben und mit einer sehr schätzenswerten Vorrede begleitet [1]. Dobeneck reiht in gedrängter Kürze das ganze Aberglaubenssystem jener Zeit zusammen und giebt über alle einzelnen Rubriken desselben genaue Auskunft. Er hat über jeden Gegenstand der alten Volkssagen mit bewundernswürdigem Fleiße alles zusammengetragen, was ihn in sein wahres Licht stellen kann. Aus dem Ganzen, obgleich es fast nur aus Kompilationen besteht, spricht dennoch mehr Geist, als aus ähnlichen Versuchen von Büsching [2].

Ferner las ich: „Réflexions sur le Suicide, par Madame de Staël", das sie gleichsam als die Sühne einer in einem ihrer früheren Werke enthaltenen Stelle, die den Selbstmord verteidigt, geschrieben hat [3]. Vom Selbstmord wird dies Buch wohl wenige abbringen, die einmal in so große Geistesverwirrung gekommen sind, was übrigens kein Buch im stande sein möchte. Der Gegenstand ist keineswegs erschöpft. Es wird erklärt, daß das Christentum dem Selbstmord zuwider ist, und eine lange Parallele zwischen der Todesweihe (dévouement) und dem Selbstmord gezogen. Der Wert dieses Buches scheint mir nicht so fast in der Anlage des Ganzen zu liegen, als vielmehr in vielen treffenden Gedanken, die der Verfasserin so eigen sind, und in einem Stile, der seinesgleichen sucht. Noch beschäftigten mich die Epigramme von Kästner [4] in zwei Sammlungen. Selbst als die kleinen Erholungen eines Gelehrten betrachtet, enthalten sie noch ziemlich wenig. Viele sind zwar sehr gut und erheben sich dann über die Haugsche Gewöhnlichkeit, indem sie immer einen wirklichen Gegenstand zur Scheibe hatten; aber ein großer Teil hätte füglich ungedruckt bleiben können. Von vielen ist die Veranlassung zu sehr veraltet oder nicht mehr klar. Einige sind so platte Späße, wie man sie von dem ersten besten Zotenreißer hören kann.

Am 8. November 1816. Ansbach.

Die Hoffnung auf D. A.s nähere Bekanntschaft habe ich gänzlich aufgegeben; nicht weil ich gelernt hätte, ihn weniger zu schätzen, sondern

---

[1]) Berlin 1815, zwei Teile.

[2]) Vgl. S. 525.

[3]) In der Schrift „Sur l'influence des Passions" etc. (1796), vgl. „Oeuvres" (Paris 1820, ff.), Tome III, p. 126 und 306.

[4]) Abraham Gotthelf Kästner (1719—1800). Das hier citierte Buch des Epigrammendichters heißt „Sinngedichte und Einfälle", erste und zweite Sammlung. Frankfurt und Leipzig 1800.

weil sie am Ende doch nichts anderes als ein Spiel der Phantasie, ein Bedürfnis nach Mitteilung war. Wenn ich die Wahl unter vielen jungen Leuten gehabt hätte, möchte es noch hingehen. Schon das würde ein Mißverhältnis zwischen zwei Freunde bringen, daß der eine in einer und derselben engen Gesellschaft sich aufs beste unterhielte, und der andere sich aufs quälendste langweilte. Auch bin ich schon gänzlich mit D. A. zurückgekommen. Anfangs pflegten wir uns die Hand zu drücken, und jetzt grüßen wir uns kaum mehr, wenn wir uns irgendwo treffen. D. A. hat mein verändertes, kaltes Betragen sogleich gemerkt und ist wahrscheinlich froh gewesen, es gegen mich nachahmen zu dürfen; aber das größte Rätsel ist es, warum ich gerade zur Zeit, wo mir seine nähere Bekanntschaft wünschenswert schien, mein Betragen auf solche Art veränderte? Was mich unbewußt dazu antrieb, war vielleicht die Erinnerung, daß ich oft hintergangen worden sei und daher die Wärme des Herzens nicht genug verbergen könnte.

Uebrigens würde er mich nie haben schätzen können. Was mich für ihn einnahm, waren sein offenes und natürliches Betragen und seine freundlich-ernsten Gesichtszüge. Von all dem kann er nichts an mir bemerkt haben. Ich muß mich nun auch schon bequemen, daß er mich für viel weniger hält, als ich wirklich bin.

Am 10. November 1816. Ansbach.

Den Wunsch zu zwei prosaischen Arbeiten, die ich zwar jetzt noch nicht ausführen kann, die mich aber sehr interessieren, will ich zum mindesten hier niederlegen. Die erste derselben wäre eine Schrift über die epische Poesie und die epischen Dichter aller Nationen. Ich wünschte darin Voltaire zu widerlegen und auch mit mehr Umfang und Gründlichkeit zu Werke zu gehen. Außer den von ihm erwähnten Dichtern würde ich auch noch ihn selbst, von den Engländern Glover[1]), von den Italienern Ariost und unsere deutschen Epopöen, die „Messiade“, das „Nibelungenlied“ und den „Oberon“ hinzufügen. Doch ist dies noch sehr im Weiten, da ich noch nicht einmal alle jene Bücher gelesen habe, die ich beurteilen will, und mir vorher noch das Griechische vollends, sowie das Spanische und Portugiesische zu eigen machen muß. Dennoch glaube ich, daß mir die ganze Arbeit nicht unangemessen wäre.

Ein anderer Plan, der mich beschäftigt, ist, eine ausgedehnte Abhandlung über die Freundschaft unter Männern zu schreiben, ein Gegen-

---

[1]) Siehe S. 268, Anmerkung [13]).

stand, worüber ich manches gelesen und auch selbst manches gedacht und erfahren habe. Anfangs wollte ich das Ganze in die Form eines didaktischen Gedichts [1]) kleiden; aber ich fühlte, daß ich zu wenig ein Pope wäre, um in Versen alles sagen zu können, was man in Prosa sagt. Uebrigens kann auch diese Arbeit nicht eher begonnen werden, bis ich alle ausgezeichneten und mir bekannten Schriften über diesen Gegenstand nicht nur durchlesen, sondern auch verdaut haben werde, um mehr als bloß Kompilator zu sein, obgleich es schon Verdienst ist, die zerstreuten Aussprüche weiser Männer über etwas in eins zu sammeln.

Am 12. November 1816. Ansbach.

So oft ich gezwungen bin, eine Abendgesellschaft zu besuchen, so kehre ich immer mit der äußersten Unbehaglichkeit und Unzufriedenheit über mich selbst daraus zurück. So ging es mir gestern, und leider bin ich für heute und morgen an zwei anderen Orten eingeladen. Die Leute glauben, mir die höchste Ehre anzuthun, und machen mir so gräßliche Langeweile. Ganz anders als hier sind die Zirkel in einer großen Stadt, wo man sich viel freier bewegen kann, wo man nicht alle Leute zu kennen braucht, wo man im stande ist, sich selbst seine Unterhaltung zu suchen. Gestern machte ich die Bekanntschaft des Prinzen Taxis, Obersten des hiesigen Chevauxlegersregiments, des Grafen Lerchenfeld, Generalkommissär zu Würzburg [2]), Grubers Onkel, der hier durchreist, und des Grafen von Münster, meines Vetters, welcher sich einige Tage hier aufhält.

Alle diese Gesellschaften bestehen aus zwei Partien, den alten Herren und Damen und überhaupt den Erwachsenen, und den jungen Leuten, worunter eine beträchtliche Anzahl Mädchen und mehrere Offiziere. Diese letzteren machten nun gestern abend eine Partie Whist zusammen, wobei ich denn ganz unnütz war und nichts thun konnte, als mich gleich nach dem Thee zurückziehen. Ist es nicht lächerlich, daß ich bei so bewandten Umständen diese Sozietät dennoch besuchen soll und muß? Ich könnte mir auf der Stelle aus dieser Verlegenheit helfen und Whist lernen, aber ich halte nun das Spiel überhaupt für eine Thorheit, der ich mich nicht unterwerfen will. Ich will meine Würde als freier Mensch behaupten. Aber dafür gelte ich bei der Gesellschaft entweder für einen Einfaltspinsel, für ein menschenfeindliches Wesen, für einen kalten Egoisten,

---

[1]) Der Entwurf dafür erhalten in Mss. Mon. Nr. 25.

[2]) Seit 1808; 1817—25 Finanzminister.

dem alles um sich her zu gering scheint und der nur an öffentliche Orte geht, um die Leute im stillen zu beobachten und zu langweilen, der an nichts teilnimmt als an sich selbst, und ein ganz unbrauchbares Glied der Gesellschaft ist. Dies ist noch das gelindeste Urteil, das man über mich fällen mag. Oder man hält mich vielleicht für einen rohen Zechbruder, dem nur unter gemeinen Gesellen, in Weinschenken und Kaffeehäusern die Zunge gelöst wird.

Ich bewundere D. A.s schickliches und natürliches Betragen in der Sozietät; aber ich beneide ihn kaum darum, er müßte denn in allen Dingen sein, was er am Spieltisch ist. Aber ich zweifle daran, obgleich ich ihn noch nicht kenne und auch keine Gelegenheit habe, ihn näher kennen zu lernen. Jedoch stehe ich wieder in gutem Vernehmen mit ihm, sehe aber sehr wohl ein, daß die Verschiedenheit unserer Charaktere niemals eine nähere Vereinigung zulassen wird. Ich glaube ihn zum Teil gefaßt zu haben. Er gehört zu jenen hübschen Männern, die, solange sie braune Haare haben, dem schönen Geschlechte zuliebe den Umgang mit ihrem eigenen ganz und gar vernachlässigen und gar keinen Begriff von den Freuden eines solchen Umgangs haben. Hübsche Frauen sind schon deswegen liebenswürdiger als die häßlichen, weil sie gewöhnlich viel fröhlicher und aufschließender sind; allein die meisten hübschen Männer, die ich kennen lernte, hatten etwas Fades an sich. Doch stammt diese Bemerkung vielleicht nur aus Neid, weil ich selbst nicht günstig von der Natur bedacht wurde. Zum wenigsten gesteh' ich, daß ich unter den häßlichen Männern wo nicht noch fadere getroffen habe. D. A. scheint mir einer von denen zu sein, die sich erst, wenn ihre Haare zu bleichen anfangen, nach freundschaftlicher Mitteilung umschauen und die selbst dann, wenn sie das Glück haben, solche zu finden, noch klagend mit Voltaire ausrufen:

„Alors du ciel daignant descendre
L'amitié vint à mon secours.
Elle était peut-être aussi tendre
Mais moin vive que les amours!“ [1]) etc.

Ich gebe ihm gar nicht unrecht, doch ist es klar, daß ein solcher Mensch sich nie an mich wird anschließen können, so wenig als ich mich an ihn. Aber der gänzliche Mangel an vertraulichem Umgang fällt mir schwerer wie irgend ein Ding.

---

[1]) Stance VIII, Str. 7 Oeuvres ed. Beuchot (Paris 1829, ff.), Tome XII, p. 519.

## Lektüre.

„Ueber Selbstkunde, Menschenkenntnis und den Umgang mit Menschen“ von Carl Nicolai [1]).

„Ueber Gesellschaft, Geselligkeit und Umgang“ von Hofrat Pockels [2]).

Diese beiden Schriften gehören zu denen, die mich am meisten anziehen, weil sie mir am nötigsten sind. Besonders las ich den ersten allgemeinen Teil vom ersteren dieser Werke mit Nutzen und Vergnügen. Er ist voll trefflicher Regeln und Bemerkungen bis auf die kleinsten Dinge herab, und darf dem Kniggeschen Werke an die Seite gestellt werden, obgleich dies viel früher geschrieben wurde. Knigge ist reicher an detaillierten, Nicolai an allgemein anwendbaren Sätzen. Sein Stil gehört zu der niedrigen Schreibart, ist leicht, angenehm, fließend.

Von Pockels' Schrift, gleichfalls in zwei Bänden, ist ungefähr nur die Hälfte des Verfassers Eigentum, da er alle in seinen Gegenstand eingreifenden Schriftsteller wörtlich anführt, was übrigens viel Angenehmes hat. Er behandelt seinen Stoff etwas philosophischer als Nicolai, aber bei weitem nicht so praktisch und gedrungen. Der letzte Abschnitt des ersten Bandes schildert das Leben der Griechen; doch nicht von der günstigen Seite aufgefaßt. Uebrigens gestehen beide Verfasser die langweilige Abgeschmacktheit der wahllosen gewöhnlichen Zirkel und Spielgesellschaften, und rechnen sie nicht zu den angenehmen Scenen der Geselligkeit.

Am 18. November 1816. Ansbach.

Wenn es, Goethes Worte zu gebrauchen, Verbrechen ist, von Properz begeistert zu werden [3]), so unterliege auch ich dieser Schuld. Ich habe bisher das erste Buch seiner himmlischen Elegie durchlesen, und nie hat ein römischer Dichter so tiefen Eindruck auf mich gemacht. Wenn ich vielleicht auch als Unverliebter nicht so ganz in seinen Geist einzudringen vermag, wie er denn auch einem seiner Freunde sagt, daß er ihn erst schätzen würde, wenn er selbst erst einmal Amors Macht fühlte:

„Tum me non humilem mirabere saepe poetam“ [4]).

so erkenne ich doch seine einfache Größe, die unvergleichliche Lieblichkeit seiner Gedanken und die glückliche Harmonie seiner Verse. Daß man

---

[1]) Zwei Teile, 1815.

[2]) Erster und zweiter Band 1813, dritter Band 1816.

[3]) „Also das wäre Verbrechen“ u. s. w.: Elegie „Hermann und Dorothea“.

[4]) Lib. I, VII, 21.

oft auf so unzusammenhängende Ideen stößt, mag teils daher kommen, daß manches von seinen Distichen verloren ging und manches durch Abschreiben versetzt und verfälscht wurde. Uebrigens habe ich eine Zweibrückener Ausgabe[1]). So besitze ich auch eine Auswahl von Properz' Elegien, durch Herrn Knebel[2]), einen Freund meines Vaters, übersetzt, und zwar ebenfalls in sehr richtigen Distichen. Doch zweifle ich, ob dies die wahre Art sei, den Properz zu übersetzen. Unser Hexameter mag wohl die Kraft des Lateinischen erreichen können, aber eine melodische Wirkung wird er nicht leicht hervorbringen. Ich habe versucht, ein paar Elegien in reimlose Jamben zu übertragen, ein Versmaß, worin sich unsere Sprache ganz frei bewegt und das ihr völlig anpaßt. Aber auch die Jamben genügen mir nicht. Vielleicht wären fünffüßige Trochäen mit weiblichen Ausgängen angemessener, in welche Goethe einige Nachahmungen des Properz kleidete. Aber auch hier würden zwei Verse immer zu auffallend ein Ganzes miteinander ausmachen und zu wenig mit dem Folgenden zusammenhängen, ein Fehler, der im Dichter selbst liegt, aber bei Distichen weniger bemerkbar ist. Man wird am Ende auf das Resultat zurückgeführt, daß alle Uebersetzungen immer nur Pygmäen im Vergleich mit ihren großen Originalen bleiben.

Am 19. November 1816. Ansbach.

Ich habe zwei Briefe von Xylander aus Landau erhalten, die ich sogleich beantwortete. Er sucht sich von meiner Anklage einer hypochondrischen Gemütsart zu reinigen, klagt über den Mangel an freundschaftlichem Umgang und über die Abgeschiedenheit von allem, was er liebt. Er erinnert mich auch an mein altes Versprechen, ihm etwas von meinen Arbeiten schicken zu wollen.

Ich schrieb ihm ziemlich weitläufig, weswegen ich auf seine umwölkte Stimmung schloß, sagte ihm noch etwas von meinem angenehmen Gedächtnis an die Schweizerreise, gestand ihm, daß ich täglich ärmer an eigenen Arbeiten würde, da ich täglich den Unwert mehrerer kennen und fühlen lernte, wie es denn auch wirklich wahr ist. Ich schrieb ihm, daß ich jetzt ebenso dürftig an vertraulichem Umgang als er selbst wäre. Bin ich doch die Einsamkeit schon in beträchtlichen Perioden meines Lebens gewohnt. Während des ganzen Feldzugs, wo war die Seele, die Freud'

---

[1]) Biponti (1783), 1794 oder 1795?

[2]) Karl Ludwig von Knebel (1744—1834) war geborener Franke. Obige Uebersetzung gab er 1798 heraus (Leipzig).

und Leid mit mir geteilt hätte? War ich nicht immer auf mich selbst beschränkt und immer von Menschen umgeben, die weit entfernt waren, mich zu verstehen? So ertrage ich auch jetzt den Mangel an freundschaftlichem Umgang und an Personen, denen ich mich ganz öffnen könnte leichter, als es mancher andere im stande sein würde.

Ich habe auch an Jacobs und Gruber geantwortet, letzterem in französischer Sprache nach Würzburg.

## Lektüre.

„Oedipe", tragédie par Voltaire [1]).

Es wäre ungerecht, einem Trauerspiel Fehler vorzuwerfen, die das ganze französische Theater mit ihm gemein hat. Die Einseitigkeit der dramaturgischen Regeln, die in der Vorrede des „Oedipe" entwickelt sind, hat Schlegel [2]) hinlänglich widerlegt. Voltaire behauptet in dieser Vorrede [3]) auch, daß die Korrektheit und Eleganz gereimter Alexandriner viel zur Schönheit einer Tragödie beitrage, und dies dürfte allerdings der Verfasser des „Oedipus" behaupten. Dies Stück ist meisterhaft versifiziert und viel genauer ausgearbeitet, als andere spätere Trauerspiele des Verfassers. Ich setzte dies voraus, weil dies vielleicht das unleugbarste Verdienst des Forschers ist. Wenn man bedenkt, daß es Voltaire in seinem neunzehnten Jahre schrieb, so verrät dies allerdings ein großes Talent. Daß er den Philoklet verliebt machte, hat er, wie er selbst sagt, den französischen Schauspielern zu Gefallen thun müssen [4]). Es fehlt auch an anderen Lächerlichkeiten nicht. Die Seigneurs und Mesdames nehmen sich in einem so alten Stücke vollends possierlich aus. Daß von der Cour des Oedipus, von seinen Courtisans, von Garden die Rede ist, finde ich nicht minder lächerlich. Die beiden Chöre, die nur einen üblen Eindruck machen können und nicht einmal die Stelle der Vertrauten vertreten, sind durchaus gänzlich unnütz [5]). Man kann nicht begreifen, was Voltaire mit diesem Chore gewollt hat. Daß dies Trauerspiel von größtem Effekt auf der Bühne war, läßt sich vermuten. An so große

---

[1]) „Oeuvres" ed. Beuchot, Tome II, p. 7 sq. (zuerst aufgeführt 1718).

[2]) A. W. Schlegel, „Ueber die dramatische Kunst und Litteratur" (1809—11), Zweiter Teil, erste Abteilung, S. 69 ff., besonders S. 75.

[3]) In der „Préface" der Ausgabe von 1730.

[4]) In den „Lettres sur Oedipe" (1719). Beide abgedruckt in den „Oeuvres (ed. Beuchot)", Tome II. Die betreffende Stelle p. 42 und 62.

[5]) Act. V, sc. 4.

Erschütterungen waren die Franzosen vorher nicht gewöhnt. Die Entdeckung von Oedipus' wahrem Stande scheint mir meisterhaft herbeigeführt; wir Deutschen haben ihr nur in Müllners „Schuld" eine ähnliche entgegenzusetzen. Der bekannte Monolog des Oedipus nach der Entdeckung befriedigt mich aber bei weitem nicht.

---

„The triumph of benevolence" [1]).

Ein englischer Roman in zwei Teilen, den ich eigentlich bloß las, um etwas Englisches zu lesen. Er erhebt sich gleichwohl über das Gewöhnliche. Der Stil hat etwas Originales. Die Charaktere sind gut ausgearbeitet, nur gehen darin zuweilen seltsame und plötzliche Veränderungen vor. Der Charakter des Helden Francis Wills ist zwar sehr edel und mag im wirklichen Leben selten sein, in Romanen ist er gewöhnlich.

Am 21. November 1816. Ansbach.

Ist es nicht eine der traurigsten Erfahrungen, die das Leben lehrt, daß so wenige Menschen, selbst von denen, die Trieb und Kraft zu einer rühmlichen Wirksamkeit in sich fühlen, zu etwas wahrhaft Großem und Wichtigem bestimmt sind? Wir vergeuden unser Leben in leeren Träumen und schalen Kleinigkeiten; es ist eine ewige Zusammenreihung getäuschter Hoffnungen und ewig scheiternder Versuche.

Nicht der Tod allein ist's, der unseren Wünschen die Ausführung, unseren Planen die Vollendung raubt: unsere eigene Phantasie brütet oft genug über Entwürfen, an denen wir uns, von großen und pomphaften Erwartungen hingehalten, ergötzen. Wir legen so manchen Grundstein und sehen schon festlich prangend das Gebäude, aber teils die Querstriche eines ungünstigen Schicksals, teils eigene Indolenz hemmen die Arbeit.

So gewinnt man zuletzt eine ganze Reihe von Anfängen, ohne ein einziges Ende, und wie niederschlagend ist dies für den Menschen! Nur wenige Auserwählte setzen ihre Zwecke durch; nur wenige Auserwählte sind zu einer glänzenden, thatenreichen Laufbahn berufen und hinterlassen ihre gefeierten Namen der Nachwelt.

Es ist nicht gerade das letztere, was ich wünsche; könnte ich nur mehr Handlung auf die Bühne meines Lebens bringen; könnte ich mich

---

[1]) „The triumph of benevolence"; or the history of Francis Wills, London 1773, 2 vol.

nur unter einen Haufen bedeutender Menschen mischen, die mich in ihre Kreise des Denkens und Wirkens verwickelten, um meine Kräfte zu versuchen und durch Anstrengung zu stählen. Vollends in der Jugend ist dies einförmige Abhaspeln der Tage unerträglich.

Und doch darf ich vielleicht kaum hierüber klagen. Es mag junge Leute geben, die in gleichen Jahren und mit demselben Drange kaum mehr als die Thürme ihrer Vaterstadt gesehen haben und kaum Hoffnung haben, sich aus ihren engen Zirkeln herauszubewegen.

Am 22. November 1816. Ansbach.

Dieser frühbeginnende Winter könnte mir vielleicht noch an geselligen Freuden fruchtbar werden. Man sagt, daß die hiesigen Chevauxlegers versetzt werden, und daß dafür das 2. Husarenregiment hier garnisonieren wird. Dies würde, wenn es noch während meiner Anwesenheit geschähe, sehr angenehm sein. Ich kenne von jenen Offizieren Leopold Welden und Redwitz, die mit mir Pagen waren. Welden, ein Freund des jungen Gombarts, ist ein sehr gebildeter Mensch. Wir sind uns fremd geworden; doch würden wir uns vielleicht gerne wieder zusammenfinden. Ueberdies ist ein Rittmeister Graf Fugger bei jenem Regimente, der ältere Bruder von Fritz und Joseph. Ich habe ihn ein einziges Mal in München gesehen, und habe lange seine Bekanntschaft gewünscht. Seine Brüder haben mir so viel Gutes von ihm erzählt, er ist ein Freund der schönen Litteratur, er schreibt sogar selbst und soll überhaupt ein sehr artiger Mann sein. Es würde daher keine geringe Gunst des Schicksals sein, ihn kennen zu lernen. Bisher war mir alle Gelegenheit dazu abgeschnitten. Doch wäre es auch wohl möglich, daß er gerade in Urlaub wäre; auch daß nicht das ganze Regiment hierher käme, und gerade nicht er.

## Lektüre.

„Delphine“, par Mad. de Staël-Holstein[1]).

Ein Roman in Briefen, der mir gerade nicht zu den ausgezeichnetsten, aber doch den bessern seiner Gattung und zu den besten französischen zu gehören scheint. Das Motto und die Tendenz desselben ist eine Bemerkung der Madame Necker: Un homme doit savoir braver l'opinion, une femme s'y soumettre. Um diesen Wahlspruch dreht sich unaufhör-

[1]) Genève 1802 (Paris 1803).

lich die ganze Geschichte, und alles bezieht sich darauf. Er wird durch die Beobachtung seines Gegenteils auseinandergesetzt. Wir sehen eine Frau, die bei ihren Handlungen nur die eigene wohlwollende Güte ihres Herzens und ihre Freunde um Rat fragt und die öffentliche Meinung vernachlässigt; wir sehen auf der anderen Seite einen Mann, den selbst seine Leidenschaften nicht dahin bringen können, den falschen Schein zu verachten, und der lieber sich und andere aufopfert, ehe er den äußerlichen Gesetzen der Ehre zuwiderhandelt. Diese beiden Menschen lieben sich und richten sich gegenseitig zu Grunde. Beider Charaktere sind auf eine bewundernswerte Weise durchgeführt. Besonders sind alle in diesem Romane auftretenden Weiber mit ihren feinsten Nüancen geschildert, wie auch nur eine Frau im stande ist zu thun. Weniger Interesse flößen die Männer ein, und ihre Charaktere sind weniger entwickelt. Die Geschichte spielt zur Zeit der französischen Revolution, die jedoch so wenig als möglich berührt wird. Wo dies notwendig ist, wird sie von der guten Seite dargestellt, wie denn ihre Wurzel auch heilsam war. Ueber jede Art politischer und religiöser Vorurteile setzt sich die Verfasserin kühn hinweg. Der Stil, in den sich oft feine Sentenzen einflechten, ist so leicht und fließend, daß ihm auch nicht der allerentfernteste Vorwurf von Steifheit gemacht werden könnte.

Ich will mich bestreben, die in sechs Bänden vorgetragene Geschichte ins kurze zu fassen und nur ihre Hauptmomente und vorzüglichen Mitspieler anzugeben.

Delphine von Albémar, eine durch hohe Schönheit, Geist, Talente und durch den Rang, den sie in der Gesellschaft von Paris behauptete, noch mehr aber durch die wohlwollenden Eigenschaften ihres edeln Herzens ausgezeichnete Frau, war die einundzwanzigjährige Witwe eines Mannes, der mehr ihr Erzieher, ihr väterlicher Freund, als ihr Gemahl war. Er hatte ihr die reinste Moral eingeflößt, doch ohne Neigung zu den äußerlichen Gebräuchen der katholischen Religion; und er kannte die Welt nicht. Delphine lebte in Paris im vertrauten Umgange mit einer geistreichen Dame, Frau von Vernon, Witwe wie sie selbst, die eine Tochter, Mathilde, hatte, ein paar Jahre jünger als Delphine, schön, aber weniger gefühlvoll, eigensinnig aus eingewurzelter Bigotterie. Mathilde sollte mit einem jungen Spanier aus einer französischen, reichen und angesehenen Familie, Léonce von Mondoville, versprochen werden. Die zerrütteten Vermögensumstände der Madame de Vernon waren ein Hindernis zu dieser Verbindung. Die großmütige Delphine trat daher einen Teil ihres Besitztums unter dem Namen von Erbschaft an Mathilden ab, da diese mit Herrn von Albémar verwandt gewesen. Léonce kam endlich nach Paris. Er war der geistvollste, schönste und edelste Mann, seine Fehler waren Gleichgültigkeit gegen die Religion und allzu große Hochschätzung der öffentlichen Meinung. Er sah Delphinen, er hörte sie: beider Schicksal war entschieden. Sie mußten sich ewig lieben. Léonce wollte alle Ver-

bindung mit Mathilden aufgeben, seine Mutter, Frau von Mondoville, die in Delphinen die Superiorität des Geistes und eine Art Neigung für die damals beginnende Revolution haßte, widersetzte sich. Gegen Frau von Vernon betrug sich Delphine offen wie immer; doch jene hatte zu viel Interesse, ihre Tochter mit Herrn von Mondoville vermählt zu wissen, um nicht gegen ihre Freundin die Maske der Verstellung und Falschheit, Grundzüge ihres mehr indolenten als bösartigen Charakters, anzunehmen.

Eine der intimsten Bekanntschaften Delphinens war die Frau eines gewissen Herrn von Ervins. Sie war bigott, aber schwach von Grundsätzen. Diese hatte einen Liebhaber in der Person des Herrn von Serbellane, eines Italieners von edlen Sitten. Pflichtgefühl zwang beide Liebenden, sich zu trennen, Herr von Ervins hatte bereits Verdacht geschöpft und seine Frau mißhandelt. Ihr heißestes Verlangen war, sich noch einmal sehen zu dürfen, um sich Lebewohl zu wünschen. Delphine konnte sich nicht versagen, ihnen diese Zusammenkunft in ihrem eigenen Hause zu gestatten. Herr von Ervins kam dazu. Er brachte Herrn von Serbellane aufs äußerste, sie zogen, und Ervins fiel. Serbellane mußte flüchten. Delphine hielt den Ruf ihrer Freundin heiliger, als ihren eigenen. Sie verbarg den wahren Hergang der Sache. Man hielt Herrn Serbellane für ihren Liebhaber. Sie überließ es der Frau von Vernon, sie bei Léonce zu rechtfertigen. Frau von Vernon bewirkte durch zweideutige Reden das Gegenteil. Delphinens Ruf war kompromittiert. Léonce verließ sie und faßte den Beschluß, Mathilden zu heiraten, mehr aus Verzweiflung als Liebe. Madame de Vernon betrieb die Sache aufs äußerste. Léonce und Mathilde wurden getraut. Delphine war selbst verschleiert in der Kirche gegenwärtig. Madame d'Ervins, die über den Tod ihres Gemahls von Gewissensbissen gefoltert wurde, wählte das Nonnenkleid.

Der Frau von Vernon Falschheit wurde Delphinen klar; beide Freundinnen trennten sich. Aber eine tödliche Krankheit der ersteren versöhnte ihr Delphinen wieder. Durch Zufälle und durch den Tod der Frau von Vernon erfuhr Léonce die Unschuld Delphinens. Seine Lage war schrecklich. Delphine wollte fliehen, Léonce holte sie ein. Sie sahen sich täglich, obgleich beider Liebe immer einen reinen und edeln Charakter behielt. Um diese Zeit kam Herr von Valorbe nach Paris. Er war Offizier bei einem Regimente, das in Moulins stand. Delphine war ihm Verbindlichkeiten schuldig, weil er einst Herrn von Albémar das Leben rettete. Valorbe liebte Delphinen, soweit ein egoistischer Mensch lieben kann. Er wurde durch einige vorlaute Bemerkungen über die Revolution verdächtigt und war gezwungen, zu fliehen. Die letzte Nacht vergönnte ihm Delphine einen Zufluchtsort in ihrem Hause. Léonce sah ihn sich hineinschleichen. In einem Anfalle von Eifersucht riß er ihn beim Kragen zurück. Valorbe erklärte ihm die Umstände, übernachtete im Hause der Frau Albémar, war aber gezwungen, den folgenden Morgen vor seiner Flucht Léonce herauszufordern, und beide waren begierig, sich zu schlagen. Die Thränen Delphinens brachten sie zum Nachgeben, da sie gewiß zu sein glaubten, daß jene Scene auf der Straße von niemanden belauscht worden sei. Valorbe reiste ab. Allein ein boshafter Mensch war Zeuge jenes Auftritts gewesen, er wurde verbreitet. Die Infamie fiel auf den beleidigten Herrn von Valorbe. Er kam nach Moulins und mußte sich mit mehreren Offizieren seines Regimentes schlagen, ward von Wunden bedeckt und endlich gezwungen, aus Frankreich zu entweichen. Das Nationalkonvent zog seine Güter, als die eines Emigrierten, ein. Er war arm, elend, mit Schande beladen, und schwur, sich an Frau von Albémar zu rächen. In Paris wurde die Sache ausgelegt, als

hätte Delphine zwei Liebhaber zu gleicher Zeit vor ihre Thüre bestellt. Ihr Ruf war verloren und Léonce vergebens bemüht, ihn wieder herzustellen. Mathilde erfuhr nun das Verhältnis zwischen Léonce und Frau von Albémar. Sie ging zu letzterer, machte ihr Vorstellungen und sagte ihr, daß sie sich schwanger fühlte. Delphine, die zu edel war, um Mathildens Frieden gekränkt zu sehen, ergriff die Flucht, ohne jemand zum Vertrauten ihres künftigen Aufenthaltsortes zu machen. Léonce glaubte, daß sie sich wegen der öffentlichen Meinung zurückgezogen, welche gegen sie war. Nur die Schwangerschaft Mathildens konnte ihn bewegen, Delphine nicht aufzusuchen und bei seiner Gemahlin zu bleiben. Die unglückliche Frau von Albémar ging nach der Schweiz. In Zürich wurde ihr ein Klosterstift genannt, das nicht sehr entlegen von dieser Stadt, im Schweizergebiet am Rhein, lag. Es wurden dort auch Pensionäre aufgenommen. Delphine beschloß, sich dorthin zurückzuziehen, obgleich weit entfernt, den Schleier zu wählen. Die Abbatissin war Frau von Ternan, Schwester der Mutter des Léonce, eine Frau, die nichts liebte als sich selbst, und sich, obschon sie Kinder hatte, aus der Welt zurückzog, weil sie den Verlust der Schönheit nicht ertragen konnte. Delphine gefiel ihr, weil ihre Talente sie unterhielten; Delphine fühlte sich an Frau von Ternan gefesselt, weil ihre Züge Aehnlichkeit mit denen ihres Neffen, Léonce, hatten.

Frau von Albémar blieb als Pensionärin im Kloster. Die Abbatissin hätte sie gern durch Gelübde auf immer an sich gekettet, nicht allein ihres Interesses wegen, als vielmehr wegen der dringenden Bitten der Mutter von Léonce, welche Delphinen haßte und fürchtete, die junge Frau von Mondoville möchte bei ihrer Niederkunft sterben, wozu es viel Anschein hatte. Delphine konnte nicht einwilligen, da sie ein Klostergelübde für die äußerste Heuchelei hielt. Der unglückliche Valorbe kam in die Schweiz. Er erfuhr Delphinens Aufenthalt und suchte sie durch List zu verderben. Er wohnte in Zell am Bodensee und sollte von seinen Schuldnern arretiert werden. Er sorgte, daß Frau von Albémar davon benachrichtigt wurde. Sie klagte sich über sein Schicksal an und eilte, etwas für ihn zu thun, indem sie nach Zell fuhr. Zell war damals von österreichischen Truppen besetzt, da der Revolutionskrieg am Ausbrechen war. Delphine gab am Thore unachtsam einen deutschen Schweizernamen an, obgleich man sah, daß sie Französin sei. Sie begab sich zu einem Negozianten, der Valorbes Geschäfte machte, um dessen Schulden abzutragen. Jener nahm nichts an und führte sie selbst zu Herrn von Valorbe, ließ sie aber an seiner Thür allein stehen. Valorbe öffnete und führte die Frau von Albémar in seine Stube. Sie bot ihm die für ihn bestimmten Wechsel. Er schlug sie aus, verschloß die Thüre, ließ Delphinen die Wahl, entweder seine Frau zu werden oder ihren Ruf auf ewig zu vernichten, indem er sie vor dem Anbruch des anderen Morgens nicht in ihr Kloster zurücklassen und bekannt machen würde, daß sie die Nacht bei ihm zugebracht. Während Delphine ihn fußfällig bat, von seinem Vorhaben abzustehen, ward die Thüre gesprengt, die Wache kam herein, um Delphine in Empfang zu nehmen, die man, wegen ihrer Verlegenheit am Thore, für einen französischen Spion hielt. Sie wurde vor den Kommandanten gebracht. Sie weigerte sich, ihren wahren Namen preiszugeben. Durch Herrn von Valorbe wurde endlich ihr Stand und ihr Aufenthaltsort in Erfahrung gebracht. Man nahm daher die ganze Begebenheit für ein Liebesabenteuer. Der Kommandant ließ die unglückliche Delphine an ihr Stift, aus Achtung für dasselbe, in Begleitung eines Offiziers zurückbringen, nebst einem Briefe, der den Hergang der Sache erzählte.

Die Abbatissin ließ der Verzweifelnden die Wahl zwischen zwei mühseligen Uebeln. Sie wollte den ganzen Vorgang durch ihr Ansehen unterdrücken, wenn Delphine sich entschließen könnte, den Schleier zu nehmen; im Gegenfalle wollte sie das Schreiben des Kommandanten von Zell öffentlich bekannt machen und Frau von Albémar aus dem Stift verstoßen. Delphine lebte nur in der Liebe zu Léonce. Sie kannte seine Grundsätze in Hinsicht der Ehre. Sie wollte lieber auf ewig der Hoffnung auf seinen Besitz entsagen, als seine Achtung verlieren. Sie trat ihr Noviziat an.

Unterdessen wurde Léonces Mutter von den schlechten Gesundheitsumständen Mathildens immer mehr beunruhigt. Sie wirkte durch den spanischen Gesandten in Rom bei dem Papst die Bewilligung einer Noviziatsabkürzung aus und sandte sie ihrer Schwester. Um diese Zeit erhielt Delphine die Nachricht von Mathildens glücklicher Niederkunft. Aufs neue von Frau von Ternan gedrängt, sprach sie das Gelübde.

Teils an seinen Wunden, teils an Geisteszerrüttung starb Herr von Valorbe, und sein letztes Geschäft war die Ehrenrettung der Frau von Albémar. Sie war vergebens Nonne geworden.

Mathilde starb in den Wochen. Ihr Kind folgte ihr bald nach. Um gleicher Zeit erfuhr Léonce den Hintritt seiner Mutter. Er hatte nichts Teures mehr auf Erden als Delphinen, die er nie aufgehört hatte, unaussprechlich zu lieben. Alle Hindernisse schienen hinweggeräumt. Er kommt auf die Spur ihres Aufenthalts, er eilt in ihr Kloster und findet sie — verschleiert hinter dem Sprachgitter. „Mein Weib ist tot," sagte er, „kannst du die Meine werden?" „Nein," antwortete sie, „aber ich kann sterben." Sie fiel in einen traurigen Zustand der Seelenzerrüttung.

Ein Freund beider Liebenden, der Léoncen nachgefolgt, ein vortrefflicher, edler Mann, Protestant, Anhänger der Revolution, insofern sie Freiheit und Recht versprach, Herr von Lébensei, suchte beide zu retten. Er stellt Léoncen das thörichte ewiger Gelübde vor, er beschwört ihn, sich über Dinge hinwegzusetzen, die nur Menschen, wie er selbst, festsetzen, nur die allgemeine Moral zu seiner Richtschnur zu wählen. Er soll Delphine aus ihrem Kloster hinwegführen nach Frankreich, dessen nunmehrige Gesetze, die allen Klosterzwang aufheben, sie ihrer Gelübde entbinde. Er fragt ihn, ob er glaube, daß Gott solche Gelübde von den Menschen annehme. Er erinnert ihn, einmal wie wenig freiwillig und nicht immer nach den Gesetzen des Ordens, die das Noviziat befehlen, Delphine diesen Stand erwählte. Léonce hatte beschlossen, zu sterben. Sein Freund stellt ihm die Thorheit dieses Unternehmens vor, und daß ihn auch Delphine nicht überleben würde. Er fährt fort: „Votre sang, celui de Delphine coulerait, non pour l'amour, non pour les remords, mais pour les frivoles discours de telle société, de tel cercle de femmes, parmi lesquelles vous ne daignerez pas choisir une amie, mais à qui vous croyez devoir immoler celle que le ciel vous à donné dans un jour de munificence!"

Delphine hatte schon vorher in Herrn von Lébenseis Vorschlag eingewilligt; nur dies bewegt Léonce, ein Gleiches zu thun. Delphine erhält, ihrer angegriffenen Gesundheit wegen, die Erlaubnis, die nahegelegenen Bäder zu Baden an der Limmat besuchen zu dürfen. Dort findet sie Léonce. Herr von Lébensei war bereits abgereist. Aber Léonce hat nicht Kraft genug, das Urteil der Welt zu ertragen; er verläßt Delphine und eilt nach Verdun, wo sich die gegen Frankreich verbundenen Truppen und der emigrierte französische Adel befanden. Dort will er sich anwerben lassen und den Tod suchen. Ehe er jenes ausführt, wird er vor der Stadt von einer

republikanisch-französischen Patrouille gefangen, indem er einen seiner Jugendfreunde verteidigte. Man bringt ihn nach Chaumont vor ein Kriegsgericht.

Die verzweifelnde Delphine findet in Baden Herrn von Serbellane, der Léonce begegnet hatte. Beide eilen ihm nach. Sie kommen endlich nach Chaumont und treffen Léonce im Gefängnisse. Er ist unschuldig, da er noch keine Waffen gegen sein Vaterland getragen hatte; allein er soll gerichtet werden. Durch Delphinens Liebe, durch das Erkenntnis seiner eigenen Thorheit bewogen, verspricht er, ihr Gatte zu werden, wenn sie ihn noch retten könnte. Sie eilt zum Präsidenten des Gerichts; durch rührendes, unwiderstehliches Flehen erhält sie Léonces Befreiung. In diesem Augenblicke langt ein Kommissär von Paris an; er zerreißt den Entlassungsbefehl von Léonce. Das Kriegsgericht geht vor sich. Léonce kann noch gerettet werden, wenn er schriftlich beschwört, daß er noch keine Waffen gegen Frankreich getragen habe. Er antwortet, daß er dies zwar versichern könnte, allein da die Franzosen bei der Armee der Ausländer geglaubt hätten, er wäre nach Verdun gekommen, um mit ihnen zu dienen, so würde ihnen eine Gegenerklärung als eine Lüge erscheinen, um sein Leben zu retten. Er wird zum Tode verurteilt.

Delphine hatte von Herrn von Serbellane einen Ring erhalten, in welchem ein Gift eingeschlossen war, das Herr von Serbellane beständig bei sich führte. Sie forderte es von ihm unter dem Vorwande, es Léonce zu geben, um ihn von entehrender Todesstrafe zu befreien. Sie ließ auch Léonce ihre Absicht merken; Léonce schlug es aus. Als dieser den folgenden Morgen nach dem Platze, wo er erschossen werden sollte, abgeholt wurde, erhielt Delphine die Erlaubnis, ihn an Priesters statt zu begleiten. Sie geht vorher beiseite, um, wie sie sagt, ihren zerstörten Anzug zu ordnen. Sie trinkt das Gift und begleitet Léonce, indem sie ihn den Weg über mit religiösen Betrachtungen unterhält. Auf dem Platze angekommen, ehe noch die beorderten Soldaten ihre mörderische Pflicht ausübten, fühlt sie den Tod im Herzen. Léonce sieht sie sterben, und bald darauf macht eine Kugel auch seinem Leben ein Ende.

Dies ist der Hauptinhalt dieses Romans. Mancher noch merkwürdiger Charaktere und Scenen konnte ich, weil es zu weit geführt hätte, nicht gedenken.

Am 24. November 1816. Ansbach.

Gruber antwortete mir von Würzburg. Er will, wie Xylander, etwas von meinen Poesien haben, und widerspricht mir, wenn ich die Wertlosigkeit derselben erwähne. Er spricht von meinem Dichtertalent, und daß ihm alles gefallen, was ich ihm gelesen rc. Er ist ohne Zweifel derjenige von meinen Freunden, der am meisten Anteil an meinen Werken nimmt, allein er betrügt sich, mir zuliebe, selbst über deren Wert, oder es ist eine Art Stolz dabei, die ihn glauben macht, sein Freund könne kein schlechter Dichter sein. Es wäre niemand glücklicher, als ich, wenn er recht hätte; allein ich verspüre nichts in mir, was eine besondere Gabe der Natur verriete. Lange Uebung in Vers und Reim von früher Kindheit auf, und die Gewohnheit, den Dingen ihre poetischen Seiten

abzusehen, machen noch keinen Poeten. Der Geist ist willig, aber die Kraft gering.

Am 25. November 1816. Ansbach.

Ich arbeite wieder an meinem Trauerspiele („Der Hochzeitsgast“)[1]. Der erste Akt ist bis auf mehrere Korrekturen, die die Ausfeilung der Jamben betreffen, vollendet. Aber was ist vielleicht diese Vollendung! Es fehlt mir nicht an Strenge gegen mich selbst, allein ich kann nun einmal nicht höher fliegen, als meine Kraft reicht. Es wäre sehr traurig, auch dem einzigen Trost noch entsagen zu müssen, jemals als Dichter etwas zu leisten. Und am Ende wird es doch noch dahin kommen.

Muße mangelt mir hier keineswegs; allein diese Jahreszeit ist nicht glücklich zu poetischen Unternehmungen. Wenn es Frühling und ich in einer schönen Gegend, wie etwa das liebliche Interlaken oder die Petersinsel, einer völligen Muße und ungestörten Einsamkeit genießen könnte, ich glaubte wirklich im stande zu sein, etwas zu leisten.

Während auf der einen Seite meine Sehnsucht nach gänzlicher Einsamkeit täglich wächst, fühle ich auf der anderen das Bedürfnis der Mitteilung meiner Arbeiten. Ich möchte so gerne den fertigen Teil meines Trauerspiels jemanden zur Beurteilung vorlegen, der mir sagen könnte, ob es einer Fortsetzung würdig sei. Aber ich habe durchaus hier niemand, und verschicken mag ich es nicht. Ueberhaupt fühle ich, wie sehr meine Bildung ohne Mitteilung der Ideen an andere zurückbleiben muß. Youngs Worte sind nur allzuwahr:

„Teaching we learn, and giving we retain
The births of intellect, when dumb, forgot“[2].

Am 26. November 1816. Ansbach.

Von jenen früher erwähnten lästigen Gesellschaften habe ich mich nun, wie ich denke, gänzlich losgemacht: zum wenigsten bin ich lange genug in keiner mehr erschienen, und man sah, daß ich sie nicht liebe. Es wäre thöricht, mir besonders einen solchen Zwang in einer Stadt aufzulegen, in der mein Aufenthalt nur momentan ist. Gesetzt auch, ich würde mir äußerst wohl in jener Gesellschaft gefallen, um so weher würde es mir nachher thun, sie verlassen zu müssen. Es muß mir gleichgültig sein, was man von mir denkt, und wenn man mich für

---

[1]) Vgl. S. 516.
[2]) Young, „Night-thoughts“, II, line 476.

einfältig hält, so hat man nicht ganz unrecht; zum wenigsten kann ich in Gesellschaften der jetzigen Organisation nicht glänzen, wenn auch all mein Bemühen dahin gehen würde. Es ist von lauter für mich so wenig interessanten Dingen die Rede, die Gegenstände werden alle so oberflächlich berührt, es wird so schnell von einem Dinge auf das andere übergesprungen, so daß mir die Konversation nicht der Unterhaltung, sondern der Zeitausfüllung wegen da zu sein scheint. Diese Leerheit stammt ohne Zweifel von der leidigen Gewohnheit des Spiels her.

### Lektüre:

„Mariamne“, tragédie de Voltaire[1]).

Wenn man vorher den Oedipus desselben Verfassers gelesen hat und sodann auf dies Trauerspiel übergeht, so ist der Unterschied freilich unendlich. Mariamne gehört unter die Masse der gewöhnlichen Trauerspiele der französischen Bühne. Ein herrschsüchtiger Haß, eine zarte, ziemlich fade Leidenschaft, eine blinde Eifersucht sind die Triebfedern dieser Handlung. Mariamne flößt sehr wenig, Herodes gar kein Interesse ein. Der Schluß ist besonders verunglückt. Man liest das Ganze nur der Versifikation wegen, die größtenteils gelungen ist, worin der Hauptwert des Stücks besteht. Voltaire scheint dies selbst gefühlt zu haben, da er in der Vorrede beweisen will, der Unterschied zwischen einem guten und schlechten tragischen Schriftsteller bestehe nur im Stil. Es gereicht unseren deutschen Tragikern zur Ehre, daß wir kein Stück haben, das in hübschen Versen geschrieben wäre und doch so äußerst wenig enthielte.

Am 30. November 1816. Ansbach.

Ich schrieb heute an Lüder nach München, sprach ihm von meiner hiesigen Lebensweise, meinen Beschäftigungen und erkundigte mich nach seinen Aussichten, da er beschlossen hatte, den Degen mit dem Hirschfänger zu vertauschen. So schrieb ich auch an Gruber manches über mich selbst, über meine Lektüre. Was mir die Bücher geben und was in mir selbst ist, ist auch jetzt das einzige, was ich genieße. Und wenn auch einige Menschen in der Ferne leben, die an mir teilnehmen, so wird doch niemals ein Busenfreund mir zur Seite gehen, dem meine ganze Seele gehörte, gegen den sich mein unbegrenztes Vertrauen er-

[1]) Oeuvres ed. Beuchot, Tome II, p. 179 (zuerst aufgeführt 1724).

gösse. Warum kann ich nicht lieben? Warum macht nicht irgend ein Mädchen auf mich Eindruck? Ich vermöchte viel zu sein in der Liebe, das fühle ich, mein ganzes Herz würde in warme, glühende Worte fließen. Dieses stille Wesen würde einer zärtlichen Beredsamkeit Platz machen, meine Muse würde sich neu beleben. Warum muß ich ein Glück so tief empfinden, das mir nicht zu teil wird? So vielen Menschen wird es vergönnt, durch ihre Gefühle beseligt zu werden. Mein ganzes Leben aber ist ein Kampf der Empfindung mit der Vernunft, indem ich immer am Ende der letzteren die traurige Oberherrschaft verschaffen muß, ohne mich je der ersteren hingeben zu dürfen.

## Lektüre:

Am 1. Dezember 1816.

De l'esprit de conquête et de l'usurpation dans leurs rapports avec la civilisation européenne par Benjamin de Constant-Rebecque [1]).

Diese politische Schrift hat mich gerade nicht besonders angezogen. Die Zeit ist vorbei, in welche sie gehört. Rings umher nur humane Regierungen erblickend, ist man ziemlich gleichgültig gegen jene beiden Geißeln der Menschheit geworden; der Verfasser malt sie mit grellen Farben und verfällt zuweilen in einen fast zu leidenschaftlichen Ton, der nur in ein Gedicht, aber in keine Abhandlung paßt. Er sucht zu beweisen, daß unsere neuere Zeit, im Gegensatz zu der alten, das Säkulum des Friedens sei, daß wir die persönliche Freiheit der bürgerlichen vorzögen, und daß sich Eroberungsgeist und Usurpation in unseren gebildeten Tagen nicht mehr halten könnten Es hätte aber wohl geschehen können, daß ihn die Erfahrung widerlegt hätte, wenn Napoleon seinen Planen einigermaßen Einhalt gethan haben würde. Wie sehr der Militärdespotismus die Menschheit herabwürdige, wird jedermann dem Verfasser glauben. Er hält sich so viel möglich in den Schranken der Allgemeinheit; doch blicken die Anspielungen auf die neueren Verhältnisse überall durch.

Uebrigens beschäftige ich mich wieder mit Dante. Ich habe mir ihn bei einem Antiquar um ein Spottgeld in einer einbändigen Taschenausgabe gekauft, die noch dazu einen altertümlichen Wert hat; denn sie ist vom Jahre 1571. So habe ich mir noch mehrere Bücher, unter anderem eine Duodezausgabe des „Pastor Fido“ angeschafft, dem noch

---

[1]) Paris 1816.

alle anderen Gedichte Guarinis, seine „rime“, angehängt sind. So klein das Ganze ist, so ist doch der Druck sehr deutlich.

Daß ich zu viel in den Büchern lebe, fühle ich wohl; was kann man aber auch Besseres thun, ohne Freunde, zur Winterszeit?

### Lektüre:

**„Aus meinem Leben“ II. Abteilung, erster Band, von Goethe.**

Dies ist der vierte Band des Goetheschen Lebens [1]), bei welchem von dem Titel „Wahrheit und Dichtung“ wegblieb. Vielleicht hat der Verfasser seine früheren Ideen verlassen, vielleicht hat er sie nur so lange behalten wollen, als das Interesse an seinem wirklichen Leben der Dichtung nicht mehr bedürfe. Ueberhaupt gefiel mir diese Vermischung niemals. Dieser neue Band hängt mit dem vorigen nicht zusammen und fängt mit der Abreise des Verfassers 1786 aus dem Karlsbade an, nach Italien. Er enthält Briefe, geschrieben an Goethes Freunde, und reicht bis zur Abreise von Rom, wo er vier Monate blieb, nach Neapel. Der Stil, über alle Beschreibung liebenswürdig und hinreißend, erinnert durch seine größere Einfachheit an die älteren und schöneren Zeiten des Dichters, da er noch nicht die Spuren der Ueberkünstelung trug. Man muß Goethen durchaus schätzen und liebgewinnen, wenn man das Buch liest, welche Empfindungen die früheren Teile nicht in mir rege machten. Man bemerkt, welchen Vorzug die allmähliche Selbstbiographie eines Tagebuches vor einer in späteren Jahren aus kalten Erinnerungen hat. Das Buch ist keine Reisebeschreibung, vielmehr eine Beschreibung von den Eindrücken der Dinge auf den Verfasser. Von seinen Werken fällt nur die „Iphigenia“ vollständig in diese Periode. Er spricht von ihr, wie er schon bei den früheren that, von einer scheinbaren Nachlässigkeit. Unter dem reinen heiteren Himmel Italiens konnte freilich ein solches Stück gedeihen. Goethes Kenntnisse in der Naturwissenschaft haben mich viel mehr als seine Kunstkennerschaft angezogen. Er behandelt alles so leicht und doch so tief; er ist wahrhaft ein großer originaler Genius, der nur mit sich selbst verglichen werden kann.

Am 3. Dezember 1816. Ansbach.

Schon mein Aufenthalt in der Schweiz und nun neuerdings Goethes Schrift hat mir eine lebhafte Sehnsucht nach dem Studium der Botanik

---

[1]) Die „Italienische Reise“, welche im Herbste dieses Jahres bei Cotta zu erscheinen begann.

erregt. Sobald ich nach München zurückkehre, hoffe ich es anzufangen. Wie könnte man Frühling und Sommer schöner zubringen? Aber andere, mehr notwendige Studien raten mir wieder davon ab. Das Griechische wird noch manche Zeit von mir fordern. Spanisch und Portugiesisch wären endlich nötig, erlernt zu werden, um mich nicht mehr mit Sprachen quälen zu müssen und die „Lusiade" zu lesen. Die Mathematik wieder vorzunehmen, wäre nicht weniger Erfordernis, tausend Dinge sind uns unverständlich ohne sie. Aber darf ich die Statistik vergessen, darf die Historie zurückbleiben? Wie viele Gegenstände, die man verstehen, erlernen soll! O wie fühle ich die Stärke meiner Unwissenheit! Bei so häufigen Beschäftigungen muß der Umgang zurückbleiben, aber wie sehr bin ich noch zurück im Umgange! Es giebt Augenblicke, wo ich verzweifeln könnte, wenn ich dies alles überlege. Aber Zeit — Fleiß — Geduld — mit ihnen überwindet man am Ende alles. Labor omnia vincit[1]. So will ich denn langsam, aber mit sicheren Schritten das Ziel verfolgen. Es giebt zwar viele Unwissende wie ich selbst; aber sie benützten doch ihre Lage, sich in die Menschen zu finden.

### Lektüre:

„Ueber die Weiber" von Brandes. 1788[2].

Dieses Buch hatte mich sehr angezogen und hatte ich es in kurzer Zeit durchlesen. Es ist wahr, daß man darin mehr zum Tadel als zum Vorteil der Weiber findet; aber Lobeserhebungen giebt es von ihnen ja genug, und ganze Bände: ihre Fehler zu zeigen, ist bei weitem ersprießlicher. Der Verfasser will ihnen besonders ihre Prätensionen in der Gesellschaft verweisen, und ihre herrschende Neigung, daß die Männer nur da wären, um für das Amüsement der Damen zu sorgen. Er gesteht, daß gebildete Männergesellschaften viel anziehender wären, als die meisten gemischten, in welchen das Gespräch so selten auf interessante Gegenstände fällt, und selbst dann gleich wieder abgebrochen wird, weil es den Weibern Langeweile macht. Wer hat das nicht schon erfahren? Wer sieht nicht täglich, daß es Schwätzer und Gecken sind, die bei der größten Anzahl Weiber ihr Glück machen? Der Verfasser verteidigt die Männerliebe der Griechen. Er glaubt (und ich glaube es immer), daß sie bei den Edlen der Nation niemals in Laster ausgeartet, wenn auch

---

[1] Virgil, „Georgica" I, 145: „Labor omnia vicit".

[2] Anonym Leipzig 1787 vielmehr: zweite Ausgabe mit Angabe des Verfassers Hannover 1802.

das Aeußere diese Liebe erweckte oder dazu beitrug. Er zeigt, welche große Thaten aus dieser Liebe hervorgingen, wie sich nur zwei Männer alles in allem sein könnten, wie nur sie alle ihre Gedanken und Empfindungen wechseln könnten[1]). Diese Betrachtungen gingen nicht gleichzeitig an mir vorbei. Ich bestärkte mich noch mehr im Gefühl der Rechtlichkeit meiner Neigungen, die ich immer als edel erkannte und zum Guten führend. Ich kann mir es nicht zum Vorwurf rechnen, das Ideal eines Menschen immer in meinem eigenen Geschlechte gesucht zu haben; und ich halte diese Neigung um so reiner, je mehr ich einsehe, wie wenig es die der Männer zu den Frauen ist, und wie sie am Ende doch nur auf Befriedigung der Sinne hinausläuft. Der Widerstreit in meiner Brust zwischen Liebe und Freundschaft ist gestillt. Ich fühle, daß sie sich vereinigen lassen, wenn ich gleich nie einen Menschen finden werde, dem ich sie beide schenken kann. Es ist genug, daß ich nun weiß, was ich will. Ich brauche mich dessen nicht zu schämen, was mein eigenes Gewissen gut heißt.

Am 4. Dezember 1816. Ansbach.

Viel Freude hat mir ein Brief von Schnizlein gemacht, der gute Nachrichten enthält. Federigo ist zwar nicht dort, doch versichert mein Freund, was man von seinem Abschiede sagte, sei als ein bloßes Gerücht anzusehen, wie es deren so viele giebt. Er hofft demnach, ich würde ihn wiederfinden bei meiner Rückkehr. Aber dies Wiederfinden genügt mir nicht. Wüßte ich es nicht aus Erfahrung, ich hätte nie geglaubt, daß diese Bekanntschaft so schwer zu machen wäre. Schnizlein schreibt auch, daß Fugger nach München kommen würde, nämlich Fritz. Es thut mir leid, nicht mit ihm zusammenzutreffen, denn bis ich zurückkehre, wird er nicht mehr dort sein. Ich hätte ihm so manches zu erzählen gehabt, so manches zu fragen über meine Arbeiten.

Auch Xylander schrieb aus Frankenthal, wohin er beordert worden. Für Schnizlein siegelte ich bereits eine ziemlich weitschweifige Antwort.

Am 6. Dezember 1816. Ansbach.

Die Ideen, die ich vorgestern auseinandersetzte, führten mich auf den Plan einer neuen Bearbeitung meines Trauerspiels „Conradino“[2]), das schon so lange unberührt blieb. Ich will nämlich die Liebe ganz aus dem Spiele lassen, um der Freundschaft eine größere Rolle zu geben.

---

[1]) Vgl. a. a. O. S. 6, 24, 30, 46, 114 und 256.

[2]) Siehe S. 117.

Nach meiner vorigen Absicht war Friedrich von Baden, den ich der Geschichte wegen unmöglich ganz omittieren konnte, eine völlig unnütze Person geworden. Wenn ich in diesem Stücke den Triumph der Freundschaft darstelle, tritt er an seinen echten Platz zurück. Welch einen Reiz hat nicht ohne dies dieser Friedrich von Baden für mich, den ich so nachlässig behandelte? Heißt nicht auch mein guter Federigo Friedrich von B.? Ich darf die Liebe aus dem „Konradin" ausschließen, da sie eine so ausschließliche Rolle im „Hochzeitgast" spielt, in dem fast nur von Liebe die Rede ist, da die vier handelnden Personen kein anderes Interesse als ihre wechselseitigen Neigungen haben. Uebrigens wenn mir poetische Stunden kommen, so nütze ich sie lieber für dieses letztere Schauspiel, das ich gern fördern möchte.

Ich las dieser Tage „Die Bestimmung des Menschen" von Spalding [1]), ein schönes, tröstliches Buch voll reiner, wenn auch solcher Moral, wie sie gewöhnlich im Herzen aller nach Gutem Strebenden sich bildet.

Am 7. Dezember 1816. Ansbach.

Nach einem länger als zweijährigen Stillschweigen erhielt ich gestern mit freudiger Verwunderung einen Brief von Graf Lodron [2]) aus Salzburg. Er sagt, daß er mir öfters geschrieben hätte, ohne Antwort erhalten zu haben. Wahrscheinlich sind seine Briefe wegen der damaligen Unruhen in Italien verloren gegangen, und später brach der französische Krieg aus. Nun hat er neuerdings von einem unserer beiderseitigen Bekannten von mir erfahren und erneuert unseren Briefwechsel mit häufigen und innigen Versicherungen der Freundschaft. Er ist nicht glücklich und klagt über seine Lage, von der er mir das nächste Mal schreiben wird. Vergangenes Frühjahr hat er seinen Vater verloren, der vor seinen Augen in Preßburg starb. — Ich habe ihm bereits geantwortet und ihm das Hauptsächlichste von dem erzählt, was sich seither mit mir zugetragen.

Am 9. Dezember 1816. Ansbach.

Ich habe früherhin öfters von einem gewissen D. A. gesprochen, für den ich mich interessierte und in dem ich hoffte, einen guten Bekannten zu finden. Dies ward zwar lange aufgegeben, da wir nichts

---

[1]) Joh. Joachim Spalding (1714—1804), einer der Vertreter des theologischen Rationalismus; „Die Bestimmung des Menschen" erschien zuerst 1748 und dann öfter.
[2]) Siehe S. 125 und 55.

weniger als gleichgestimmt sind. Seitdem ich die Gesellschaften nicht mehr besuche, kam ich nicht mehr mit ihm zusammen, habe ihn auch seit vierzehn Tagen nicht mehr gesehen. Für den freundschaftlichen Umgang, wenn er auch sonst zu mir taugte, würde er vollends jetzt untauglich sein, da ich ihn sterblich verliebt glaube, und ich glaube auch den Gegenstand seiner Liebe zu kennen. Zum wenigsten habe ich ihn mit einem einzigen Frauenzimmer im sentimentalen Tone sprechen hören, was sonst seine Sache nicht ist. Ich will erzählen, was mich wieder auf ihn brachte.

Gestern abend blätterte ich im siebenten Buch dieses Memorandums und fand unter der Rubrik „Melun" als von meinem dortigen Quartier die Rede war, folgende Stelle: „Ich habe dieselbe Stube mit einem anderen Offizier vom 2. Chevauxlegersregimente, der mir ein braver Mensch zu sein scheint" [1]. Dies fiel mir auf, weil jenes Regiment hier liegt; als ich mir aber die Physiognomie des Offiziers wieder zu beleben suchte, kam mir sogleich D. A. in den Sinn, und diese beiden Bilder flossen in eines zusammen. Ich kann kaum zweifeln, daß er es gewesen ist; jener Offizier hatte dieselben Manieren. Auch daß ich hinzusetzte: er scheint ein braver Mensch zu sein, spricht dafür, denn gleich bei der ersten Unterredung spricht sich D. A.s natürliches, gutmütiges Betragen aus, wie ich auch das zweite Mal wieder bemerkte. Es ist möglich, daß ich mich irre; aber ich möchte nun gerne wieder mit ihm zusammenkommen, um ihn hierüber zu befragen. Daraus ließe sich auch erklären, warum mir hier gleich etwas Bekanntes in seinen Gesichtszügen auffiel. Wenn er es wirklich war, so trägt dies keineswegs bei, daß ich mich ihm nähere, denn so artig mir auch jener Offizier schien, so fühlte ich doch schon damals, daß es kein Mensch für mich sei. Es ist teils Neugierde, was mich bei dieser Sache reizt, teils die Neigung, selbst bei weniger bedeutenden Dingen einen gewissen Zusammenhang im menschlichen Leben zu entdecken.

Am 10. Dezember 1816. Ansbach.

Heute sandte ich eine Antwort an Xylander ab. Ich schrieb ihm etwas von meinem Aufenthalte in den Gegenden, die er jetzt bewohnt, fragte um seine Lektüre und dergleichen.

Des Abends war ich bei Dörnbergs eingeladen und mußte hingehen, weil ich die Invitation nicht wohl abschlagen konnte, und mein

[1] Siehe S. 261.

Vater, der mich sonst immer entschuldigt, unpäßlich ist und nicht ausgeht. Ich hatte Langeweile, wie sich von selbst versteht. Ich konnte nicht ausweichen, ein kleines Spiel mitzumachen, was man sogleich lernt und wieder vergißt, da ich mich zu den größeren Spielen durchaus nicht verstehe. Ich spielte übrigens mit ein paar artigen Mädchen, und da sie nicht viel weniger zerstreut waren, als ich selbst, so gab das zum mindesten Stoff zum Lachen. Alle Monate einmal geht das noch hin.

Auch D. A. war da; er grüßte mich zuerst, und ich ihn wieder; ihn aber wegen Melun zu fragen, bot sich keine Gelegenheit. Auch hat meine Neugierde um vieles abgenommen, weil ich bedachte, daß am Ende doch nichts dabei herauskommt und ich mich ihm wieder nähern müßte, da ich mich schon einmal von ihm zurückgezogen. Ich muß gestehen, daß ich eine Art gehässigen Gefühls nicht unterdrücken kann gegen ihn, was vom Neide herstammen mag, wenn ich mich, den traurigen, mürrischen Menschen, neben ihn, den artigen und hübschen, stelle. Schon die Natur, die mir das Aeußerliche versagt hat, mahnt mich von dieser Art von Gesellschaft ab. Wenn D. A. im Moralischen wäre, was er im Geselligen ist, da würde ich allenfalls zu ihm sagen können:

„Und ich beschloß, dich grenzenlos zu lieben,
Weil mich der Mut verließ, dir gleich zu sein“ [1]).

Aber diese Worte spare ich für Federigo. O möchte er derjenige sein, an den ich sie richten könnte, möchte ich ihn wiedersehen und möchte dieser feurige Drang sein geliebtes Ziel finden.

Am 11. Dezember 1816. Ansbach.

Es ist heute ein Jahr, seit wir, von Frankreich zurückkehrend, in München einmarschierten. Ich habe diesen Tag heute dadurch gefeiert, daß ich zuerst anfing, den Homer im Original zu lesen. Trotz der Vossischen Uebersetzung geht es gleichwohl noch ziemlich langsam; doch verliert sich das hoffentlich mit der Zeit. Ich schreibe auch Vokabeln nieder, besonders die ionischen und seltene Formen, was ich für nützlich halte. Die Grammatik, schon einmal durchstudiert, lege ich jedoch noch keineswegs beiseite. Ich muß mich in beständiger lebhafter Beschäftigung erhalten, wenn ich nicht in Träumereien versinken soll. Besonders sind mir in dieser Hinsicht die Spaziergänge, die ich täglich vornehme, mehr schädlich als nützlich.

---

[1]) Schiller, „Don Carlos“, Akt I, Scene 2.

Am 13. Dezember 1816. Ansbach.

Wenn wir alle die Hindernisse bedenken, die sich unserer Bildung, unserer Mitteilung, unseren Studien entgegensetzen, müssen wir nicht jene Reichen beneiden, die oft diese Hindernisse durch Hilfe des Geldes leicht überwinden. Aber wie wenig beneiden wir sie, wenn wir sehen, wie die meisten als Geizige keinen Genuß und die meisten Verschwender Langeweile haben? Wie glücklich sind aber diejenigen unter ihnen, welche verständige und gefühlvolle Menschen sind! Sie haben nicht nötig, sich das Sklavenjoch eines nicht für sie gehörigen Standes aufzulegen. Sie können ausschließlich der Freundschaft, den Wissenschaften und der Kunst leben. Wie sehr können sie durch Reisen ihre Bildung vervollkommnen; sie können ihre entfernten Freunde besuchen, sie können die schöne Jahreszeit immer im Schoße einer schönen Natur zubringen. Bei ihren Studien setzen sich ihnen kein Mangel an den nötigen Schriften, kein Mangel an Muße, kein fremdartiger Beruf entgegen. Welche Vorteile, und muß nicht der, welcher sie genießt, ein ganz anderer Mensch werden, als der sie entbehrt? Wie elend schleppen wir uns durch die Welt! Nach München wieder zurückgekehrt, kann ich nur wenige Zeit und abgebrochen meinen Lieblingsbeschäftigungen widmen. Das übrige fordert eine Pflicht, die ich nicht lieben kann. Und zu dieser steten Folter gesellen sich noch die rauhen Schläge des Schicksals, die Entbehrungen eines fühlenden Herzens. So geht das Leben vorüber; wir genossen wenig, wir lernten wenig, wir leisteten wenig. Wär's nicht besser, in der Jugend zu sterben, wär's nicht besser, zu enden?

„Whether 'tis nobler in the mind, to suffer
The stings and arrows of outrageous fortune;
Or to take arms against a sea of troubles,
And by opposing end them?" [1])

Diese unsterblichen Worte drängen sich mir so oft auf. Selbst der Glaube, der uns stärken sollte im Leiden, weist mit der Hand nach dem Himmel. Nur ein einziges Band ist vermögend, uns hier festzuhalten, das Band des Vertrauens, der Liebe. Ein wahrer Freund bleibt doch immer das beste der irdischen Güter. Es giebt Stunden, in denen uns selbst die Studien verhaßt werden; aber es giebt keine so leidenvolle, in der es nicht noch ein Genuß sein sollte, wenn wir

---

[1]) Shakespeare, „Hamlet", Akt III, Scene 1.

unseren ganzen Schmerz in den Busen eines teilnehmenden Freundes ausgießen. Aber Freunde von dieser edeln Art wie selten.

Am 14. Dezember 1816. Ansbach.

So wenig ich mit heiteren Blicken meine nächste wie meine fernere Zukunft betrachten kann, so lebe ich doch in meiner gegenwärtigen Lage einförmig, aber glücklich. Der Umgang mit meinen Eltern, die Bequemlichkeit im väterlichen Hause, die viele Muße, meine Lektüre, alles dies verschafft mir eine so angenehme Existenz, welcher nur die Dauer fehlt. Besonders erfreut mich der Homer, seitdem ich anfing, ihn in der Ursprache zu lesen. Welch eine Kraft, welch einen hohen Wohlklang hat die griechische Sprache, und vielleicht ganz besonders der ionische Dialekt. Wer glaubt nicht am Ufer des Meeres mit dem Chryses zu stehen und es toben zu hören, wenn es heißt:

Βῆ δ'ἀκέων παρὰ θῖνα πολυφλοίσβοιο θαλάσσης [1]).

Wer vernimmt nicht den Schall der Geschosse auf der Schulter des zürnenden Apolls bei dem Vers:

Ἔκλαγξαν δ'ἄῤ ὀϊστοὶ ἐπ' ὤμων χωομένοιο? [2])

Am 17. Dezember 1816. Ansbach.

Ich fühle selbst zu sehr, wie wenig ich wert bin, wenn es mir niemand merken ließe von denen, die um mich her sind. Mein Charakter ist schwach, unhaltbar; gesellschaftliche Talente mangeln mir gänzlich. Mein Herz ist die Beute jedes Zufalls, jeder anziehenden Physiognomie; meine Dichtergaben sind sehr beschränkt, reelle Kenntnisse habe ich keine. Hierzu kommt noch eine Gemütsart, ein gewisses Benehmen gegen die Menschen, das deutlich sehen läßt, daß ich nicht zu jenen Leuten gehöre, die in dieser Welt ihr Glück machen. Wenn ich einigen Wert habe, so ist es das Bestreben nach Tugend, aber dies reicht nicht hin, um zu leben. Meine Freunde ausgenommen, lebe ich eigentlich gar nicht mit den Menschen. Alles ist mir so gleichgültig, selbst meine Berufspflichten. Ich weiß nicht, wo dies alles hinaus will. It is not, nor it cannot come to good [3]).

---

[1]) „Iliade“ I, 34.
[2]) ibidem, v. 46.
[3]) Shakespeare, „Hamlet“, Akt I, Scene 2.

Lektüre:

„La poésie dramatique“ par Diderot.
„Le père de famille“, comédie par le même.
„Le fils naturel“ du même [1]).

Diderot [2]) war mit einer der vorzüglichsten Schriftsteller der französischen Nation, die etwas gegen die Unfehlbarkeit der dramaturgischen Regeln zu sagen wagten. Einer seiner Hauptzwecke dabei war, die ernsthafte Komödie und das bürgerliche Trauerspiel, welche Gattungen er selbst bearbeitete, einzuführen. Diese beiden Arten stellt er zwischen das Lustspiel und Trauerspiel. Er behandelt das Theater durchaus als eine moralische Anstalt. Er will die Franzosen an eine größere Erschütterung gewöhnen und den Dichtern den stärkstmöglichsten Effekt hervorzubringen. Wir wollen keine Worte, wir wollen Effekte. Deswegen hält er außerordentlich viel auf die Pantomimen und hat sie in seinen Stücken genau angegeben. Die Schauspieler sollen malerische Gruppen und Attitüden wie ein Maler selbst hervorbringen. Er erklärt sich gegen alle Theaterstreiche und so auch gegen den Kontrast. Goethes „Tasso“ würde also seinen Beifall nicht erhalten haben; auch schon darum, weil er keine Tableaux darbietet, wie es Diderot nennt. Uebrigens fordert er vom Trauerspiel die größtmöglichste Einfachheit. Gegen die Alexandriner erklärt er sich niemals offen, obgleich man sieht, daß er ihm nicht geneigt ist. Er will Natur; man findet sehr gute Bemerkungen in dem Buche verstreut, obwohl ich ihm in allem nicht Recht geben kann. Ueber die Engländer scheint er nichts erkennen zu wollen, und es scheint, daß er den Shakespeare nicht recht versteht, weil er so wenig auf ihn zu reden kommt und ihn für nichts als einen Menschen ohne Geschmack hält.

Was Diderots eigene Stücke betrifft, so könnte man ihn als den französischen Kotzebue bezeichnen, wenn er nicht mehr Genie, mehr Menschenkenntnis, mehr Fleiß gehabt hätte, als jener. So viel ist klar, daß ihm Kotzebue nachahmte. Auch in den Schauspielen von Diderot giebt es viele Handlungen und wenig Worte; aber diese Worte sagen alles, und sagen gerade das immer, was in die gegenwärtige Lage des Sprechenden paßt. Der „Hausvater“ ist ein herrliches Stück. Wir

---

[1]) „Oeuvres de théâtre avec un discours sur la poésie dramatique, Amsterdam 1759“ (enthält nur die beiden oben genannten Dramen, welche 1757 und 1758 erschienen).

[2]) Denis Diderot (1712—84), der berühmte Encyklopädist.

haben eine Art Nachahmung davon im Deutschen. Im mehr ernsten Stil ist der „natürliche Sohn" geschrieben, meist voll edler, liebenswürdiger Charaktere, besonders Rosalie. Er hat das Ganze in eine Art von Roman gehüllt, um, wie er sagt, einige theatralische Bemerkungen an den Mann zu bringen.

Am 19. Dezember 1816. Ansbach.

Lüder hat mir einen gar angenehmen französischen Brief in Antwort auf meinen geschrieben. Er sagt, daß er wohl auch jene faden Spielgesellschaften kenne, daß man sich aber, wenn man nicht für einen Sonderling gelten wollte, sich ihren Gesetzen unterwerfen und ihnen zum mindesten eine Zeitlang beiwohnen müsse. Zu einem Standeswechsel hat er noch keine Hoffnung. Sein Protektor, der ein Höfling ist, hat die Sache wieder fallen lassen.

Ich habe ihm bereits geantwortet und setzte ihm einen Teil meiner Begriffe über die Gesellschaft auseinander. Da das Leben nur so kurz ist, sagte ich ihm, so laß uns doch wenigstens zur Hälfte nach unseren eigenen Ideen leben, weil wir sonst eigentlich gar nicht gelebt hätten.

Am 20. Dezember 1816. Ansbach.

Oft bin ich nahe daran, zu weinen über meine unglückliche Gemütsart. Ich bin den äußeren Eindrücken auf eine Weise unterworfen, wie es nur bei wenigen Menschen der Fall sein wird.

Als ich diesen Morgen bei Freibergs war, kam auch D. A. Ich hatte ihn seit jener letzten Gesellschaft nicht wieder gesehen. Bei seinem Eintritte fühlte ich die ganze Macht der Sympathie in meinem Herzen. Ich darf, ich will es nicht verhehlen. Ich habe ihn immer geschätzt. Seine freimütigen Gesichtszüge, sein natürlicher Anstand und eine Art von edler Dreistigkeit haben mir, so oft ich ihn sah, gefallen, aber so befangen hat er mich noch nie gemacht. Mein Herz pochte und ich konnte kein Wort hervorbringen. Er grüßte sehr freundlich und fragte sogleich, wie es mir ginge. Ich fühlte, daß es die beste Partie sei, mich gleich zu entfernen, und empfahl mich. Aber da es nicht das erste Mal ist, daß ich gehe, wenn er kommt, so fürchte ich, daß es ihm auffiel. Er hat mir auch noch eine Verbeugung gemacht, die ich aber nicht erwiderte. Er hält mich für kalt und zurückstoßend, doch ist mir lieber, daß ihn mein vermeinter Stolz kränkt, als daß er meine Befangenheit erkannt hätte. Ich fürchte, sie war augenscheinlich. Ich nahm auf eine so flüchtige Weise Abschied und stellte nicht einmal den Stuhl an seinen

Platz. Ich bitte Gott, daß ich ihn, so lange ich noch hier bin, nicht mehr zu sehen brauche. Da ich in ein paar Wochen abreise, so kann ich, wenn ich auch wollte, seine Bekanntschaft nicht mehr machen. Selbst wenn dies geschähe und wir uns gegenseitig schätzen würden, desto schmerzlicher würde es uns fallen, so bald uns trennen zu müssen. Die Vernunft sagt mir also, daß ich recht thue, wenn ich ihn, im Falle ich ihm noch einmal begegnen müßte, steif und wortkarg behandle. Ich schreibe dies alles in mein Tagebuch, weil es mir eine Erleichterung gewährt, es niederzuschreiben, nicht als wenn ich glaubte, daß diese Sache von Folgen wäre. Mein ganzes Bestreben geht seit einiger Zeit dahin, meiner Vernunft immer eine größere Herrschaft als meinen Gefühlen einzuräumen, und ich bin damit so weit gekommen, daß ich D. A. leicht werde vergessen können, da mir nicht einmal sein Inneres bekannt ist. Ich hüte mich, an ihn zu denken, und geschieht es, so suche ich seine unvorteilhaften Seiten hervor. Die beständige Beschäftigung zerstreut mich leicht, besonders da ich mir für diese letzten Tage des Jahres eine große Arbeit vornahm. Auch wacht die nahe Hoffnung auf meine Münchener Freunde und B.s Wiedersehen lebhaft in mir auf. Schon in der kurzen Zeit, in der ich nun schreibe, bin ich um vieles kälter geworden, da ich heftig bewegt war, als ich anfing.

### Lektüre:

„Versuche über mehrere Gegenstände aus der Moral, der Litteratur und dem gesellschaftlichen Leben" von Christian Garve [1]).

Ueber die fünf Bände dieser Schriften lassen sich nur drei Worte sagen: Sie sind vortrefflich. Jeder Deutsche ohne Unterschied sollte sie gelesen haben. Er verbreitet ein klares Licht über alle Gegenstände, die er abhandelt, und erschöpft sie mit einer bewundernswürdigen Feinheit und Allseitigkeit. Wie viel mehr Nutzen und Vergnügen gewähren doch diese allgemein verständlichen Philosophen, als jene bloß spekulativen Köpfe. Besonders haben mich der Aufsatz über „die Kunst zu denken" [2]) und die zwei Bände über „Gesellschaft und Einsamkeit" angezogen [3]). Es ist alles, was man über diese Gegenstände sagen kann, und mit welcher

---

[1]) (1742—98), Popularphilosoph, Freund Gellerts und Weißes. Die „Versuche" erschienen 1792—1802 (Breslau).

[2]) a. a. O. Zweiter Teil, S. 248 ff.

[3]) Zweiter und dritter Teil.

Gründlichkeit. Wie wahr und richtig werden zum Beispiel die Erfordernisse eines guten Gesellschafters auseinandergesetzt [1]. Eine Stelle habe ich mir besonders darin gemerkt, die sich auf D. A. anwenden läßt. „Eine angenehme Gestalt, Leichtigkeit und Behendigkeit in den Bewegungen des Körpers, eine wohlklingende Stimme und ein gewisses Gemisch von Dreistigkeit und Anstand hat schon manchen Menschen ohne sonderliche Gabe der Unterhaltung, ohne Verstand und Einsichten und ohne gesellige Tugenden zu einem sehr aufgesuchten Gesellschafter gemacht" [2]. Dies paßt wirklich auf ihn; nur will ich ihm den Verstand und gesellige Tugenden nicht abstreiten, jedoch eine besondere Gabe der Unterhaltung besitzt er wirklich nicht, so wohl er gelitten ist. Er ist nicht witzig noch launig.

Am 21. Dezember 1816. Ansbach.

Wenn mein Tagebuch Rechenschaft über meine heutige Gemütsstimmung verlangt, so darf ich sagen, daß ich mich so viel als geheilt fühle, und dies ist vielleicht der erste Sieg, den meine Vernunft davonträgt; denn einen Teil desselben bin ich so frei, auf ihre Rechnung zu schreiben. Auch hat diese Neigung in keinem Augenblicke ein leidenschaftliches Gepräge gehabt, das heißt, nie wünschte ich mit Innigkeit D. A.s Bekanntschaft, nie hielt ich sie für ein Glück und das Gegenteil für ein Unglück, mit einem Worte, nie habe ich ihn geliebt. Es war ein unwillkürlicher Trieb, der mich zu ihm hinzog, welcher durch die Furcht, mich zu verraten, verstärkt wurde. Da er so äußerst unbefangen mich behandelte, so fühlte ich eine so große Verlegenheit. Hat er sie bemerkt, so macht ihm sein Stolz vielleicht glauben, daß er mir imponierte. Wie sehr muß ich mich schämen, ihm einige Augenblicke lang so viele Gewalt über mich gegeben zu haben, denn es hätte von ihm abgehangen, mich in eine ausgezeichnete Verwirrung zu bringen.

Er würde mich nimmer und nie begreifen, wenn ich mich ihm auch erklären wollte. Von einer Freundschaft, die sich auf Sympathie gründet, hat er sicherlich nie die Idee gehabt. Wenn er von Sympathie weiß, so hält er sie schlechtweg für einen Wechseltrieb der Geschlechter. Eine feinere Definition derselben wird ihm nie einkommen. Er ist ein artiger und guter Mensch, allein im Denken und Fühlen erhebt er sich gewiß nicht über das Gewöhnliche.

---

[1] a. a. O. Vierter Teil, Kap. IV, S. 36 ff.

[2] Dritter Teil, S. 352.

Abends.

In manchen Augenblicken fürchte ich, diesen Morgen zu viel geprahlt und versprochen zu haben. Die Entfernung kommt mir in jedem Falle zu Hilfe. Wenn ich D. A. vor meiner Abreise nicht wiedersehe, so hoffe ich, leicht zu scheiden. Sollte ich ihn aber noch kurz vorher, eh ich nach München zurückkehre, begegnen müssen, so fürchte ich, daß die gänzliche Unmöglichkeit, ihn ferner zu sehen und zu sprechen, mir beim Abschied schmerzlich genug fallen wird. Ich habe nun einmal seinen Zügen eine entschiedene Gewalt über mich eingeräumt, als ich ihn gestern durch den langen Spiegel mit so viel Anstand zur Thüre hereinkommen sah. So viel vermag ein unverwahrter Augenblick auf ein schwaches Gemüt! Zum mindesten habe ich mir nichts vorzuwerfen, und was ich that, war vernünftig.

Am 22. Dezember 1816. Ansbach.

Von Schnizlein ist ein Brief gekommen. Federigo ist noch nicht in München. Schnizlein stimmt mit meiner hohen Ansicht von der Freundschaft überein; doch meint er, daß Federigo wohl nicht der sein möchte, den ich so lange suche.

Am 25. Dezember 1816. Ansbach.

Ein Gedanke, der mich seit mehreren Tagen stark beschäftigt, ist die Sehnsucht nach — Amerika. Es ist freilich eine weitausschweifende Idee; allein sie gefällt mir. Ich schreibe sie heute nur einstweilen nieder, ohne mich näher darüber zu erklären. Ich glaube, daß die Vereinigten Staaten noch das einzige Land sind, wo man sich auch mit geringen Talenten eine erträgliche Existenz verschaffen kann. Ich habe nichts mehr in meinem Vaterlande zu erwarten, und mein Stand, den ich nicht abschütteln kann, widersteht mir. Sollte ich in Philadelphia nichts werden können als Sprachmeister, so ziehe ich es vor. Ich möchte so gerne mein Glück mir selbst bauen. Die einzige und größte Schwierigkeit ist nun freilich die Reise. Vielleicht läßt sie sich durch ernstlichen Willen überwinden.

Am 26. Dezember 1816. Ansbach.

Ich habe heute D. A. wieder gesehen. Er rief mich von ferne auf der Straße und fragte mich, als ich hinzukam, ob ich tanzte, weil nächstens ein Ball hier sein wird und es so wenige Tänzer giebt. Ich verneinte und sprach übrigens nur ein paar Worte mit ihm. Ich bemerkte deutlich, da ich heute ganz unbefangen war, daß er von meiner vorigen

Verlegenheit nichts gesehen und weder an eine Neigung noch stolze Abneigung von meiner Seite glaubte. Vielmehr hat er keine Idee, keine Ahnung von der Möglichkeit. Ich befürchte von meiner Seite keinen Rückfall mehr. Ich war wortkarg und höflich und habe sicher einen übeln Eindruck auf ihn gemacht.

Am 29. Dezember 1816. Ansbach.

Auch gestern begegnete ich D. A. Er rief mich an und ich konnte bemerken, daß er mir zum wenigsten nicht abgeneigt sei; sonst würde er längst mich haben meinen Weg gehen lassen und sich nicht mehr um mich bekümmern. Wir sprachen mehreres, und ich fragte ihn, ob er nichts nach München zu besorgen habe. Er trug mir Grüße an seinen Bruder auf. Ich bin nun ganz mit ihm in unser altes Verhältnis zurückgetreten. So oft ich ihn noch sehe, werde ich ihm freundlich und höflich entgegenkommen und ebenso wenig eine Kälte affektieren, die nicht in mir ist, als ihn merken lassen, was er mir eine Zeitlang war. Mit etwas mehr Ueberlegung hätte diese, wenn auch nur kurze Thorheit vermieden werden können. Seine ersten Gespräche konnten mir sagen, daß er ein herzlicher und artiger Mensch sei, aber doch kein Mensch, dessen nähere Bekanntschaft mich fesseln würde. Ich habe mir noch nicht abgewöhnt, in jedem Menschen eine gewisse verborgene Tiefe zu suchen, und es scheint doch gewiß, daß manche nicht mehr sind, als was sie in ihrer Konversation aussprechen. D. A. ist wahrscheinlich einer von denen, die sich unter den Worten „nähere Bekanntschaft" wenig oder nichts zu denken wissen. Sie kennen, das ist ihnen genug, sie sprechen mit den Personen von den Begebenheiten des Tags, und wollen nicht mehr.

Am 30. Dezember 1816. Ansbach.

Es kam heute ein Brief von X. aus Landau, der sich aber lange Zeit in Frankenthal aufhielt, wo er sich sehr wohl gefiel, weil er sich abermals verliebte, und diesmal ist es vollends eine vermählte Frau. Den Namen hat er mir nicht genannt. Er giebt sich diesem allen so sorglos hin, er glaubt, seine frühere Geliebte nicht dabei zu vernachlässigen. Ich werde ihm wohl ein wenig den Text lesen. Ich werde ihm sagen, wie leicht aus dieser Zuneigung eine heftige, um sich greifende Leidenschaft entstehen kann, die ihn unglücklicher machen kann, als sonst das traurigste Verhängnis. Auch ist die Liebe zu einer Vermählten an sich selbst etwas Mißliches, ich möchte sagen, Grauenvolles. Wozu soll sie am Ende führen? Ich weiß nur zu wohl, daß, wenn man einmal ge-

liebt, es mit dieser ersten Liebe niemals gethan ist, und daß man Neigung an Neigung reiht. Man könnte die Liebe eine Gewohnheit nennen. Mit meiner eigenen Angelegenheit (und sie war wirklich nahe daran, hierher zu gehören) hat sich eine neue Variation zugetragen. D. A. hat mir gestern bei Freibergs eine Unhöflichkeit gesagt, die mir deutlich zeigte, daß er nicht an mir teilnimmt. Es bleibt mir also, wenn ich ihn noch sehen sollte, nichts übrig, als ihm auf eine gleiche Weise zu begegnen und ihm deutlich zu zeigen, wie wenig mir an ihm gelegen sei. Dies ist eine Art Rache, aber ich weiß nicht, wie ich mich anders hierbei benehmen sollte. Wenn er vielleicht den Glauben gehabt hätte, daß ich mich für ihn interessierte, so darf ihm dieser durchaus nicht bleiben. Ich glaube ihn nun zu kennen. Er gleicht einem Wetterglase. Ich bin vielleicht bei Freibergs gerade nicht gerne gesehen; deswegen begegnet er mir dort steif und sogar unartig.

### Lektüre:

„La loi naturelle“, poème de Voltaire.
„Sur le désastre de Lisbonne“, poème par Voltaire [1]).

Zwei philosophische Gedichte, die sich gerade nicht durch viele neuen Ideen oder Tiefe der Ansicht auszeichnen. Das erste ist dem König von Preußen gewidmet und entwickelt die Gesetze der natürlichen Religion. Er verwahrt sich stark gegen den Atheismus und gegen den Verdacht des Hasses gegen das Christentum, der aber trotz seiner mildernden Anmerkungen überall durchblickt. Er erkennt, daß Gott ein Gesetz in unseren Busen niedergelegt habe, dem wir folgen sollen. Er widerspricht dem Einwurfe, daß dies Gesetz nur die Frucht der Erziehung und Gewohnheit sei, mit sehr schwachen Gründen. Viele Gedanken hat er von Pope, dem er übrigens alle eigenen Gedanken absprechen will, indem er sagt, daß Pope nur versifiziert, was Bolingbroke gedacht habe [2]).

Im zweiten Gedichte widerlegt er den Satz von Pope: „Tout est bien (Whatever is, is right)“ [3]) mit etwas mehr Glück, bei Gelegenheit des Erdbebens von Lissabon. Man kann am Ende nicht leugnen, daß das Uebel auf der Erde ist. Es kann zu unserer Prüfung, zu unserer Strafe da sein. Und insoferne kann man auch Pope verstehen.

---

[1]) Oeuvres ed. Beuchot, Tome XII, p. 156 sq. und p. 191 sq. (beide Gedichte wurden zuerst 1756 gedruckt).

[2]) In der Préface.

[3]) „Essay on Man“, Epistle I, line 289.

„All partial evil universal good“ [1]).

Ein Unfall, wie der von Lissabon, kann fraglich kaum etwas anderem als der freien Wirksamkeit der Materie zugeschrieben werden.

Wenn alles hienieden gut wäre und wir nur eine Maschine, deren Glück und Unglück auf das große All förderlich einwirkt, so wäre wenig von einer Zukunft zu hoffen. Darum schließt auch Voltaire sein Gedicht wirklich recht schön. Er führt nämlich das Gebet eines sterbenden Kalifen an:

„Je t'apporte, o seul Roi, seul être illimité,
Tout ce que tu n'as point dans ton immensité:
Les défauts, les regrets, les maux et l'ignorance.
Mais il pouvait encore ajouter l'espérance“ [2]).

Am 31. Dezember 1816. Ansbach.

Ich beschließe mit dem heutigen Tage ein Jahr und der Rückblick auf dasselbe ist traurig, wenn ich bedenke, wie wenig ich, im ganzen genommen, für meine Bildung in diesem langen Zeitraume gethan habe. Ich las sehr viel, doch vielleicht dachte ich desto weniger. Ich wüßte nichts, worin meine Fortschritte bedeutend gewesen wären. Von größeren poetischen Arbeiten, die vollendet wurden, weiß ich nur „die Tochter Kadmus“ [3]) und die „Erinnerungen an die Schweiz“, die ich später „Schweizergemälde“ [4]) überschrieb, zu nennen. Doch das alles findet sich schon in den Uebersichten der einzelnen Bücher.

In der ersten Hälfte dieses Jahres war ich so ziemlich in Thorheit und Leidenschaft versunken, die zweite hingegen war durch eine Reise nach der Schweiz und durch meinen hiesigen sorgenlosen Aufenthalt sehr glücklich.

## Uebersicht dieses Buches.

Dies mein zwölftes Buch ist gewiß dasjenige, das am wenigsten Fakta unter den bisherigen Epochen meines kleinen und jungen Lebens enthält. Es enthält fast nichts wie Lektüre, und in der Hinsicht wurde auch ziemlich viel gethan. Vielleicht blieb auch das Schreiben nicht

[1]) l. c. line 287.
[2]) l. c. p. 202.
[3]) Vgl. S. 426.
[4]) Vgl. S. 653.

hinter dem Lesen zurück. Ich sammelte die besten meiner einzelnen Gedichte [1]), die ich noch so viel wie möglich ausfeilte, in ein Heft zusammen. Ich ordnete mein Schweizertagebuch und schrieb es vollständig ins Reine. Ich machte viel Auszüge aus Büchern. An eigenen Produktionen vollendete ich, außer etlichen kleinen Gedichten, den ersten Akt des „Hochzeitsgast", und die beiden ersten Scenen des zweiten. An der „Harfe Mohammets" wurde nicht eine Zeile geschrieben. Ueberhaupt war ich sehr arm an poetischen Augenblicken. Mein Studium war vorzüglich das Griechische und ich fahre nun fort, den Homer zu lesen, was mir einen sehr großen Genuß verschafft.

Wenn mein Entschluß in Hinsicht auf die neue Welt zur Reise gedeiht, so ist mir die Epoche merkwürdig, in der er zuerst entstand.

Das Buch enthält auch den Kampf des Naturells gegen die Forderungen der Gesellschaft.

Neue Bekanntschaften machte ich keine, obwohl ich ein paarmal Lust hatte, eine zu machen. Ich kam D. A. auch nicht um das Geringste näher, ein Zeichen, daß wir nicht zusammentaugen, und vielleicht vorzüglich darum, weil er mich nicht ganz mag. Denn ein gemeiner Mensch ist er nicht. Ich hörte ihn einmal über die gewöhnlichen Unterhaltungen der Offiziere der gewöhnlichen Klasse sprechen, die mir zeigte, daß er zum mindesten nicht zu dieser Klasse gehörte. Ich hätte vielleicht einige vergnügte Stunden mit ihm zubringen können, doch wäre es zu viel gefordert, an jedem Orte, wo man auch nur kurz verweilt, eine interessante Bekanntschaft finden zu wollen.

---

## Erwähnte Schriften.

Die Bestimmung des Menschen von Fichte.
Cato, tragedy by Addison.
Memoiren des Marquis de La Fare, des Duc de St. Simon ꝛc.
Tour of Doktor Syntax.
Schriften von Luzian, 8 B., übersetzt von Klein.
The 2 and 3 part of Henry VI. and Richard III., by Shakespeare.
Orlando Furioso di L. Ariosto. 5 V.
Sur la poésie épique par Voltaire.
Des Mittelalters Volksglaube und Heroensagen von Dobeneck.

[1]) Vermutlich erhalten in dem Heftchen Mss. Mon. Nr. 5.

Réflexions sur le Suicide, par Mad. de Staël.
Epigramme von Kästner. 2 B.
The triumph of Benevolence.
Ueber Selbstkunde, Menschenkenntnis ꝛc. von Nikolai. 2 B.
Ueber Gesellschaft und Umgang von Pockels, 3 Bd.
Oedipe, Mariamne, tragédies par Voltaire.
De l'esprit de conquête etc. par Benjamin Constant.
Delphine par Mad. de Staël.
Ueber die Weiber von Brandes.
La poésie dramatique; Le père de famille; Le fils naturel, comédies par Diderot.
Versuche über mehrere Gegenstände ꝛc. von Garve. 6 B.
La loi naturelle par Voltaire.
Sur le désastre de Lisbonne par Voltaire.

# Memorandum meines Lebens.

---

## Dreizehntes Buch.

Enthält Diarien vom 1. Januar 1817 bis 1. Juni 1817, meiner Abreise nach dem Schliersee.

„Die Erinnerung ist das einzige Paradies,
aus dem wir nicht getrieben werden können."
Jean Paul.

„How weary, stale, flat and unprofitable
Seem to me all the uses of this world!“

Shakespeare [1]).

[1]) „Hamlet“, Act I, sc. 2.

Am 1. Januar 1817. Ansbach.

Ahnung und Ueberlegung scheinen mir anzudeuten, daß dies vor mir liegende Jahr von beträchtlichem Einflusse auf mein ganzes Leben sein möchte. Ich kann mir in meinem Stande nicht gefallen; ich kann den Gedanken nicht ertragen, mich ein ganzes Leben in demselben herumzuschleppen. Ich glaube kürzlich einen Ausweg gefunden zu haben, den einzigen, den es in meinen Umständen giebt; er ist sehr gewagt, aber wir leben, um zu wagen. Was ist am Ende das Aeußerste, was uns begegnen kann? Der Tod. Wie wenig ist der Tod! Ja, ich wiederhole auch heute meinen Entschluß, alle meine jetzigen Verhältnisse abzuwerfen; und in einem anderen Weltteil eine andere Existenz zu suchen; oder zu Grunde zu gehen.

Im Laufe dieses Jahres muß sich mein Vorhaben entscheiden. Der Rat meiner Freunde wird es bestimmen helfen.

Es ist doch immer etwas Graunvolles um den Anfang einer neuen Zeit. Wir vertrauen ihr nicht, sie hat uns weder Beweise ihrer Tücke, noch ihres Wohlwollens gegeben; selbst die alte Jahreszahl ist uns lieb geworden, und die neue mahnt uns lange an etwas Fremdes.

So kommt es mir auch vor, daß sich's im Laufe dieses Jahres entscheiden müsse, durch irgend ein gelungenes oder mißlungenes Werk, ob ich poetisches Talent habe, oder ob ich für immer aufhören müsse, den Musen zu opfern. Ich werde nun bald nach München zurückkehren, allein in Hinsicht auf B. hoffe ich nichts. Es wäre Zeit in der That, endlich einmal diese Irrtümer, die sich erblich fortzupflanzen scheinen, abzuschwören. Doch vielleicht sollen sie plötzlich gehoben werden.

Am 2. Januar 1817. Ansbach.

Ich beantwortete heute Xylanders Brief, und schrieb ihm ziemlich ausführlich, was ich schon vor einigen Tagen anmerkte. Ich fragte ihn

was er wollte? was er bei der Liebe zu einer vermählten Frau hoffen könnte, und gleichwohl müsse er hoffen, weil er liebte? Ich sagte ihm, daß die bloße Absicht, einem Manne das Herz seiner Frau zu rauben, noch schlimmer sei, als die, ihn zum Hahnrei zu machen. Ich riet ihm auch, sein neues Verhältnis der früheren Geliebten unverhohlen zu gestehen, wenn er, setzte ich hinzu, nicht die Achtung aller jener freimütigen Menschen verlieren wolle, die nichts Heimliches in ihrem offenen Leben dulden können.

Von Gruber erhielt ich heute eine Antwort. Sein französischer Stil ist sehr geläufig. Er schreibt noch immer sehr verbindlich, richtet sogar die Schillerschen Worte an mich:

„Dich erwähl' ich zum Lehrer, zum Freund. Dein lebendiges Bilden
Lehrt mich, dein lehrendes Wort rühret lebendig mein Herz" [1]).

Am 4. Januar 1817. Ansbach.

Heute schrieb ich meine ersten Verse in diesem Jahre nieder. Es ist ein Gedicht in Distichen, mit der Ueberschrift „Amerika" [2]), in dem ich meinen neuen Plan mit seinen Gründen niederlege, wie ich denn gerne gleich jede Idee, die mir aufsteigt, von der poetischen Seite auffasse. Ich habe bis jetzt noch nicht die geringste Aussicht, zu meinem entfernten Zwecke zu gelangen; auch ward er noch niemanden mitgeteilt, allein was vermag nicht der Mensch mit Willen und Anstrengung?

Am 6. Januar 1817. Ansbach.

Wenn ich an meine nahe Abreise denke, so muß ich gestehen, daß mir oft der Gedanke kommt, als hätte ich unrecht gethan, D.s nähere Bekanntschaft zu suchen, da ich doch nicht hindern konnte, daß mich die Idee daran öfters beschäftigte. Dann scheint es mir, als habe ich mancherlei an ihm bemerkt, das auf eine günstige Meinung für mich schließen ließe. Dann sagt mir aber auch die Vernunft, daß nur meine eingebildete Eitelkeit mich dergleichen glauben machte, da er selbst nie ein Wort gegen mich fallen ließ, was auf den Wunsch einer Annäherung deutete, obgleich er gar nicht der Mensch ist, der solches aus Zurückhaltung oder Schüchternheit vermeiden sollte. Wenn er auch gerade keine Abneigung gegen mich hegte, so hat ihn doch gewiß mein kaltes und abgemessenes Benehmen in Bälde von mir zurückgeschreckt. Er, der immer in Zerstreuung lebt,

[1]) Gedichte, Votivtafeln, „An ***".
[2]) Vgl. R. I, S. 691 ff.

und fast jeden Abend in einem Kreise wahrhaft artiger Mädchen zubringt, was sollte er sich um einen finsteren Menschen bekümmern? wie sollte er eine Sehnsucht nach den ernsteren Unterhaltungen der Freundschaft empfinden, eine Sehnsucht, die mehr von einem einsamen und kontemplativen Leben erzeugt wird? Ich darf daher ohne Sorgen sein, daß er ähnliche Wünsche, wie ich, beherbergte. Was mich selbst betrifft, unterdrücke ich meine Hoffnungen leicht, weil ich schon daran gewöhnt bin. Sollten wir uns auch wirklich verkannt haben, ist dies nicht das Schicksal so vieler Menschen? In jedem Falle läßt sich jetzt nichts mehr gut machen, und die Trennung vertilgt jede reuige Anwandlung. Ueberhaupt war das Ganze wohl nichts, als das Bedürfnis des Herzens und der Phantasie, zu lieben, das ich mir nicht ohne freundschaftliche Mitteilung denken kann. Was mich für D. einnahm, war die Annehmlichkeit des ersten Eindrucks, den er auf mich machte, und dies deutet doch immer auf eine gewisse Annehmlichkeit der Gemüter, die sich in den Gesichtszügen doch wenigstens zum Teile abspiegeln. Selbst ein kalter, philosophischer Kopf, Grävell[1]), dessen neuestes Werk[2]) ich jetzt lese, sagt davon:

„Man kann auf den ersten Eindruck, welchen andere Menschen auf uns machen, sehr viel geben, und thut wohl, ihm zu vertrauen, wenn man keine anderen triftigen Gründe dagegen hat. Denn nur allzu oft wird die Erfahrung lehren, daß wenn auch jemand den ersten Eindruck verwischt hat, bei einer recht nahen Bekanntschaft man wieder auf denselben zurückkommen muß.“ Er setzt weiter unten hinzu, daß man gleichwohl nicht zuviel auf denselben bauen müsse[3]), und das habe ich auch nicht gethan. Ich mißtraute ihm vielmehr, weil er mich nicht zum erstenmale würde betrogen haben. Wie würde D. lachen, wenn er wüßte, daß er mir so viel zu schaffen gemacht habe.

Ich war so unglücklich, ihn in diesem neuen Jahre schon dreimal bei Besuchen zu treffen; doch kam er immer später, und ich ging sogleich, wenn er kam. Dies mag er bemerkt haben. Gesprochen habe ich ihn daher in dieser Zeit noch nicht, und ich hoffe, daß es auch nicht geschehen soll, da ich Ansbach in acht Tagen verlasse. Vielleicht, ja vielleicht schenkt mir einst Federigo, was mir von anderen bisher ver-

---

[1]) M. C. W. F. Grävell (1781—1860) freisinniger Politiker und Popularphilosoph.

[2]) „Der Mensch“. Siehe S. 722.

[3]) a. a. O. S. 188 (Dritte Auflage).

sagt wurde, jener Federigo, welchem ich mit Recht den Beinamen il dilettissimo, il lungo desiderato geben könnte. Aber mir selbst fällt hiebei ein Vers aus meinem „Hochzeitgaste" ein:

Die Liebe schaukelt dich von Wahn zu Wahn.

Am 7. Januar 1817. Ansbach.

In diesen den letzten Tagen meines Hierseins drängen sich mir noch so viele Geschäfte auf, daß ich bei jedem anderweitigen Gespräch oder Besuch in eine Zerstreutheit sondergleichen falle. Wie wird es mir aber erst in München gehen, wo ich nicht den sechsten Teil meiner hiesigen Muße habe, und durch so viele insipide Geschäfte in meinen geistigen unterbrochen werde. Für diese Tage hat meine Gedankenunruhe das Gute, daß mir wenige Augenblicke bleiben, des gestern Erwähnten zu denken. Mein voriges Buch spricht einmal von dem Plane zu einem didaktischen Gedicht über die „Freundschaft" [1]). Diese Idee wurde wieder in mir rege, und eine Skizze des ersten Gesangs entworfen, auch der Hauptinhalt der beiden übrigen projektiert. Sobald es weiter gedeiht ein mehreres. In Hinsicht des Versmaßes bestimmte ich mich für ungereimte Jamben, in denen ich mich am freiesten bewege. Den Eingang des Ganzen habe ich schon auswendig im Kopfe, will ihn aber noch nicht zu Papiere bringen, weil ich mich schäme, allerorten so viele unvollendete Arbeiten in meinem Schreibtische umherliegen zu sehen. Besonders liegt mir mein „Hochzeitgast" [2]) am Herzen; allein ich genieße nun einmal keiner günstigen Stunde dafür. Ich neige mich in diesen Augenblicken mehr zur Reflexion.

## Lektüre:

„Der Mensch, eine Untersuchung von Grävell, für gebildete Leser. 1815" [3]).

Dies Buch hat mich nicht nur sehr angezogen, sondern mich auch mit vielen neuen Ideen und Ansichten bereichert, und mich zugleich befestigt in meinen bisherigen Meinungen über Gott und die Welt. Der Verfasser leitet uns von der ersten erkannten Wirklichkeit, dem Selbstbewußtsein, empor, auf der Stufenleiter der Erkenntnis, bis zu Gott, der Religion, dem Christentum. Es scheint mir ein großer Geist über

[1]) Siehe S. 684.

[2]) Vgl. S. 658 und 696.

[3]) Erste Auflage 1813 (nicht 1815), zweite 1817.

den neuesten deutschen Schriften, in Hinsicht auf Philosophie und Moral, eine hohe Aufklärung, die aber die Grenzen gesunder Vernunft nie überschreitet, die den Glauben zu schätzen weiß, ohne sich dem einreißenden Mystizismus und einem Rücksprung in den Katholizismus, so wenig der Zeit angemessen, hinzugeben, eine Aufklärung, die die reine Moral der Lehre Christi erkennt, aber sie immer mehr von allen Vorurteilen, allen Nebendingen, allen später erfundenen Mysterien zu reinigen sucht. Diese meine Meinung bekräftigt auch das Hauptwerk unserer Tage, das Konversationslexikon, dessen Verbreitung vielen Nutzen stiften kann. Die Zeit scheint mir einer zweiten Reformation entgegenzureifen. Unsere Enkel werden noch Christen sein, aber von anderer Art als wir. Das wahrste Wort in Werners „Weihe der Kraft" ist wohl das:

„Noch ist es Licht nicht, doch der Morgen tagt" [1]).

---

„Principes philosophiques, politiques et moraux", par le Major Weiss [2]). 3 Vol.

Man kann diese Schrift unter jene rechnen, die von gebildeten und guten Köpfen, aus dem Einflusse vieler Welterfahrung, die sie gehabt, herrühren. Der Verfasser ist ein Berner; so wie er aber französisch schreibt, so reiht er sich auch ganz an die Art der französischen Philosophen. Er hat alle seine Principes in einzelnen Kapiteln, nicht gerade in der größten Ordnung aneinander gereiht. Solange sein Vortrag mehr praktisch ist, bleibt er immer sehr lehrreich, nicht so, wenn er spekulieren will. So z. B. meint er, Gott sei im Raum eingeschlossen. Ich habe sehr viel Gutes aus dem Werke geschöpft, doch mißfiel mir manches. Die Alten behandelt der Verfasser mit einer wegwerfenden Geringschätzung [3]). Er scheint die Vorzüge, die sie in mancher Hinsicht vor den Neueren haben, gar nicht zu fühlen, und nicht erkennen zu wollen, wie viel wir ihnen schuldig sind; noch stehen ihre Euklide, ihre Thukydides, ihre Plutarche, ihre Platos ziemlich hoch und fast unerreicht da. Noch haben die Neueren keinen Dichter, der sich Homeren, noch keinen

---

[1]) a. a. O. „Prolog", Strophe 58 (S. XVIII der Ausgabe von 1807):
„Noch ist es Tag nicht, doch der Morgen grauet".

[2]) François Rudolphe de Weiß (1731—1802), Schweizer Publizist, der in der Schweiz und in Preußen als Militär diente, von Friedrich II. den Rang eines Obersten erhielt und als Staatsrat in Bern starb. Die „Principes" erschienen Genève 1780 und öfter.

[3]) l. c. I, p. 3 sq.

Bildhauer, der sich mit dem Phidias vergleichen dürfte. Doch besonders dies letztere beachtet der Major Weiß nicht, denn die Künste hat er ebenfalls in großem Mißkredit. Er bedenkt nicht, daß das Schöne zum Guten führt.

Er artet manchmal in eine große Frechheit der Schreibart aus. Da er die Tugend nur als etwas Relatives betrachtet [1]), so hält er die Befriedigung der Sinnlichkeit nicht dann für erlaubt, wenn sie mit der Liebe Hand in Hand geht, sondern nur dann, wenn sie der Gesellschaft auf keine Weise Schaden bringen kann. Daher rät er jungen Leuten, deren Gesundheit es, wie er meint, zu nachteilig sein würde, ihren Geschlechtstrieb zu unterdrücken, sich an häßliche oder alte Gegenstände zu halten! [2]) Dies hieße den Menschen ganz zum Tiere herabwürdigen, während seine geistige und tierische Natur im beständigen Einklange stehen soll. So stellt Herr Weiß auch unter dem Titel „Le militaire“ das Ideal eines Offiziers auf, worunter unter anderem vorkommt, daß er Libertin ist [3]). Daß die Libertinage unter die militärischen Tugenden gehört, wußte man bisher noch nicht. Die Kapitel über Scham und Keuschheit [4]) sind gleichfalls sehr frivol behandelt. Es ist in unseren Zeiten nicht vonnöten, diese beiden Eigenschaften in ein zweideutiges Licht zu stellen.

---

„Pensées philosophiques“ par Diderot [5]).

Eine Reihe hingeworfener Ideen, die für unsere Zeit wenig Neues mehr enthalten. Die Leidenschaften werden verteidigt; die Devotion und der Atheismus angegriffen, und der Glaube an Wunder in der christlichen Religion verworfen. Dem ganzen liegt mehr Skeptizismus, als ein festes System zu Grunde.

---

„Epître au malheur“, par Mad. de Staël [6]).

„Le lac Leman“, par Mr. B. [7]).

---

[1]) l. c. I, p. 12 sq.

[2]) I, p. 97.

[3]) II, 335 sq. und p. 343.

[4]) I, p. 366 und 378 sq.

[5]) La Haye, 1746.

[6]) „Epître au malheur ou Adèle et Edouard“, cf. Recueil de morceaux détachés (1797), Oeuvres (1820 ff.), Tome XVII, à la tête.

[7]) Vgl. Bridel (J. Ph. L.), „Poésies Helvétiennes“.

„Ruth, églogue par Florian“ [1]).
„Alexanders feast or the triumph of music“ by Dryden [2]).
„Elegy in a country churchyard“ by Gray [3]).

Hier also wieder eine Vermehrung meiner Erfahrungen im Reiche der Poesie.

Das erste dieser Gedichte ist von den Jugendarbeiten der Verfasserin, deshalb auch von geringerem Werte. Es enthält eine Geschichte aus der französischen Revolution und der Stoff an sich selbst ist zu modern. Ich merkte mir die beiden Verse:

„Quand le temps nous prépare au plus grand sacrifice,
Le désespoir lui-même est calme en ses discours“ [4]).

---

Das zweite las ich nur, um es mit dem von Matthisson [5]) über dieselben Gegenstände zu vergleichen, doch hält es diese Vergleichung in keiner Hinsicht aus. Es findet sich in den „Poésies helvétiennes“ [6]). Ihr Verfasser besitzt alles, nur kein Genie. Die Verse sind fließend, die Gedanken gut, sogar poetisch, doch ist es unmöglich, daß man davon ergriffen werde. Er spricht beständig von Melancholie, aber es findet sich keine in den Gedichten. Es erinnert an die Worte:

„Man kann der erste Freund der Musen,
Und doch der letzte Dichter sein.“ [69]

---

Florians „Ruth“ gehört ohne Zweifel unter die besten Eklogen der Franzosen. Man trifft selten so viele Einfachheit und Einfalt mit dem Alexandriner vereinigt. In allem, was Florian geschrieben hat, zeigt sich ein Geist, der über das Mittelmäßige erhaben ist, ohne zum Höchsten sich schwingen zu können. Ich las auch mehrere seiner einzelnen Gedichte und Erzählungen.

---

[1]) Paris 1784, vgl. S. 316, Anmerkung [1]).

[2]) John Dryden (1631—1700), glänzender Stilistiker und Hofdichter unter Karl II. und Jakob II. Die „Ode for St. Cecilia's Day“, die er in der Dürftigkeit seiner letzten Jahre schrieb, erschien zuerst London 1697; später in seinen „Fables Ancient and Modern etc.“ (London 1721), p. 233 sq.

[3]) „Poetical Works“, (London 1800), p. 88 sq., vgl. S. 268, Anmerkung [7]).

[4]) Oeuvres XVII, p. 407.

[5]) Vgl. „Gedichte“ (Tübingen 1811), zweiter Teil.

[6]) Siehe S. 724, Anmerkung [7]).

Drydens „Ode am Cäcilientage" trug nicht wenig zu seinem Ruhme bei; doch ist die Poesie an sich selbst gerade nicht so erhaben; allein schon die musikalische Wirkung, die dies Werk bei bloßer Lektüre hervorbringt, ist außerordentlich. Die Stelle, wo Alexander Jupiter zu sein glaubt, wo er im Geist alle seine Schlachten wieder durchzukämpfen scheint, und endlich die, als Timotheus vom Schicksal des Darius singt [1], sind in jener Hinsicht vielleicht ohnegleichen.

---

Von Grays „Dorfkirchhof" haben wir mehrere Uebersetzungen, wovon die von Seume [2]) unstreitig die beste ist. Vielleicht hat außer den Dichtern nur Young gewußt, eine so große Fülle von Bildern in einen engen Raum zu drängen. Im Deutschen ist dies, der Weitschweifigkeit der Sprache wegen, ohnehin nicht gut möglich. Der Vorwurf, den man Gray machen könnte, ist der des zu häufigen Gebrauchs malender Beiwörter, gegen welchen Goldsmith im „Vicar of Wakefield" eifert [3]). Daß er sich aber mit einfacher Größe verträgt, zeigt schon Homer. Durch dieses ganze Gedicht zieht sich eine so sinnige Melancholie, die fast nur den Engländern wohlsteht. Die Grabschrift ist sehr schön [4]). Die Idee, daß in einer Bauernseele oft ein Milton, ein Cromwell schliefe [5]), ist vielleicht mehr poetisch wie philosophisch. Zum wenigsten würde sie nicht vor den Richterstuhl eines Helvetius taugen.

Am 12. Januar 1817. Ansbach.

Uebermorgen reise ich ab, dem alten Schlendrian zu. Ich fühle mich mißmutig. Wie lange werde ich dies Alltagsleben noch ertragen müssen. Mag aus mir werden, was da will, es ist notwendig, daß ich in die Welt komme. Der Plan nach Amerika erscheint mir noch der einzig mögliche bisher. Ich muß meine jetzigen Verhältnisse bis auf den Namen abschwören, wenn ich frei sein soll. Es ist in mancher Hinsicht so vorteilhaft, einen ganz unbekannten Namen und keine Familie zu haben. Da ich einmal zum Leben verdammt bin, so will ich wenigstens wirklich leben.

---

[1]) l. c. („Fables ancient"), p. 235, 236.

[2]) „Gesammelte Schriften" ed. J. P. Zimmermann (Wiesbaden 1825), vierter Band, S. 244 ff. „Elegie geschrieben auf einem Dorfkirchhofe".

[3]) l. c. chap. VIII.

[4]) st. 29—30.

[5]) st. 15.

Heute habe ich mir noch einmal ein nordisches Vergnügen gemacht; ich übte meine Wasserkothurnen, was das Wetter lange Zeit nicht erlaubte, und was mir in München ohnehin nicht möglich sein wird.

Diesen Morgen machte ich bereits den größten Teil meiner Abschiedsbesuche. Gewissermaßen bin ich froh, daß ich abreise. Mein Geist war nahe daran, sich in ein neues Verhältnis zu verwickeln, aus dem doch kein glückliches Resultat hervorgegangen sein würde. Ich könnte, ja, ich sollte vielleicht mehr über diesen Gegenstand sagen; allein wozu? Es ist nun einmal vorüber, so soll es denn gänzlich vorüber sein.

Am 13. Januar 1817. Ansbach.

Es ist Nacht, und morgen frühe reise ich ab, um Eltern, Verwandte und Vaterstadt vielleicht in langer, langer Zeit nicht wiederzusehen. Dies freundliche Vierteljahr ist vorüber. Aus dem Schoße der Meinen eile ich wieder zu jenen fremden, kalten Menschen. Ich verkenne es nicht, daß ich Freunde in München habe. Besonders heiterte mich heute ein Brief von Schnizlein auf, worin er mir meldet, daß er bereits, in der Nähe des Englischen Gartens, wie ich es immer wünschte, ein Quartier für mich und die nötigen Bequemlichkeiten besorgt habe. Ich bin ihm viele Erkenntlichkeit schuldig; er ist kein Freund mit Worten, sondern ein wirklicher, thätiger. Noch sehr angenehm ist es, daß er ganz in meiner Nachbarschaft wohnt. So finde ich doch gleich eine Heimat und etwas Geliebtes.

Es trug noch etwas bei, mir die Trennung von hier schwerer zu machen. Als ich diesen Morgen von meiner Tante Lindenfels Abschied nahm, brachte sie das Gespräch mehrmals auf D. Sie nannte ihn einen sehr bescheidenen, sanften, artigen jungen Menschen, einen gesitteten Offizier von herzlich gutem Charakter, voll Bestreben, sich zu bilden, einen Freund der Lektüre. Das also ist er (und warum sollte ich nicht glauben, was mir eine so gute, verständige Frau sagt?), das ist er, und ich lebte drei Monate in seiner Nähe und lernte ihn nicht kennen, obschon mich lebhafte Sympathie an ihn hinzog! Und war es nicht vorzüglich mein Stolz, mein Eigensinn, der mich davon zurückhielt? Kann ich leugnen, daß er mir allenthalben freundlich entgegenkam? Man sollte jedes Glück bei den Haaren ergreifen, und ich streckte nicht einmal die Hand danach aus. Jetzt ist Resignation abermals alles, was mir bleibt. Ich suche so lange das Ideal eines Freundes; bin ich gewiß, ob dieser Jüngling ihm nicht nahe gekommen wäre? Die ganze letzte Woche sah ich ihn gar nicht mehr, konnte also nicht einmal beim Abschied mein Unrecht

wieder einigermaßen gut machen; in diesem Jahre habe ich nicht mehr mit ihm gesprochen, sondern ihn bloß gegrüßt.

Am 14. Januar 1817. Eichstätt.

Heute morgen reiste ich ab in Begleitung zweier Frauenzimmer, wovon die eine nach Ingolstadt, die andere nach München geht. Letztere, die Mamsell Raab heißt, ist ziemlich artig; doch unterhält mich keine. Ich habe ganz andere Dinge im Kopf und sehe bald vorwärts in die Zukunft, bald in die Vergangenheit zurück; aber beides mit Trauer. Der Abschied von meinen Eltern fiel mir schwer; mein Vater ist alt und krank, wer weiß, ob ich ihn wiedersehe? Auch D.s Andenken drängte sich mir häufig auf, und was mir meine Tante von ihm gesagt hat. Es wäre leicht gewesen, seine nähere Bekanntschaft zu machen, und würde auch noch wirklich geschehen sein, da sich meine Tante gleichsam dafür zu interessieren schien. Nun quält mich die leidige Unmöglichkeit, mein Unrecht wieder gut zu machen, die Unmöglichkeit, ihn unter Jahren wiederzusehen, und wer weiß, ob dann? Die Trennung von Menschen, die wir zu spät schätzen lernen, von denen wir nicht hoffen können, geschätzt zu werden, denen wir kein Lebewohl sagen durften, hat immer einen Anstrich von Schwermut. Doch ist es er vielleicht nicht so sehr, den ich vermissen werde; ich gefiel mir in Ansbach in einem jugendlichen Kreise weiblicher Wesen, der mir um so wohlthätiger war, als keine von ihnen einen tieferen und somit schmerzlichen Eindruck auf mich machte. Dies entbehre ich in München fast gänzlich. Ich habe mir diesmal in meiner Vaterstadt besser als jemals gefallen. Und wenn ich nun in die Zukunft sehe, daß entweder eine verhaßte, geistlose Existenz oder — Amerika vor mir daliegt — was soll ich sagen? Amerika! Werde ich mich losreißen können von so mannigfaltigen Banden? Werde ich diesem allen entsagen können, was mir lieb ist? Und doch ist kein anderer Ausweg.

Am 15. Januar 1817. Pfaffenhofen.

Welch eine Menge von Abstufungen, von Nüancen hat das große, feine Gefühl, das wir die Liebe nennen! Wie viele empfand ich nicht davon und empfinde eine in diesem Augenblick! D. war auch bei der heutigen Fahrt mein Gedanke. Meine Neigung zu ihm hat etwas so Mildes, Sanftes, wie ich noch nie gefühlt. Selbst das Schmerzliche der Trennung wird durch das Wohlthätige in der Empfindung von Zeit zu Zeit gleichsam zum Schweigen gebracht. Allein was kann ich nun anderes

thun, als mich anstrengen zu vergessen, da ich so ganz ohne Hoffnung bin? Sein Briefwechsel würde mich glücklich machen, aber ich kann nicht dazu gelangen. Selbst die Vernunft scheint mir jetzt zu sagen: wir würden Freunde gewesen sein. Die Aufmerksamkeit, die ich immer auf seine Fehler hatte, zeigt von keiner blinden Liebe. Wir würden uns gegenseitig vervollkommnet haben. Wenn er selbst kalt geblieben wäre, meine Wärme, meine innige Neigung hätte ihn angesteckt. Vielleicht hat er noch nie die wahren Freuden der Freundschaft genossen. Doch wozu soll das alles? Wir sind geschieden. Die Klage bleibt mir. So ergoß ich auch heute mein Innerstes in ein Sonett. Das einzige, was mir die Musen gewähren, sind belebte Erinnerungen meiner Schmerzen.

Am 16. Januar 1817. München.

„A friend is worth all hazard we can run“ [1]).

Wenn ich diesen Vers besser überlegt hätte, so würde ich anders gehandelt haben. Ich hätte etwas wagen sollen. Wär' ich betrogen gewesen, konnte ich mich immer noch zurückziehen oder einen Vorwand zur Entzweiung finden; und wäre ich es nicht gewesen, um wie viel reicher kehrte ich hier zurück! Zum wenigsten hätte ich meiner Tante mich vertrauen sollen, was sich recht gut in das Verhältnis schickte, worin ich mit ihr stehe. Dann würde ich leicht seine Bekanntschaft gemacht haben. Was hatte ich denn am Ende zu wagen, da mich doch eine baldige Entfernung von ihm trennte, wenn mich auch der gethane Schritt gereut hätte? Es ist gewiß, daß D. liebenswürdige Seiten hat, und seine Artigkeit hat so etwas Zutrauliches und Anziehendes. Auf ihn scheinen ganz die Verse gemacht:

„Ev'n goodness self we better see,
When dress'd by gentle courtesy.“ [70]

Ich erwähne dieser Sache heute noch einmal, um sie dann auch auf immer in den Lethe zu senken, denn was kann ich anderes thun?

Heute mittag kam ich hier an und gefalle mir ziemlich gut in meiner neuen Wohnung. Ich habe noch niemand gesehen, als Schnizlein, der den Abend bei mir zubrachte. Auch Fritz Fugger ist hier, aber nicht Federigo.

---

1) Young, „Night-thoughts“, II, line 537.

Am 17. Januar 1817. München.

Diesen Morgen machte ich bereits meine Meldungsbesuche und sah auch die meisten meiner Bekannten. Aber noch will es mir nicht hier behagen. Es ist kein wahres Leben mehr. Eine Menge herzloser Geschäfte und ein paar Abendstunden den Studien, so wird es nun fortgehen von einem Tage zum andern. Was ist das für ein Dasein, für ein Genuß. Selbst die Freunde kann man hier nicht vereinigen, der eine wohnt an jenem, der andere an diesem Ende der Stadt, und man sieht sich nur selten. Ich war so glücklich in Ansbach! Ich darf nicht daran denken. Ist die Gegenwart nicht genug, muß auch die Erinnerung noch elend machen?

Ich war bereits bei Fugger, und er wird noch ziemlich lange hier bleiben, was mich sehr erfreut. Nathan sprach ich in der Harmonie. Er erzählte mir von einem Samstagszirkel, den er mit Liebeskind, Dall'-Armi, Sauerzapf und Herdegen errichtete. Er war zur Unterhaltung und Lektüre bestimmt, kam aber bald in Abnahme, da Liebeskind insbesondere fast nichts that als aß und schlief. Wenn der Karneval zu Ende ist, werden sie ihn wieder reorganisieren, und Nathan lud mich dazu ein.

Liebeskind unterhielt mich mit seinem ersten Liebesabenteuer, und las mir seine Apostrophen an den gefeierten Gegenstand vor. Es ist ein Mädchen aus Bamberg, das einige Zeit hier war. Er wollte mir zeigen, daß er auch feinerer Gefühle fähig wäre. Nathan hingegen sagte mir, daß er ihm mehrere seiner Liebesbriefe hätte diktieren müssen, und daß ihn die Angebetete mit einer langen Nase zurückgewiesen, während Liebeskind feurig geliebt zu sein glaubt.

Nathan betrachtete meinen Plan nach Amerika mit günstigen Augen, er meinte, er wollte mit mir gehen, wenn es dahin kommen sollte. Doch mag dies nur eine Redensart gewesen sein; denn Nathan Schlichtegroll ist kein Mensch ohne Aussichten, und eine Art von Verzweiflungsanfall gehört doch immer dazu, alles zu lassen, was man ist und hat, um ein Werdensollendes, Ungewisses. Und dann auf immer den teuern Banden heimischer Freundschaft und Verwandtschaft zu entsagen, fällt doch hart.

Auch bei Perglas war ich, und er hat schon diesen Besuch erwidert. Er hat nun bessere Aussichten und hofft, bis künftigen Herbst nach Göttingen zu gehen, um dort zu studieren. Ich wünsche, daß zum wenigsten meine Freunde glücklich seien, wenn auch ich es nicht bin.

Mein Oberst empfing mich ziemlich gut, die Offiziere meines Regi-

ments teils freundlich, teils zuvorkommend, wie zum Beispiel Dall'Armi, aber ich darf sagen größtenteils kalt, spöttisch, ohne Teilnahme.

Am 18. Januar 1817. München.

Fugger war heute morgen da; doch hab' ich mich nie recht in ihn finden können. Er scheint durchaus nicht an mir teilzunehmen, und ich weiß nicht, warum er eigentlich meine Gesellschaft sucht. Er gehört zu dem Kreise meiner näheren Bekannten, ja derjenigen, die man gewöhnlich mit dem Namen Freunde zu umfassen pflegt, aber so viel wir auch zusammen sprechen, nie ist ein herzliches Wort zwischen uns gewechselt worden. Er kommt mir auch manchmal ziemlich seicht vor; ich fürchte, er denkt wenig nach. Wenn ich von philosophischen Schriften spreche, lacht er mich aus. Es ist aber wohl möglich, daß ich mich in ihm irre.

Auch Lüder kam mir nicht mit jener Herzlichkeit entgegen, wie ich ihm, und die ich erwartete. Ich sah ihn heute beim Major Bauer, bei dem er den ganzen Tag arbeitet, wo ich mit Schnizlein hinging. Es war der Oberst Zoller da und deswegen konnte ich mit Lüder nur wenig mich unterhalten und muß die nächste Gelegenheit abwarten. Dem Major ward die Abfassung eines neuen Reglements aufgetragen, wobei Herdegen und Lüder die Zeichnungen besorgen.

Auch Perglas sah ich heute, da ich mit ihm an derselben Tafel esse. Ich lernte auch meine Hausfrau kennen. Sie ist eine ziemlich artige Frau, soviel ich bemerkte. Ich fand sie mitten unter ihren Kindern, deren sie sieben hat. Ihr Mann ist Rat und heißt Ellersdorfer. Das Unangenehme meiner sonst hübschen Wohnung ist die große Entfernung von der Stadt, oder vielleicht von unserem Paradeplatz und der Kaserne.

Am 19. Januar 1817. München.

Ich war heute zum erstenmale bei Frau von Harnier. Ihr Mann ist nun definitiv beim Bundestag angestellt und sie wird bis künftigen Frühling nach Frankfurt gehen. Ihr ältester Sohn ist gegenwärtig in Italien.

Nach dem Verlesen ging ich zu Lüder, wohin später auch Schnizlein kam. Beide begleiteten mich dann zu mir und tranken bei mir Thee. Lüder betrug sich sehr freundlich gegen mich, und ich fürchte, er hat noch eine bessere Neigung von mir, als ich wirklich verdiene. Er rechnet mir hoch an, daß ich die Studien liebe, was doch mehr eine Liebe als ein Verdienst ist. Ich bin und bleibe ein unnützer Mensch.

Am 20. Januar 1817. München.

All meine jetzigen Freuden und Pläne liegen im Studium. Was bleibt mir sonst noch übrig? Nur leider ist mir sehr wenig Zeit gelassen. Womit ich mich jetzt beschäftige? Ich lese meinen Homer mit Hilfe des Lexikons; ich durchgehe Backenbergs Lehrbuch der Mathematik[1]; ich lese Humes[2] History of England. An meinen eigenen Arbeiten wird nichts gethan, und wer weiß wann. O mein Herz fühlt sich wieder so öd, so leer. Ich sollte mich deshalb glücklich schätzen. Wodurch litt ich mehr, als durch Fülle der Empfindungen? Je mehr ich dies kleinliche Leben wieder kennen lerne, desto mehr tritt mein erwähnter Plan mir vors Auge. Wenn ich doch einmal meine Jugend den Wissenschaften recht weihen darf, wenn es einmal gehandelt sein muß, so will ich doch etwas Größeres thun und wagen, als die Wachtparade zu visitieren und auf die Wache zu ziehen.

Am 24. Januar 1817. München.

Obgleich entfernt wohnend, sehe ich doch ziemlich viel meine Freunde. Schlichtegroll treffe ich fast täglich in der Harmonie, mit Perglas esse ich zu Mittag. Durch ihn machte ich die Bekanntschaft eines gewissen Baron Röders, der sich viel mit Malerei und Musik beschäftigt. Wir machten dieser Tage einen Spaziergang nach Bodenhausen zusammen.

Schnizlein kommt öfters des Abends, auch Lüder zuweilen. Fugger kommt gewöhnlich des Vormittags. Ich finde mich nach und nach immer mehr in ihn, doch ist es immer mißlich, daß wir so wenig in einem herzlichen Verhältnis stehen. Er erklärte sich mir heute als ein Weiberfeind, indem er sagte, daß die Weiber keinen Geist hätten, und nur als Werkzeuge, nicht als Menschen zu betrachten seien. Obgleich ich selbst die Männer mehr wie die Weiber schätze, so bin ich doch weit davon entfernt, seiner Meinung zu sein. Es ist doch nur der weibliche Umgang, in dem der Mann wirkliche Erholung findet. Ohne Mühe, ohne Geistesanstrengung läßt es sich so angenehm plaudern mit den Weibern. Ich weiß nicht, welcher Schriftsteller es sagt, daß man wie mit Kindern mit ihnen umgehen müsse. Sie sind launige, naseweise, aber doch liebens-

---

[1] Franz Herm. von Backenberg (gest. 1813), „Lehrbuch der Kriegswissenschaft". Zwei Teile, 1796; dritte Auflage 1812 (Leipzig). Der erste Teil enthält „Lehrbuch der modernen Mathematik".

[2] David Hume (1717—76), der berühmte Empirist Lockescher Richtung und Geschichtschreiber. Seine „History" in sechs Bänden, London 1754—63.

würdige Kinder. Das Ideal der Sanftheit und Milde läßt sich nicht unter den Männern finden.

Am 25. Januar 1817. München.

Frau von Harnier las mir heute einen Brief ihres ältesten Sohnes vor, den er aus Venedig schrieb. Er ist begeistert von Italien; nicht allein das Erzählte, sondern auch die Art des Erzählens haben mich hingerissen und mir eine so tiefe Sehnsucht nach Italien aufgeregt, daß mir die Thränen in die Augen traten. Soll es mir denn nie bestimmt sein, unter jenem heiteren herrlichen Himmel zu wandeln? Selbst meine Erinnerungen an die Schweiz fallen mir jetzt schmerzlicher, als sie mir wohlthätig sind, da ich nicht Hoffnung habe, wieder dahin zu gehen. Ein Kupferstich, den ich heute sah, und der einen Teil des Vierwaldstättersees vorstellte, regte ein heftiges Verlangen in mir auf. Es zieht mich so sehr ins Weite. Wie wird dies erst im kommenden Frühling der Fall sein! „Yet here for ever, ever must I stay!“ [71]

Wäre es nicht besser, wenn mich noch die Bande liebender Sehnsucht, wie ehemals, an diesen Ort fesselten?

Am 27. Januar 1817. München.

Gestern abend waren Gas und Lüder bei mir, und als beide weg waren, kam Perglas. Lüder klagte sehr über unsere schlechte Militärverfassung und über die Unwissenheit der meisten Offiziere, worunter ich wohl auch mitbegriffen war, und mit dem vollsten Recht. Ueberhaupt befürchtete ich, daß der große Unterschied der Kenntnisse, der zwischen mir und Lüder obwaltet, unser freundschaftliches Verhältnis nach und nach lösen wird. Ich kann ihm nichts mehr sein und über kurz oder lang wird er es einsehen. So geht es vielleicht mit allen meinen Freunden, und allmählich bleibe ich hinter allen zurück. Ich war nie so mißmutig über mich selbst als jetzt. Was kann ich thun, da ich nicht an meinem Platze stehe? O, es giebt nur ein Mittel, und so muß es versucht werden.

Perglas hofft, sich bis künftigen Herbst ganz den Wissenschaften widmen zu können. Er ist nicht ganz frei von Pedanterie. Gas hat viel Streben, sich zu bilden, aber nicht so viele Beharrlichkeit und wenig Zeit.

Gestern habe ich auch den vierten Gesang der „Ilias“ zu lesen vollendet. Homer verschafft mir große Genüsse in der Ursprache, und ich sehe der Zeit mit Verlangen entgegen, wo ich ihn frei, ohne Hilfe des Wörterbuchs werde lesen können.

Lektüre:

„Napoleons Feldzug in Sachsen im Jahre 1813, von einem Augenzeugen, Freiherrn von Odeleben" [1]).

Der bescheidene Verfasser giebt sein Buch nur für einige Materialien zum Gebrauch eines künftigen Geschichtschreibers. Er war beständig im Hauptquartier Napoleons, und das Vorzüglichste sind die einzelnen Bemerkungen, die er über ihn mitteilt. Man sieht des Kaisers große Kunst, die Soldaten zu gewinnen, und seine unermüdliche Thätigkeit im Felde. Er verläßt sich aber zu viel auf sein Glück und die Fehler seiner Feinde. Die Niederlage von Leipzig, die ihn zum Rückzuge zwang, erlitt er mit vieler Fassung. Ich erhielt dies Buch durch den Direktor Schlichtegroll, der den Verfasser persönlich kennt, und ich las es auf der Wache am Karlsthor, wo mich des Abends Lüder und Schnizlein besuchten. Letzterer brachte mir die schöne Nachricht, daß Federigo wieder hier sei. Dies war am Achtundzwanzigsten, also vorgestern, doch hab' ihn noch nicht gesehen. Es ist nicht an dem, als hegte ich alte Träume. Ich weiß zu wohl, daß mir nichts Günstiges bevorsteht.

Am 31. Januar 1817. München.

Diesen Morgen ließ der Feldmarschall das ganze hiesige Offizierscorps zu sich kommen. Es war wegen einer weitläufigen Duellgeschichte, deren ich hier nicht erwähnen kann. Lieutenant Schneider, den leider mein Tagebuch schon kennt, war darin verwickelt und betrug sich so, daß der Oberst als den einzigen Ausweg ihm vorschlug, seinen Abschied zu nehmen. Dies ward dem Marschall hinterbracht und dieser fand das Betragen unseres Obersten so unpassend und dienstwidrig, daß er ihn heute, vor uns allen, in sehr starken Ausdrücken auf das strengste tadelte. Unser Oberst verteidigte sich mit einiger Heftigkeit, was ihm selbst, obgleich er der Gescholtene war, noch eine gewisse Würde gab. Es ist immer hart, in solchen Jahren, und nach solchen geleisteten Diensten sich noch wie einen Schulknaben behandelt zu sehen. Verweise, die so spät kommen, müssen sehr verwunden. Doch sagte der Marschall nichts Beleidigendes, und ich muß gestehen, daß er mir groß und würdevoll erschien; auch sprach er in reinen und gutgewählten Ausdrücken.

---

[1]) Frhr. Ernst Otto von Odeleben (gest. 1833). Das Buch erschien anfangs anonym in zwei Teilen 1816; zweite Auflage mit Verfasserangabe Dresden 1816.

Doch ist, noch einer anderen Sache wegen, dieser Besuch mir wichtig. Ich sah Federigo. Es war am 23. Juni des vorigen Jahres, als er zum letztenmal an mir vorbeiging; also nach mehr als sieben Monaten sah ich ihn endlich wieder. Er wird mir immer interessant bleiben, obgleich Entfernung, traurige Erfahrungen, die ich nach und nach machte, und Mangel an Hoffnung jene Sehnsucht größtenteils auslöschten, die mich sonst an ihn hinzog. Die Zeit ist vorüber, wo ich in jedem edeln Gesichtszuge eine verwandte Seele vermutete, die Täuschung streifte den Duft von jenen schönen Blumen, und nur einzelne flüchtige Rückfälle sind mir geblieben aus den Tagen der Thorheit und Liebe.

Dieser Federigo, der mir unbekannte, der nie von mir gekannt sein werdende, wie griff er in mein Leben! Wie manches Wort, manche Stunde, manches Lied ward ihm geweiht!

Am 2. Februar 1817. München.

Es ging heute ein schwarzes Gewitter über mir weg, und ich fürchte nur zu sehr, daß ich nahe daran war, an diesem Tage einen meiner Freunde auf immer zu verlieren.

Ahnungslos verließ ich heute nachmittag 5 Uhr das Haus der Frau von Harnier, bei der ich zu Mittag aß, als ich einen Unteroffizier begegnete, der mich zum Stadtkommandanten, Herrn von Ströhl, citierte. Es war mir zu dieser Stunde seltsam, und mir schwante irgend ein Unfall, der mich unmittelbar selbst betreffen möchte, wie der egoistische Mensch immer zuerst an sich denkt. Wie erstaunte ich, als mich der General, ein sehr artiger Mann, nach meinem Verhältnisse zu Perglas fragte, indem er mich benachrichtigte, daß dieser letztere seit heute morgen 7 Uhr fehle, und nirgends zu finden sei. Ich konnte ihm keinen anderen Aufschluß darüber geben, als daß Perglas seit einiger Zeit einer düsteren Melancholie nachhänge, die sein jüngerer Bruder (der hier bei ihm wohnt, um die hiesige Reitschule zu besuchen) dem Verlangen, zu studieren und nach Göttingen zu gehen, zuschrieb, die mir selbst aber mehr Lebensüberdruß überhaupt schien, ein Zustand, den ich so gut kenne, da er mich selbst so oft befällt. Der General, der die Sache nicht als Stadtkommandant, sondern als Freund von Perglas' Vater behandelte, schickte mich noch einmal in seine Wohnung, um vielleicht in einem zurückgelassenen Papiere Aufschluß über sein Entweichen zu finden. Dorten traf ich seinen Onkel, den Generallieutenant von Taufkirch, der in gleichen Sorgen, wie ich war. Mein erster Gedanke machte mich glauben, daß Perglas in die weite Welt sei, da ihn ein strenger Brief seines

Vaters, worin er sich seinem Wunsche, zu studieren, widersetzt, gekränkt hatte, und seine Hoffnungen zum Teil vernichtet. Die Umstände, die wir jedoch von den Hausleuten erfuhren, änderten meine Meinung. Perglas war in Zivilkleidern ausgegangen, und hatte unter dem Mantel einen alten Degen versteckt, den er sonst nie zu tragen pflegte. Sachen von Wert hatte er gar keine, nicht einmal seine Uhr mitgenommen. Von einer Flucht konnte nicht die Rede sein. Der Onkel vermutete ein Duell, es schien mir gar nicht wahrscheinlich. Auf dem Tische lagen „Werthers Leiden". Auch ohne dieselben würde ich auf die Idee einer Selbstvernichtung gekommen sein. Der Onkel, ein braver Mann vom alten Schlage, ergoß sich in einen Strom von Verwünschungen gegen die neuere Erziehung und die Romanlektüre. Wir kehrten sorgenvoll zum Stadtkommandanten zurück. Plötzlich kam die glückliche Nachricht, daß Perglas wieder da sei. Er war trunken vor Müdigkeit, und mit Kot bedeckt, angekommen, und sank sogleich in einen Sessel. Seine Mattigkeit mag auch teils vom Hunger hergerührt haben, da er gestern den ganzen Tag nichts aß. Es scheint, daß er sich aushungern wollte. Nur den Vorsatz des Selbstmordes kann ich mir unter diesem Spaziergange denken. Herr von Röder, der auch sehr bekümmert war, besuchte ihn gleich nach seiner Ankunft, sprach aber von gleichgültigen Dingen mit ihm. Dies muß ihn aber nur verwunden und ängstlich machen, und trägt nicht zu seiner Heilung bei. Sobald ich ihn unter vier Augen sehen werde, werde ich als Freund ganz offen mit ihm reden, und Aufschluß über diese Sache verlangen. Heute ging ich noch zu seinem Obersten, Herrn von Hertling, um ihn zu bitten, keinen Gebrauch von seiner Kenntnis dieses Schrittes zu machen, traf ihn aber nicht zu Hause. Schon heute mittag sollte Perglas ein Arrest angekündigt werden, da er nicht bei der Parade erschienen war.

Als ich mit dem General Taufkirch zu Herrn von Ströhl kam, erfuhren wir zugleich eine bedeutungsvolle Neuigkeit, die morgen unter das Publikum kommen wird, und dasselbe nicht weniger in Bewegung setzen, als mich der heutige Vorfall. Es ist nämlich die Veränderung unseres Ministeriums, und die Abdankung des Grafen Montgelas[1]). An seine Stelle als Finanzminister, die er schlecht verwaltet, tritt der Herr

---

[1]) Maximilian Joseph, Graf von Montgelas (1759—1838), seit der Thronbesteigung Max Josephs erster Minister Bayerns, welches er zu einem modernen Staate umschuf und nach aufgeklärten Grundsätzen zwei Jahrzehnte fast verwaltete. Er fiel der neuen „Konstitution" zum Opfer.

von Lerchenfeld, bisher Generalkommissär zu Würzburg und Grubers Onkel [1]). Ich hoffe dadurch, meinen Freund einmal hier auf Besuch zu sehen.

Am 3. Februar 1817. München.

Heute sah ich bereits Perglas; er lag im Bette, war aber doch ziemlich aufgeräumt. Sch. war so einfältig, ihm von dem Aufsehen zu sprechen, das sein Entweichen verursachte, und daß man in der Stadt glaubte, er hätte sich ersäuft. Dadurch wurde er freilich sehr empfindlich angegriffen, und schämt sich nun, sich wieder sehen zu lassen. Bei den Offizieren seines Regiments scheint jene Meinung allgemein zu sein. Auch ist es nicht anders zu vermuten, als daß er in einer ähnlichen Absicht ausging. Den Degen hatte er zwar nicht bei sich, aber ein Rasiermesser. Auch wählte er den Weg nach der Isar zu. Er schien mir sein Vertrauen nicht schenken zu wollen, deswegen sprach ich auch von den Neuigkeiten des Tages. Er sagte, daß es ihm sehr zuwider wäre, seinen Dienst wieder antreten zu müssen, ein Zeichen, daß er sich schon gänzlich davon losgemacht zu haben glaubte. Es muß ihm, bei seiner natürlichen Empfindlichkeit sehr schwer ankommen, unter Menschen zu gehen, da nichts so sehr ein seltsames und selbst lächerliches Licht auf uns wirft, als verunglückter Selbstmord.

Am 4. Februar 1817. München.

Von Gruber erhielt ich einen sehr anziehenden Brief. Ich konsultierte ihn in Hinsicht der mathematischen Studien; doch befolge ich seinen Rat bisher noch nicht, da man sagt, es würde eine Schule bei unserem Regimente errichtet, wo vorzüglich Mathematik gelehrt werden wird. Ich will daher jetzt noch meine Zeit zu anderen Dingen benutzen. Ich hatte meinen Freund auch über den Plan meines schon erwähnten didaktischen Gedichts um Rat gefragt. Er billigte ganz meine Einteilung; doch ist er dem Lehrgedichte überhaupt abgeneigt, da es nicht der Poesie zukomme, zu lehren. „Il me semble," schreibt er, „que la véritable poésie soit ou lyrique ou épique." Ich antwortete ihm, daß mir ohnehin die Zeit mangelte, an jener Arbeit fortzufahren, daß ich überhaupt glaubte, bereits die meisten Verse geschrieben zu haben. Und dem ist wirklich so. Die Zeit ist gekommen, wo sich meine Neigungen entscheiden müssen. Meine Liebe zur Poesie fängt an, sich zu ver-

---

[1]) Siehe S. 684, Anmerkung [2]).

mindern, und ich empfinde täglich mehr den Mangel an Talent, so sehr auch Gruber mir ein solches zutraut. Hierzu kommt auch der gänzliche Mangel an Zeit. Ich müßte allem Studium entsagen, um etwas aus eigener Feder leisten zu können.

Lodron schrieb mir einen unendlich langen, sehr interessanten Brief, worin er mir seine Schicksale in Italien erzählt. Er wäre fast gezwungen worden, unter Napoleons Fahnen zu dienen; auch hätte ihn sein Vater beinahe in eine glückliche Heirat in Genua verwickelt, wo er, nach langer Krankheit, die Seebäder gebrauchte. Auf einem Schloß bei Sesto sich aufhaltend, besuchte er die Gärten der Lomellino, wo er einmal das seltsame Unglück hatte, daß eine Bildsäule über ihm zusammenstürzte, ihn am Kopf verwundete, und die Beine zerschmetterte. Er wurde nach langem Bettlager wieder hergestellt. Er rühmt das stolze Genua und das schöne Italien. Zu Verona sah er, außer den Antiquitäten und dem Amphitheater, den Sarg von rotem Marmor der durch Shakespeare berühmten Julietta, wie er sie nennt. Er fand während seines Aufenthalts in Italien nur einen Jüngling, mit dem er vertrauten Umgang pflog. Es ist ein junger Dichter Namens Martelli. Er übersetzte unter anderem Collins Gedichte, die er aber noch nicht herausgeben konnte. General Wilson und die Prinzessin von Wales haben ihm Unterstützung versprochen.

Ich habe Lodron durch diesen Brief um vieles höher schätzen lernen. Nathan Schlichtegroll hat eine lateinische Abhandlung als Inauguraldissertation herausgegeben, wovon er mir ein Exemplar schenkte. Der Titel ist: „Conspectus vicissitudinum constitutionis politicae Germaniae.“ Er geht in schönem Latein diese verschiedenen Regierungswechsel kurz und bündig durch.

Am 6. Februar 1817. München.

Ich erzähle mit Vergnügen, daß sich Perglas vorteilhaft geändert hat. Er hat sein mürrisches Wesen abgelegt und ist jederzeit wieder völlig heiter und fröhlich. Es ist außerordentlich, wie sehr der Trübsinn die Menschen entstellen und andere ihnen abgeneigt machen kann, während ein lächelndes Gesicht und frohe Laune leicht für sich einnimmt.

Am 9. Februar 1817. München.

Lodron habe ich bereits geantwortet. Ich bezeigte ihm meine Teilnahme an seinen Schicksalen, sprach ihm von meinen Studien, von den italienischen Dichtern, und empfahl ihm einige Bücher.

Am 12. Februar 1817. München.

Von meinem jetzigen Dasein ist so wenig zu sagen, daß ich lieber davon stillschweige. Ich lebe eigentlich nur noch in den Büchern. Die alten Sprachen beschäftigen mich vorzüglich. Was das Latein betrifft, so habe ich nun angefangen, den Sallust „Von der katilinarischen Verschwörung" zu lesen, der mir sehr viel Vergnügen macht. Der Ruhm eines guten Geschichtschreibers würde auch mir der vorzüglichste unter den schriftstellerischen sein, aber ich bin zu allem verdorben. Allenthalben fühle ich meine Unwissenheit, einen Mangel an Talenten und meine Leerheit des Geistes. „What should such fellows, as I do crawling between earth and heaven?" [1])

Die meisten Menschen, über die ich mich vielleicht erhaben glaubte, nützten mehr, als ich jemals kann. Die Poesie habe ich ganz aufgegeben; ich betrachte meine Verse als meine Jugendsünden. Zu einer anderen Zeit würde ich nun Stoff zu einer neuen Arbeit gefunden haben. Ich las in Humes „History" dieser Tage die Geschichte Richard Löwenherz' [2]). Sie scheint mir unter allen, die das Mittelalter darbietet, am meisten für ein Heldengedicht geschaffen, nachdem einmal das Mädchen von Orleans von Voltaire entweiht wurde. Ihr Leben und ihre Schicksale, wie ihr Zeitalter scheinen mir vor allen anderen zur epischen Bearbeitung geeignet, nicht zur dramatischen. Schade, daß sich Schiller in der Form vergriffen hat.

Wohl glaubte ich ehemals eine schaffende Kraft in mir zu fühlen. Nun aber sinke ich in mein eigenes Nichts zurück. Ich leugne nicht, in meinen eitelsten Stunden von Lorbeeren geträumt zu haben. Doch war dieser Wahn zum mindesten kurz genug. Selbst die gute Meinung meiner Freunde wird nach und nach einer besseren Ueberzeugung Platz machen. Ich gehöre zu der gemeinen Klasse gewöhnlicher Menschen, und bin beruhigter, da meine Versuche, mich aus derselben zu befreien, beendet sind. Ich kann und will auch nicht das Geringste gelten, und so werde ich gelitten werden und immer noch mehr von den Menschen erhalten, als ich verdiene.

Federigo habe ich die Zeit her nicht wieder gesehen. Da ich den Kranz aller meiner eitlen Träume ablege, sollte ich diese Blume allein zurückbehalten? Dieser liebende Wahn war der handgreiflichste und unverzeihlichste von allen. Ich nährte ihn, da mein Herz zu schwach war,

---

[1]) Shakespeare, „Hamlet", Akt III, Scene 1.

[2]) Vol. II, p. 1—40.

sich ganz zu entvölkern, da ich mir selber nichts sein kann. Es war nicht Liebe mehr, wie ehemals, mein kaltes träges Gemüt kennt kein lebendiges Gefühl. Wer sich selbst nicht mehr liebt, liebt wenig mehr außer sich.

Lektüre:

„The Albion Queens", a tragedy by Banks [1]).

Ich las dieses Trauerspiel, das von dem Tode der Maria Stuart handelt, und was in England für ein ziemlich gutes Stück gilt, nur in der Absicht, es mit Schiller zu vergleichen. Aber welch ein Vergleich! Es kann nur dazu dienen, eine neue, nicht schwer errungene Gloire um Schillers unsterbliches Haupt zu winden. Gleichwohl würde mir Banks nicht so ganz mißfallen haben, hätte ich nicht unsere deutsche Tragödie immer vor Augen gehabt. Nicht ein einziger Charakter ist in diesem Stücke erträglich geschildert, nicht ein einziger flößt das geringste Interesse ein. Die Engländer sind sämtlich als edle und offenherzige Männer geschildert, nur der schottische Gesandte Morton ist ein Verräter, von dem es auch heißt, daß er den König Darnley umgebracht habe und dann die Schuld auf Maria geschoben. Die beiden Königinnen sind ein paar engelgute Frauen, die sich als die zärtlichsten Freundinnen lieben. Nachdem, wie es bereits gesagt ist, Maria bereits achtzehn Jahre im Kerker schmachtet, fällt Elisabeth plötzlich in so heftiges Mitleid, daß sie Maria in ihren Hof bringen soll, indem sie sagt, diese zwitschernde Nachtigall solle nicht länger in ihrem Käfig herumflattern. Maria kommt. Elisabeth wird durch ihre Schönheit nicht nur nicht eifersüchtig, sondern auf das äußerste gerührt. Beide Könniginnen umarmen sich aufs innigste, wobei Maria, indem sie vor Freuden, wie sie selbst sagt, bersten möchte, ausruft:

„Oh I shall burst into a thousand pieces!
As many atoms as my queen has charms,
A thousand years of pain is not enough,
For this one moment of seraphic joy" [2]).

Dies als eine kleine Probe von der überspannten Diktion. Es ist unbegreiflich, wie die Engländer solchen rasenden Unsinn zu hören im stande sind.

---

[1]) John Banks (geb. 1650?), Dramatiker der Restauration. „Albion Queens" wurde zwanzig Jahre (1704) nach der ersten Aufführung (1684) gedruckt. Der ursprüngliche Titel war „Islands Queens".

[2]) l. c. Act III, sc. 4; p. 57 der Ausgabe von 1791 (London).

Endlich wird Babingtons Verschwörung entdeckt, welche Maria geleitet haben soll. Elisabeth will es aber um keinen Preis glauben. Maria wird jedoch verhört und als schuldig befunden, weil ein falscher Brief gegen sie zeugt. So wird die Königin von England durch den Drang der Umstände und durch die Annäherung der spanischen Armada gezwungen, das Todesurteil zu unterschreiben, was sie, wie sie selbst sagt, in einem Augenblicke der Vernunftabwesenheit thut. Maria wird hingerichtet und rühmt noch vorher ihre eigene Standhaftigkeit. Elisabeth kommt zu spät, um das Urteil zu widerrufen, weil sie soeben Briefe aus Schottland erhalten, die ihr melden, daß Maria ihren Gemahl nicht ermordet habe; mithin, sagt sie, ist sie unschuldig: als wenn Darnleys Tod mit Babingtons Verschwörung in Verbindung stände.

Von den Personen des Schillerschen Stückes kommen, außer den Königinnen, Davison und Cecil vor, durchaus unbezeichnete Charaktere. So auch der des Herzogs von Norfolk, der hingerichtet wird, obgleich ganz unschuldig, nur daß er Maria liebt, was er der Königin Elisabeth mehrmals ganz offenherzig ins Gesicht sagt. Wenn er irgend einen Charakter trägt, so ist es der der abgeschmacktesten Imprudenz. Vor seiner Hinrichtung sieht ihn Maria noch einmal, wobei sie ihm unter anderem sagt: „I hat but two friends, the queen and you!“ [1])

Von den hölzrichten Jamben und dem unerträglichen Bombast der Diktion schweige ich gänzlich. Die griechische Mythologie wird alle Augenblicke eingemischt. Bald kommt Diana, bald Juno, bald Herkules vor. Elisabeth vergleicht sich dem Atlas; Norfolk geht schneller, als die Tauben der Venus; Maria Stuart wird sogar bei irgend einer Gelegenheit mit dem Aeolus verglichen! So nachsichtig der deutsche Geschmack ist, ein solches Stück würde dennoch nicht vor ihm Gnade finden.

Am 14. Februar 1817. München.

Der Entschluß, nichts mehr zu schreiben und besonders keine Verse mehr, wird immer fester in mir. Ich gewinne dadurch Zeit und Zufriedenheit. Ein großer Dichter würde ich doch nicht geworden sein, und ein mittelmäßiger zu werden, wer wollte diesen Ruhm haben? Wollte Gott, alle Poetaster unseres Zeitalters entsagten auf ewig ihrem Apoll. Es würden dann mehr als ein halbtausend Federn vakant werden. Da sie es aber nicht thun, so will ich zum mindesten zeigen, daß ich mehr Kraft in mir fühle als sie. Ich gestehe, daß die Poesie einen großen

---

[1]) Act V, sc. 2, l. c. p. 80.

Reiz hat, und daß man nicht leicht sich ihrer entwöhnt; allein wenn man seinen Namen nicht bis zu den unsterblichen Sternen emporheben kann, so ist es besser, gänzlich unbekannt, im Gewühle des gemeinen Haufens unterzugehen.

Am 15. Februar 1817. München.

Ich versinke täglich mehr in mich selbst und halte mich für einen verlorenen Menschen, aus dem vielleicht etwas hätte werden können. Wer glücklich leben will, muß heftig streben, und ich habe kein festes, kein wahres Ziel vor mir. Nur jener Federigo, sagt mir mein Herz, nur er könnte mir neuen Mut und Vertrauen zu mir selbst geben; aber er wird niemals der Meine werden. Nach meiner Lebensweise, wovon ein Tag dem andern völlig gleich kömmt, ist es mir klare Unmöglichkeit, seine Bekanntschaft zu machen, wenn ich auch sein stolzes und sprödes Wesen gar nicht in Anschlag bringe. Nur ein Wunder könnte mich ihm zuführen, und weiß ich denn am Ende, wer er ist? Heute nach drei Wochen, das zweite Mal seit seiner Rückkehr, hab' ich ihn wieder gesehen. Aber heißt das gesehen? Er ritt entfernt und flüchtig an mir vorüber, so daß ich kaum im Verschwinden erkannte, er sei es gewesen. Ich konnte keinen Trost, keine Stärkung aus den edlen Zügen schöpfen. Ich weiß sehr wohl, daß dies alles nur ein Wahn ist, aber es ist auch alles, was mir bleibt:

Nur an einem schönen Sterne
Hängt mit Liebe noch der Blick.

Ich zweifle, ob Federigo der letzte sein wird, in dem ich das Ideal eines Freundes suche, das ich wohl niemals erreichen werde. Aber die Sympathie ist doch nicht ganz ohne. Ich habe mehrere herzlich gute Bekannte, und ich bin dem Himmel dafür dankbar. Erst vorgestern habe ich mit Lüder und Schnizlein einen freundlichen Nachmittag und Abend hingebracht. Das Gespräch rollte über mancherlei Dinge; Lüders Umgang ist mir in vieler Hinsicht belehrend; ich unterhielt mich, so gut ich es wünschen konnte. Auch gestern, als ich auf der Wache war, besuchten mich beide Freunde, und auch Perglas kam, dessen mißtrauisches, unzufriedenes Wesen (das sich in das Gewand der Selbstgeringschätzung kleidet) freilich von dem der beiden anderen abstach. Aber keiner von ihnen, noch von meinen übrigen Freunden, ist das, was ich suche. Keinen kann ich an mein Herz drücken und meine ganze Seele vor ihm entfalten, an keinen fesselt mich jenes seltsame Band der Sympathie. Ich kann nicht sagen, daß ich einen Freund besitze.

Am 23. Februar 1817. München.

Lüder hat viele Aufmerksamkeit für mich. So hat er sich zum Beispiel einige Gemmen mit dem Bilde des Königs aus Saargemünd, wo sie gemacht werden, kommen lassen und mir eine davon zum Geschenke gemacht. Er hat sich wieder mit mehr Eifer auf das Englische geworfen.

Perglas kömmt häufig des Abends, wo wir zusammen die „Aeneide" lesen. Meine Ehrfurcht und Liebe zu den Alten vermehrt sich täglich, und so sinkt mir auch die romantische Poesie allmählich tiefer im Wert.

Aber die Studien machen mich nicht ganz glücklich; teils weil ich mich ihnen nicht ungestört überlassen darf und so oft durch meine Standespflichten unterbrochen werde, teils weil sie mich nicht ganz ausfüllen, indem sich alles so langsam entwickelt und meine Fortschritte so unmerklich sind.

Hiezu kommt vielleicht noch, daß auch mein Herz seine Rechte hat und um so mehr auf Befriedigung seiner stillen Wünsche dringt, da ich so ganz gesondert von den Zerstreuungen der Welt lebe. Und einer gewissen Erholung bedarf der Mensch.

Die mächtige Göttin Gelegenheit wird mir ewig entneigt bleiben. Und selbst, wenn sie mir günstig wäre, würde ich nichts als meinen Betrug erkennen.

Lektüre:

„Ciceros Bücher von den Pflichten" in zwei Bänden.
Anmerkungen von Garve [1]).
„Philotas", Trauerspiel von Lessing [2]).

Am 1. März 1817. München.

Meine langen Pausen und die kurze Notiz meiner Lektüre bezeugen hinlänglich, wie wenig ich diese Tage zum Schreiben gelaunt war. Was hätte ich auch zu schreiben bei diesem kleinen, alltäglichen Leben! Zum erstenmal, seit ich mein Tagebuch führe, kömmt mir die Lust, es aufzugeben. Seitdem ich meinen vollen Unwert erkannte, all mein Streben und Ringen nach schöpferischer Kraft verlor, scheint mir nichts mehr interessant genug zu sein, um es aufzuzeichnen. Ich bin nicht unzufrieden, aber um desto weniger zufrieden. Ich unterliege einer völligen Apathie. Ich liebe nicht mehr. Ich begreife in diesem Augenblicke nicht, wie ich

---

[1]) Berlin 1783 und öfter.
[2]) Berlin 1759.

ehemals so warm mich dahingeben konnte, mich freuen und leiden konnte um leeren, nichtigen Wahn. Ich begreife das Treiben der Menschen nicht, wie sie sich mühen können und plagen und ängstigen um die kurze Spanne Zeit, die ihnen gelassen ist. Der Hunger ist das große Mobil der Welt, er allein setzt diese Millionen Hände in Bewegung.

Heute morgens sah ich den Leichnam eines Offiziers, der im Duell blieb. Wie fühlte ich tief in der Seele, wie wenig der Mensch und wie wenig zum mindesten der Leib sei. Welche träge, steife, lästige, häßliche Masse, wenn das bewegliche Leben entflohen ist! Anfänglich ist ein solcher Anblick abschreckend, dann aber auch wieder erhebend. Wir lernen unseren Körper geringschätzen, aber empfinden, daß wir noch etwas Besseres haben. Wie könnte eine elende Kugel, von Menschenhänden geformt, unserer Denkkraft, unserer gebildeten Seele, unserem Geist, der Himmel und Erde umfaßt, ein Ende machen? In welchem Verhältnisse steht unsere Seele mit einer Bleikugel, einem Messer, einer Schierlingspflanze?

Am 8. März 1817. München.

Gruber schreibt mir noch etwas über meine vorige Idee, ein Lehrgedicht über die Freundschaft zu entwerfen, was er mißbilligt. Desto mehr geht er in den Plan nach Amerika ein, den er auch seit lange zu seinen Träumen zählt. Der Himmel weiß, was noch daraus werden wird. Meine Unwissenheit, mein weniger Verstand grinst mir auch bei dieser Hoffnung wie ein böses Gespenst entgegen. Mein Unwert wird mir von Tag zu Tage klarer, drückender. In mancher Hinsicht muß ich Perglas beneiden, der in ungefähr vierzehn Tagen von hier abreist, um zwei Jahre in dem gelehrten Göttingen zu studieren. Ich zweifle nicht, daß er bald eine schönere Bestimmung erhalten wird.

Lektüre:

Lüders gab mir einen Discours von Ancillon [1]) „Sur l'utilité de l'histoire" [72] zu lesen, der in einer seiner größeren Schriften angehängt ist. Er ist gründlich und scharfsinnig; besonders gefiel mir eine Vergleichung zwischen den älteren und neueren Geschichtsschreibern, die er unparteiisch gegeneinander abwiegt.

---

[1]) Friedrich von Ancillon (1767—1837). Geschichtschreiber und Staatsmann reaktionärer Richtung.

In einem Journale, „Die Zeitgenossen" [1]), las ich eine Selbstbiographie Matthissons [2]). Die Schreibart davon konnte ich nicht schön finden. Sie spricht von nichts als Namen der Orte und Menschen, die der Verfasser gesehen hat und worauf er sich nicht wenig einzubilden scheint. Er redet von sich in der dritten Person, was unendlich steif und maniriert klingt. Das „Ich" bei einer Selbstbiographie ist viel gemütlicher und anziehender. Drei Dinge besonders machen sein Leben zu einem glücklichen: daß er viele Gelegenheit zu lernen, was er wünschte, daß er, obgleich nicht reich, in den Fall kam, viele Reisen zu machen, und daß er endlich fast mit allen großen Schriftstellern unseres goldenen Zeitalters bekannt war. Unter solchen Männern muß man sich glücklich heranbilden. Wie oft bedauere ich's, nicht einem erwachsenen, erfahrenen Mann zur Seite zu stehen, der mir zugleich Lehrer und Freund wäre, dessen Rat ich folgen, an dessen Beispiel ich mich aufrichten könnte.

Was auch Herr Schlegel [73] und andere sagen mögen, Matthisson wird immer für einen guten und gefühlvollen Dichter gehalten werden, obgleich seine Ader keineswegs zu den fruchtbaren und reichen gehört und er gleichsam nur durch Rom und die Alpen eine Zeitlang begeistert wurde und dann die mäßige Leier in den Tempel hing.

Am 13. März 1817. München.

Ich habe zwei Skizzen zu Abhandlungen entworfen, eine über den Verfall der deutschen Litteratur, die andere über die epischen Versmaße der Deutschen. Ich will darin die Vorteile und Nachteile des Hexameters, der ungereimten Jamben und der ottave rime durchgehen. Denn obgleich ich der Poesie aus Mangel an Talent auf ewig abgeschworen, so hoffe ich doch zuweilen noch, durch Fleiß in prosaischen Aufsätzen etwas zu leisten. Philosophie, Geschichte und Kritik ziehen mich wechselsweise an; besonders aber letztere. Herder und Lessing sind jetzt meine großen, aber unerreichbaren Vorbilder.

An Ausführung jener Arbeiten ist jetzt noch nicht zu denken. Die Zeit ist mir unendlich spärlich gemessen, da ich Homer, Virgil, Hume, Sallust und noch manches andere lese. Meine liebste Hoffnung ist, künftigen Sommer ein paar Monate in Einsamkeit auf dem Lande zubringen zu können. Dort soll auch das Spanische begonnen werden, und so

---

[1]) „Die Zeitgenossen, Biographien und Charakteristiken". Herausgegeben von F. A. Koethe. Erster Band, Leipzig 1816.

[2]) a. a. O. I, S. 5—70.

hoffe ich, in ein paar Jahren das Sprachstudium so ziemlich zu vollenden; dann wird sich erst meine Bestimmung entscheiden.

Am 18. März 1817. München.

Mancherlei Pläne haben mich unterdessen wechselsweise durchkreuzt. So las ich unter anderem in den Zeitungen, daß die Prinzessin von Wales, die gegenwärtig hier ist, eine Reise nach Persien unternehmen würde. Mein Entschluß war schnell gefaßt; ich verfügte mich in ihr Hotel, um sie, wo immer möglich, zu bewegen, mich unter ihr zahlreiches Gefolge aufzunehmen. Aber die Schwierigkeiten, die ich wegen meines Verlangens einer Privataudienz bei ihrem Kammerherrn zu bekämpfen hatte, machten mich zum guten Glücke noch erfahren, daß von ihrer Reise nach Ispahan bis jetzt noch nicht die Rede sei, obgleich dies Vorhaben vielleicht im künftigen Jahre möchte realisiert werden. Ich sah daher die Prinzessin von Wales nicht, wenn ich auch gleich die Rede schon studiert hatte, die ich an sie halten wollte. Es scheint, als sollten wir nicht selbst an unseren Schicksalen arbeiten. Ich habe noch keinen Schritt gethan, welcher allenfalls den Charakter der Kühnheit und Selbstthätigkeit an sich trug und der mir nicht mißlungen wäre. Allenthalben stehen uns Hindernisse, kleinliche und feindliche Menschen gegenüber.

Noch immer fühle ich den lebendigen Drang, mein gegenwärtiges Los zu ändern, es koste, was es wolle. Auch das Bild des Todes ging oft wieder durch meine Seele, aber in Augenblicken einer reineren und edleren Stimmung verwerfe ich diese Gedanken wieder. Noch bin ich nicht so weit, daß ich nicht hoffen könnte, glücklich zu werden. Darum muß lieber erst das Aeußerste versucht werden, ehe man zu sterben versucht.

Lektüre:

„De l'Allemagne“, par Mad. de Staël [1]).

Da ich einzelnes aus diesem Buche schon früher gelesen, so mag mein Tagebuch schon etwas davon enthalten. Ich halte dies Werk für ein schätzenswertes. Es ist reich an schönen und treffenden Bemerkungen. Daß die Verfasserin Deutschland nicht hinlänglich kennt, um darüber ein Buch zu schreiben, ist hinlänglich bekannt. Auch ist es ursprünglich bloß für die Franzosen bestimmt. Litterarische Werke werden öfters ziemlich einseitig beurteilt. Am meisten zog mich der fünfte Band an, der von

[1]) Paris 1810.

Philosophie und Moral handelt, die viel klarer und gründlicher abgehandelt sind, als man es von einer Frau erwarten sollte. Vor allen aber ist zu preisen der einfache und doch so lebhafte und blühende Stil der Verfasserin, worin sie mit den ersten Schriftstellern ihrer Nation wetteifert.

---

„The pleasures of hope with other poems“ of Campbell[1]).

Ein dialektisches Gedicht, dem ich keinen Geschmack abgewinne, obgleich einzelne Stellen mir nicht mißfielen. Das Ganze zeugt von keinem poetischen Genie, obgleich einem ziemlich gewandten Versemacher. Es ist in englischen Alexandrinern, nämlich fünffüßigen Jamben, geschrieben. Die Distichen haben zu wenig Verband untereinander und stehen zu isoliert da.

Auch aus den übrigen angehängten Gedichten Campbells spricht kein originaler Geist, obgleich sie sich über das Mittelmäßige erheben.

Am 21. März 1817. München.

Heute morgens reiste Perglas mit dem Postwagen nach Darmstadt ab, um von dort aus nach Göttingen zu gehen. Er war noch ein paar Augenblicke bei mir, um Abschied zu nehmen. Es that mir in der Seele leid, mich von ihm zu trennen, obgleich wir, zum mindesten nach unserer Wiederaussöhnung, nie mehr recht vereinigt waren. Eine unsichtbare Scheidewand hielt uns immer in einiger Entfernung. Er glaubte, daß er mir nichts sein könnte, und daß ich ihm meine anderen Freunde vorzöge. Er sagte mir heute, daß er streben werde, sich meiner Freundschaft würdig zu erweisen und mir schreiben wolle. Auch hat er mir seinen Bruder empfohlen.

Von Xylander erhielt ich lange Zeit keine Nachricht mehr. Auch nicht von Gustav Jacobs, der mir kaum mehr schreiben wird. Lange Trennung hat uns einander sehr entfremdet.

In meiner Antwort sprach ich viel von den Alten und der Schönheit ihrer Sprachen; auch von Amerika, und legte ihm das im Anfange dieses Jahres über diesen Gegenstand aufgezeichnete Gedicht[2]) bei, das ich vorher auch Lüder vorlas.

---

[1]) Thomas Campbell (1777—1844), schottischer Dichter, der mit obengenanntem Lehrgedichte (Edinburg 1799) seinen Ruhm begründete.

[2]) Siehe S. 720.

Mit Lüder scheinen mich immer nähere Bande zu vereinigen. In unseren Studien verschieden, sind wir gleich in unseren moralischen und meist auch politischen Ansichten, da wir beide toleranter geworden. Zum Gegengeschenk für seine Gemme habe ich ihm eine niedliche Ausgabe von „Hermann und Dorothea" gegeben, eine Schrift, die seinen ganzen Beifall fand.

Auch mit Fugger verlebe ich manchmal angenehme Stunden. Und so lerne ich nach und nach jene stille, allmähliche Macht der Freundschaft und des Umgangs mehr und mehr verehren, und mehr und mehr vergaß ich jene schwärmerische Glut, die mich vormals beseelte. Demnach scheint mir eine leise Stimme zu sagen, ich würde in ein liebevolles, schönes Verhältnis getreten sein, wenn ich Federigo kennen lernte. Aber ich sehe und begegne ihm nicht einmal; alle Gelegenheit flieht mich, und Ergebung ist alles, was mir bleibt.

### Lektüre:

C. Crispus Salustius de conjuratione Catilinae ejusque sociorum.

Ich las diese Schrift zum erstenmal und mit dem größten Interesse. Sallust ist ohne Zweifel eines der ersten Muster der Geschichtsschreibung, die uns das Altertum hinterließ. Römische Größe spricht aus jeder Silbe. Seine Reflexionen in den Eingangskapiteln (wie auch in denen von Jugurtha) sind ebenso schön und bündig als wahr. Seine Charakterschilderungen voll Kraft und inhaltsschwerer Gedrängtheit; seine Reden hinreißend und überzeugend. An blühender Schönheit des Stils kömmt ihm im Deutschen Schiller am nächsten, obgleich sich unsere Sprache keineswegs mit der lateinischen messen kann. Zu den schönsten Stellen des Catilina gehören ohne Zweifel die Vergleichung der Sitten des alten und neuen Roms[1]; die beiden Reden des Catilina[2], jene des Cäsar und Cato und die charakteristische Nebeneinanderstellung dieser beiden Männer[3], zuletzt noch die Beschreibung der Schlacht[4].

Leider ist es wahr, daß unsere Geschichte nicht mehr wie die alte geschrieben werden kann, und wer es thun wollte, würde eher für einen Deklamator und Epiker, als für einen Historiker gehalten werden.

---

[1] cf. cap. 6—12.
[2] cap. 20, 58.
[3] cap. 52, 51.
[4] cap. 59—60.

Außerdem las ich noch die fünf ersten Bände von Herders „Zerstreuten Blättern“ [1]), die ich schon mehrmals in Händen hatte, und in denen mich alles, wenn auch nicht in gleichem Grade, interessiert. So viele Gelehrsamkeit mit Sentimentalität verbunden, so viel Studium im leichten, anspruchlosen Stil dargethan, finden sich selten beisammen. Die vielen Uebersetzungen abgerechnet, zeigt sich Herder im dritten Bande auch als eigener Dichter, in einer Reihe von kleinen Liedern und Allegorieen, die zu den lieblichsten unserer Sprache gehören.

Am 27. März 1817. München.

Vor einigen Tagen habe ich das Spanische angefangen. Ich hatte mir dies Geschäft erst für künftigen Sommer festgesetzt; ich hatte aber keine Ruhe mehr. Ich habe mir die deutsche Grammatik von Wagener [2]) und die französische von Merle [74] gekauft. Die spanische Sprache scheint mir keineswegs schwer zu erlernen, besonders wenn man einmal das Italienische inne hat. Man begegnet auf den ersten Blick einem Schwall von Wörtern als alten Bekannten. Das Portugiesische werde ich dem Spanischen so bald als möglich nachfolgen lassen.

Am 30. März 1817. München.

So seid ihr noch nicht aus diesem erkalteten Herzen gewichen, ihr Spuren der alten Glut? Woher noch die Beklommenheit beim Anblick der werten Züge? Hab' ich nicht all diesem Glücke entsagt, habe ich nicht all meine Hoffnungen als Wahn erkannt und als Thorheit? Fühl' ich mich nicht abgestumpft für die größeren und wärmeren Gefühle, für die Träume der Jugend? Was soll der Nachklang schöner Lieder dem Herzen ohne Harmonie?

Lektüre:

Der „Cid“, gesammelt und übersetzt von Herder [3]).

Die Spanier haben schwerlich einen Epos, der sich mit dieser Reihe von Romanzen vergleichen kann, und im allgemeinen darf man sie kühn den besten Heldengedichten anderer Nationen an die Seite stellen. In keinem von ihnen ist vielleicht ein ritterlicher Heroencharakter ausgebildet,

---

[1]) Gotha 1785—97. Sechs Bände.

[2]) Th. Wagener, „Spanische Sprachlehre“, Leipzig 1795; zweite Auflage 1808.

[3]) Tübingen 1805. Mit einer historischen Einleitung von Joh. von Müller.

als die des Cids in dieser Romanze. Er bleibt sich gleich in allen; in allen erkennt man den „Campeador groß und gut", wie ihn Johannes von Müller[1]) nennt. Das Ganze ist voll Natur und Menschenkenntnis, reich an weisen Sprüchen und feinen edlen Zügen.

Die Hoffnung, jene Romanzen bald in der Ursprache lesen zu können, verdarb mir einigermaßen den Genuß der Uebersetzung, da ich überhaupt allen Uebersetzungen gram bin.

Am 1. April 1817. München.

Wenn ich mich auch von Zeit zu Zeit ermanne, immer häufiger werden die Rückfälle in eine tiefe Melancholie, und Gedanken des Todes und Selbstmordes beherrschen mich fast ausschließlich. Oft hält mich nur die Schonung für meine Eltern zurück. Mein Vater ist alt und krank, meine gute Mutter sehr kränklich; sie schrieb mir heute, daß sie sich nie mehr ganz erholen würde. Bald werden die einzigen Personen von mir scheiden, die mich lieben, dann bin ich frei. Wir scheinen nur darum geboren, um alles verlieren zu müssen. Wer sind wir? Was sollen wir? Woher kommen wir? Wohin gehen wir?

„Keine Antwort, diese Fragen greifen
Finster in die Finsternis hinein." [75]

Welche Prüfung für den schwachen Menschen, auf diese Erde gepflanzt zu sein, ohne Stütze, an die er sich halten könnte; ohne Hoffnung, auf die er bauen dürfte!

Oft fühl' ich mein Inneres im stürmischen Aufruhr! Dann entdecke ich den Keim aller Laster in meiner Brust; ich lästere die Gottheit selbst; ich hasse die Menschen, ich verachte mich selbst!

Wurden wir nicht, um zu leiden, wurden wir nicht, um zu sterben? Je früher, desto besser.

Am 4. April 1817. München.

Ich fühle mich um vieles anders und besser, als vor einigen Tagen. Mein starkmütigeres Selbst hat sich wieder emporgerungen. Ich denke wieder der Zwecke und Freuden des Lebens. Dazu trugen nicht wenig meine Freunde Lüder und Schnizlein bei. Wie sollte man gegen so viele Sorgfalt, gegen so vieles Wohlwollen unempfindlich sein? Dennoch steigt oft der Wunsch in mir auf, einen Freund ausschließlich zu besitzen, dem ich mich gänzlich hingeben könnte, der gleiche Neigungen mit mir

---

[1]) a. a. O. S. LIV.

teilte, dem alle jene Gefühle gehören würden, die ich gleichsam jetzt unter meine trauteren Bekannten verteile. Noch eine andere Sehnsucht empfind' ich, die Sehnsucht nach einem Lehrer, dem ich vertrauen könnte, der in allem dem Meister wäre, was ich zu meinem Studium zähle, den ich bei jedem Anstoß um Rat fragen, dem ich meine Pläne und Arbeiten vorlegen könnte; und der mild, klar, väterlich darüber entschiede. Welch ein schönes Verhältnis würde dies sein!

Aber auch nur einen Freund zu haben, mit dem man dieselben Studien gemein hat, müßte herrlich sein. Wie schön würde sich alles wechselsweise fördern. Doch von alle dem wird mir nichts zu teil. Heute begegnete ich dem, in den ich ehemals große, obgleich gänzlich chimärische Hoffnungen setzte — Federigo.

## Lektüre:

„Modern english poems," collected by Wiedemann, two volumes [1]).

Es ist ein verdienstliches Werk des Herausgebers, die schönsten Blumen der neueren englischen Poesie, die uns lange ganz unbekannt waren, in einen Strauß gebunden zu haben. Die Engländer haben gegenwärtig noch größere Dichter als wir; doch will dies wenig sagen, und ihre schöne Litteratur ist so sehr in Verfall, als die der übrigen Völker.

Die vorzüglicheren Poeten jener beiden Sammlungen sind Lord Byron [2]), Walter Scott [3]) und Thomas Campbell [4]). Was die lyrischen Gedichte betrifft, so konnte ich ihnen durchaus keinen Geschmack abgewinnen. Wie weit die Deutschen in der lyrischen Poesie über den Engländern stehen, ist augenscheinlich. Ein einziges Gedicht von Campbell hat mich angezogen: „Lines, written on visiting a scene in Argyleshire" [5]). Die Verse von Byron werden durch den düsteren, monotonen Geist, der sie beherrscht, unausstehlich. Walter Scott ist nur in Balladen glücklich, denen er zuweilen einen einfach-altertümlichen Anstrich zu geben weiß. Ich gehe nun zu den größeren epischen Dichtern über. Von Lord Byron befindet sich im ersten Teile der Korsar in drei Gesängen, und im zweiten Lara in zweien [6]). Lara ist wahrscheinlich mit dem Korsar dieselbe Person, zum mindesten hat er denselben Charakter, und ohne diese

---

[1]) Kiel 1815—16.

[2]) (1788—1824).

[3]) Siehe S. 129, Anmerkung [7]).

[4]) Siehe S. 747.

[5]) l. c. vol. I, p. 389 sq.

[6]) Beide „Tales" erschienen 1814; l. c., vol. I, p. 125 sq. und vol. II, p. 3 sq.

Voraussetzung würde das Gedicht Lara weder Haupt noch Fuß haben. Beide sind in gereimten fünffüßigen Jamben, dem Popeschen Versmaße geschrieben. Was die Erfindung und Geschichte betrifft, so ist wenig an ihnen zu loben. Auch trifft man auf viele prosaische Verse, vieles scheint nur des Reims wegen dazustehen, viele Distichen sind zu isoliert. Dennoch ist das seltene Talent des Lord Byron unverkennbar. Seine Verse sind meistens leicht und sehr wohlklingend; man stößt häufig auf einzelne schöne, kühne Stellen, besonders im Lara. Man könnte ihn in Charakterschilderungen sehr glücklich nennen, wären nicht die Charaktere des zweiten Rangs ebenso schwach gezeichnet als der des Helden voll Ausdruck, in dem, wie man sagt, der Verfasser sich selbst schildert.

Das epische Gedicht von Walter Scott: „The lady of the lake“ [1]), hat in England viel Aufsehen gemacht; ich war nicht so glücklich, in seinen Wert einzudringen. Schon das Versmaß (vierfüßige Jamben ohne Kettenreime) ist ein unerträgliches Geklingel; besonders in der etwas schwerfälligen englischen Sprache. Für das komische Heldengedicht, wie ich das bei „Doctor's Syntax journey“ erfuhr [2]), paßt es ziemlich gut. Das ganze Gedicht „The lady of the lake“, in sechs Gesängen, verliert sich beständig in episodischen Beschreibungen und hat gar keine Handlung. Nicht einmal der Titel wird gerechtfertigt; denn es könnte ebensogut jeden anderen Namen führen. Die vielen Lieder, die darin verstreut sind, schienen mir im hohen Grade matt und nichtssagend, bloße Reimerei.

Von Campbell befinden sich zwei größere Gedichte in der Sammlung. Eines davon, „The pleasures“, habe ich schon gelesen und nicht günstig beurteilt [3]); in dem anderen aber, „Gertrude of Wyoming“ [4]), ersah ich, daß Campbell wirklich ein Dichter ist. Auch hier, wie bei Scott und Byron, kommt die Erfindung in keinen Betracht; aber die Ausführung ist bei weitem mehr, als was man von solchem Stoffe erwarten sollte. Das Versmaß sind Spencers neunzeilige Strophen. Unter jeder anderen Hand, als Campbells, würden sie äußerst schleichend und reizlos geworden sein. Er weiß aber vortrefflich sie auszufüllen und ihnen einen der englischen Sprache seltenen Wohlklang zu verleihen, der bis an die letzte Zeile beständig zu wachsen scheint und sich dann gleichsam in einen melodischen Harfenton auflöst.

---

[1]) Erschien 1810; l. c. vol. II, p. 67 sq.

[2]) Vgl. S. 661.

[3]) Siehe S. 747; l. c. vol. I, p. 56 sq.

[4]) Erschien 1809; l. c. vol. I, p. 1 sq.

Von Byron las ich noch eine Ode an Buonaparte [1]), und von Walter Scott eine solche auf die Schlacht von Waterloo [2]), beides nach meiner Meinung mittelgut. Noch bemerkte ich das seltsame Haschen der neueren englischen Lyriker nach weiblichen Reimen, die sich der Sprache gar nicht anpassen, äußerst rauh sind, dabei selten und bizarr, und die allein vermögen das beste Gedicht zu verunstalten. Die Engländer scheinen es nicht zu fühlen.

Ostersonntag am 6. April 1817. München.

Es war immer eine schöne Zeit, als ich noch am Ostersonntage voll frommer, andächtiger Gefühle erwachte und mir die Auferstehung vergegenwärtigte, mit gerührtem Herzen. Das aber ist dahin. Mein Christentum besteht in dem Glauben an Gott und die Unsterblichkeit, in der Verehrung der christlichen Moral und der Person des Heilands selbst; aber höher schwingt sich mein Glaube nicht mehr. Ich kann es auch nicht tadeln, daß er sich nicht mehr höher schwingt. Ich kann nicht für einen Gott halten, der ein Mensch war, wie wir. Wenn ich einen so kleinen, körperlichen Begriff von der Gottheit hätte, daß ich sie zur Erde niedersteigend glauben könnte, so dürfte ich mich auch nicht weigern, die Sagen vom Jupiter und Mahadöh als wahr zu nehmen. Die Begriffe von Auferstehung und Himmelfahrt scheinen mir widersinnig, weil sich nur der Geist, nicht der Körper der Erde entschwingen kann, wie es die christliche Religion selbst ausspricht. Wir haben unsere Mythologie wie die Heiden. Die Weisen unter ihnen ließen sie unangetastet, aber sie glauben sie nicht.

Am 7. April 1817. München.

Ich machte gestern eine interessante Bekanntschaft, die nämlich des Hauptmanns Weishaupt, eines sehr artigen und wissenschaftlich gebildeten Artillerie-Offiziers. Ich hatte ihn bisher zuweilen mit Lüder auf der Straße begegnet und gegrüßt, aber nie mehr als ein paar Worte mit ihm gesprochen. Er ist Lüdern das, was ich vor einigen Tagen mir wünschte: ein Ratgeber in seinen Studien, ein lehrender Freund. Gestern nun ging ich mit Schnizlein in den Englischen Garten, wo wir Weishaupt mit Siegmund Berger, der Hauptmann bei der Garde ist, begegneten. Wir gingen eine weite Strecke zusammen, und während Schnizlein Bergers Unterhaltung übernahm, ward Weishaupts seine mir zu teil.

[1]) „Ode to Napoleon", London 1814; l. c. vol. II, p. 388 sq.
[2]) „The Field of Waterloo", a poëm, London 1815; l. c. vol. II, p. 361 sq.

Das Gespräch kam auf mehrere Gegenstände, unter anderen auf die Alten, besonders ihre Litteratur. Er fragte nach meinen Studien. Eine Stunde kaum später, nachdem wir uns trennten, traf und sprach ich ihn im Hofkonzert wieder. Ich gestehe, daß er mir sehr wohlgefällt, so klein und unwissend ich mich auch neben ihm fühle. Er war sehr artig und zuvorkommend, und sagte mir, daß er mich künftig öfter zu sehen hoffte. Ich werde zuweilen mit Lüder zu ihm gehen; aber ich erkenne zu sehr, wie wenig ich bin, und daß ich höchstens in der ersten Unterredung noch allenfalls erträglich sein kann. Was könnte ich einem Manne, wie Weishaupt, Neues oder Gutes sagen und mitteilen? Vielleicht oder vielmehr wahrscheinlich hat ihm Lüder eine zu günstige Meinung von mir beigebracht, die aber bald verschwinden wird, worauf ich mich gefaßt halte. Ich kann mir durchaus keinen Gesichtspunkt denken, unter dem ich irgend jemand gefallen könnte. Dazu kommt der Uebelstand, daß manche Leute vorteilhafte Begriffe von mir faßten. Ich wünschte, es all meinen Bekannten laut verkündigen zu dürfen, daß ich nichts bin und durchaus keine Ansprüche mache.

Es ist überdies meine alte Klage, daß die Kunst der Konversation mir mangelt. Im ersten Bande von Rousseaus Bekenntnissen, die ich jetzt lese, habe ich in dieser Hinsicht mehrere auf mich anwendbare Stellen gefunden. So sagt er einmal: „Deux choses presque inalliables s'unissent en moi — — — — un tempérament très-ardent, des passions vives, et des idées lentes à naître, embarrassées, et qui ne se présentent jamais qu'après coup“ [1]. Dieser langsame Ideengang (obgleich meine Ideen keine wie Rousseaus sind) ist mir im hohen Grade eigen. Ich gab nie eine pikante Antwort; aber es fehlte nie, daß mir eine solche einfiel, wenn es schon zu spät war. So kommt es, daß ich noch für viel weniger gehalten werde, als ich bin. Nur wenn von Gegenständen des Gefühls die Rede ist, fließen mir die Worte schneller und ausdrucksvoller. Weiter unten sagt Rousseau: „Je ne trouve point de gêne plus terrible que l'obligation de parler sur-le-champ et toujours“ [2]. Es geht mir ebenso im tête-à-tête, denn bei mehreren nehme ich mir sehr selten die Mühe, zu reden, und überlasse diese Ehre den anderen. Rousseau gesteht, daß man ihn sehr oft für einen Simpel hielt; es wird mir nicht minder so gehen, wenn auch mit größerem Rechte. „J'aimerais,“ fährt er fort, „j'aimerais la société comme un

---

[1]) Confessions, Partie I, livre III.

[2]) ibidem.

autre, si je n'étais sûr de m'y montrer non seulement à mon désavantage, mais tout autre que je ne suis. Le parti que j'ai pris d'écrire et de me cacher est précisément celui, qui me convenait" [1]). Hier kann ich ihn nicht billigen. Er hätte sich eher die fehlenden Talente durch Uebung erwerben sollen, als sich in einer menschenfeindlichen Zurückgezogenheit ihres Mangels wegen verbergen.

Ich fühle in mir einen gewissen Wert, er besteht in dem eifrigen Ringen nach dem Wahren und Guten, während viele nicht einmal den thätigen Trieb des Wollens empfinden, allein das bloße Bestreben kann mich wohl bei mir selbst rechtfertigen, im Umgang mit anderen darf ich es nicht in die Wage legen.

Am 10. April 1817. München.

Fritz Fugger reiste gestern wieder in seine Garnison zurück. Er besuchte mich fast täglich des Morgens vor der Parade. Unsere Gespräche betrafen vorzüglich Poesie, wobei wir unsere Meinungen selten vereinigen. Er hängt an den deutschen Romantikern, Schlegel [2]), Fouqué [3]), Tieck [4]), und ich liebe die Alten. Er las mir einmal ein Gedicht von Novalis [5]) vor, wovon ich keine Silbe verstand. Uebrigens war er für den Reim, den ich nicht für die deutsche Sprache geschaffen glaube. Wir haben sehr wenig Reime, und von diesen ist ein großer Teil falsch. So reimen selbst die besten Dichter ä auf e, t mit d, eu mit ei, i mit ü 2c., was doch keineswegs gut klingt und den Reimen selbst einen großen Teil ihrer Harmonie nimmt, die sie in den südlichen Sprachen begleitet.

Auch an religiösen Streitigkeiten fehlte es uns nicht. Fugger feindete die griechische Mythologie an und meinte, daß die christlichen Sagen poetischer wären. Hierin hatte er wohl ganz und gar unrecht. Das Christentum hat nicht nötig, die Phantasie zu beschäftigen.

Auch tadelte er an mir, daß ich zu wenig weltlich und sinnlich wäre, daß ich die Weiber noch auf keine vertrautere Weise hätte kennen gelernt. Ich halte aber die sinnliche Liebe von der geistigen getrennt und den Menschen nicht ziemend.

---

[1]) Confessions, Partie I, livre III.

[2]) Siehe S. 107 und 113, Anmerkung [3]).

[3]) Friedrich de la Motte Fouqué (1777—1843).

[4]) Ludwig Tieck (1773—1853).

[5]) Eigentlich Friedrich von Hardenberg (1772—1801).

## Lektüre:

„Les confessions“ de J. J. Rousseau [1].

Wenn der Verfasser am Eingange sagt, daß er ein Werk ohne Beispiel unternehme, so giebt man ihm recht, wenn man seine Bücher gelesen hat. Nur durch diesen letzten Grad von Aufrichtigkeit kann eine Selbstbiographie interessant werden. Wollte Gott, es hätten uns alle großen Männer statt einer „Wahrheit und Dichtung“ eine Beichte hinterlassen wie Rousseau. Es sind Leute, die aus diesem Buche abnehmen, daß Rousseau ein schlechter Mensch gewesen. Ich bin weit entfernt von dieser Meinung. Einige schlechte Handlungen machen noch keinen Schurken. Seine Jugendgeschichte erinnert freilich an den Vers von Gresset:

„Un sort errant ne conduit qu'à l'erreur“ [2]).

Auch in seinem späteren Leben ist die Undankbarkeit gegen Madame Warens ein Schandfleck seines Lebens. Dennoch glaube ich, durch seine Bekenntnisse sagen zu dürfen, ich habe

„Ein mißverstandnes großes Herz erkannt.“ [76]

Leider werden die letzten Bücher durch die um sich greifende Misanthropie des Schreibers entstellt, aber wer wollte sie ihm verargen? Seine Leiden und Verfolgungen bestanden nicht bloß in der Einbildung, obgleich es im ganzen von ihm selbst würde abgehangen haben, einen glücklicheren und zufriedeneren Menschen aus sich zu machen, so unglücklich er auch geworden ist. Aber die Fehler, die ihn hinderten, zu — — — sind Fehler, die an Tugenden grenzen. Was hätte er nicht bei günstigeren Verhältnissen werden können! Für Affektation aber halte ich es, zu behaupten, daß mancher andere bei Rousseaus Schicksalen und Rousseaus Temperament ein besserer Mensch geworden wäre.

Am meisten rührte mich sein kurzes glückliches Leben auf der Petersinsel, da mich selbst so sehr der Wunsch ergriff, auf jener Insel zu bleiben, als ich sie betrat. Mit seiner Vertreibung von dort schließen die „Confessions“.

Ich bemerke noch, daß Rousseau nie Aufmerksamkeit genug besaß, etwas von Lehrern zu lernen, sondern alles, was er wußte, sich selbst

---

[1]) (1712—78). Die „Selbstbekenntnisse“ des berühmten Schriftstellers erschienen erst nach dessen Tode, Genève 1782, 4 vol. und Paris 1790, 7 vol.

[2]) „Vert-Vert“, chant I, v. 53.

zu danken hatte. Verbalgedächtnis fehlte ihm; in Sprachen konnte er's niemals weit bringen. Er arbeitete sehr langsam und mühsam.

Am 13. April 1817. München.

Ich weiß nicht, ob ich heute einen dummen Streich gemacht habe oder that, wie es mir zukam.

Lüder hatte mir angeboten, den Hauptmann Weishaupt zu besuchen, und holte mich ab. Ich nahm einen Vorwand und ging nicht mit ihm. Meine Gründe sind die: Hauptmann Weishaupt wünscht meine Bekanntschaft, ein hinlängliches Zeichen, daß er mich für mehr hält als ich bin, und daß ich seine Erwartungen nicht erfüllen kann. Ich kann meinen Unwert nur dadurch ausgleichen, daß ich keine Art von Ansprüchen mache. Und sind es keine Ansprüche, wenn ich die Bekanntschaft eines Mannes von Verdienst suche als ein junger Mensch ohne alles?

Nach einiger Zeit kam Lüder aufs neue. Weishaupt ließ mich auf eine Tasse Thee bitten. Ich schlug es ab und gestand Lüder die erwähnten Ursachen. Er blieb lange, mich zu überreden. Endlich ging er zurück, daß ich eben Besuch gehabt hätte. Wie es weiter gehen wird, weiß ich nicht. Er hat mich eingeladen, es ist schicklich, daß ich ihn besuche. Dazu wird es gleichwohl nicht kommen, und er wird diese Grille vergessen. Wenn er mich Unbekannten nicht höher schätzte als er soll, so würde es sehr schmeichelhaft für mich sein, daß ein Mann wie Weishaupt mich näher kennen zu lernen wünscht, während ich vormals trotz aller Anstrengungen nicht in der Lage war, die Bekanntschaft W.s zu machen, eines unwissenden, geistesarmen Libertins, den ich so lange für etwas Besseres hielt.

Am 14. April 1817. München.

Unglücklicherweise begegnete ich heute morgen dem Hauptmann Weishaupt. Ich konnte nicht umhin, ihm für seine gestrige Einladung zu danken. Er war sehr artig und bat mich, ihn ein anderes Mal für mein gestriges Nichtkommen zu entschädigen. Es war nicht möglich, daß ich „nein" sagte. Nun muß ich wohl mindestens einmal ihn besuchen, wenn ich ihn nicht beleidigen will, was ich um keinen Preis möchte. Ich bereite mir das unangenehme Schauspiel, zu sehen, wie meine Bekanntschaft über kurze Zeit ebenso fahrlässig auf die Seite wird gesetzt werden, als wie sie jetzt zuvorkommend gesucht wird.

Am 17. April 1817. München.

Verwichene Nacht hatten wir eine bedeutende Feuersbrunst, die, Gott sei Dank, nicht weiter um sich griff und keine menschliche Wohnungen, sondern nur ein hölzernes Gebäude verzehrte, in welchem die Baumaterialien des neu aufzuführenden Theaters aufbewahrt wurden. Der Schaden ist gleichwohl beträchtlich. Doch ist der Anblick bei weitem nicht so schauervoll, wenn man keine Menschen im Elend weiß. Ich kam ziemlich früh zur Brandstätte und stellte mich mit Schnizlein in die Reihe der Eimerträger. Es brannte die ganze Nacht hindurch. Der Platz war ein gefährlicher, da das Gebäude im Zeughaushof, unweit der Residenz und des Theaters, stand. Das Feuer ist augenscheinlich gelegt worden, da es im gemeinen Volk viele Unzufriedene, besonders der großen Teuerung wegen giebt.

Am 19. April 1817. München.

Hauptmann Weishaupt lud mich seither einmal wieder zu sich, ohne daß ich hinging. Heute war ich denn endlich gezwungen, ihm einen Besuch zu machen. Ich blieb den ganzen Nachmittag und Abend dort, auch Lüder kam. Weishaupt gefiel mir sehr wohl. Er ist einer von den Männern, denen ich mich gleich vertrauen könnte. Dennoch werde ich nicht wieder hingehen, da er Ende des Monats wieder wegreist, und ich doch nicht vermag, ihm etwas zu sein. Ich bin ganz fremd in den Wissenschaften, die er mit ganzer Seele pflegt. Bis er wieder zurückkommt, hoffe ich wieder hier zu sein, und so wird er diese Grille vergessen. Ich wünsche nämlich die Sommermonate auf dem Lande zuzubringen, um mich ganz den Studien zu widmen. Ich verspreche mir sehr viel von diesem Plane, wenn ich ihn realisieren kann. Vorzüglich würde ich mich mit den Alten beschäftigen, denen auch jetzt der größte Teil meiner Tageszeit gewidmet ist. Was das Spanische betrifft, so lese ich jetzt „Historia de las guerras civiles de Granada“ [1]). Auch die „Araucana“ von Ercilla [2]) habe ich vor mir. Eine schöne Ausgabe des „Don Quixote“ hat mir meine Mutter geschickt. So auch eine italienische Uebersetzung der „Lusiade in ottave rime“ [3]).

---

[1]) Von Gines Perez de Hita (lebte um Mitte des XVI. Säkulums). I. parte, Madrid 1595, II. parte, 1604 und dann öfter aufgelegt.

[2]) Alonso de Ercilla (1533—95), nahm an einem Kriegszuge gegen die aufständischen Auracanen in Chile teil, deren Heldenmut er, was ihm freilich schwer verargt wurde, in obigem Epos feierte.

[3]) „La Lusiade“, trad. in Italiano da G. Barreto, Torino 1772 (?).

Lektüre:

„Lord Chesterfield's advice to his son, with his maximes for young gentlemen“ [1]).

Dieses Buch enthält manche gute und besonders für mich zu beherzigende Lehre, obgleich wenig Neues, wenn man schon mehreres von dieser Art Schriften gelesen hat. Man darf nicht aus den Augen verlieren, daß Chesterfield ein Hofmann war, und daß er nicht für das Publikum, sondern für seinen Sohn schrieb, daher erscheint auch vieles allzu kleinlich. Ich las dies Buch vorgestern auf der Wache. Im Griechischen beschäftigt mich fortwährend Homer, im Latein lese ich Ovids Metamorphosen, die mich durch wechselvollen Inhalt, die schönen Schilderungen, die leichten, fließenden Verse immer mehr anziehen. Virgils Hexameter haben ihm ohne Zweifel noch einmal so viel Schweiß gekostet. Auch ist die „Aeneïde“ im ganzen wie im einzelnen gar zu sehr homerische Nachahmung. Ich halte Ovids Verwandlungen für das einzige originelle Epos der Lateiner.

Am 26. April 1817. München.

Heute sah ich meinen frühesten Jugendbekannten aus dem Kadettencorps wieder, mit dem ich seit sieben Jahren nicht mehr zusammenkam. Es ist Ernst Wiebeking, der Bruder Karls [2]), der in englischen Diensten ist. Er hat sich sehr verändert, so daß ich ihn nicht mehr kannte. Nathan Schlichtegroll brachte ihn zu mir her. Er hat jenes Wesen an sich, das man hier in Bayern Windbeutelei nennen würde, das aber unter den preußischen und niederländischen Offizieren gäng und gäbe ist. Er sprach untereinander deutsch, holländisch, englisch, französisch. Er verwunderte sich, als er, meine Bibliothek oberflächlich musternd, so viele Bücher aus fremden Sprachen, spanische, griechische, italienische ꝛc. fand, und fragte mich, ob ich auch französische Schriftsteller hätte. Ich zeigte ihm eine Stelle, wo mehrere standen. „Haben Sie auch die ‚Henriade‘?“ sagte er. — „Nein,“ war die Antwort. — „C'est dommage!“ Sein litterarischer Geschmack ist also nicht der meine.

---

[1]) Philip Stanhope Earl of Chesterfield (1694—1773), Diplomat und Hofmann. Die „Letters to his son with several others pieces“ gab seine Witwe, Mrs. Eugenia Stanhope, 1774, 2 vol., heraus.

[2]) Siehe S. 23.

Am 4. Mai 1817. München.

„O primavera, gioventù dell' anno!“ [1])

So begrüßte ich endlich vor einigen Tagen nach langer trauriger Witterung den Bringer der Freude. Schon weihte ich ihn ein durch viele Spaziergänge, meist den Homer in der Hand, aus dem ich gerne mehrere Stellen auswendig lerne. Einmal war ich mit Lüder in Harlaching. Am meisten freue ich mich auf meine Landreise, wenn ich sie anders werde ausführen können. Ist es mir möglich, so bleibe ich drei Monate am Schliersee. Meine physische Gesundheit wird dabei gewinnen wie mein Studium. Frei zu sein und von niemand abhängig, meinen Lieblingsbeschäftigungen ungestört nachzugehen und die liebliche Natur in stiller Einsamkeit zu genießen, was läßt sich Wünschenswerteres ersinnen?

Lektüre:

„Historia de las guerras civiles de Granada.“

Dies Buch ist das erste spanische, das ich vollende, allerdings eine schöne Introduktion in diese Sprache; es ist, soviel ich weiß, von Gueveda [2]). In historischer Hinsicht ist es freilich nicht von großem Wert, aber es ist zum wenigsten ein neuer klarer Beleg zu der schönen Lehre des Sallust: „Nam concordia parvae res crescunt, discordia maximae dilabuntur“ [3]). Der Stil ist ganz vorzüglich angenehm durch seine hohe Einfalt. Ueberdies enthalten diese drei Bände einen Schatz von besonders volkstümlicher Poesie in den eingestreuten Romanzen und anderen Versen. Das Razonamiento des Alfaguì, welches anfängt: „Contra vuestras entrañas, Granadina“ [4]), ist eine sehr schöne Rede, noch erhöht durch den majestätisch-melodischen Fluß der spanischen Verse mit ihrem Reichtum an langen, betonten Vokalen.

Von den Romanzen kannte ich schon welche aus Herders Volksliedern und zwei der vorzüglichsten aus Percys schöner Uebersetzung in seinen „Reliques“ [5]). Er hat nicht ganz unrecht, wenn er sagt, daß das ganze Buch gleichsam nur da zu sein scheint, um jene Romanzen einzuführen und zu erklären. Ich schrieb mir mancherlei ab.

---

[1]) Guarini, „Pastor Fido“, Att. III, sc. 1, 1.

[2]) Siehe S. 758, Anmerkung [1]).

[3]) Bellum Jugurth., cap. 10.

[4]) cap. XVI, p. 384 der anonymen Ausgabe, Paris 1606.

[5]) Vol. I, 317 und 324, vgl. S. 129, Anmerkung [2]) und „Volkslieder“ S. 45, 83 und 179.

Am 9. Mai 1817. München.

„Omnem operam impende, ut te aliqua dote notabilem facias!“ [77]

Sollte nicht jeder Jüngling, der nur irgend strebt und zu nützen wünscht, diesen goldenen Spruch Senekas über seine Stubenthür schreiben? Vielleicht ließen sich auch noch ein paar schöne Worte Sallusts damit vereinigen, wie zum Beispiel: „Recte mihi videtur, — quoniam vita ipsa, qua fruimur brevis est, memoriam nostram quam maxime longam efficere“ [1]). Oder: „Verum is mihi vivere atque frui anima videtur, qui aliquo negotio intentus, plaeclari facinoris aut artis bonae famam quaerit“ [2]).

O ihr weisen und großen Alten! Wer sollte sich nicht gedrungen fühlen, in eure Fußtapfen zu treten und euren erhabenen Lehren zu gehorchen? Thatkraft und Lebensweisheit sprachen aus eueren bündigen, sinnschweren Worten, und nur aus ihnen schöpft sich Mut.

Mühe und Anstrengung sind nicht vergeblich. Viel vermag der Mensch durch Willen und Kraft, wenn er nicht ganz fehlt, der beseelende Funke von oben. Laßt uns denn nicht an uns selbst verzweifeln. Laßt uns vielmehr fortwirken im stillen und unermüdlich nach einem Ziele. Bescheiden zwar, aber doch mutvoll.

Am 15. Mai 1817. München.

Heute etwas von meiner Korrespondenz. Gruber bin ich schon seit sehr lange Antwort schuldig. Er klagt über Mangel an Zeit und Freiheit. Er würde gern die alten Sprachen studieren. Er fürchtet nicht, daß meine Lust zu poetischen Arbeiten nicht aufs neue erwachen sollte, obgleich es ihn erfreut, daß ich mich jetzt ausschließlich den Alten widme. „Wenn der innere Drang,“ fährt er fort, „Dich dann wieder zurückführt, wird der Quell, den Du jetzt versiegt glaubst, sich noch voller und reicher ergießen.“ Ich bin nicht seiner Meinung. Ich halte sogar dafür, daß die Zeiten der Poesie schon allgemein vorüber sind. Die goldenen Zeitalter aller Nationen sind bereits verschwunden, und sie lassen sich nicht wieder zurückdrehen wie Tiecks Komödie.

Perglas hat mir von Darmstadt geschrieben. Er geht nicht nach Göttingen, da es dem Willen seines Vaters nicht ganz genehm ist, und bis Ende dieses Monats wird er wieder hier sein.

---

[1]) conjur. Catilin., cap. 1.
[2]) l. c. cap. 2.

Lodron klagt sehr über seine unglückliche Lage und die Prozesse, in die er verwickelt ist. Es kostet ihm alle Anstrengung, die Trümmer seines Vermögens zu retten. Er lernte die Welt frühe von einer abschreckenden Seite kennen. Also drei Briefe, aber kein Glücklicher unter den Schreibern, kein Zufriedener.

Auch meine Tante Lindenfels, die mir auf zwei meiner Briefe eine recht herzliche Antwort schrieb, ist sehr mißmutig über die Versetzungen, die in Ansbach stattfanden.

## Lektüre:

„Briefe zur Beförderung der Humanität", herausgegeben von Herder, in zehn Sammlungen [1]).

Ueber ein Buch von so verschiedenartigem Inhalt läßt sich nicht wohl ein anderes Urteil fällen, als daß es vollkommen seinem Titel entspricht. Man findet darin eine Reihe von liberalen Ideen und wahrhaft menschenfreundlichen Grundsätzen aufgestellt; nichts Gutes und Treffliches ist so unbedeutend und versteckt, daß es Herder nicht zu finden und zu erkennen. Besonders interessierten mich die siebente und achte Sammlung, die von der Poesie der neueren Völker handelt, und die aus Leibnizens und Lessings Schriften gesammelten Gedanken. Was für ein Mann war dieser Lessing, und welche Erinnerung nahm er mit ins Grab! Daß er sein ganzes Leben unglücklich, verkannt und hintangesetzt, mit einem Worte, daß er um sein ganzes Leben betrogen war. Wer pochte auf ein besseres Schicksal?

---

„Oeuvres complètes de Bernard" [2]). 2 Bändchen.

Dieser Mann hat einen viel besseren Ruf, als ihm zukommt. Er gehört zu den Dichtern der ganz gewöhnlichen Art. Sein Hauptwerk „L'art d'aimer" ist sehr mittelmäßig, ein paar Stellen ausgenommen. Ein kleines episches Gedicht, „Phrosine et Mélidor", die umgekehrte Geschichte von Hero und Leander, finde ich sehr abgeschmackt, ohne Phantasie und Erfindungsgeist. Von seiner Oper „Castor et Pollux" ist der

---

[1]) Riga 1793—96.

[2]) Pierre Joseph Bernard (1710—75), von seiner Zeit als „französischer Ovid" gepriesener Dichter. Die „Oeuvres compl." erschienen zuerst London 1777, wo sich die citierten Dichtungen p. 3 sq. 51 sq. und 89 sq. finden. Eine Pariser Ausgabe folgte 1795.

einzige Monolog über die Freundschaft, obwohl nur in wenigen Zeilen bestehend, mit Recht rühmlich bekannt[1]). Seine kleineren Gedichte verraten Leichtigkeit der Versifikation[2]).

Am 17. Mai 1817. München.

Eine kleine Unpäßlichkeit hielt mich mehrere Tage lang im Hause, was bei dem freundlichen Wetter um so verdrießlicher war; doch habe ich mich desto mehr im Garten umgesehen, wo Aurikeln und Veilchen und Hyazinthen mich wohlgeruchatmend begrüßten. Homer habe ich ziemlich viel gelesen. Ich habe nun die ersten neun Bücher der Iliade vollendet, wovon mir das erste, sechste und neunte die vorzüglichsten scheinen. Aber nichts geht über Hektors Abschied im sechsten Gesang[3]). Von der Odyssee habe ich die erste Rhapsodie gelesen, keineswegs weil sie mich weniger anzieht als die Ilias. Sie ist so unendlich gemütvoll. Täglich auch lerne ich mehr die hohen Vollkommenheiten der griechischen Sprache schätzen, die einzige unter denen mir bekannten, welche der deutschen in jeder Hinsicht voransteht.

Am 19. Mai 1817. München.

Bereits vorgestern habe ich ein Urlaubsgesuch nach Schliersee auf drei Monate überreicht. Ich werde bei dem Pfarrer wohnen, an den Lüder geschrieben hat. Ich verspreche mir ruhige, glückliche Stunden von diesem Aufenthalte; glücklich schon darum, weil mich die romantischen Umgebungen des Sees an die Schweiz mahnen werden, nach welcher der Frühling mir erneute Sehnsucht erregt hat.

Meine Muße soll vor allem den alten Sprachen und auch dem Spanischen und Portugiesischen gehören. Botanik hoffe ich endlich anzufangen. Auch werden vielleicht einige Aufsätze ausgearbeitet, über die ich nachdachte, zu deren Ausführung mir aber hier gelegene Zeit mangelt. Die Muße, der ich hoffend entgegensehe, ist die ungestörteste und reichste meines Lebens.

Am 20. Mai 1817. München.

Diesen Abend ging ich mit Schlichtegroll zu Ernst Wiebeking. Wir fanden ihn mit Schillers Abfall der Niederlande beschäftigt. Er führte uns in den Garten am Hause, der um so schöner ist, da ihn statt der

[1]) Acte III. sc. 1.
[2]) l. c. p. 141 sq.
[3]) v. 390—502.

Mauer ringsum Wasser umfließt. Später machten wir einen Spaziergang in den Prater und auch durch den Englischen Garten. Ich lernte mein Urteil über Wiebeking berichtigen. Er ist ein sehr gebildeter Mensch, voll aufgeklärter, gesunder Ideen. Nur selten fällt er in den Ton der Libertinage, der so wenig selten bei Offizieren ist. Ich kenne nicht mehr als ein paar, die über diese Art von Gemeinheit sich erhaben fühlen.

Am 22. Mai 1817. München.

Heute erhielt ich meine Urlaubsbewilligung, werde aber vor Ende dieses Monats nicht weggehen. Einstweilen genügt mir die Erwartung. Ich habe noch mancherlei vor meiner Abreise zu besorgen.

Heute habe ich auch Gruber geantwortet, einen langen Brief, von meiner Reise, meinen Studien, dem Spanischen, meinem Verlangen nach der Schweiz 2c.

Lektüre:

„Hume's history of England, from the invasion of Julius Caesar till the revolution in 1688. 8 Vol.

Ich habe dies Buch schon in voriger Woche vollendet und mit Interesse gelesen, mir auch die Hauptbegebenheiten, ins kurze gefaßt, exerziert. Es ist das Werk eines ungeheuren Fleißes; auch der Stil ist schön, ausgebildet, gerundet, doch ziehe ich die französische Prosa der englischen vor. Im ganzen ist es keine Geschichte, wie sie die Alten schrieben, und das kann sie auch nicht sein. Wahrhaft interessant sind nur die Begebenheiten einer Republik, wo gewöhnlich so viele ausgezeichnete Individualitäten hervorstrahlen. Bei unserer Geschichte sind fast nur die Könige merklich, und was sind dies meist für thörichte, schwache, verzogene Geschöpfe!

Verdienstlich sind die Anhänge über die Kultur der Zeiträume. Den englischen Schriftstellern spricht Hume ein gerechtes, aber strenges Urteil.

Besonders schön beschrieben sind die Hinrichtungen von Johanna Gray und der Königin von Schottland [1]).

Am 25. Mai 1817. München.

Nachdem ich heute nach Tische bei Schlichtegroll war, wo ich Liebeskind und Ernst Wiebeking antraf, machte ich einen Spaziergang nach

---

[1]) Vol. IV, p. 420 sq. und V, p. 323 sq. der Ausgabe von 1767.

Harlaching, der schönsten einer, die man hier machen kann. Ich hatte einen Band der Schäfferschen Dudley-Ausgabe des Homer [78] bei mir, wie es oft geschieht, und las den dritten und vierten Gesang der Ilias. Auch dachte ich über meine Reise nach. Ich verspreche mir glückliche Tage. Oft dünkt es mich, als trüge ich einen starken Keim des Menschenhasses und des Egoismus in mir, der durch diese Einsamkeit möchte verstärkt werden. Oder vielleicht lernt man die Menschen mehr lieben, wenn man sich nicht unter sie mischt? Liebe bedürfte ich sehr, das fühle ich, aber dennoch werde ich die Liebe nicht ertragen. Mir Teilnahme und Zuneigung zu bezeugen, ist oft das sicherste Mittel, mich von sich abzuwenden. Wenn ich nicht irre, so kommt das von einem gewissen Geiste des Widerspruchs, der zuweilen Gewalt über mein Herz hat.

Am 26. Mai 1817. München.

Wilhelm Gumppenberg gab mir heute ein Heft von Fritz Fuggers poetischen Arbeiten, die ihm dieser geschickt hatte. Ich durfte sie nur ein paar Stunden behalten, habe sie aber doch mit voller Aufmerksamkeit durchlesen. Er selbst zeigte mir nie etwas. Ich fand viel Schönes, aber auch viel, was mir des Tadels wert schien.

Das ist gewiß, daß Fugger augenscheinliche Talente zur Poesie hat, allein, da er der neuen Schlegelisch-Fouquéschen Schule angehört, hat er auch ihre Erbsünden. Nur wenige Stücke sind von derlei Schlacken, sowie von Inversionen frei, die unserer Sprache widerstreiten. Was ihnen am meisten mangelt, ist die Feile. Von mehreren Gedichten sind einige Strophen aber so vortrefflich, als die anderen matt und leer sind. Die schönsten und dem Anscheine nach leichtesten Verse sind gewiß von jenen Dichtern gemacht worden, die sich's nicht verdrießen ließen, zu bessern und auszumerzen. Sine labore nihil! Fugger steht noch sehr unter der Herrschaft des Reims (antike Maße bearbeitet er gar nicht), der ihm öfters, aber freilich nicht immer, geniale Gedanken zuführt. Er hält viel auf die Reinheit des Reims; dennoch erlaubt er sich Reime, wie Jagd und Pracht, nieder und Güter, Frieden und Hüten, die sich nur in Bayern und Schwaben reimen. So liebt er auch die veraltete Auseinandersetzung der Partizipien und dritten Personen Präsentis der Zeitwörter, wie gehet, liebet, malet, und dies zwar im Reim. Nichts ist häßlicher, als die vielen e unserer Sprache noch zu vervielfältigen. Er sagt aber auch deuchet und fallet, was gar nicht deutsch ist. Mit dieser Prosodie springt er gleichfalls willkürlich um. Die Worte „einst“, „Gott“,

„stürzt" werden ihm zu leichten Silben. Alles dies wäre so leicht zu vermeiden.

Das Heft enthielt 43 Gedichte, Lieder, Sonette, Balladen und Romanzen. Von den letzteren hat mir ein einziges Stück gefallen; fast alle sind Legenden, einige gute Ideen, doch verraten sie durchaus kein episches Talent in der Ausführung. (Von den Sonetten, die kein Versmaß unserer Sprache sind) fand ich auch nur eins, „Stilles Glück" überschrieben, lieblich. Er bewegt sich in diesem Metrum, das er liebt, schwerfällig und undeutsch. Um vieles gewandter in den Liedern, die reich an sinnlichen, lieblichen Gedanken sind, wenn auch zuweilen etwas zu künstlichen à la Guarini. Vorzüglich gefielen mir zwei Lieder, eins an Ludwig Emil Grimm, mit dem er hier viel umging (eins meiner früheren Hefte, wenn ich nicht irre, erwähnt seiner), gerichtet, das andere, „Die Welle" überschrieben. Ich behielt es auswendig und setze es zur Probe hierher:

O sagt mir, warum fließt die Welle,
So sonder Rast und Ruh
An mancher blumenreichen Stelle
Vorbei und immer zu?

Die Ufer, die die Welle schließen,
Sie sind ihr Kerker nur,
Sie suchet ja nicht Thal und Wiesen
Und nicht die Blumenflur.

Daß nichts den kühnen Lauf ihr störe,
Enteilt sie fort und fort.
Die Freiheit sucht sie in dem Meere
Und findet sie nur dort.

Wenn je eine passende Idee, ein schönes Bild in die Schranken eines Liedes gebannt wurde, so ist es hier der Fall. Freilich sollte die Ueberschrift „Die Quelle" oder „Der Bach" und nicht „Die Welle" lauten.

Am 28. Mai 1817 abends. München.

Soeben ging Lüder von mir weg, der bei mir Abschied genommen. Er reist morgen nach Neuburg zu seinem Vater in Familiengeschäften. Es that mir recht weh, mich von ihm zu trennen, obgleich dies in ein paar Tagen bei meiner eigenen Abreise hätte geschehen müssen. O, wie mancher, mancher Abschied trübt nicht unser kurzes trübes Leben. Soll man sich an Menschen fesseln, da man so oft und nach einer Spanne

Zeit auf immer von ihnen getrennt wird? Lüder versprach, mich nach seiner Zurückkunft in Schliersee zu besuchen.

Bei Dall'Armi war ich heute, der zu Bette liegt und an den Hämorrhoiden leidet. So jung fallen uns arme Sterbliche die körperlichen Schmerzen und unverbesserlichen Infirmitäten an! Ich habe einen Abscheu vor jener Krankheit und eine Ahnung, als sollte ich von ihr heimgesucht, und zwar frühzeitiger als andere Männer, werden. Leider giebt es nur ein einziges Mittel, eine einzige Tugend, die man im stande ist, körperlichen Leiden entgegenzusetzen — Geduld. Auch Dall'Armi ist willens, einige Zeit nach seiner Wiederherstellung auf dem Lande, und zwar in Schliersee, zu leben. Seine Gesellschaft würde mir sehr erfreulich sein.

Am 30. Mai 1817. München.

Am vergangenen Siebenundzwanzigsten, dem Geburtstage des Königs, hatten wir eine Feierlichkeit auf dem Marktplatze. Es wurde Verteilung von Denkmünzen proklamiert für diejenigen Mitglieder der Armee, die in den Jahren 1813, 1814 und 1815 gegen die Franzosen zu Felde zogen. Diese Denkzeichen bestehen in Kreuzen von Kanonenmetall, auf der einen Seite die Jahreszahl angemerkt, auf der anderen liest man: „Für König und Vaterland." Solange Montgelas am Ruder war, widerriet er diese Austeilung. Der Marschall hing die Kreuze selbst, die an einem blau-, weiß- und schwarzgestreiften Bande befestigt waren, sowohl den Fahnen als einigen Offizieren und Soldaten in jedem Corps an. Uns übrigen wurden sie gestern verteilt. Die Feierlichkeit ward von dem schlechtesten Wetter von der Welt begleitet. Ich sah dabei unter anderen Hauptmann Weishaupt, der mich freundlich grüßte. Gleichwohl werde ich vor meiner Abreise nicht mehr zu ihm hingehen, weil dies ein Verhältnis anknüpfen hieße. Ich denke nämlich übermorgen von hier wegzugehen. Ich machte bereits heute meine Meldungsbesuche. Generallieutenant Raglovich (mit welchem Major Bauer von mir gesprochen hat) fragte mich, ob ich nicht Lust hätte, etwas aus der bayrischen Geschichte unter seiner Leitung zu bearbeiten. Ich bejahte es, und er will nach meiner Rückkehr weiter davon sprechen. Eine solche Arbeit, wenn sie auch nicht ganz meinen Neigungen entspräche, würde mir immer viel lieber sein als der Dienst, wenn ich dann dessen überhoben werden könnte.

Bei Major Bauer war ich gestern, heute bei Fürstenwerthers, bei den Pagen rc. Ich glaube noch nicht erwähnt zu haben, daß Frau

von Harnier bereits Ende April nach Frankfurt zu ihrem Gemahl zurück ist.

Auf der Straße begegnete ich heute Leopold Velden vom 2. Husarenregimente. Er hatte keine Nachrichten von Ludwig Gombart und bleibt einige Monate hier auf Urlaub. Vielleicht wäre es mir angenehm und nützlich, ihn einmal wieder näher zu kennen. Es scheint, daß er keine Lust hat, Soldat zu bleiben.

### Lektüre:

„Paradis perdu", par Delille, de l'anglais [1]).

Um in einem Worte etwas von diesem Buche zu sagen: ich halte es für eine treffliche Nachbildung. Sie ist zwar sehr frei, aber durchaus keine Schönheit des Originals zu unterdrücken suchend. Manches von Miltons einfach-feierlicher Sublimität geht allerdings verloren, hingegen läßt der Uebersetzer bei vielen Stellen sein Original hinter sich. Auch an biblischer Einfalt zeigt sich der erstere zuweilen größer als sein großes Vorbild, wie zum Beispiel bei der Stelle, da Gott das Licht entstehen läßt, wo Delille sagt:

„Alors l'Eternel dit au néant qui conçut:
Que la lumière soit! et la lumière fut" [2]).

Sein Hexameter ist schön gebildet und verrät eine große Gewalt über die Sprache, der Reim ist selten gezwungen, der Wohllaut der Distichen lieblicher, als ich es bei irgend einem anderen französischen Schriftsteller fand. Auch Milton strebte nach südlich weichen Klängen, allein seine Sprache ließ es ihn manchmal zu schwer werden. Die schwachen Stellen sind alle durch den Uebersetzer herausgehoben, einige, zum Beispiel die Abschweifung gegen den Mönchsorden [3]), weggelassen. Sin and death heißen bei Delille la révolte et le trépas. In Hinsicht des Geschlechts war keine andere Nachbildung möglich. Ich hatte fast immer das Original zur Seite. Die schönsten Stellen lesen sich freilich ganz anders als in der Uebersetzung. Ich bin noch nicht von der Meinung zurück-

---

[1]) Paris 1805.
[2]) l. c. chant VII, p. 285.
[3]) Vgl. Milton, „Paradise lost", book IV, 744 sq.

gekommen, daß die beiden letzten Gesänge das Gedicht verunzieren. Besonders interessant war mir noch die angehängte Abhandlung Addissons über das „Verlorene Paradies“ und die Vorrede Michauds [1]).

## Uebersicht dieses Buches.

Da mir eine neue Lebensperiode anfängt, so schließe ich hier diese Abteilung. Ohne reich an Begebenheiten zu sein, giebt mir dies Buch doch manchen Stoff zum Nachdenken, wenn ich es durchgehe. Es trägt nicht bei, meine trübe Ansicht des Menschenloses zu erheitern. Die Melancholie, mit der ich die ganze Zeit über kämpfte, griff mehr um sich, als es hier geschrieben steht, da ich in jenen traurigen Stunden nicht gelaunt war, zu schreiben. Mordgedanken, um mit Ossian zu reden, glitten über mein Herz. Mir fehlte Liebe, wie sie mir noch fehlt. Die Wahnbilder von D. und Federigo erloschen. Ich sah letzteren seit langer Zeit nicht und betrachte diesen unvollendeten Roman als vollendet. Durch mein ganzes Leben werde ich diese unbefriedigte Sehnsucht nach einem innigen, unzertrennlichen Freunde tragen, in dem ich mich selbst vergessen könnte. Begegnisse dieser Periode sind: meine Abreise von Ansbach; Fuggers Aufenthalt in München; Federigos Wiedersehen; mein verunglücktes Abenteuer im Vorzimmer der Prinzessin von Wales; Perglasens Trübsinn und Abreise; der Empfang des militärischen Denkzeichens. Meine Lektüre war ziemlich reichhaltig. Mein Entschluß, der Poesie zu entsagen, ging aus der deutlichen Empfindung hervor, daß ich kein Dichter geboren wurde. Ich machte einige Fortschritte im Griechischen und fing das Spanische an. Der Plan nach Amerika liegt in halber Vergessenheit als unausführbar.

Bedeutende Bekanntschaften machte ich keine, ausgenommen die des Hauptmanns Weishaupt, die ich aber ganz vernachlässigte. Selbst vor meiner Abreise besuchte ich ihn nicht mehr, doch ließ ich ihm einen Gruß sagen. Ich denke auch seine Bekanntschaft nicht mehr anzuknüpfen, obgleich ich ihm sehr geneigt bin. Was mich davon abhält, ist die Furcht,

---

[1]) Die Préface in der citierten Ausgabe, p. 1—24, die Remarques d'Addison, p. 25—132; der englische Text ist beigedruckt.

ihm nichts sein zu können, die Betrachtung, wie sehr unsere Studien verschieden sind, und endlich ein gewisser Eigensinn, der mir seit meiner Jugend, obgleich damals oft bestraft, unzertrennlich anhängt und der allem entgegenstrebt, was meinem Herzen angenehm ist, um sich gleichsam das Recht zu erkaufen, mißmutig zu sein und zu klagen.

Im übrigen erneuerte ich Ernst Wiebekings Bekanntschaft. Mit Lüder, Schnizlein, Dall'Armi wurde ich eher vertrauter als entfremdeter. Das letztere mit Gas. Xylander und Jacobs schrieben mir die Zeit über nicht mehr.

# Memorandum meines Lebens.

---

## Vierzehntes Buch.

Diarien während meines Aufenthalts am Schliersee, vom 1. Juni bis 12. Oktober 1817.

„Die Erinnerung ist das einzige Paradies,
aus dem wir nicht getrieben werden können."
Jean Paul.

Scriptorum chorus omnis amat nemus et fugit urbes.

**Horatius**[1]).

[1]) Epist. II. 2, 77.

Am 3. Juni 1817. Schliersee.

Hier bin ich endlich im Hafen meiner ländlichen Wünsche, und ich fühle mich glücklich. Welch ein ganz anderes Erwachen diesen Morgen, als mein erster Blick auf den freundlichen See und seine Ufer fiel, und das Lied der Vögel mir entgegenschallte.

Vorgestern ziemlich frühe verließ ich München mit frohem Herzen. Schnizlein begleitete mich bis Haching, wo wir zusammen frühstückten. Wirt und Wirtin waren sehr vernünftige Leute.

Wir trennten uns, und sahen uns noch gegenseitig nach, bis sich der Weg krümmte. Hier begann meine Einsamkeit, ich war von den Freunden geschieden und ging zu fremden Menschen. Aber kein banges Gefühl ergriff mich. Kaum war ich allein, so richtete ich Wort und Geist zu dem Urheber alles Guten dankend empor. In einem langen Selbstgespräche durchging ich mein bisheriges Leben, und fand, daß mir noch niemals eine so ungestörte Muße zu teil wurde, als sie mir jetzt bevorsteht.

Die Gegend, durch die ich kam, war meistens öde; nur bei dem nächsten Dorfe vor Holzkirchen erhebt sich ein majestätischer Laubwald. In Holzkirchen, wo ich des Mittags anlangte, blieb ich auch über Nacht, in der „Post", ein sehr guter Gasthof. Nachmittags machte ich einen Spaziergang in die freundliche Umgegend, und ergötzte mich besonders am Anblick der Berge, auf deren Gipfeln noch Schnee liegt.

In dem Zimmer, oder Saal vielmehr, wo ich wohnte, war unter vielen Bildern auch eines der Jungfrau Maria; zur Inschrift hatte es ein Distichon mit folgender Allitteration:

„Rem, regem, regimen, regionem, religionem,
Conserva Bavaris virgo Patrona tuis."

Ich schrieb auch an Perglas, den ich bereits in München vermute, sprach ihn von aller Schuld frei in Hinsicht der Versäumnis von Göttingen, und bat ihn, mich zu besuchen.

Den folgenden Morgen ging ich über Miesbach hierher, ein Marsch von sechs Stunden. Die Gegend fängt bald an sich zu verschönern. Man tritt in die Berge. Romantisch ist das Mühlthal. Minder gefiel mir die Lage von Kloster Weihern. Der Weg von Miesbach hierher geht meist durch Waldung. Um zehn Uhr morgens kam ich hier an. Der Pfarrer empfing mich höflich.

Am 4. Juni 1817. Schliersee.

Ich werde mich bemühen, ein getreues Bild meiner jetzigen Umgebungen aufzuzeichnen. Der Schliersee, der drei viertel Stunden in der Länge und eine halbe in der Breite hat, erstreckt sich seiner größten Ausdehnung nach von Nordost nach Südwest. Seine Ufer sind meist waldige Berge; der Eindruck, den er beim ersten Anblick hervorbringt, ist mehr angenehm als imposant. Gegen die Mitte zu liegt eine kleine Insel. Westwärts an der Schlierach, die den See bildet, und etwas entfernt von seinem Ufer sieht man Westenhofen; am anderen Ende, der Länge nach, liegt Fischhausen, am nordöstlichen Strande Schliers oder Schliersee, ein Dorf von 76 Häusern, die alle zerstreut umherstehen, teils auf der Anhöhe, teils im Thal. Die Gebäude sind größtenteils hübsch und geräumig, mit vorspringendem Dache und einer ringsumlaufenden Galerie. Das Dach selbst ist von Schindeln, mit Steinen häufig belegt, wie überhaupt in Bayern. Es giebt allenthalben Obstgärten, wenig Getreide. Die Hauptkirche ist groß und liegt nicht weit vom Wasser; um sie herum der Gottesacker, und neben daran noch eine kleine Kapelle. Eine andere, etwas bedeutendere, ist auf einem nahen Hügel gebaut. Sie ward von einem Grafen Maxelreiner gestiftet, der sie in sarazenischer Gefangenschaft dem heiligen Georg gelobte, dessen Bildsäule über dem Altar steht. Die Aussicht von oben ist hübsch, auch eine Bank angebracht, von der man sie gemächlich genießen kann. Hinter diesem Hügel hebt sich ein etwas höherer Berg, die Burg genannt (weil eine solche darauf gestanden hat), der einen weiteren Umblick gewährt. Der höchste Berg, den man vom Seeufer sehen kann, ist der Brechenspitz, jetzt noch von Schnee bedeckt. Der große und helle Pfarrhof liegt etwas weiter vom See als die Kirche. An der vorderen Fassade, gegen das Wasser zu, ist ein Blumen- und Gemüsegarten angelegt, am Ende desselben ein Gartenhaus, auf einer Seite offen. Das übrige umgiebt der Obstgarten. Das Haus hat zwei Stöcke. Im unteren ist das Wohnzimmer des Pfarrers, die Küche u. s. w. Der obere enthält eine schöne Reihe von meist freundlichen Zimmern mit Kabinetten, die meist leer stehen. Das heiterste,

größte ist der Speisesaal. Doch essen wir gewöhnlich im unteren Stock oder im Gartenhaus.

In einem der Gänge steht eine große Bibliothek von mehreren tausend Bänden; aber nichts Erträgliches, nicht einmal ein Klassiker. Nichts als ein ungeheurer Wust geistlicher Scharteken und polemische Universitätsschriften. Welch ein anderes Ansehen würde dies Haus unter einem jüngeren oder mehr vielseitig gebildeten Geistlichen haben, wie zum Beispiel Hafner, der vor kurzem eine Pfarre bei Deggendorf erhalten hat. Oder vollends unter einem protestantischen Prediger, der eine artige Frau und liebenswürdige Kinder hat. Welch ein angenehmes, herrliches Leben muß sich bei einem Vicar of Wakefield führen lassen!

Ich bewohne hier ein Eckzimmer mit vier Kreuzstöcken. Zwei Fenster gehen gegen das Gartenhaus und den See zu; etwas mehr linkswärts sehe ich die Kirche und den Nasenberg. Die beiden anderen öffnen die Aussicht nach Osten, auf den Hügel, wo St. Georgs Kapelle steht. Zwischen diesen beiden steht ein Altar, der mich übrigens nicht geniert. Ihm gegenüber das Kanapee. Zwischen den anderen Fenstern eine Kommode, ihr gegenüber mein Bett. In der Ecke, wo die Kreuzstöcke zusammentreffen, ist mein Schreibpult angebracht (da ich immer stehend arbeite), so daß ich zugleich die Aussicht auf beide Seiten genieße. Die Wand ist mit mehreren Bildern geziert, teils Heilige, teils Fruchtstücke, ein paar gute Gemälde.

Am 5. Juni 1817. Schliersee.

Hier gebe ich ein Verzeichnis der Bücher, die ich bei mir habe. Im Griechischen sämtliche Werke Homers, und dabei Vossens Uebersetzung der „Ilias“ und „Odyssee“ und Xenophons „Anabasis“. Latein: Ovids Metamorphosen, Horazens Schriften, Tacitus de moribus Germanorum. Französisch: Delille, „Les jardins“; „Poésies de Gresset“; Maximes du duc de la Rochefoucauld“. Italienisch: „Il Pastor fido“, „La Gerusalemme liberata“; „La Lusiade, tradotta“. Englisch: „Essay on man“, Gays „Fables“. Spanisch: „Don Quixote“; „Manual de la lengua española“, por Bertuch. Deutsch: „Ansichten der Natur“ von Alexander von Humboldt; Schillers ästhetische Schriften. Botanik: Schranks „Bayrische Flora“ [1]; Grindels Botanik [2]; Fuchs, „Anleitung zur Pflanzenkenntnis“ [3]. Hierzu kommen noch Grammatiken und Wörterbücher. Noch weiß ich

[1]) München 1789, 2 Bände.

[2]) „Anleitung zur Pflanzenkenntnis“, 1804.

[3]) München 1806.

nicht, ob ich viel studieren werde. Es treibt mich so oft ins Freie, sobald das Wetter schön ist. An Zeit fehlt es mir nicht, obgleich der Pfarrer die unangenehme Gewohnheit hat, lang bei Tische zu bleiben, und es ihm lieb ist, wenn man ihn unterhält. Mittags essen wir um halb zwölf Uhr, des Abends um sieben Uhr.

Am 6. Juni 1817. Schliersee.

Gestern war das Fronleichnamsfest, das auch hier mit einer Prozession gefeiert wurde. Die jungen Bursche schossen ihre Flinten los. Alle Mädchen, die noch Jungfrauen sind, tragen bei dieser Gelegenheit Kränze am Hinterhaupt, worauf sie große Stücke halten. Ueberhaupt gefällt mir die weibliche Tracht an Festtagen. Gewöhnlich aber tragen sie weiße und schwarze Mützen, ohne alle Form und etwas häßlicher als die Schlafmützen.

Am 7. Juni 1817. Schliersee.

Des Morgens stehe ich um vier Uhr auf, und dann mache ich gewöhnlich mit dem Griechischen den Anfang. Die „Odyssee" gewährt mir vielen Genuß. Heute las ich die zweite Hälfte der dritten Rhapsodie. Besonders anschaulich ist das Opfermahl der Minerva beschrieben. Ein schöner Spruch ist, was Nestor dem Telemachos sagt, und was auch schon früher vorkommt:

„Καὶ σὺ φίλος, μάλα γάρ σ'ὁρόω καλόν τε μέγαν τε
ἄλκιμος ἔσσ', ἵνα τίς σε καὶ ὀψιγόνων εὖ εἴπῃ" [1]).

Ein Ausstrom der natürlichen Geschwätzigkeit des guten alten Homers ist die Rede Mentors, ehe er als Gottheit verschwindet, daß er nämlich zu den Kaukonen gehe, um eine alte und beträchtliche Schuld einzufordern [2]).

Im Lateinischen beschäftige ich mich mit einer lateinischen Bibel, und zwar mit den Psalmen Davids; trotz seiner vielen Wiederholungen und seinem Mangel an Einheit bleibt er immer doch der erhabenste Dichter. Das Latein ist kein klassisches, aber es liest sich doch besser wie im Deutschen. Ich merkte mir unter anderem den einfach schönen Ausdruck eines übermütigen Glücks: „Ego autem dixi in abundantia mea: non movebor in aeternum!" [3])

---

[1]) Γ, 198, 200.

[2]) v. 364 sq.

[3]) Psalm XXX, 7. „Ich aber sprach, da mir's wohl ging: Ich werde nimmermehr darnieder liegen" (Luther).

In Bertuchs „Manual“ las ich dieser Tage einen Aufsatz aus Barcias „Geschichte der Entdeckung von Amerika“ [1]). Der Stil gefiel mir besonders. Es wird auch darin erwähnt, daß Kolumbus, der Große, Verkannte, Beharrliche, die Wissenschaft der Neuen Welt aus den hinterlassenen Papieren eines spanischen Seemanns geschöpft habe.

Ferner eine Novelle von Cervantes: „La fuerza de la sangre“ [2]). Ich kannte sie schon aus Florians Uebersetzung und aus Meißners Skizzen [3]). Cervantes' Stil ist geziert und wird deshalb zuweilen geschmacklos. So ist zum Beispiel die Stelle, als Leocadia ohnmächtig wird, und Donna Estefania sie mit ihren Thränen dergestalt benetzt, daß, wie es heißt, kein anderes Wasser mehr nötig war, um sie ins Leben zurückzubringen [4]). Dieser Possenreißerton kommt öfters zum Vorschein.

Nach Tische ging ich spazieren und las in Grindels Botanik. Schon Vormittags machte ich mit dem Kaplan oder Priester, wie es hier heißt, eine Fahrt auf dem See, wo die Fischer ihre Netze herauszogen. Das erste Mal fuhr ich vor ein paar Tagen hinüber an das Jägerhaus, das querüber von Schliersee auf einem Vorgebirge, von Bäumen malerisch umgeben, liegt.

Am 9. Juni 1817. Schliersee.

Wir hatten gestern recht unvermutet die Frau von Liebeskind [5]) im Haus. Sie kam nachmittags mit ihrem jüngsten Sohne Gustav, mit dem sie in ein Bad bei Tegernsee geht. Ich war mit dem Pfarrer über Land gefahren, und wir kamen erst gegen sechs Uhr zurück. Sie ging ihm eine Strecke Wegs entgegen und nahm die Gastfreundschaft des Pfarrers in Anspruch, indem sie ihn mit Lobeserhebungen überhäufte. Sie ist die beredteste Frau, die ich jemals gesehen. Anfangs mochte sie dem Herrn Pfarrer wohl nicht behagen; ihre Urbanität, ihr feiner göttingischer Dialekt stachen zu sehr gegen sein Wesen ab. Doch mögen ihre Gesprächigkeit und die gute Unterhaltung, die sie ihm verschaffte, ihn wieder versöhnt haben. Ich für meinen Teil kann nun einmal den

---

[1]) Vgl. S. 767. „Manual ecc. oder Handbuch der Spanischen Sprache“ ed. F. J. Bertuch, Leipzig 1790, p. 13 sgg.

[2]) l. c. p. 28.

[3]) Vgl. Florian, „Melanges de poésie et de litterature“, Paris 1787, darunter „Léocadie“ und A. G. Meißners „Skizzen“, 11. Sammlung, S. 1—35 „Josephine. Nach Cervantes und Florian.“

[4]) l. c. p. 38.

[5]) Siehe S. 4, Anmerkung [1]).

gelehrten Weibern nichts abgewinnen, obgleich sie gewöhnlich ihre Gelehrsamkeit in ein angenehmeres Gewand als die Männer zu hüllen wissen, und manche Anlagen sich bei ihnen besser ausbilden als bei uns. Es giebt viele Frauen von ausgebreiteten Kenntnissen, aber gewiß äußerst wenige von tiefen. Die schöne Weiblichkeit geht bei ihnen verloren, sie sind alle gewissermaßen Halbmänner. Frau von Liebeskind ging heute morgens nach Tegernsee, und ich gab ihr ein ziemlich weites Geleit.

Am 10. Juni 1817. Schliersee.

Die Fahrt, die ich mit dem Pfarrer machte, ging anderthalb Stunden von hier nach einer Papiermühle, die seinem Sprengel angehört. Es ist ein schönes Gebäude, abgelegen zwischen Bergen, die Leute höflich. Ich ließ mir die Einrichtung der Mühle zeigen. Nicht weit davon ist ein Wasserfall von unbedeutender Höhe, doch bildet er sich im Herabfallen sehr glücklich in Gestalt eines Fächers und gewährt einen wahrhaft erquickenden Anblick. Das ganze Thal heißt das Josephsthal. Ach, es mahnte mich an die Schweiz und an jene Papiermühle im Kanton Unterwalden, an deren Seite der wilde Katarakt des Mehlbachs sich stufenweise in die Tiefe wälzt, um seine Wellen mit denen des Vierwaldstättersees zu vereinigen.

Gestern bestieg ich mit dem Kaplan oder Priester, wie es hier heißt (er heißt Millauer), einen nahen Berg, um von hier aus die Ruinen des Schlosses Hohenwaldeck zu besuchen. Diese Ueberbleibsel bestehen nur noch in einigen massiven Mauern aus Quadersteinen. Mehr zog mich die herrliche Aussicht an, die man von einem hervorstehenden Felsen auf die Seeufer und gegen Miesbach hin genießt. Ich sammelte einige Pflanzen.

Am 14. Juni 1817. Schliersee.

Ich war dieser Tage wieder unpäßlich und mußte das Zimmer hüten. Ich habe ein Geschwür am Fuß, das noch nicht geheilt ist. So ist kein Glück ohne einiges Trübsal. Ich habe Briefe von zu Hause erhalten und beantwortet, auch der Tante Lindenfels geantwortet, die bis künftigen Monat nach Düsseldorf zu ihrer Schwester, der Frau von Lasberg, reist.

Am 15. Juni 1817. Schliersee.

Viertes Buch der „Odyssee“ beginnt mit der Ankunft Telemachs in Sparta. Die ganze schöne Sitte der alten Gastfreundlichkeit mit den

freundlichsten und lebhaftesten Farben gezeichnet. Gleich lebhaft die herrliche Erscheinung der Helena; ihre Neugier[1]). Natürliche Aufrichtigkeit des Menelaos, wenn er von seinen Klagen um den verlorenen Odyssus sagt:

„ἄλλοτε μέν τε γόῳ φρένα τέρπομαι, ἄλλοτε δ'αὖτε
παύομαι· αἰψηρὸς δε κόρος κρυεροῖο γόοιο“ [2]).

Ein Neuerer würde ihn lieber unausgesetzt weinen lassen. Schönheit der aufmunternden Rede des Peisistratos, da sie alle in Thränen zerfließen[3]). Kluges Benehmen des Odysseus im trojanischen Pferde, ein charakteristischer Zug[4]). Voll großer und poetischer Stellen ist die ganze Erzählung des Menelaos von seiner Heimkehr, zum Beispiel, wie Agamemnon in Argos ans Land steigt, wie Proteus dem Menelaos das Elysium voraussagt[5]). Zum Gastgeschenk giebt dieser letztere dem Telemach unter anderem einen Becher, wobei er die schönen Worte hinzufügt:

„δώσω καλὸν ἄλεισον, ἵνα σπένδῃσθα θεοῖσιν
ἀθανάτοις ἐμέθεν μεμνημένος ἤματα παντα“ [6]).

Weniger anziehend ist, was in Ithaka vorgeht, doch nicht arm an treffenden Zügen, zum Beispiel der Schrecken der Penelope, als sie das Vorhaben der Freier erfährt[7]). Ueber ihre nächtliche Vision im Traum ist ein ganz eigenartiges Dämmerlicht verbreitet[8]).

Am 17. Juni 1817. Schliersee.

Ich lebe hier, als wenn ich immer so gelebt hätte, als wäre ich nie Offizier gewesen (daß ich es noch bin, fällt mir kaum ein), als hätte ich nie etwas anderes gekannt, als die ländliche Natur und das Studium. Aeußerst selten kommt mir ein Gedanke an München und meine früheren Verhältnisse. So schnell schütteln wir einen Stand ab, der uns nicht natürlich ist. Ich gehe viel spazieren, finde täglich neue Wege, neue Aussichten, und gewinne der Gegend nach und nach mehr Reize ab. Meine Begleiter sind gewöhnlich botanische Bücher, zuweilen auch andere,

---

[1]) Δ, 121 sq. und 138 sq.
[2]) Δ, 102, 103.
[3]) l. c. 190 sq.
[4]) v. 264 sq.
[5]) v. 522 sq. und v. 563 sq.
[6]) v. 591, 592.
[7]) v. 703 sq.
[8]) v. 797 sq.

zum Beispiel Delilles „Jardins“ [1]), die sich, von einer schönen Natur umgeben, herrlich lesen, oder Horaz, oder Rochefoucauld, die ich beide in kleinen Duodezausgaben besitze, wie auch den Tasso, Gresset, Homer. Ich vollendete heute den fünften Gesang der „Odyssee“. Er ist voll hinreißender Schilderungen, zum Beispiel die Wohnung der Kalypso, der Sturm, den Poseidon erregt [2]). Auszeichnen möchte ich noch besonders die Unterredungen des Hermes mit der Kalypso und der letzteren mit dem Odysseus [3]). Auf das genaueste und anschaulichste ist der Bau des Schiffes beschrieben [4]). Selbst in der Todesnot verläßt den Helden niemals die gewohnte Klugheit. Er erwägt und beschließt über jedes. Unter seinen Klagen kommt auch eine Stelle vor, die Virgil wörtlich bei derselben Gelegenheit nachahmte: „o terque, quaterque beati!“ u. s. w. [5]).

Am 21. Juni 1817. Schliersee.

Wir hatten gestern einen herrlichen Tag, ein italischer, dunkelblauer Himmel ohne das kleinste Wölkchen war über den See ausgespannt. Ich machte einen Spaziergang nach Aurach, einem ziemlich entlegenen Dorfe, das auf dem Wege nach Fischbachau liegt. Ich ging zuerst längs dem See hinunter bis Fischhausen. Unweit von dort, nachdem ich durch einen kleinen Wald gegangen, öffnet sich ein neues schmales Thal, doch schmäler als das unserige, zu beiden Seiten waldige Hügel, im Hintergrunde eine höhere Bergkette, aus deren Mitte das spitze Haupt des Wendelsteins hervorragt. Durch das Thal selbst sind häufige Gebüsche und Bäume zerstreut, besonders der Ahorn, und in hundertfältigen Krümmungen schlängelt sich ein wachsender Bach. Diese Gegenden sind im allgemeinen so wasserreich, daß man fast allenthalben vom Gemurmel der Quellen begleitet wird.

Am 22. Juni 1817. Schliersee.

Schade, daß das Glück nicht außer uns liegt. Niemand wäre glücklicher wie ich. Unabhängigkeit, Hilfsmittel des Studiums, Gemächlichkeit, Heiterkeit der Umgebung, was fehlt mir von all dem? Und zu all dem gesellt sich noch die Einsamkeit, die mir nötig ist, weil ich nicht mit den Menschen zu leben weiß. Darf ich es aber diesen Blättern ver-

---

[1]) „Les Jardins ou l'Art d'embellir les paysages“, Paris 1782 und öfter.
[2]) E, v. 55—74 und v. 282—332.
[3]) v. 92—147 und 160—225.
[4]) l. c. v. 228—61.
[5]) v. 206, cf. Virgil., Aen. I, 94.

hehlen, wenn sie nicht in ein oberflächliches Geschmiere ausarten sollen, daß ich Augenblicke habe, in denen mir dies alles nicht der Mühe wert erscheint? Da es doch gestorben sein muß, sage ich zu mir selbst, warum sich eine Reihe von Jahren hindurch noch quälen, so vieles noch verlieren, noch ausstehen. Denn ist nicht das beste Sein ein beständiges Leiden? Gott allein leidet nicht, denn sein ganzes Wesen ist That. In den leichtesten Stunden fühlt sich das Leben doch immer als eine Art von Last. We know, what we are, but we know not, what we may be[1]). Und wir wissen nicht einmal, was wir sind. Und was sind wir? Wahre Spielbälle des Schicksals. Ja, selbst die Besten sind die Verfolgtesten und Kummervollsten. Und gesetzt, ich bin glücklich, bewahrt nicht jede nächste Minute ihren Donnerkeil? Haben Festigkeit und Sicherheit auch nur eine Handbreit Raum auf dieser Erde? Was ist am Ende wünschenswert, als der Tod? Ja, wenn ich geliebt wäre! Wenn sich ein Wesen an mich anschlösse, das ich mehr, o weit mehr lieben könnte, als mich selbst (denn was bin ich mir selber?), dem ich mich widmen könnte und mein ganzes Leben. Gemeinschaftlich wollten wir das Unvermeidliche tragen. Das Schicksal einer des anderen zu mildern, würde unsere Bestimmung sein.

Vielleicht hält mancher meine Verschlossenheit, meine Neigung zur Einsamkeit für Egoismus. Ich selbst war schon geneigt, es dafür zu halten; aber ich glaube, ich that mir unrecht. Sehnsucht nach Liebe erfüllt mein Innerstes. Nie genoß ich das kleinste Vergnügen, bei dem ich nicht im Geiste meine Freunde zu Zeugen rief. Nie las ich die schöne Stelle eines Buches, ohne daß ich sie im Geiste mitteilend einem meiner Freunde vorlas. Ich spreche von meinen Freunden, aber ich bin ihrer nicht wert. Sie streben nach einem nützlichen, wirksamen Dasein. Ich kann nichts für sie thun. Ich kann ihre Achtung nicht wünschen, weil ich sie nicht verdiene. Mein Unglück ist, daß meine früheren Jahre viel von mir hoffen ließen, daß ich Erwartungen erregte, die ich weit entfernt bin erfüllen zu können.

Oft schon kam mir der Gedanke, ich weiß nicht, ob ich ihn niederschrieb, an einen fremden Ort zu gehen, eines von den edleren Handwerken zu erlernen und so mein Leben stille hinzubringen und in Stille zu beschließen. Es wird auch am Ende meine einzige Aussicht sein. Wenn Zufriedenheit irgendwo wohnt, so ist's bei den niederen Ständen.

„Dans les mêmes travaux roulent en paix leurs jours.“ [79]

---

[1]) Shakespeare, „Hamlet“, Akt IV, Scene 5.

Sollte ich nicht Geschicklichkeit genug haben, ein Handwerk vollkommen zu erlernen? Und hab' ich das, dann bin ich einig mit mir selbst. Ich erfülle meine Bestimmung; ich bin, was ich soll. Welch ein Unerschwingbares fehlt mir, um ein gebildeter Offizier zu sein!

## Homer.

Der sechste und siebente Gesang der „Odyssee", die ich dieser Tage las, enthalten viel schöne, erfreuliche Scenen aus dem einfachen Leben der Alten. Voll schmeichlerischer Klugheit ist die Anrede des Odysseus an Nausikaa [1]), das liebenswürdige, aufrichtige Mädchen. Angenehm und merkwürdig zugleich scheint mir die Beschreibung von Alkinoos' Palast [2]) und Garten, der älteste, dessen Schilderung uns überliefert worden. Alkinoos ist ein sanfter, wohlwollender Charakter.

Am 24. Juni 1817. Schliersee.

Ich habe Delilles „Jardins" zu lesen vollendet, mit dem Wunsche, daß sie noch dreimal so viel Gesänge hätte. Ich kann sagen, daß ich fast jeden Vers genossen habe, da ich sie fast immer im Freien las. Der Verfasser hatte einen so schönen, einfachen Geschmack in Rücksicht der Gartenkunst, er hält die glückliche Mittelspur zwischen Franzosen und Engländern. In Hinsicht der Mischung des utile dulci [3]) wird ihm nicht leicht ein didaktischer Dichter gleichkommen. Ueberall findet man Stellen voll inniger, gefühlvoller Poesie in harmonischen Versen, wie denn auch der französische Alexandriner in dieser Art von Gedichten sich auf die vorteilhafteste Weise zeigt. Wie viel noch würden Delilles romantische Schilderungen an Reiz und Mannigfaltigkeit gewonnen haben, wenn er auch die Schweiz und Italien gesehen hätte!

Ich fing auch an, den „Don Quixote" [4]) zu lesen; doch habe ich erst das erste Buch vollendet, weil ich langsam lese und noch viele fremde Worte mir aufstoßen. Er macht mir viel Vergnügen. Wie schön stehen der melodischen Majestät der castilianischen Sprache die ritterlichen Bravaden des Helden der Mancha!

---

[1]) Z, v. 149 sq.

[2]) H, v. 78—132.

[3]) Siehe S. 77, Anmerkung [3]).

[4]) Des Cervantes (1547—1616). Das Meisterwerk des berühmten spanischen Dichters erschien zuerst 1605.

Am 25. Juni 1817. Schliersee.

Gestern hatten wir Fremde von München im Haus, die, vom Regen durchnäßt, aus Tegernsee hier ankamen und uns heute morgen gleichfalls unterm Regen wieder verließen. Diese unbegünstigten Reisenden waren der Hauptmann Völderndorf vom Generalstab mit seinem Bruder und der junge Baron Cetto, den ich schon einmal bei Schlichtegroll gesehen hatte. Sie waren sehr mit der körnigten Unterhaltung des Herrn Pfarrers zufrieden, er nicht ganz mit ihnen, zum wenigsten nicht mit Herrn von Cetto, der, das Recht der Gastfreundschaft mißbrauchend, ein junges, hübsches Mädchen, die Schwester der Köchin, sehr werkthätig anfiel, ἐθέλων ἀέκουσαν [1]). Sie rettete sich zwar aus seinen Armen, doch gab es im Hause einen gewaltigen Lärm und Schreien der Weiber. Der Pfarrer nahm nachher die Sache im Scherz, sagte aber unter dieser Decke dem Versucher desto derber die Meinung. Der ältere Herr von Völderndorf gefiel mir am besten von jenen dreien. Alles, was er sagte, war vernünftig. Cetto hatte übrigens die Gefälligkeit, mir einige Briefe mit auf die Miesbacher Post zu nehmen, worunter auch eine Antwort an Lodron war, dem ich sie drei Monate schuldig geblieben.

Wir gingen spät noch auf den Hügel der Kapelle. Es war Johannistag; allein es brannten nur wenige Feuer, da die Witterung trüb war.

Am 26. Juni 1817. Schliersee.

Den ganzen See umkreist habe ich erst ein einziges Mal. Der Weg führt hart am Ufer weg, ist aber deswegen auch nur bei sehr trockenem Wetter angenehm zu gehen. Es gefiel mir auf der anderen Seite viel besser, als auf der unserigen, da man dort die Aussicht auf unsere genießt. Unter den Orten nimmt sich Fischhausen bei weitem am schönsten aus, wenn man ungefähr ein paar hundert Schritte vom Ort entfernt ist. Es ist bereits von weit höheren Bergen umgeben als Schliersee und hat wahrhaft eine schweizerische Lage. Hierzu kam noch, daß gerade ein Gewölk über den Spitzen der nächsten Berge hing, wodurch die Phantasie noch freieren Raum gewann.

Heute entdeckte ich eine sehr malerische Waldstelle, unweit von hier. Es kommen mehrere Quellen an einem gesträuchverwachsenen Orte zusammen und strudeln über vielgeformte Steine. Durch eine Oeffnung

---

[1]) Paraphrasierend das Homerische „ἐθέλων ἐθέλουσαν“, Od. Γ. 272.

des Waldes sieht man schräg über die große Kirche in Schliersee, einen Teil des Sees und am Gegenufer das Vorgebirge mit dem Jägerhaus.

Wenn ich seit ein paar Tagen des Abends zur Kapelle hinaufsteige, die einen bedeckten Sitz gegen Westen hat, auf welchem man den Untergang der Sonne belauschen kann, so ergreift mich eine Art von Sehnsucht, von der ich eigentlich keinen Grund weiß. Es ist Liebe ohne Gegenstand. Ich kann nicht länger ohne Liebe bleiben. Das Andenken an B. wird zuweilen lebhaft, aber diese Sache ist allzusehr ohne Hoffnung.

Am 28. Juni 1817. Schliersee.

Gestern nachmittag bei sehr schönem Wetter ging ich nach Miesbach, um dem Landrichter einen Besuch zu machen und seiner Gemahlin, einer Schwester der Frau von Freyberg. Ich fand eine glückliche Familie: Mann und Frau in den besten Jahren und sieben schöne Kinder. Auch das Haus hat eine herrliche Lage, wie denn überhaupt der ganze Flecken Miesbach einen freundlichen Anblick darbietet. Ob ich bei dieser Visite Ehre einlegte, bezweifle ich, weil ich überhaupt niemand gefalle, teils weil ich wenig gesprächig bin, teils weil ich nicht zu schmeicheln verstehe. Im ganzen genommen, weil ich gar nicht für die Gesellschaft tauge und keine Eigenschaft, auch nicht eine einzige habe, um mich jemals darin auszuzeichnen.

Im Rückwege ging ich über den Stabelberg, von dem man eine weite, überraschende Aussicht genießt. Der Weg abwärts ist etwas beschwerlich.

Am 29. Juni 1817. Schliersee.

Es geschah mir heute auf dem Spaziergang ein sehr unangenehmer Vorfall. Ich war auf dem Nachhauseweg begriffen, unweit Fischhausen, am Eingang des Waldes, als plötzlich ein junger, starker Bauernbursche auf mich zukam, mir das Buch, in dem ich las (es war die Ilias), aus der Hand schlug, mich zu Boden warf und den Aufstehenden wie ein Rasender immer mit neuer Wut auf die Erde hinstreckte. Er schlug, puffte, zerraufte mich aus Leibeskräften, bis ich um Hilfe rief und er die Flucht nahm. Dies alles geschah so schnell, daß ich mich gar nicht verteidigte, weil ich zu sehr erschrocken und erstaunt war. Wenn ich auch nur die leiseste Intrigue mit einem Mädchen aus der Gegend gehabt hätte, so würde ich mir diesen Angriff leicht erklären können; denn es kam mir vor wie Eifersucht oder Raserei. Kein Toller ist aber nicht in der Umgegend. Dieser Vorfall, sobald er bekannt wird, macht mich unfähig, länger Offizier zu sein.

Am 30. Juni 1817. Schliersee.

Im Latein habe ich des Tacitus Schrift über Deutschland durchgegangen. Er erregt im allgemeinen eine sehr vorteilhafte Idee von unseren Vorvätern, deren einzige Laster der Aberglaube und Trunk und Spiel waren. Wie sehr hat sich seitdem dies Verzeichnis vermehrt! Damals waren wir das freieste Volk, und jetzt zählen wir allein so viele Tyrannen als das übrige Europa zusammengenommen. Von uns läßt sich nicht mehr sagen: Nec regibus infinita aut libera potestas, et duces exemplo potius, quam imperio [1]), oder: De minoribus rebus principes consultant, de maioribus omnes [2]) (unsere Fürsten überheben uns der Mühe) oder: Plusque ibi boni mores valent, quam alibi bonae leges [3]). Die Liebe zur Freiheit machte jenes Volk so stark und unbezwingbar. Wohl uns, daß wenigstens unser Jahrhundert mit dem Haß tyrannischer Willkür mehr als eines bezeichnet ist. Fast ist kein Staat in Europa, der nicht in Spannung mit seinem König lebt. In Spanien wie im spanischen Amerika, in Brasilien wie in Portugal, in Frankreich, England, Schweden, Hessen, Preußen, Württemberg, allenthalben bewegt sich das Volk und sein Streben ist Freiheit. Sollte dies alles vergebens vorübergehen? Ich erwarte nichts von einer Revolution, die viele voraussagen, das Volk kennt weder Ziel noch Maß, würde sich selbst und alles zu Grunde richten. Aber die Besseren, die Aufgeklärten im Volk, diese sollten sich zu Schutz und Trutz verbinden. Sie werden hinreichen, eine neue Ordnung der Dinge zu begründen. Verschwörung ist das Wort, das uns helfen kann.

Am 1. Juli 1817. Schliersee.

Heute erstieg ich einen Meierhof, der einsam am Berge liegt.
Anmerkung am Rande: Dieser Hof heißt Oberleithen.

Die Aussicht von dort ist reizend. Vom See sieht man die Fläche von der Insel an bis zum Jägerhaus und Schliersee und Westenhofen in ihrer ganzen malerischen Ausdehnung und weiter hinten das ganze Thal. Ueberhaupt trägt diese Aussicht, durch die Oeffnung der Berge hindurch in die Ebene, nicht wenig dazu bei, die Gegend zu verschönern. Herabwärts führte mich ein häufig gewundener Pfad durch Feld und Buschwerk.

---

[1]) Germania, cap. VII.
[2]) ibidem, cap. XI.
[3]) ibidem, cap. XIX.

Leider fühle ich mit Schmerz, daß bereits ein Monat meines hiesigen Aufenthalts verflossen ist. Wie bald werden auch die übrigen dahinstreichen! O jener Anfall von Mißmut ist lange vorüber, ich bin glücklich, wie es nicht wohl anders sein kann. Mein hiesiges Leben und das in München mit seinen tausend Unbequemlichkeiten und Leiden können nicht verglichen werden. Nur die Freunde und einige Hilfsmittel meiner Studien ziehen mich wieder nach München; du nicht mehr, Federigo!

Am 2. Juli 1817. Schliersee.

Schnizleins Briefe machen mir immer Vergnügen. Auch heute kam einer, worin ein Vergrößerungsglas, das ich in botanischer Absicht bestellte. Er erkundigt sich nach meiner Lebensweise und spricht unter anderem von einer Reduktion des Militärs, die im Werke sein soll. Der Marschall soll sich gegen diese, unseren Finanzen so nötige Anordnung gesträubt haben. Uebrigens sollen die Gagen der bleibenden Offiziere vermehrt werden. Schnizlein verspricht, mich zu besuchen.

Am 3. Juli 1817. Schliersee.

Heute nachmittag irrte ich viel in den Wäldern umher. Zuerst passierte ich einen kleinen Bach, den ich wegen der Farbe seines Wassers „Rio verde“ taufen will. Den Steg, der dort am Fuße des vorgestern erwähnten Schneckenpfades über den Bach führt, nenne ich insonderheit den „schmalen Steg“, da er die schmalste Brücke von allen ist, die über jenes Wasser geleiten. Als ich auf der Höhe war, ließ ich den Meierhof zur Rechten und ging in die Waldung, die sich in sanften Abhängen bis zum Gipfel des Berges empordehnt. Den „Rio verde“ hatte ich bald zur Rechten, bald zur Linken, bis mich endlich der breitere Pfad rechtsab und aufwärts tiefer in das Gehölz führte. Ich traf nacheinander vier baumfreie Waldplätze, die ich alle bezeichnete. Den ersten, der ein blumiges, geräumiges Thal bildet, gegen das sich von allen Seiten die Fichtengebirge herabneigen, nannte ich „Federigos Ruh“. Den zweiten, eine einsame Rotunde, „Soledad“. Einer dritten Stelle, die durch ein großes Oval formiert wird, gab ich den Namen „Licymnien“, weil ich gerade im Horaz von Mäcenas' Geliebten, Licymnia, las. Die vierte endlich, von gleicher Form, „La plaza del cansamiento“, weil ich in der Mitte auf einem quergelegten Baumstamm ausruhte, schien mir auch einer Namensauszeichnung wert. Sie liegt bereits am Gipfel des Berges, aber die Aussicht wird durch die Bäume verhindert.

Im Rückweg ging ich nicht an den Feldern des großen Bauernhofs vorüber, sondern wählte den Pfad in die Tiefe, beständig am Ufer des „Rio verde“ hin (der sich hier in den See ergießt). Ich kam noch an eine Stelle, die ich bezeichnete. Eine Krümmung des Baches raubt die Aussicht der beiden Seiten. Man sieht nur die Waldberge und die Felsenstücke, über welche das Wasser sprudelt. Ich nannte diesen einsamen Ort „Via mala“, und zwar von einer dortigen Brücke, die nur aus drei voneinander entfernten Baumstämmen besteht und daher nicht bequem zu passieren ist. Der heutige Abend war göttlich schön. Ein tiefes Blau schwamm über dem westlichen Ende des Sees, und in der Flut sah man die Röte der untergehenden Sonne, in deren Rosenschimmer die Türme von Schliersee und die Büsche des Ufers sich tauchten.

Am 4. Juli 1817. Schliersee.

Ich leugne nicht, daß ich zuweilen von dichterischen Anwandlungen überrascht werde. Ich unterdrücke sie aber, teils, weil ich keine Zeit habe und viele andere Dinge zu thun, an deren Versäumnis mich erinnernd, ich nur mit halber Seele mich den Musen hingeben könnte, teils, weil nichts dabei herauskommen würde und es mir an Ideen fehlt. Von poetischen Gefühlen bin ich wohl, aber nicht von der klaren Ansicht eines bestimmten poetischen Stoffes durchdrungen. Und der Stoff muß sich dem Dichter so sehr aufdrängen als der günstige Augenblick, ja, er sollte diesen letzteren erst herbeiführen. Endlich gehört es ja auch zu meinen Vorsätzen, keine Verse mehr zu machen, und gegenwärtig bin ich auch zu sehr von Homer und Horaz erfüllt, als daß ich etwas Originelles hervorbringen könnte. Dies wird auch nie geschehen. Ein ganz schlechter Dichter würde ich zwar nie werden, aber

„mediocribus esse poetis
Non homines, non Di, non concessere columnae“ [1]).

Am 6. Juli 1817. Schliersee.

Ich erwähnte hier oben eine Stelle aus Horazens „Ars poetica“. Mit dieser Schrift habe ich mich eine Zeitlang beschäftigt und sie gelesen und wieder gelesen. Es läßt sich nicht leugnen, daß sie sehr reich an guten Grundsätzen und Vorschriften ist und viel ärmer an

---

[1]) Epist. ad Pison., v. 373.

kleinlichen Präzepten als die Boileausche Nachahmung. Die Regel, daß kein Schauspiel mehr oder weniger als fünf Akte haben soll, ist freilich etwas engherzig, doch sagt sie Horaz gleichsam nur bedingungsweise, wenn es nämlich gefallen soll und wiederholt werden. Es lag also einmal in den Geschmacksbegriffen der Römer; noch manches andere ist nicht mehr für uns tauglich. Die Verteilung des Stoffs des ganzen Gedichts geht ein wenig bunt durcheinander, obgleich so viel von der Macht der Reihenfolge und der guten Anordnung die Rede war. Der Stil fällt zuweilen zu sehr ins Prosaische. Nur jene Episode von den verschiedenen Lebensaltern verrät den unsterblichen Odendichter. Ich habe in meinem Manual eine spanische Uebersetzung dieser „Ars poetica“ [1], welche ich nun bei dieser Gelegenheit durchging. Sie ist in fünffüßigen Jamben, ungereimt; der Verfasser heißt Vicomte Espinel. Dieses Machwerk wimmelt jedoch von mißverstandenen Stellen, welche zum Teil von einer schlechten Edition des Originals herrühren mögen.

Am 8. Juli 1817. Schliersee.

Gestern erklimmte ich einen Berg ganz in der Nähe, den ich vorher noch nicht erstiegen hatte, und ward in Hinsicht der Aussicht in meinen Erwartungen übertroffen. Ich sah weit in die Ebene zur Rechten, die hinten der blauschimmernde Horizont undeutlich begrenzte (wie gerne taucht sich die Phantasie in jene gleichsam vom Himmel verhüllte Ferne), und die durch die malerische Verteilung der Gewächse vielen Reiz gewinnt. Was mich noch mehr erfreute, war, daß ich zu meiner Linken den Wendelstein mit seinen nächsten Nachbarn emporragen sah. Und dann in der Mitte gerade vor mir das glückliche Thal, die freundlichen Dorfschaften mit ihren Obstgärten und Platanenschatten und der See in seliger Stille.

So quält mich denn hier nichts, als der Gedanke, wie ich's in München wieder ertragen soll. Wie schnell mir die Tage verstreichen, kann ich nicht beschreiben.

Am 11. Juli 1817. Schliersee.

Meine Tage sind abwechselnd, zuweilen mischen sich auch melancholische Stunden in den Frohsinn, die aber keineswegs mit der Einsamkeit zusammenhängen.

Vorgestern machte ich eine beschwerliche Promenade, indem ich den

---

[1]) l. c. p. 513 sqq.

Lauf des „Rio verde“, so weit es mir möglich war, in die Berge verfolgte. Aber ich kam zuletzt aus Morast in Sumpf und aus Sumpf in Morast. Die Vegetation wurde zu beiden Seiten üppiger, je näher man der Quelle des Baches kam; die Ufer werden steil und bahnlos. Nur bei lange trockenem Wetter läßt sich dieser Weg versuchen. Ueberdies ließ ich mich verleiten, einen ziemlich hohen Berg in einer Holzrinne, in der das gefällte Holz vom Gipfel herabgelassen wird, zu besteigen. Ich stellte mir den Weg nicht so lange vor und hoffte eine erfreuliche Aussicht. Nichts von dem. Oben fand ich einen waldigen Sumpf und die Hütte eines jungen Gaishirten, der mit seinen Ziegen übersommert. Das Gehen in der Rinne (und es blieb mir nichts anderes übrig) war besonders schwer. Das Holz war sehr glatt und gebrechlich.

Gestern umzirkelte ich den See und pflückte Blumen, gleichsam zum Abschied, da dies zarte Geschlecht dem allgemeinen Verhängnis der Heuernte unterliegt. Den heutigen Nachmittag fuhren wir, der Kaplan und ich, nach der Insel hinüber, um uns zu baden. An den anderen Ufern des Sees ist das nicht möglich. Der Platz ringsherum um die Insel ist vortrefflich; das Wasser eine große Strecke weit (welche die Farbe genau unterscheidet) nicht tief und ohne Abgründe. Nur die Insekten plagten uns. Aber ich freute mich herzlich an dem schönen, klaren Element. Auf dem Heimweg machten wir noch einen Umweg an das westliche Gestade. Wie Silber und Edelsteine durch den Strahl der Sonne schimmerten die Spitzen der heranspülenden Wellchen. Der Kaplan fuhr selbst. Auch nach dem Abendessen machte ich noch einen kleinen Spaziergang mit ihm. Doch wäre ich lieber allein gegangen und redete wenig. Ein Gewitter war im Anzuge. Der Blitz erhellte klarscheinend den See und die kahlgewordenen Wiesen, über welche tausend Johanniswürmchen ihre lebendigen Lichter trugen. Ich war so weich gestimmt. Ich hatte die Brust voll Liebe. Und für wen? Aber wozu diese Namen?

Am 14. Juli 1817. Schliersee.

Vorgestern hatten wir Gäste im Haus. Es war der Landrichter, der ein paar seiner Bekannten, einen Advokaten, Doktor Jhol, mit seiner Frau und einen gewissen Assessor Schmeller mitbrachte, der in Ansbach angestellt wird. Der Pfarrer gab ein großes Diner, wobei er es an nichts fehlen ließ, und unterhielt die Gesellschaft durch seine Einfälle und Anekdoten.

Heute durchstöberte ich einen Teil seiner voluminösen Bibliothek.

Sie besteht größtenteils aus lateinisch-jesuitischen Schriften. Sehr wenige deutsche, sehr wenige römische Klassiker. Die Bücher, die ich mir zur Lektüre absonderte, sind folgende: Von den Klassikern den Virgil, den Curtius und Ovids Heroiden. Ferner eine deutsche Uebersetzung des Virgils von Valentin vom Jahre 1702 (der Stil des fünfzehnten Jahrhunderts war ungleich besser, als dieser) und „Illustrium poëtarum flores“, eine Auswahl von mancherlei Stellen der römischen Dichter über vielerlei Gegenstände. Von anderen jesuitischen Schriften: „Examen Melissaeum“ von Balbinus [80] (eine Sammlung lateinischer Epigramme), „Columbus, carmen epicum, auctore Carrara“ [81]. Ein Epos in zwölf Gesängen. Von deutschen Büchern und zwar aus dem Französischen übersetzt: „Abbé Baruels Nachrichten zur Erörterung der Geschichte der Jakobiner“ [1]) (wozu der Verfasser auch die französische Philosophensekte, die Freimaurer und Illuminaten zählt). Aus dem Italienischen: „Nützliche und sehr gelehrte Zeitvertreibung von allerhand Unterweisungen, geistlich, sittlich und weltlich rc.“ Der Verfasser heißt Menochius [2]). Die Uebersetzung ist von 1695. Es enthält vielerlei Kuriosa.

Am 21. Juli 1817. Schliersee.

Verwichenen Achtzehnten, gegen Abend, kam der englische Chargé d'affaires hier an, der von München mit seiner Maitresse kam und bei uns abstieg. Den ersten Abend aß er allein mit uns, da sie unpäßlich war. Ich lernte einen sehr artigen, gebildeten jungen Mann kennen, dessen Physiognomie nicht ganz ohne Interesse ist. Folgenden Mittag kam auch die Maitresse an die Tafel. Sie war ins Mannskleidern, hat feine Züge und ist höchstens 17 bis 18 Jahre alt. Sei es Weiberlaune, sei es, daß er ihr zu sprechen untersagt hatte, sie redete in der ersten halben Stunde nicht eine Silbe und aß nicht einen Bissen. Ich hielt sie für eine Engländerin, und zwar für die schüchternste und bescheidenste, worin mich noch ihre körperliche Zartheit bestärkte. Plötzlich fing sie zu schwätzen und zu essen an, zu essen wie ein Drescher, zu schwätzen wie drei Mühlen zugleich. Aus dem feinen Mündchen holperte der gröbste

---

[1]) „Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Jakobinismus“. 4 Teile, Hannover 1800—3. Das Original lautet: „Memoires pour servir à l'histoire du jacobinisme“, 5 vol., 1797 und 1803. Der Verfasser ist der gelehrte Jesuit Aug. de Baruel (1741—1820).

[2]) Jean Etienne Menochius (1576—1655), italienischer Jesuit. Das Original lautet: „Storie tessute di varia eruditione sacra, morale e profane“. Rom. 1646—54.

bayerische Dialekt, der sich in Späßen, Zoten, Zweideutigkeiten aussprach, die man höchstens unter Soldaten oder allenfalls in Bordellen zu hören bekommt. Ich fiel aus den Wolken. Mein Erstaunen war außerordentlich. Der Gesandte schämte sich wenig, auch mochte er nicht alles verstehen, obgleich er ziemlich gut deutsch spricht; ich schämte mich in seinem Namen desto mehr. Mit mir sprach sie kein Wort, weil sie mir vielleicht ansah, daß ich indigniert wäre. Ihre meisten Späße brachte sie an dem Herrn Pfarrer an, der sie ihr mit seiner gewöhnlichen Laune erwiderte. Er nannte mir hinterher die Ausgelassenheit ihres Wesens pure Unschuld. Er hatte insoferne recht, als sie keineswegs eine ausgelernte Buhldirne, sondern ein kindisches Mädchen ist. Der Kaplan belachte und belächelte ihre Zoten nach Herzenslust, weil sie seiner eigenen Bildung entsprachen. Er glaubte, daß dies die Art der vornehmen Damen wäre, für deren eine er sie hielt. Der Gesandte wollte den nächsten Tag, nämlich gestern, den Wendelstein besteigen, obgleich die Witterung keine günstigen Anzeichen gab. Er bot mir an, ihm Gesellschaft zu leisten. Ich lehnte es ab; noch weiß ich nicht recht, weswegen? da es mir doch von Interesse sein mußte, seine partikuläre Bekanntschaft zu machen, vorzüglich in Hinsicht der englischen Sprache. Was ich vorschützte, war eine Wanderschaft mit dem Pfarrer nach Fischbachau, wo gestern, am Skapulierfest, eine große Wallfahrt zusammenkam. Er hielt es für Frömmigkeit, wie ich ihn überhaupt auf dem Glauben ließ, daß ich katholisch wäre, so wenig er damit zufrieden schien.

Meine Reise nach Fischbachau trat ich denselben Abend noch an; es sind zwei starke Stunden. Der Pfarrer mußte hingehen, da er den folgenden Tag zu predigen versprochen hatte. Das Wetter war anfangs günstig. Man geht über Fischhausen, über das Neuhaus (ein Gasthof nicht weit vom Dorf auf einer Waldfläche) und dann durch jenes Thal, das ich schon einmal beschrieb, nach Aurach hinunter, stets vom Bache gleichen Namens, dem vielfach gekrümmten, begleitet. Erst in Aurach wird die Gegend dem aus der Enge des Thals Herausgetretenen wahrhaft reizend und anziehend. Bald sieht man zur Rechten den Taubenstein, dessen anhängender Bergrücken, samt seinen fetten Alpen, ein großes Amphitheater bildet, von welchem die Sennerinnen auf den Schauplatz eines himmlischen Thales herniederblicken, das, in seiner Breite entfaltet, von manniggestalteten Bergen umringt, nach allen Richtungen von Bächen durchspült, und von Wäldchen, Laubgewölben, schattigen Büschen auf die bunteste Weise durchkreuzt wird. Eine Mühle, Mühlau geheißen, liegt so reizend, daß ich dort mein Leben beschließen könnte. Eine Brücke

führt über die eilenden Wellen der schönströmigen Leitzach. Fischbachau selbst gewährt einen gleich heiteren Anblick; ich würde es dem hiesigen Thal, dessen fast ganze Breite der See einnimmt, weit vorziehen, wie auch fast den dortigen Pfarrer dem unsrigen, da jener die Orthodoxie auf keinen so hohen Grad zu treiben scheint und überhaupt ein braver Mann ist. Auch herrscht mehr Reinlichkeit und Ordnung in seinem Hause. Es ist sehr groß und war ehemals eine Probstei. Die Aussicht ist beschränkt, der Garten klein, schmal; ein hübsches Gartenhäuschen, sonst vielleicht zur Nachmittagsruhe der Pröbste bestimmt; zum mindesten zähle ich ein Mittagsschläfchen zu den Wesentlichkeiten eines Propstes.

Wir aßen zu Nacht, und ich legte mich müde zu Bette. Eine starke Viertelstunde vom Ort liegt eine in Bayern sehr berühmte Wallfahrtskapelle zu Unsrer lieben Frau, der Birkenstein geheißen, welche nach dem Modelle des heiligen Hauses von Loretto gebaut ist. Schon Dall'Armi hatte sie mir als ein poetisches Plätzchen angerühmt. Ich besuchte sie früh morgens. Sie erhebt sich auf einer Anhöhe am Fuße des Breitelsteins. Ein Bächlein schlingt seine lauten Wellen daran vorüber, und der Wind säuselt im beweglichen Laub der Birken, deren schlanke Gestalten das heilige Haus bewachen. Die doppelte, oben sich begegnende Treppe führt auf eine Galerie, so die Kirche von drei Seiten umfängt und gegen das Freie hin durch ein Geländer, von oben aber durch ein vorspringendes Dach geschützt ist, welches Dach den äußerlichen Charakter des Gebäudes bestimmt. Von der Galerie, deren Plafond getäfelt und die ringsum durch Gemälde und eine Unzahl von Votivtafeln buntfarbig erheitert ist, genießt man der freundlichsten Aussicht nach dem schönen Thale von Fischbachau mit seiner hohen, üppigen Pflanzenwelt. Von der Galerie endlich gelangt man in die Kapelle selbst. Es war früh am Tage. Sie lag noch in der stillen Feier eines dämmernden Halbdunkels, die „darkness visible“ Miltons [1]. Von oben bis unten sind die Wände von mancherlei Schmuck, frommen Gaben, Weihbildern und dergleichen bedeckt. Der dunkelblaue Scheinplafond wird von einer runden Oeffnung durchbrochen, durch welche Licht von einem Fenster der obersten Decke herabfällt. Doch hat sie auch Fenster von der Seite, wovon eines von Zierraten verborgen und nur durch den Lichtschein erkannt wird.

Ich bestieg noch zwei nahe Hügel, der weiteren Umsicht in das Thal wegen. Auf dem Heimwege überfiel mich ein Regenschauer. Ich fand bereits sehr vieles Volk versammelt und mehrere Geistliche. Die Bursche

---

[1]) „Paradise lost“, book I. v. 63.

und Mädchen schwärmten um die Stände der Verkäufer und Verkäuferinnen, die ihre Niederlagen von Obst, Brot und Gerätschaften in der Nähe der Kirchen (es sind deren zwei da) feilboten.

Bald darauf begann der Hauptgottesdienst in der großen Kirche. Sie führten mich auf den Chor. Der Anblick des langen, majestätisch-heiteren Schiffs der Kirche, und der versammelten Menge erregte mir ein feierliches Gefühl, das durch den, obgleich kärglichen, Gesang und die schwachen Töne der unbedeutenden Orgel eher vermehrt als vermindert wurde. Aber wie schnell ward ich aus dieser Stimmung gerissen, als unser Pfarrer, im reichen Ornate, die Kanzel bestieg! In welches Jahrhundert versetzte mich diese Predigt! Da war auch nicht ein Wörtchen Moral, das darunter einfloß. Es war von nichts die Rede, als von den Wunderkräften des heiligen Skapuliers, von der Jungfrau Maria, von Papst Pius VII.[1]), von den gräßlichen Qualen des Fegfeuers, in welchem, nach dem Zeugnisse der gelehrtesten Männer, wie es hieß, eine Viertelstunde bei weitem mehr Leiden verursacht, als dreißig Jahre des menschlichen Lebens, in den fürchterlichsten körperlichen Schmerzen zugebracht. Doch wurde zum Troste hinzugefügt, daß durch vieles Gebet das Fegefeuer schon auf dieser Erde abverdient werden könnte, so auch durch viele Messen nach dem Absterben. Er gebrauchte nicht einmal den Ausdruck „Gebet", sondern er bediente sich der Worte „Vater unser, Ave Maria und Glauben Gott", worunter die Katholiken das christliche Glaubensbekenntnis verstehen. Ueberdies, hieß es, erlöst die allzeit jungfräuliche Gottesmutter Maria alle Samstage eine Unzahl von armen Seelen aus dem Fegefeuer. Die heilige Dreifaltigkeit spielte auch keine kleine Rolle, und er verwickelte sich bei diesem Dogma in so gräßlichen Unsinn, daß ich nicht wußte, ob ich lachen oder weinen sollte. So viel weiß ich, daß ich von ganzer Seele das Volk beklagte, das von demjenigen, der sein Lehrer sein sollte, so ungeheuer belogen wird. Fast jede Periode fing mit den Worten an: „Unsere römisch-katholische, apostolische, wohlgemerkt alleinseligmachende Kirche." Ein Protestant, der nie etwas vom Katholizismus gehört hätte, würde sicherlich nicht gemerkt haben, daß er sich unter Christen befände. Auch wimmelte die ganze Predigt von Gemeinheiten; so sagt er einmal, daß Christus weder Stiefel noch Sporen getragen habe. Ich war glücklich, als sie vorbei war. Ich verließ die

[1]) (1800—23), welcher nach Napoleons Sturz, der ihn 1809 gefangen setzen ließ, die Jesuiten zurückberief, 1816 dem Kirchenstaate eine neue Verfassung gab und die bekannten Konkordate schloß.

Kirche, das Hochamt nicht abwartend; ich ging ins Freie, das Wetter war aufgeklärt und ich bestieg noch einmal den Birkenstein. In Gedanken dankte ich dem guten Luther, der doch wenigstens einen großen Teil jenes Aberglaubens von einem großen Teile der Welt abwälzte und für eine geläuterte Religion empfänglich machte.

An der Mittagstafel saßen sechs Geistliche, worunter fünf Pfarrer, und überdies zwei Schulmeister. Ich war fast der einzige Profane. Auf dem Heimweg war das Wetter günstig bis Neuhaus, wo wir unter den Regen kamen, woran der Pfarrer schuld war, der wie eine Schnecke ging. Dort erwarteten wird den Kaplan mit der Maitresse, die von der Papiermühle kamen. Kaum waren wir eine Strecke gegangen, als uns der Gesandte einholte, der trotz der schlechten Witterung auf dem Wendelstein gewesen war. Er, sowie der Pfarrer und ich gingen den See hinunter, die anderen fuhren zu Schiff. Der Pfarrer war nun gezwungen, wie ein Reh hinter seinen Gästen herzulaufen, und tappte von einer Lache in die andere. Ich erzählte ersterem etwas vom Rigi, was ihn zu interessieren schien. Der Abendtisch wurde nur durch den Mutwillen der Halbmännin belebt. Heute morgens reisten sie wieder ab.

Als ich gestern zu Hause kam, fand ich einen Brief von Schnizlein vor. Er schrieb mir einiges von der militärischen Organisation, von der Reduktion der Armee, der Gagenerhöhung der Offiziere. Auch daß Lüder wieder in München war, und daß er selbst vor einiger Zeit mit Federigo gesprochen hätte. Er ist ein ganz ordentlicher Mensch, setzte er hinzu, doch nicht, was du suchst.

Am 22. Juli 1817. Schliersee.

Schon vor mehreren Tagen vollendete ich die Schrift des Abbé Baruel über die Jakobiner[1]). Wie schon gesagt, enthält sie viel vom Illuminatenorden, das mich am meisten interessierte, da noch mehrere seiner Häupter und teils auch in Bayern leben. Spartakus (Weishaupt), der Stifter[2]), wird als ein Ungeheuer ohnegleichen, als ein Auswurf der Menschheit geschildert; nicht viel besser der Freiherr von Knigge (Philo)[3]). So viel aber erhellt wirklich aus einzelnen Auszügen von Weishaupts eigenen Briefen, die sich in den von der bayrischen Regierung herausgegebenen Originalschriften der Illuminaten[4]) befinden, daß

---

[1]) Siehe S. 790, Anmerkung [1]).

[2]) a. a. O. Teil 3, S. 25 ff. und öfter.

[3]) a. a. O. Teil 4, S. 109 ff.

[4]) „Nachtrag von weiteren Originalschriften, welche die Illuminatensekte über-

er ein äußerst gefährlicher Mensch, ohne Grundsätze, voll frevelhaftem Uebermut, voll intriganter Bosheit gewesen ist, oder vielleicht noch sein mag [1]). Schon jener Hauptgrundsatz des Ordens: „Nihil interest quomodo“, ist schändlich. Man kann nicht umhin, den Verstand und die Menschenkenntnis jenes Spartakus zu bewundern, so wie man seine Heuchelei verabscheut. Ich werde stets mich vor Menschen hüten, die allgemeine Menschenliebe predigen, und Freundschaft, Familienneigung und Patriotismus verachten und verhöhnen.

„Was liegt
Dem guten Menschen näher als die Seinen?“ [82]

Ich hasse die geheimen Orden. Sie versprechen Freiheit, und gerade bei ihnen findet man die fürchterlichste Sklaverei. Sie glauben die Vorsehung verbessern zu wollen, sie wollen den Lauf der Zeiten von unten nach oben kehren. Aber umsonst! Nur allmählich, nur langsam reift die Welt, dann jedoch desto gewisser und dauernder. So will's das Menschenlos.

Ich leugne nicht, daß mein Abscheu gegen Weishaupt auch einen Schatten auf seinen Sohn warf. Ich wünsche nicht mehr, ihn näher kennen zu lernen.

Am 24. Juli 1817. Schliersee.

Ich bestieg gestern nachmittag den Brechenspitz in unserer Nähe; aber nicht mit den Göttern [2]), würde Homer sagen. Als wir von hier weggingen (es war noch der Kaplan und die Fischertochter, die uns führte), schien das Wetter so günstig wie möglich. Zuerst fuhren wir auf dem See nach Fischhausen hinüber, von wo aus es nicht mehr weit nach dem Fuße des Berges ist. Die erste Hälfte des Wegs ist nun insofern beschwerlich, als er sehr steinig ist. Zuerst kamen wir zu einer Holzhauerhütte, eine starke Viertelstunde weiter auf eine Alpe. Es waren fünf Sennhütten in der Runde, deren wir vier besuchten und von der köstlichen Milch tranken. In jeder Hütte wohnt eine Sennerin, Senner giebt es nur wenige im bayrischen Gebirge. Die innere Einrichtung ist

---

haupt, sonderbar aber den Stifter derselben, Adam Weishaupt, betreffen“. München 1787; vgl. hier namentlich S. 1—99 und 221—31.

[1]) Adam Weishaupt (1748—1830), der Stifter des Illuminatenordens, war 1772—85 Professor der Rechte in Ingolstadt, bemüht, letztere Universität zu einer Pflanzschule des Kosmopolitismus zu gestalten. Nachdem er auf Andringen des Klerus seinen Lehrstuhl verloren, fand er in Gotha 1786 eine neue Heimat, wo er als Legations- und Hofrat starb.

[2]) Anspielend an das „σὺν θεοῖς“, Il. Ω, 230.

sehr reinlich, wie in der Schweiz. Der Herd sieht einem französischen ähnlich, über dem der Kessel hängt. Die Bettstellen sind sehr hoch, die Betten mit Heu gefüllt. Auf der ganzen Alpe waren ungefähr hundert Stück Vieh. Von dort begann nun erst der schwierige Weg, der aber gleichwohl nicht gefährlich ist. Die seltenen Pflanzen, die Kinder der Bergluft, fingen an, sich vor uns auszubreiten, die Enzianwurzel mit breiten Blättern, der lichte Purpur der Alpenrosen, die freilich denen nicht gleichkamen, die ich in der Schweiz sah. Es ist eine andere, weniger strauchartige Gattung mit starkbehaarten, eiförmigen Blättern. Auf dem kleinen Gipfel des Brechenspitzes steht ein kleines Heiligenbild in Gestalt eines Totenkreuzes mit schlechter Malerei und schlechten Reimen. Leider hatte sich das Wetter geändert; über Westenhofen hing ein rabenschwarzes Gewitter; der See dunkelte wie das unterirdische Wasser einer Grotte. Auf den übrigen Seiten war die Aussicht noch etwas offener. Wir sahen das bayerische Gebirge, den Tegernsee, den Spitzingsee, einen Teil des Chiemsees in der Ferne. Aber bald ward auch dies getrübt; die Wolken zogen über den Schliersee. Wie ungeheure Felsenzacken aus einer Höhe hingen sie drohend und seltsam gestaltet hernieder. Von beiden Seiten zog sich das Wetter zusammen, es donnerte in der Ferne. Ueber das grüne liebliche Thal in Fischbachau beugte sich, tief unter uns, im großen Bogen, das schwarze Gewölbe einer schwarzen Wolke. Plötzlich erhoben sich, von allen Seiten, aus allen Thälern und Abgründen, wie Rauchsäulen, die Nebel, und die leicht hinschwebenden Wolken umtanzten uns wie geschlungene Reigen. Ein Paar nach dem anderen umarmte sich rings um uns und umhüllte uns. Endlich sahen wir nichts mehr, als das Fleckchen, auf dem wir standen. Alles andere war nur eine Farbe. Wir waren abgeschieden von der Welt, ein ganz eigenartiges Schauspiel, so wenig sich auch unsere Mühe in Hinsicht der Aussicht belohnte.

Am 25. Juli 1817. Schliersee.

Im Herabsteigen erging es uns ziemlich schlimm. Es regnete, die Pfade waren glatt und schlüpfrig. Auf der Alpe kehrten wir wieder, und zwar in einer anderen Sennhütte ein. Ich sah in den Sennerinnen meist hübsche Mädchen. Als wir zurück an den See kamen, ging der Wind ziemlich ungünstig. Es war bereits dunkel geworden. Wir stiegen ein und trieben lange auf dem See umher, ohne viel von der Stelle zu kommen. Der Regen plätscherte, und im Uferschilf sauste der heftige Westwind. Endlich blieb uns nichts übrig, als am südlichen Ufer zu landen und den Weg bis ans Jägerhaus zu Fuß zu machen. Und welch

ein Weg war dies in der Dunkelheit. Aus den Gräben fielen wir ins Moos und aus dem Moos in den Morast. Am Jägerhause wollten wir mit dem Fahrzeuge des Jägers bis hierher fahren, da uns der Wind nicht mehr schaden konnte. Aber wir fanden den Kahn nicht; er stand am hiesigen Ufer. Nun mußte erst die Fischerin in einem kleinen schlechten Einbaum hinüberfahren, um den Kahn zu uns zu bringen. Wir warteten geduldig, bis sie endlich wieder kam und uns zum Ziele ihrer nassen und beschwerlichen Reise führte.

sexto Calendas Augustas 1817. Schliersee.

Dieser Tage erhielt ich einen Brief von Gruber. Er beneidet mich um meine jetzige Lage, meine Muße und Einsamkeit. Auch er wünscht, noch einst Zeit zu finden, sich mit den alten Sprachen zu beschäftigen. Er interessiert sich auch für die Botanik. Er erzählt mir auch von zwei Offizieren seines Regiments, die ohne besondere Plane nach Amerika gingen.

Von den amerikanischen Tropenländern habe ich kürzlich einige sehr interessante Aufsätze gelesen, nämlich den ersten Band von Alexander von Humboldts „Ansichten der Natur“ [1]. Die Gelehrsamkeit hat dieser Mann von allem Schulstaube rein gelassen. Er verbindet eine edle Phantasie mit einer anziehenden Schreibart. In vieler Hinsicht belehrend waren mir die angehängten wissenschaftlichen Erläuterungen. Ich habe immer das Schicksal des Herrn von Humboldt als das glücklichste angesehen, das ich ersinnen kann. Die Welt zu durchreisen, voll Liebe zur schönen Natur, und vollkommen ausgerüstet mit Wissenschaften.

quinto Calendas Augustas 1817. Schliersee.

Diesen Nachmittag besuchte ich eine Alpe, zum Kühzahel genannt. Der Weg dahin führt längs des Sees nach Fischhausen. Von der dortigen Kirche wendet man sich rechts durch das Wäldchen bis an den Spalt zweier Berge. Zwischen diesen hindurch schlingt sich der malerische Pfad, den bald links, bald rechts ein geschwätziger Bach umrauscht, der dem hemmenden Bollwerk der Steine trotzt. Nahe auf beiden Seiten erheben sich die Waldberge, zur Linken höher und felsiger. Man fühlt sich allein unter den freien, wilden Lieblingslaunen der Mutter Natur. Der Weg, nachdem er sich durchs Gehölz zog, geleitet quer über einen

[1] Die klassischen geographischen Essays des berühmten Naturforschers (1769 bis 1859) erschienen zuerst Tübingen 1808.

kleinen schmalen Steg, den ich, da er ausgezeichnet zu werden verdient, Pons alpinus nannte, und von dort schlingt er sich in Schneckenkrümmungen zur Höhe empor, auf der die Alpe liegt. Eine gute Strecke geht man durch den Wald, bis sich endlich oben am Gipfel die freundliche Aussicht in das sanft wellenförmige Triftenthal aufthut. Der Bach schlingt sich hier unter Fichtenschatten durch kaum erhabene Ufer. Man sieht erst nach einer Zeitlang die erste Sennhütte. Die Sennerin war nicht zu Hause, und ein Paar Kinder, welche da waren, wollten mir aus Furcht vor Schlägen keine Milch vorsetzen, obgleich ich sie ihnen gut zu bezahlen versprach. Nun mußte ich noch eine ganze Schliersee-Länge bis zum anderen Ende der Alpe gehen. Ich fand eine offene Hütte, aber niemand darin. Zum Glück war nicht weit davon eine dritte, wo ich die Sennerin vor der Thüre schlafend auf der Erde fand. Diese bewirtete mich endlich mit dem süßen Trank der duftigen Alpenkräuter. Glaubt man sich nicht beim Anblick dieser Sennhütten in das früheste Alter der Menschenbildung zurückversetzt? Kein unnützer Hausrat, kein Ueberfluß der Bedürfnisse! So lebten die ersten Hirtinnen, nachdem sie ein gütiger Geist gelehrt hatte, die Hand an die Euter zu legen. Auf meinem Heimwege gewahrte ich von der Waldhöhe aus eine tiefe, felsige Thalschlucht, durch welche der Bach braust. Vielleicht wäre es im Bette einer Quelle hinunterzusteigen möglich gewesen; doch schien es mir zu gefahrvoll, nicht meiner selbst, sondern eines Büschels von Blumen wegen, die ich trug und nicht verlieren wollte, da ein paar seltene Alpenpflanzen dabei waren.

Als ich eben zu Hause diese Pflanzen untersuchte, hielt ein Wagen vor der Gartenthüre. Es war die Frau von Schaden mit ihren beiden Töchtern. Sie wollen ein paar Tage hier zubringen, obgleich der Pfarrer sie ungern aufnahm. Noch sahen sie mich nicht, und auf morgen habe ich mir eine Exkursion vorgesetzt. Angekündigt waren sie schon lange durch einen Herrn von Völderndorf (Bruder jener beiden schon erwähnten), der Chevauxlegersoffizier ist und vor einiger Zeit hier war.

pridie Calendas Sextiles 1817. Schliersee.

Anmerkung am Rande: Ich irrte mich im Datum, es soll Cal. Sext. heißen.

Ich kam heute nachmittag von einer schönen Wanderschaft zurück, die ich vorgestern antrat. Ich hatte mir vorgenommen, eine berühmte Schleuse, vier starke Stunden von hier, zu besuchen. Sehr frühe verließ ich Schliersee. Noch zeigte der Himmel den weißen Schatten des Monds

an seinem reinen Gewölbe. Mein Weg führte mich nach der Papiermühle. Dort hatte mir der Kaplan einen Bauern mit Namen David empfohlen, der mein Wegweiser sein könnte. Ich fand in ihm einen braven Alten, der recht vernünftig sprach, solange die Religion nicht ins Spiel kam, und der mich den ganzen Weg über gut unterhielt. Als wir an die Mühle kamen, blies uns der Verkünder des heißen Tags, ein Zug warmen Südwinds, entgegen. Unsere Straße wandte sich linkswärts den Berg empor an den Spitzingsee. Der Pfad ist breit, aber steinigt. Zur Rechten hat man den Brechenspitz. Bald erreichten wir die Alpen, die sich an den Seeufern ausdehnen. Die Hütten standen leer, weil die Sennerinnen auf eine höhere Alpe gezogen waren, während diese untere gemäht wird. Wir fuhren im Kahn über den See. Er hat einen stillen Charakter, und seine ganze Länge mag eine Viertelstunde betragen. Wunderschön hielt er den Nadelwäldern, die er bespült, seinen klaren, ungetrübten Spiegel vor, und nur die Fährte des Kahns störte den morgendlichen Frieden des Elements. Sein Ausfluß heißt der Klausbach. Man sieht noch am See eine Schleuse angebracht, die mit der Kaiserklause (das ist diejenige, die ich besuchen wollte) in Verbindung steht; denn Schleuse wird hierzulande mit dem latinisierten Namen Klause genannt. Auf jenem Bache wird nun das Holz bis nach Tirol in die Eisen- und Kupferwerke geschwemmt; dafür empfängt Bayern von Oesterreich einen gleichen Holztribut auf der Riß. Die Arbeiter werden aus Tirol herausgesandt, aus einer Gegend, in der das gemeine Volk eine besondere Fertigkeit in der Kunst, Holz zu hauen, erlangt hat. Wir besuchten eine solche ärmliche Holzhackerhütte, wo sie ihren Sommer zubringen. Diese Leute leben nur von Mehl und Schmalz, sagte mir mein Führer. Wie ich anderwärts hörte, verkaufen die Bauern an diese Tiroler Holzhacker den Sommer über bei zwanzig Zentner Butter; denn diese nennt man hier Schmalz. Ihr Getränk ist der Enzianbranntwein, den sie in großer Menge bereiten.

Der Klausbach entrauscht dem Gehölz durch fruchtbare Alpen, bei denen gleichfalls die Sennhütten leer standen. Wir besahen eine davon, deren freundliche Geräumigkeit mich ansprach. Der Weg geht abermals durch Waldung. Auf einer baumfreien Stelle erblickt man zur Linken den Taubenstein und die Maxelreiner Alpe, im Angesicht Tiroler Berge. Bald erreichten wir wieder eine Alpe, die sich am Klausbach hinzieht. Die gesprächige Sennerin, bei der wir einkehrten, bewirtete uns mit dem erquickenden Trank der Alpenkräuter. „Hier war's," sagte mein Führer, „wo der Kaplan, Herr Mühlauer, in seiner Jugend die Kühe gehütet

hat.“ Ein Steg führt über den Bach. Der Gangsteig windet sich vielfach, ab- und aufwärts, durch schattige Wälder. Die nächste Alpe, die man erreicht, ist „Zum Totengraben“ geheißen. Die gesprächige Sennerin, die wir besuchten, war eine Base Davids. Sie bewirtete uns mit dem erquickenden Trank der Alpenkräuter. Unweit davon sieht man über dem Bach zur Rechten den Riesenkegel, weiter oben den Pfaffenkopf und eine andere zackigte Felsenreihe. Bald hatten wir nun die Kaiserklause im Angesicht. Der Ort ist wunderbar einsam und abgelegen. Zur Linken auf der Höhe dehnt sich eine Alpentrift, die den Elbachern zugehört, mit einer Sennhütte; etwas tiefer steht eine Holzhauerhütte und eine Kapelle mit weißen Mauern. Am Bachufer endlich das Häuschen des Klausenhüters, erhaben über der Flut, mit freundlichem Vordache, wo wir uns niederließen; denn die Hütte war voll Rauch, da sie keinen Schornstein hat. Zwei Tiroler Jäger, die wir fanden, bewirteten uns mit Wildbret. Bei uns saß ein alter Tiroler, Peter geheißen, der sich mit Haftenmachen ernährt, die er verkaufend in der ganzen Gegend herumträgt. Er mochte seit zehn Jahren keinem Barbier mehr unter die Hände geraten sein; seine Jacke war zerrissen, sein Hut war mit farbigen Federn und vielen anderen Zieraten noch bunter geschmückt, als es hierzulande der Brauch ist. In seiner Jugend mußte er besonders wohlgebildete Züge gehabt haben. Jetzt hat er 71 Jahre zurückgelegt, ein Greis von beständiger Thätigkeit, eine jener freien Naturen, die auch im Alter noch keine Heimat wünschen und sich an die kleinlichen Ordnungen der bürgerlichen Welt noch nicht gewöhnt haben. Er wechselte mir Geld, und ich schenkte ihm etwas. Nun besah ich die Klause, ein Meisterwerk ihrer Art. Leider ward jetzt kein Holz getrieben. Sie hat drei hohe Thore übereinander; nur durch das unterste stürzte jetzt das Wasser und vereinigt sich schäumend wieder mit seinem gewohnten Bette. Zu beiden Seiten ist das riesenfeste Holzgebäude in die Felsen eingeklammert; noch 15 Ringe gehen unter die Erde. Oben führt eine bedeckte Galerie darüber, in der sich die Hebel der Maschinerie befinden.

Von der Kaiserklause führte mich David bis vor an die Stelle der Landskranitz zwischen Bayern und Oesterreich. Zwei Bäche, die von den Bergen herabsprudelnd im Klausbach ihre Wellen vereinigen, scheiden die Länder. Im Rückwege wollten wir die Sennhütte nächst dem Kirchlein besuchen, aber die Besitzerin war nicht zu Hause. Wir gingen wieder längs des Baches hinunter. Die Sonne brannte aus unserem Zenithe auf uns nieder. Doch hatten wir meistens Schatten. Es war der schönste, heiterste Tag im Jahre. Als sich der Weg gegen Bayrisch-Zell schied,

erwählte ich diesen, um folgenden Tags den Wendelstein zu erklimmen. Der Weg geht über Berg und Thal auf eine Alpe, wo wir uns aber nicht niederließen. Von dorten stiegen wir abwärts an den Bach, den wir auf einem Steg überschritten. Auch hier befindet sich eine beträchtliche Schleuse mit zwei Thoren. Nun schlängelt sich der Pfad empor auf die Höhe. Die Vegetation wird üppiger, mannigfacher. Die rötlichen Vogelbeeren hängen auf junge Ahornbüsche und Brombeergesträuche hernieder. Auch Laub der Alpenrose fanden wir hier. Darauf ging's bergab in ein großes Thal mit hohen Platanen. Hier ist eine gute Weide und geräumige Sennhütte. Die Sennerin kam erst spät nach Hause. Sie bewirtete uns mit dem erquickenden Trank der Alpenkräuter, der mir süßer als Nektar schien, wenngleich die Sennerin keine Hebe war. Der fernere Weg bis in die bayrische Zell ist sehr gut, eben und zugleich schattig und reizend. Man kommt durch ein weites Thal, von Laubwäldern begrenzt, an dessen Ende zwei grüne Seen sich ausdehnen. Durch das ganze Thal waren die Mäher und Mäherinnen verstreut, welche die Nacht in den Heuhütten zubringen.

Calendis sextilibus. Schliersee.

Anmerkung am Rande: Es war schon der Zweite, also quarto nonas sext.

Die Ausflüsse der Seen geleiteten uns bis in das schöne Thal von Bayrisch-Zell, das sich von Westen nach Osten hin erstreckt und von allen vier Seiten von Bergen umschlossen ist. Der Bach, der es durchschneidet, bespült fruchtbare Wiesen und Kornfelder. Das Dörfchen selbst besteht aus fünf großen Bauernhöfen, deren Besitzer sehr wohlhabende und reiche Leute sind, eine große Anzahl Vieh und dazu viele Triften und Alpen haben.

Ich beabschiedete David, der nach seiner Wohnung zurückging, und verfügte mich ins Pfarrhaus, da der Pfarrer einer von denen war, die ich in Fischhausen kennen lernte, und der mich einlud. Die artige muntere Köchin empfing mich an der Schwelle des niedlichen Häuschens. Sie fragte mich gleich, ob ich nicht der Graf aus Schliersee wäre. Darauf holte sie den Pfarrer, welcher, der Kühle wegen, in der Kirche spazierte. Er nahm mich aufs herzlichste auf, ich gefiel mir wohl bei ihm, und, obgleich im Kloster erzogen, fand ich ihn doch weit aufgeklärter in religiöser Hinsicht als unseren Lakenpaur. Er hatte Schriften von protestantischen Geistlichen, die letzterer für unerhörten Greuel halten würde. Ich fühlte, wie wenig ein Kloster sei gegen die Jesuiten, deren Jüngling

der Pfarrer von Schliersee ist. Freilich, was Geschichte, geographische Kenntnisse ꝛc. betraf, war mein Wirt ein Ignorant, wie nur irgend einer seiner Kollegen. Er glaubte, daß London in Frankreich läge, wie einmal Herr Mühlauer mir fest ins Gesicht behauptete, daß England und Spanien dasselbe Land wären. Bei keinem dieser Menschen traf ich noch Liebe zu den Wissenschaften, Trieb, sich zu vervollkommnen. Sie wissen nichts und verlangen nichts zu wissen. Indolenz ist ihr Hauptzug.

Das Pfarrhaus, obgleich geringfügig und nach Bauernart gebaut und von innen und außen bunt bemalt, ist gleichwohl recht heiter und freundlich, und auf eine reinliche, nicht altfränkische Weise eingerichtet. Ein Gärtchen umgiebt es, in dem ein rundes Gartenhäuschen angebracht ist, wo wir aßen. Die Vorderseite des Hauses steht dem Wendelstein gegenüber. Das Auffallendste im Hause ist das Meditationszimmer des Pfarrers, ein kleines Stübchen, schwarz bemalt, kaum beleuchtet und mit gräßlichen Totenfiguren und Höllenbildern ausgeziert. Im Hintergrunde steht ein Altar.

Vor dem Nachtessen machten wir einen kleinen Spaziergang. Wir besuchten die nahe Mühle, an schattige Felsen gelehnt. Der Bach, der sie treibt, stürzt als Wasserfall in besonderer Form herunter, indem er, den nächsten Weg verabsäumend, der Mühle zueilt und über den schmalen Felssteig hinweggleitet, statt sich geradeaus in ein tiefes Becken zu ergießen, das nur an seinen äußersten Randwellen, die am Gestein hinunterschlüpfen, gefüllt wird. Dies Becken, von drei Seiten von Felsen, von der vierten von der Hinterwand der Mühle eingeschlossen, gewährt den einsamsten Badeplatz, den ich je gesehen habe.

Der Pfarrer führte mich auch in die Kirche. Sie ist nicht groß, aber heiter und ansprechend.

Er hatte mir auch einen Jungen für den anderen Tag bestellt, um mir Führer auf den Wendelstein zu werden. Wir traten unsere Reise sehr frühe an. Der Himmel schien nicht ungünstig, ein Nordwind blies uns entgegen. Man zählt drei Stunden auf den Berggipfel. Die größere Hälfte des Weges bis an die Alpen ist wenig beschwerlich, er geht meist durch Nadelhölzer. Etwas mühsamer gelangt man zum Gipfel. Wir kamen am Wetterbach vorüber, eine tiefe Schlucht in Gestalt eines Ziehbrunnens. Plötzlich aber zogen sich die Wolken um uns her, oder vielmehr die Nebel. In wenig Augenblicken sahen wir nichts mehr. Wir erreichten den Gipfel. Oben steht ein hölzernes Kreuz und eine hölzerne Kapelle, von eisernem Ring umfaßt. Sie ist sehr klein, mit Namen beschmiert, mit einigen Votivtafeln behangen. Als wir hineintraten, zog

der Knabe seinen Schuh aus und küßte ihn. Er betete die meiste Zeit. Zuweilen hob sich der Nebel von einer Stelle. Die Thäler von Fischbachau und Bayrisch-Zell sahen wir am besten. Auch den Chiemsee und einen Teil des Inns mit seinen Inseln. Das bayerische Gebirge war ziemlich klar, von den Tiroler Alpen konnten wir nichts sehen. Ein heftiger Sturmwind durchsauste uns. Im Herabsteigen wurde die Aussicht nach München offen. Mein Führer, der ein herzensguter Junge war, sammelte mir Alpenrosen (Rhododendron hirsutum); eine andere Gattung wächst nicht auf dem Wendelsteine. Ich war zu sehr mit dem Wege beschäftigt, um viel auf die Pflanzen zu sehen.

Wir kehrten in einer Sennhütte ein, welche 'viel reinlicher war, als die bisher von mir gesehenen. Die hübsche, freundliche Sennerin bewirtete uns mit dem erquickenden Trank der Alpenkräuter. Kaum waren wir in der bayrischen Zell angelangt, als es zu regnen begann. Ich brachte den ganzen Tag im Pfarrhaus zu, nicht auf die beste Weise. Wir mußten sogar unsere Zuflucht zu den Karten nehmen, wozu ich mich nur im äußersten Notfall entschließen kann. Ich mußte aber doch meinem Wirte etwas zu Willen thun, und zu den Lebenselementen dieser Leute gehören die Karten, diese langweiligen Gesellschafter. Der folgende Morgen war kühl und schön; ich verließ den Pfarrhof und durchging das freundliche Thal bis Aurach. Gewässer durchschneiden es, Dörfchen und Bauernhöfe beleben es, und das dichte Laub der Platanen, jetzt mit gelber Flügelfrucht vermengt, überschattet es. Der Weg ist gut. Man zählt drei Stunden bis Schliersee. Ich kam nach Tische hier an. Ich fand Frau von Schaden mit Luisen und Mariannen, ihren Töchtern, meinen alten Jugendbekannten, und ihrem kleinen Sohne August. Sie empfingen mich zuvorkommend. Den Abend brachte ich bei ihnen zu, mit dem Kaplan. Der Pfarrer war über Land. Es war viel von der Schweiz die Rede, und ich erzählte von meiner Reise. Es war auch der jüngste Herr von Völderndorf gegenwärtig, der von München kam. Wahrscheinlich trägt er einen Pfeil im Herzen, der vom Auge der einen oder der anderen Donna geflogen kam. Noch etwas Schöneres, als diese Augen, erfreute meine Rückkehr, vier Briefe nämlich, die ich fand, von Schnizlein, Perglas, Lodron und meiner Mutter.

Schnizlein reist dieser Tage nach Altdorf ab. Er meldet mir, daß auch Ernst Wiebeking abgereist und Gas Regimentsadjutant geworden sei. Er rät mir, um eine sechswöchentliche Urlaubsverlängerung einzukommen. Von Federigo sagt er abermals, daß er ihn so übel nicht gefunden, doch nicht meinem Ideal entsprechend. Perglas ist der alte.

Sein Briefchen ist voll Herzensgüte, Freundschaft, doch nicht ohne Mißtrauen, oder wie ich diese übellaunige Empfindlichkeit seines Wesens nennen soll. Er schreibt, daß Issel seit acht Tagen in München sei und bei ihm wohne. Er wird sich noch einen Monat aufhalten und dann nach Wien gehen. Ich werde ihn also nicht sehen. Ich kann nicht bestimmen, ob mir dies unangenehm oder angenehm ist. Lodron ist noch nicht glücklich. Er wünscht Frieden, ländliche Ruhe, wie ich sie genieße. Seine Geschäfte werden ihn bewegen, nach Klagenfurt zu reisen. Er schickt mir eine kleine Arbeit, zum Namensfest seiner Mutter geschrieben. Es ist ein Dialog, von ihm und seinen vier Schwestern im Garten des Landguts seiner Mutter vorgetragen. Wie sehr müssen diese einfachen, edlen Worte die gute, leidende Mutter gerührt haben!

Meine Mutter berichtet mir in ihrem Briefe unter anderem den Tod der Frau von Staël[1]) zu Paris. Sie hatte wirklich ein seltenes Talent unter den Weibern.

Noch vergaß ich zu bemerken, daß ich schon vor mehreren Tagen Grubers Brief beantwortete. Ich schrieb von meinem hiesigen Aufenthalte, vom Studium der Botanik, von der Not unserer Zeit und Amerika, der Hoffnung und Blüte der Welt.

tertio Nonas Augustas 1817. Schliersee.

Ich brachte gestern einen fröhlichen Tag in der angenehmsten Gesellschaft hin. Frau von Schaden ist eine so gute Frau und ihre Töchter zwei liebenswürdige Mädchen. Auch Herr von Völderndorf scheint ein artiger und gebildeter Mann zu sein. Bei Tische versah der Pfarrer die Unterhaltung. Nachher entfernte er sich, und wir machten eine kleine Lektüre; die Mädchen brachten mir Schillers Gedichte, um das Berglied und den Spaziergang zu lesen. Frau von Schaden las ein paar Idyllen von Geßner.

Als sich das Wetter aufheiterte, fuhren wir auf dem See, um die Insel herum und zurück wieder ins Jägerhaus, wo wir Milch aßen, wobei es mancherlei zu lachen gab, weil eine Strafe auf das Verschütten der Milch gelegt wurde, da wir sie mit den Löffeln aus einer Schüssel holten. Während der Wasserfahrt sangen die Mädchen, die ein paar schöne Stimmen haben, mit Herrn von Völderndorf. Sie sangen das Heulied von Voß[2]), „Le dieu de Paphos et de Cnide", [83] und noch

---

[1]) Gest. 14. Juli.

[2]) „Gedichte" (Hamburg 1785), S. 184 ff.

anderes. Später sangen sie in der Kirche zur Orgel, was sich gut ausnahm.

Leider ward dieser schöne Tag durch einen trüben Abend verfinstert. Die Köchin, oder wer es sonst sein mochte, machte eine boshafte Klatscherei und äußerte sich gegen den Pfarrer, als hätte Herr von Völderndorf, der im Gasthof logiert, verlangt, im Pfarrhof zu wohnen, woran Herr von Völderndorf natürlich nicht dachte. Der Pfarrer packte die Frau von Schaden auf der Treppe an, ihr sagend, er könnte unmöglich zugeben, daß Herr von Völderndorf im Pfarrhof wohnte, indem es gegen die guten Sitten wäre. Frau von Schaden nahm diese Beleidigung auf, wie sie sollte, sie bestellte Pferde, um heute früh fortzureisen, so gern sie noch die Gegend gesehen hätte. Herr von Völderndorf war aufs Aeußerste aufgebracht und sagte dem Pfarrer die derbsten Dinge über seinen Stumpfsinn. Ich war die einzige Person, die dabei den Mittler machen konnte, und brachte den Pfarrer, da ich ihn an seiner schwachen Seite packte, dahin, daß er die Frau von Schaden um Verzeihung bat und sie bat, noch zu bleiben. Bei dieser Gelegenheit brachte ich auch in Erfahrung, daß es Marianne sei, die Herr von Völderndorf vorzieht, wie ich's vermutete. Zur Ehre des Pfarrers übrigens sei es gesagt, daß er es wirklich gut meinte, so dumm er es auch anstellte. Er hat eine besondere Vorliebe für den kleinen August, weil er, wie sein Vater, katholisch ist.

Nach der Abbitte des Pfarrers ging ich noch einmal zu Frau von Schaden. Sie drangen in mich, ihnen etwas von meinen Gedichten zu holen. Ich konnte mich freilich nicht bitten lassen; doch erklärte ich, daß ich lange aufgehört hätte, Verse zu machen. Ich brachte ein Heft[1]). Ich las ihnen: „Zueignung“[2]), „Der Wahn der Jugend“[3]), „Der Geist von Lady Bothwell“[4]), „An die Nacht“[5]), „An die Deutschen“[6]), „Dichterschicksal“[7]), „Vergißmeinnicht“[8]), „Epistel an N. Schlichtegroll aus Frank-

[1]) Erhalten als Mss. Mon. Nr. 4, mit dem Titel „Puellis Jovis“, und Gedichte enthaltend aus den Jahren 1811—16; vgl. S. 709.

[2]) (1814). Schlichtegroll a. a. O. 66; R. I, 381.

[3]) (1811). Schlichtegroll, S. 67; R. I, 378.

[4]) (1814), nur Mss., vgl. S. 298 (wo Anmerkung 2, als falsch, zu streichen), und S. 387.

[5]) (1815). In veränderter Version bei Schlichtegroll, S. 70, R. I, 382.

[6]) (1815). Unter dem Titel „An das deutsche Volk. Nach der Flucht Bonapartes von Elba“ mit wesentlichen Varianten bei Schlichtegroll, S. 25 ff. und R. I, S. 464 ff.

[7]) (1811). Schlichtegroll, S. 65, R. I, 379.

[8]) (1812). „Lyrische Blätter“, S. 110.

reich“ [1]), „Einladung zu einer Schweizerreise“ [2]) und endlich meine „Schweizergemälde“ [3]), die in Tübingen kein günstiges Schicksal fanden. Alles ward mit vielem Beifall aufgenommen. Ich ergötzte mich anfangs daran und war fast versucht, an mein Talent zu glauben, das mir fehlt. Aber bald ward es mir einleuchtend, daß wenig von diesem Beifalle übrig bleiben würde, wenn man Höflichkeit und Spötterei davon wegschnitte. Es erregte mir hinterher ein unangenehmes Gefühl, diese Verse gelesen zu haben.

Auch der heutige Tag ist mir lieb in der Erinnerung. Des Vormittags besuchten wir jenen hochgelegenen Bauernhof, von dem ich schon öfters sprach, über den „Rio verde“. Nachmittags fuhren wir am See nach Fischhausen und gingen in die Papiermühle, um den Wasserfall zu besehen. Auf der Mühle aßen wir köstliche Milch. Im Rückwege stiegen wir auf der Insel ein wenig aus. Auf der Fahrt sangen die Mädchen mit Völderndorf. Nie war ich so sehr von der Macht der Töne ergriffen, so wenig ich Kenner von Musik bin. Diese Abendbeleuchtung, dieser sanftwallende See, diese Stimmen — wenn man immer so auf dem Lande lebte!

Nonis Sextilibus 1817. Schliersee.

Ich bin wieder allein. Noch grünen dieselben Bäume, dieselben Wellen schlagen ans Ufer, dieselben Berge begrenzen es, aber ich bin wieder allein. Die kalten Bücher sind wieder meine ganze Zuflucht. Nach München sehne ich mich gleichwohl nicht. Wie viel Trauriges, Verhaßtes erwartet mich in München! Wie traurig überhaupt liegt meine ganze Zukunft vor mir! Wo ist der freudige Punkt, dem ich entgegensehe? Hier ist noch das einzige Asylum, das mir gegönnt ist; wenn ich hier nicht glücklich bin, kann ich es nirgends sein.

Am gestrigen Morgen ging die Sonne freundlich auf. Wir machten uns früh fort und fuhren über den See, um den Brechenspitz zu besteigen. Für Damen freilich war es ein kühnes Unternehmen. Völderndorf und ich führten abwechselnd Frau von Schaden. Bis zu den Alpen, wie ich, glaube ich, schon einmal sagte, geht der Weg ziemlich gut. Zur Rechten hat man den Angelberg. Wir kehrten in einer

---

[1]) (1815). R. I, 478 ff.

[2]) (1816). Mit späteren Verbesserungen Schlichtegroll, S. 73 ff., R. I, 392 ff.; vgl. S. 541.

[3]) (1816). Schlichtegroll, S. 73 ff., R. I, 395 ff.; vgl. 653 und 658.

Hütte ein, und Frau von Schaden machte uns eine köstliche Schokolade zum Frühstück.

Der fernere Pfad ging allerdings um vieles beschwerlicher, doch ward er herrlich belohnt. Nach allen Seiten war die Aussicht rein. Nordwärts bot sich der Schliersee malerisch schön mit seiner Insel und weit hinter ihm das flache Land. Wir sahen München mit dem Fernrohre. Westlich war ein Teil des Tegernsees, östlich ein Teil des Chiemsees bemerkbar, der zwischen dem Breitenstein und dem spitzen Wendelstein hervorragte, welche die schöne Flur von Fischbachau begrenzten. Gegen Süden lag uns der ruhige Spitzingsee und der ruhige Klausbach. Die Berge türmten sich höher und höher, und weit im Halbkreis umgaben uns die Schneegebirge Tirols.

Herabsteigend und auf die Alpe zurückkehrend, tranken wir die erquickendste Buttermilch von der Welt, an der wir gar nicht satt werden konnten. Mehrere Sennerinnen waren in der Hütte versammelt. Die drei musikalischen Glieder der Gesellschaft sangen ihnen ein paar hübsche Lieder vor, worüber sie sehr erfreut waren. Ich konnte nicht in jene Töne einstimmen und fühlte auch hier den Mangel an allen Talenten.

Wir sehnten uns alle nach dem Kahn am Ufer, das wir endlich erreichten. Erst um vier Uhr landeten wir hier. Frau von Schaden hatte ihre Abreise beschlossen. Wir aßen noch einmal zu Mittag. Ich fühlte noch einmal die Freuden eines geselligen, ungezwungenen Umgangs, wie man ihn vergebens in der Stadt sucht. Herr von Völderndorf kam noch einen Augenblick und brachte den Tasso an die Mädchen zurück, den er entlehnt hatte, nämlich die „Gerusalemme“. Frau von Schaden und ihre Töchter hatten eine ziemliche Anzahl Bücher mit sich. Sie ließen mir auch eines hier, um es zu lesen: „Harmonies de la Nature par Bernhardin de St. Pierre“ [1]). Endlich fuhren sie ab. Herr von Völderndorf ging denselben Tag noch nach Miesbach (wo Frau von Schaden heute bleibt), um den folgenden zu Fuße nach München zu gehen. Er hatte mich eingeladen, ihn eine Strecke Wegs zu begleiten, und holte mich ab. Im Gespräch verloren, ging ich bis Miesbach. Ich trank ein Glas Bier mit ihm in seinem Gasthofe, von wo er dann noch einen Besuch bei Frau von Schaden ablegte. Erst auf diesem Spaziergange kam ich ihm näher. Seine Physiognomie gefiel mir gleich

---

[1]) Posthumes Werk des Verfassers von „Paul und Virginie“, erschien 1815 (Paris), 3 vol.

im Anfange, weil er Aehnlichkeit mit Federigo hat. Doch bin ich gewohnt, viel von den Männern zu fordern, ich meine viel Geist. Gleichwohl darf ich sagen, daß ich in ihm eine bemerkenswürdige Bekanntschaft machte. Er erklärte mir, daß auch er nicht immer die Absicht gehabt hätte, Soldat zu werden, daß er es nicht immer zu bleiben gedenke, soviel er sich auch in seinen jetzigen Verhältnissen freue, es zu sein. Er weiß den lebensermunternden Krieg zu schätzen, aber auch die Muße des Friedens, und so ist er kein roher Mensch. Er denkt in vielen Dingen mit mir gleich. Seine Hauptneigung ist die Musik, der seine Bestrebungen geweiht sind. Er lebt gerne in München. Früherhin brachte er einige Jahre in Dresden zu und lernte dort Theodor Körner kennen, der in Freiberg studierte. Völdernndorf fragte nach meinen eigenen poetischen Arbeiten. Er bat mich, ihm etwas davon zu lesen zu geben, wenn ich wieder nach München zurückkehrte. Er erklärte mir, daß es nicht Neugierde sei, die ihn bestimmte, sondern wahrer Anteil an der Sache. Ich lehnte dies so viel wie möglich ab und gestand meinen Mangel an Talenten ein.

Vielleicht führt ihn der Zufall noch einmal den Sommer über in jene Gegend. Er ist übrigens halb und halb mein Landsmann, ein Bayreuther und Protestant. Auf meinem Heimwege von Miesbach ging es mir ungünstig. Es fing zu regnen an und die Nacht brach ein. Ich kam ein paarmal von der Straße ab, verfehlte die Stege, kam durch Wasser und Morast und langte durchnäßt und müde und spät hier an.

Der heutige Tag ging mir trüb vorbei. Ich machte einen Spaziergang nach Miesbach zu, gleichsam vom Magnet des Wohlwollens, der Freundschaft, wenn auch nicht der Liebe gezogen. Aber was will ich? Wenn ich in München auch wieder dieselbe Gesellschaft treffe, so wird mir doch Schliersee fehlen, so wie mir jetzt hier die liebe Gesellschaft fehlt.

octavo Idus Sextiles 1817. Schliersee.

Heute, am Sixtustage, fand hier ein großes Kirchenfest statt, wozu sich vieles Volk aus der umliegenden Gegend versammelte; doch so vieles nicht, als damals in Fischbachau. Unser Pfarrer hielt eine Predigt, die ich anhörte; da ich aber sein ganzes Talent schon kannte, so wurde mir unendlich langweilig dabei. Besonders glücklich ist er in Metaphern. So verglich er einmal den menschlichen Körper mit einem Esel und die Seele mit dem Eselstreiber.

Bei der Mittagstafel waren viele Geistliche gegenwärtig, unter anderen der Pfarrer von Ellbach, den ich noch nicht kannte. So viel habe ich bemerkt, daß sie alle humaner und weniger orthodox als Herr Lakenpaur sind. Später fuhr ich mit dem Pfarrer von Bayrisch-Zell noch ein wenig spazieren am See. Herr Mühlauer ist nach München, um einen Konkurs mitzumachen.

sext. Id. Sext. 1817. Schliersee.

Wir haben schöne Tage. Gestern morgen umging ich den See. Statt mich aber bei Westenhofen rechts gegen die Schlierachbrücke zu wenden, ging ich gerade durch einen schönen baumreichen Grund, den die Schlierach in zwei Armen durchfließt. Zuerst kommt man an eine malerisch gelegene Mühle mit einer Schleuse. Ich nenne sie die „Lindenmühle", da gegenüber der Schlierach vier Linden sich erheben, wovon besonders die eine, dreistämmig und majestätisch, den Hügel weit überschattet, auf dem sie steht. Von dort führt eine Brücke über einen Bach zu einem angenehmen Pfad, der nach Westenhofen sich hinzieht. Nachmittags besuchte ich denselben Ort und folgte weiterhin dem Weg der Schlierach. An ihrem Ufer fort geht eine anmutige Straße nach Miesbach, die mir bisher ganz unbekannt war. Ich verfolgte sie eine Strecke weit. Man sieht eine Mühle an der anderen. Das Wasser ist häufig in Kanäle geleitet und von Schleusen beschleunigt. Besonders gefiel mir eine Halbinsel, auf die ich gelangte, indem ich über ein Mühlwerk wegstieg. In der Mitte steht eine ziemlich hohe Weide und rings am Ufer elf Erlen und ein Eschenbaum. Deshalb nannte ich sie „Erleninsel". Sie wäre ganz geschickt, um auf ihr irgend einer ländlichen Gottheit einen Altar zu bauen. Neben daran stürzt sich ein starker Mühlabfall hinunter.

Heute bestieg ich den hochgelegenen Bauernhof bei Westenhofen (ein schönes Pendant des Oberleithners), der auch von der Lindenmühle aus einen freundlichen Prospekt bietet. Bis an den Hof, zu dem sich ein breiter, schattiger Weg, von Rosenhecken und Eschen umgeben, emporschlingt, war ich schon öfters gekommen. Von dort ist die schönste Ansicht von Westenhofen. Heute verstieg ich mich höher und wählte einen Weg, an dessen Seitenhecken sogar einige Eichen stehen, und wo das Thal nach Miesbach in einer herrlichen Ausdehnung vor dem Auge liegt. Endlich hemmen von beiden Seiten ästige Birkenstämme die Umsicht, und ein kleines Nadelgehölz breitet sich nach und nach aus. Man geht über eine Brücke, die ich, ihrer düsteren Lage wegen, der Bezeichnung wert

hielt. Ich nannte sie „Dyobendrea“, weil eine Birke und ein Ahorn mitten unter finsteren Tannen daneben emporstreben. Die Gegend wird bald wieder frei. Ich bestieg die Spitze des Hügels und genoß nicht nur die Aussicht westwärts, sondern auch einer anderen gegen Norden auf die Ebene zwischen zwei Bergen hindurch. Nach jener Seite gewandt, stieg ich hinunter, und kam endlich durch den Obstgarten eines Bauernhofs auf einen der Wege, die von Schliersee nach Miesbach führen.

Heute nachmittag erstieg ich eine steile, tannenbewachsene Anhöhe unweit der „Lindenmühle“ über dem Wasser. Dort ließ ich mich nieder und las in Gressets „Poésies choisies“ [1]). Die Gegend, die sich vor mir ausdehnte, würde hinreichend gewesen sein, einen Claude [2]) zu fesseln. Ich sah den Gipfel des Brechenspitz über Waldhügel emporragen; an ihn schloß sich der Hagenberg (zu dessen Füßen Fischhausen liegt) und der Berg, auf dem die Waldeck steht. Ich sah einen Teil des Sees mit dem Vorland des Jägerhauses, Schliersee und Westenhofen selbst, vielleicht in ihrer schönsten Ansicht und Ausdehnung. Oben auf den Hügeln standen zur Rechten und Linken die beiden Bauernhöfe, die das Thal überblicken. Den ganzen Weg, den ich diesen Morgen machte, sah ich vor mir, und gerade mir vorm Auge die „Lindenmühle“ und den üppigen Baumwuchs dieses Wiesengrundes.

Jetzt auch etwas von anderen Beschäftigungen. Ich schickte heute vier Briefe weg. Einen an mein Regimentskommando, um eine sechswöchentliche Urlaubsverlängerung zu verlangen, einen nach Hause, den dritten an Schnizlein, dem ich unter anderem auch von meinem letzten Zusammentreffen mit Frau von Schaden erzählte, und endlich schrieb ich an Lüder. Ich sagte ihm von den Genüssen des hiesigen Aufenthalts und legte ihm ein Lied bei, das er an Völderndorf übergeben soll, da es von den Erinnerungen unserer gemeinschaftlichen Bergfahrt nach dem Brechenspitz handelt. Es entstand gleichsam unwillkürlich und ist zu wenig bedeutend, um als ein Bruch meines Vorsatzes, keine Verse mehr zu machen, angesehen zu werden. Es ist nach langer Zeit das erste, was ich schrieb, und der Drang der Stunde hat es hervorgebracht. Ich fühlte so lange eine gewisse Sehnsucht und Unruhe, bis ich meine Empfindungen den Musen mitgeteilt hatte. Das ist eine der Wunderkräfte der Poesie, die jede Art von Sorge gleichsam zu lösen weiß. Das Lied,

[1]) Paris 1794 und öfter.
[2]) Vgl. S. 659.

das nur aus sieben vierzeiligen Strophen in vierfüßigen Trochäen besteht, ist übrigens keineswegs an Völdernborf gerichtet [1]). Dazu kenne ich ihn zu wenig, und es möchte mich gereuen. Doch befriedige ich damit den Wunsch, den er äußerte. Gefällt es, so ist es gut, daß es gemacht wurde, und gefällt es nicht, so werde ich künftig sicher vor allen Erkundigungen um meine Arbeiten sein.

quart. Id. Sext. 1817. Schliersee.

Nach und nach kehre ich zu meinen alten Studien wieder. Homer und Horaz machen meine Hauptbeschäftigung in den alten Sprachen aus. Schon vor ungefähr vierzehn Tagen vollendete ich die „Odyssee", doch da ich nicht Zeit hatte, etwas Ausführliches über die einzelnen Gesänge zu sagen, so stellte ich es ganz ein.

Von Horaz beschäftigen mich vorzüglich die Oden, die ich lese und wieder lese. Das ist allen jenen Dichtern, die ihre Verse ad unguem [2]) ausfeilten, gemein, daß sie niemals ermüden. Man thut sehr unrecht, den Lateinern überhaupt, und insonderheit dem Horaz, allen poetischen Sinn abzusprechen und all ihr Talent auf Kunst und Nachahmung zu beschränken. Für uns, die wir nicht mehr bestimmen können, wie weit Horaz seine Nachahmung trieb, muß er immer ein großer Dichter bleiben. Was wäre poetisch, wenn es diese heitere Lebensweisheit nicht ist, die er entfaltet, diese frohen Bilder des Genusses und der Freuden, bei denen von fern, ein mahnender Zuschauer, der Genius des Todes steht? Wo wäre der Dichter, der die Ideen, welche Horaz ausspricht, auf eine bessere, bündigere Weise gesagt hätte? Der sich rühmen könnte, seine Sprache so sehr beherrscht zu haben?

tertio Idus Augustas 1817. Schliersee.

Ich entdeckte heute einen Wasserfall, der durch seinen Sturz und seine Umgebungen um vieles den Vorzug vor jenem an der Papiermühle verdient, obgleich der letztere reicher an Wassermasse ist. Ich ging den Kuhzagel hinan, von dem ich schon einmal sprach. Den Bach, der über die Steine hinunterfließt, will ich den „Angelbach" nennen, da er den Angelberg zur Rechten hat. Als ich an den Pons alpinus kam, schlug ich nicht den Weg hinauf nach der Alpe ein, sondern verfolgte den Lauf

---

[1]) „Wann des Gottes letzter, milder" u. s. w. Das stimmungsvolle Gedicht zuerst in die „Vermischten Schriften" aufgenommen, und dann in alle übrigen Ausgaben.

[2]) cf. Horat., Satir. I, 5, 32 „unguem ad perfectum" etc.

des Wassers. Ich half mir, so gut ich konnte, durch das Bette (das mit großen Steinen untermischt ist), da die Ufer steil und nicht gangbar sind. Die Gegend gewinnt immer wildere Reize, und die Felsen werden von Zeit zu Zeit kahler und höher. Die erste Kaskade, an die ich kam und die dieses Namens wert war, nannte ich „La perigliosa“, da ich mir den beschwerlichen Weg am abhängigen Ufer hin bahnen mußte, wo ich oft im Begriff war, hinunterzufallen. Von dort aus half ich mir wieder ziemlich gut durch den Bach, bis mich ein unerwarteter Anblick überraschte. Ich sah mich in einer tiefen Thalschlucht, zur Linken und Rechten türmten sich zwei hohe Felsen, oben mit einzelnen Tannen bepflanzt, wovon der eine pyramidenförmig in eine Spitze sich endigt. Durch einen Spalt, der diese Berge auseinandertrennt, stürzt sich der Angelbach senkrecht die Felswand herunter, fällt von neuem auf die Steine auf und von da in ein dunkles Becken, aus dem er sich erst in ein größeres ergießt, das mit dem Flußbette vereinigt ist. Hier ist kein Ausweg mehr, der Prospekt ist geschlossen. Nur von oben blickt der Himmel hernieder, und ein höherer Berg steht im Hintergrunde, von Nadelholz bekrönt. Die Natur verschönte durch einen wilden und seltenen Pflanzenwuchs dieses Schauspiel; ich sah das Gestrüppe der Alpenrosen, verwachsen mit einem üppigen Rosengesträuch, dessen dunkelrote, vierblätterige Blumen einen unsäglich frischen und erquickenden Duft aushauchten. Die Thalschlucht nannte ich „L'obblio del mondo“ und den Wasserfall „Finisterre“. Vergebens versuchte ich's, zur Rechten einen Weg in das höher liegende Thal zu finden, aus dem der Bach herabfiel. Endlich, als ich wieder zurückging, sah ich linkswärts eine Stelle, die man erklimmen konnte. Mit vieler Mühe kam ich hinauf, in den Wald, der an die Alpe grenzt.

pridie Idus Sextiles 1817. Schliersee.

Auch dort hielt ich mich noch an der Grenze des Abgrunds, um den Lauf des Wassers zu bemerken. Zuerst sah ich noch eine Kaskade, die ein Seitenbach bildet, der sich von Fels zu Fels hinabstürzt. Ich nannte sie „Los grados“. Noch einmal bildet der Angelbach einen sehr schönen Abfall in mehreren Stufungen, als er von den Waldhöhen in die erste Thalschlucht niederbraust. Diesen Wasserfall, „Cascata viva“, und die Schlucht selbst, „Le dernier refuge“, konnte ich leider nicht mehr besehen. Auch oben im Walde sieht man noch mehrere Fälle des Angelbachs, wovon mir besonders einer gefiel, wo er mehrere sehr breite Becken aushöhlt; dasselbe findet auch auf der Alpe selbst statt, die ich besuchte. Ich ging sogleich in die erste Sennhütte, wo ich das vorige

Mal niemand zu Hause getroffen hatte. Die Sennerin bewirtete mich mit dem erquickenden Trank der Alpenkräuter.

Im Herabsteigen wählte ich den geregelten Weg. Das Wetter hatte sich noch mehr verschönt während meines Spaziergangs. Als ich gegen Fischhausen kam, sah ich den Wendelstein und seine Nachbarn ihre stolzen Häupter in den blauen, reinen Aether erheben. Der See hatte seine Wallungen vergessen, und mit der entfernten Flut des westlichen Ufers spielte die erste Röte der abschiednehmenden Sonne.

Idibus Augustis 1817. Schliersee.

Ich habe nun auch die italienische Uebersetzung der „Lusiade"[1]) gelesen, aber ich bin weit entfernt, das Original nach derselben beurteilen zu wollen; oder dies Urteil würde sehr ungünstig für den Camöens ausfallen. So viel scheint mir gewiß, daß er weder Tasso noch Virgil ist. Einen großen Teil der Epopöe verträgt er mit einer langweiligen Uebersetzung der Geschichte von Portugal[2]). Die Art, wie die heidnischen Götter mit der christlichen Gottheit vermischt sind, ist geradezu unerträglich, da Thetis dem Gama selbst erzählt, daß sie und ihre Konsorten nur eingebildete Götter und ausgebrütet von der menschlichen Phantasie wären[3]). Mag sein, daß man im Originale diesen Dichter trotz seiner Fehler noch bewundern muß. Die Uebersetzung ist in keinen melodischen Versen geschrieben und voll prosaischer Ausdrücke.

decimo septimo Cal. Sept. 1817. Schliersee.

Dieser Tage habe ich wieder meinen Wasserfall im „Obblio del mondo" besucht. Es ist ohne Zweifel die einsamste, wildeste und bemerkenswürdigste Stelle der Umgegend. Eine ewige, erfrischende Kühlung umgiebt ihn.

> Hunc „flagrantis atrox hora caniculae
> Nescit tangere" [4]).

Schade, daß der Weg so weit und, was noch mehr ist, beschwerlich ist, um ihn so oft machen zu können, als ich wünschte. Heute bestieg ich einen Berg jenseits der Schlierach und der Mühlen. Ich kam in

---

[1]) Siehe S. 775.
[2]) Canto VIII, st. 1—43.
[3]) IX, st. 91.
[4]) Horat., Od., lib. III, 13, 9.

ein hügeligtes Land, das von einer Quelle an der anderen durchschnitten wird, die aus den Wäldern kommen und sich tiefe Betten zwischen den Anhöhen hindurch gehöhlt haben. Die eine dieser Quellen ist ganz mit Lärchenbäumen umpflanzt. Besonders fiel mir einer davon auf, der seine langen, schlanken Aeste herabhing. Diesen Abend hatte ich einen herrlichen Regenbogen vor meinem Fenster. Er beugte sich mit dem weiten farbigen Gewölbe über St. Georgs Kapelle und verlor sich bei den Ruinen von Waldeck. Das Kirchlein selbst und seine Matten und Bäume standen in heller, lachender Beleuchtung.

Wir haben warme, heitere Sommertage, und das nächtliche Firmament funkelt von Millionen Lichtern.

Decimo quarto cal. sept 1817. Schliersee.

Mein Spaziergang führte mich heute am „Schmalen Steg“, am Oberleithner vorbei, längs des „Rio verde“, in die Waldung über „Federigos Ruh“, „Solebad“, „Licymnien“ nach der „Plaza del cansamiento“, von wo aus ich nicht umkehrte, sondern auf der anderen Seite des Berges hinunterging. Der Pfad war bahnlos und steil, der Weg einiger Quellen leitete mich. Die Waldung besteht aus Tannen und Birken. Man sieht nicht nur Rottannen, sondern auch häufig Edeltannen mit jenen vermischt. So nenne ich nämlich jene mit plattgedrückten Blättern, so an der Spitze einen Einschnitt haben und deren Stamm nicht schuppig ist. Linné[1]) nennt sie Pinus picea und die andere Gattung Abies; aber alle seine Nachfolger in der Botanik kehrten diese Benennungen um, und ihnen ist auch Schrank[2]) gefolgt. Endlich gelangte ich in das lange Thal, das sich zwischen dem Neuhaus und Aurach ausdehnt. Das erste, was mir auffiel, war zu meiner Linken der herrliche Wendelstein, der seinen spitzen Gipfel in den reinsten Aether hob. Er gewährt nirgend einen schöneren Anblick als von jenem Wege. Abends bei Tische erhielt ich Antwort von Lüder. Er schrieb kurz, weil er sehr viele Geschäfte hat. Mein Urlaubsgesuch ist noch nicht bei meinem Regimente angekommen, was mir Sorge macht. Er sagt mir Grüße von Perglas und Saporta. Letzterer hat ihm aus Zweibrücken geschrieben; er hatte eine Rheinreise gemacht und geht nun zu einem Verwandten in der Provence.

---

[1]) Karl von Linné (1707—78), der Begründer der Botanik in seiner „Species plantarum“.

[2]) Siehe S. 775.

Duodecimo cal. sept. Schliersee.

Lüder antwortete ich heute, und legte ihm zugleich das erneute Gesuch an mein Regiment bei. Mein Brief ist sehr lang. Ich bat ihn, mir eine Wohnung zu mieten, im Fall mein Urlaub nicht verlängert würde. Ich dankte ihm für seine Bemühungen, erinnerte ihn an sein Versprechen, mich zu besuchen, sprach ihm von Issel, entwickelte ihm meine Gründe, warum ich jenes Lied an Völderndorf geschickt hätte, und legte ihm, um ihm ein ähnliches Geschenk zu machen, die Abschrift eines Gedichtes bei, das ich „Im Frühlinge 1817" überschrieb. Ich bat um sein Urteil darüber. Ich sagte ihm, daß er allenfallsiges Lob, als mir unnütz, verschweigen sollte, desto aufrichtiger aber im Tadel sein. Ich erwähnte jenes Gedichtes noch nicht, da es bis vor einigen Tagen immer noch fragmentarisch vor mir lag. Es wurde im Englischen Garten zu München angefangen, nicht lange vor meiner Abreise von Schliersee, und enthält die Sehnsucht nach Freiheit und Landleben. Bis jetzt fehlte ihm noch die gehörige Rundung, die Verbindung, die Feile. Ich ließ es aber an nichts ermangeln, es so vollkommen als möglich zu machen. Es ist in Distichen, bei weitem die besten, die ich gemacht habe. Ich habe keinen einzigen Trochäus bei der Cäsur des Hexameters stehen lassen, den sich selbst Schiller und Goethe erlauben, Voß aber niemals. Auch im übrigen scheint es mir, im Vertrauen gesagt, ziemlich auf der obersten Stufe meines schwachen Vermögens zu stehen[1]). Gleichwohl fühle ich mich völlig unfähig, es mit Bestimmtheit zu beurteilen. Meinen Brief an Lüder schloß ich mit einer Parodie auf die Verse von Horatius[2]):

„Haec tibi dictabam post fanum putre Vacunae,
Excepto quod non simul esses, cetera laetus."

Ich gab sie in zwei französischen Alexandrinern:

Sous l'orthodoxe toit de mon bon vieux curé,
Hors que tu n'y es pas, au reste fortuné.

undecimo Cal. Sept. 1817. Schliersee.

Schon lange fühlte ich in meiner Moral, trotz aller guten Vorsätze, etwas Unbestimmtes, etwas Schwankendes; es mangelte mir eine gewisse Norm, nach der ich mich fügen könnte. In die Ideen anderer

[1]) Abgedruckt bei R. I, 513 nach der Handschrift („Sehen wir euch wieder um uns, ihr flurenverjüngende Götter"); zuerst „Gesammelte Werke" 1839.

[2]) Epist. lib. I, 10, 49.

konnte ich niemals gänzlich eingehen, ich übernahm es daher, mein eigener Papst zu sein.

Ich habe diese letztvergangenen Tage dazu angewandt, eine Reihe von Maximen, teils aus dem Leben, teils aus meiner Lektüre geschöpft, in möglichster Kürze aufzuzeichnen, die ich mich oft zu lesen verpflichtete, und die mir in allen Verhältnissen zur Richtschnur dienen werden. Ich überschrieb sie „Lebensregeln“ [1], ihre Zahl ist achtundachtzig. Sie enthalten sowohl religiöse Grundsätze, als auch Beobachtungen gegen mich selbst und gegen die anderen Menschen. Ich bin zufrieden mit dieser Arbeit, ich fühle mich um vieles gefaßter und gesicherter. Der Allwaltende wird mir Stärke verleihen, mir selbst getreu zu sein. Heute las ich jene Regeln, gleichsam dieselben einweihend, zum erstenmal.

nono Cal. Sept. 1817. Schliersee.

Ich weiß nicht, welch ein Dämon mich in diesen Tagen wieder zurücklockt zur Poesie. Auch vorgestern zeichnete ich ein Lied auf, das „Die Quelle“ überschrieben wurde. Es ist in Daktylen und floß mir leicht von der Feder [2]. Unter meinen früheren Versuchen findet sich ein ähnliches gleichen Titels, dem aber eine andere Idee zu Grunde lag, und von dem nur die zwei letzten Zeilen der ersten Strophe in das neuere übergegangen, weil sie die einzigen erträglichen waren. Diesem neuen Liede legte ich die Idee unter, daß der Fleiß, das Streben nach Wissenschaft und Kunst schon allein belohnend und edel sind, wenn auch Glück und Talent diesem Streben den gewünschten Erfolg versagen. Vielleicht ist dies mein Fall. Ich habe nun wieder ein Lieblingsplätzchen gefunden, wo ich gern sitze und den Horaz lese. Es ist ein Hügel, der sich allmählich an der rechten Seite der Schlierach, unfern der Mühlen, erhebt. Auf dem schönen Rasen steht eine Linde und ein Vogelbeerbaum, und zwischen diesen ein bemooster Stein. Vor mir habe ich ein Saatfeld und ein Wäldchen, durch das man auf eine der Straßen, die gegen Miesbach führen, gelangt. Die Aussicht von jener Stelle hat viel Reizendes für mich. Man sieht unser ganzes Thal, aber der See selbst ist verborgen und die Gegend gewinnt einen anderen Anstrich. Der Ort ist so einsam, und doch wieder nach allen Seiten frei. Niemals werde ich die ländlichen Freuden vergessen, die ich hier genoß, und die ihrem

---

[1] Zuerst „Gesammelte Werke“ 1839; vgl. R. III, 191.

[2] Mss. Mon. Nr. 6. Mit Varianten und Verkürzungen zuerst „Gesammelte Werke“ 1839; Schlichtegroll a. a. O. S. 93 und R. I, 390.

Ende zueilen, wenn mein Gesuch um Verlängerung nicht genehmigt wird oder der Brief verloren ging. Ich muß dann bis 1. September in München sein!

sexto Cal. Sept. 1817. Schliersee.

Vorgestern, da ich Lust zu einem größeren Spaziergang hatte, stieg ich auf die Gindelalpe, die ihrer Aussicht wegen bekannt ist und die Frau von Schaden mir sehr gerühmt hatte. Ich nahm einen Jungen zum Wegweiser mit mir. Einen Teil des Weges hatte ich schon mit Madame Liebeskind gemacht, als sie nach Tegernsee ging. Er führt im Anfange durch ein Thal, am Rande des Laubenbachs hin, bis man zum Fuß des Kreuzberges gelangt, der nicht hoch, aber ziemlich steil ist und waldig. Die Alpe schien mir am wenigsten steinig von allen, die ich bisher gesehen hatte. Vom höchsten Punkt derselben hat man allerdings eine sehr freundliche, labende Aussicht. Nach Norden und Osten schweift der Blick ungehindert, aber ein Teil der Süd- und Westseite wird vom Walde bedeckt. Den Tegernsee sieht man nicht, aber desto lieblicher zeigt der Schliersee sich, und um ihn her der Hagenberg und Brechenspitz und Wendelstein gruppiert. Die weite Ebene mit ihren Wiesen und Wäldern und Bächen und zerstreuten Ortschaften bietet sich um so lachender dar, als der Standpunkt nicht hoch genug ist, der Deutlichkeit der Gegenstände um ein beträchtliches zu schaden. Miesbach sah ich mittels des Fernrohrs Haus für Haus.

Unter den Pflanzen fand ich eine Enziangattung, die von den verschiedenen Arten, die Schrank anführt, der Gentiana punctata und asclepiadea am nächsten kommt, aber mir doch mit keiner ganz zusammenzutreffen scheint. Die Blume ist rötlich und schwarz punktiert, aber sie hat nur einen Griffel und mehrere Blüten; die ich davon untersuchte, hatten statt fünf, sechs bis sieben Träger, die deutlich zusammengewachsen waren. Ich fand dieselbe Blume schon auf dem Kuhzagel. Sennhütten sieht man drei auf der Gindelalpe, die, unweit voneinander, auf einem Platze stehen, der mehr vor dem Winde geschützt ist. Wir kehrten in der mittleren ein. Die Sennerin war ein junges Mädchen. Sie bewirtete uns mit dem erquickenden Trank der Alpenkräuter. Es war dieselbe Hütte, die auch Frau von Schaden mit ihren Töchtern besucht hatte. Das Mädchen erzählte mir von ihnen und erregte mir angenehme Erinnerungen.

Gleichwohl sehne ich mich nicht nach München; wahrscheinlich aber wird mein hiesiger Aufenthalt nur noch ein paar Tage dauern, da ich

bis jetzt noch keine Urlaubsverlängerung erhielt. Ich weiche der Notwendigkeit. Die Paraden, die Wachen, der steife Dienst, die steifen Worte und die steife Kleidung erwarten mich. Doch scheide ich in der einzigen Hinsicht leichter von hier, aus meiner Freiheit und der schönen Natur, als ich zum mindesten keine teuren Menschen zurücklasse, und die Menschen, fühle ich, fesseln uns doch am meisten. Im Gegenteil finde ich Freunde dort. Uebrigens, so viel als möglich, werde ich erst die Antwort meines Regiments abwarten.

quinto Cal. Sept. 1817. Schliersee.

Schon längere Zeit beschäftigt mich ein Foliant aus des Pfarrers Bibliothek, der unter dem Titel „Philosophia eclectica“ die Elemente mehrerer Wissenschaften enthält. Er ist aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Bis jetzt haben mich vorzugsweise die kosmographischen und physischen Abhandlungen angezogen, und ich machte mir daraus lateinische Auszüge. Wenn mein hiesiger Aufenthalt noch länger dauert, werde ich mich vielleicht auch hinter die Geometrie machen, die in demselben Buche vorgetragen. Meine Wißbegierde nimmt von Tag zu Tag zu, und von Tag zu Tag lerne ich meine Unwissenheit besser kennen.

Mein Nachdenken hat seit einiger Zeit keine ersprießliche Richtung genommen. Sobald ich meinem Geiste die Zügel lasse, so sinnt er auf Argumente gegen die geoffenbarte Religion, deren gehässiger Unsinn mir immer mehr einleuchtet. Dazu beigetragen haben die Schmähschriften gegen die sogenannten Freigeister, Schriften, woran des Pfarrers Bibliothek nicht arm ist, und die gerade das Gegenteil in mir bewirkten. Ich kann bei dieser Gelegenheit zuweilen in eine Art von Harnisch geraten, als sollte ich allen Verfechtern der Bigotterie, deren Anzahl Legion ist, den Handschuh hinwerfen. Dann bezähme ich aber wieder diesen unnützen Zorn und denke auch an das, was meine Lebensregeln sagen: „Laß die herrschende Religion unangefochten“ [1].

tertio Cal. Sept. 1817. Schliersee.

Morgen wird der König mit seiner ganzen Familie hierher kommen und hier zu Mittag essen. Er ist in unserer Nachbarschaft, da er das Kloster Tegernsee gekauft und zu einem Jagdschloß einrichten lassen will. Es versteht sich, daß ich mich so lange aus dem Staube mache, um so mehr, da auch der Pfarrer mein Zimmer braucht. Alles, was den Hof

[1]) Nr. 6, a. a. O., vgl. R. III, 192.

belangt, erregt mir eine widrige Idee, wie das Königtum selber. Gleichwohl muß ich gestehen, daß ich den Hof liebte, solange ich Page war.

Morgen jedoch entferne ich mich ungern von hier, da ich Briefe von München erwarte, die mein Schicksal entscheiden sollen. Wird mein Urlaub nicht verlängert, so wird es nicht ohne Verdrießlichkeit ablaufen, da ich eigentlich morgen schon eintreffen sollte. Ist das Wetter gut, so gehe ich auf den Wendelstein.

Calendis Sept. 1817. Schliersee.

Diesen Abend kam ich zurück von meiner Reise. Der König war gestern wirklich hier mit seiner Familie und Hofstaat. Der Pfarrer bildet sich nicht wenig darauf ein und erzählte mir schon, daß er die Königin, die sonst so ernsthaft wäre, achtmal zum Lachen brachte.

Gestern, so wie heute, war der herrlichste Tag von der Welt. Der Morgen stieg so schön empor, daß ich recht lebensfroh meinen Weg antrat. Die Sonne verwandelte die Perlen des Taus in ebensoviele Juwelen von tausend Farben. Was mir sehr leid that, war, daß Dall'Armi, wie ich bei meiner Rückkehr erfuhr, noch vor dem Hofe in Schliersee ankam, um mich zu besuchen. Ich hätte ihn von Herzen gern gesprochen, da ich ihn überhaupt sehr schätze. Vielleicht führt ihn seine Reise noch einmal hier durch. Zu Mittag aß ich in der bayrischen Zell bei dem guten Pfarrer und seiner freundlichen Köchin. Gegen Abend stieg ich hinauf zum Wendelstein. Ein hübscher Bauernbursche war mein Führer, der Talent zur Musik hat und die Stelle des Organisten vertritt. Er besorgt zugleich die kleine Kapelle auf dem Gipfel des Berges. Wir gingen desselben Tages bis an die Alpen, wo wir übernachteten. Die Sennerin, bei der ich auch das letzte Mal zusprach, räumte mir ihre Hütte und ihr mit Heu gefülltes Bette ein, das sie hierzulande Kreister nennen. Ich war noch Zeuge einiger lustiger Scenen, da mehrere junge Bursche und Mädchen vom Wendelstein herabkamen und sich lange in den Sennhütten aufhielten. Ich konnte mich nicht genug verwundern über die Größe und Schlankheit der Männer und die ausdrucksvolle, hübsche Gesichtsbildung beider Geschlechter. Der hiesige Menschenschlag ist schon minder schön, als jener tiefer im Gebirge, vorzüglich in Zell.

quarto Nonas Sept. 1817. Schliersee.

Den folgenden Morgen stiegen wir vollends bis zum Gipfel empor. Doch war die Sonne schon auf, als wir ankamen. Wir gingen einen kürzeren, aber schwierigeren Weg, als mich das erste Mal jener Junge

führte, der sich den Felsenpfad nicht zu führen getraute. Er hat wirklich einige gefährliche Stellen, wo er schmal neben den Abgründen hinweggleitet. Es lag noch einiger Nebel, besonders auf der Seite nach Rosenheim. Mir war es aber vorzüglich um die Kette der Tiroler Berge zu thun, die sich auch im reinsten Aether zeigten. Es gewährt immer einen ganz eigenen Anblick, in diese ewige Welt des Schnees zu schauen, dem sich kein menschlicher Fußtritt eindrückt, und wo das Scepter der Könige aufhört. Mit dem gigantischen Schauspiel der Schneegebirge, die man vom Rigi sieht, läßt sich jedoch diese Aussicht nicht vergleichen. Ziemlich lange oben geblieben, stiegen wir endlich denselben schwierigen Pfad wieder abwärts, um an dem Schneeloch vorbeizukommen, das ich besuchen wollte. Es ist eine Höhle, in den Fels gesenkt und noch niemals ganz durchsucht. Wir hatten kein Licht bei uns. Mein Führer mußte also wieder auf die Alpe hinuntersteigen, um Fackeln zu holen. Ich setzte mich einstweilen auf ein Felsstück und las einige Oden im Horaz. Als er zurückkam, traten wir die unterirdische Wanderung an. Vor dem Eingang der Kluft ist bis jetzt noch eine Mauer von Schnee getürmt, die aber einen Durchgang zuließ und fest genug war, um nicht hinter uns einzustürzen und uns zu begraben. Die erste Halle, in die man, auf dem Abhang eines jähen Schneehügels hinabsteigend, gelangt, ist geräumig, tropfsteinartig und hängt voll Eiszapfen, die auch aus dem Boden emporstehen. Dann aber führt der Weg links und verengt sich um ein sehr bedeutendes. Hätten wir eine Leiter bei uns gehabt, so würde er uns um vieles leichter geworden sein, da man bald ein steiles Felsstück aufwärts, bald ein anderes abwärts zu klimmen genötigt ist. Wir gingen mehr als dreißig Klafter hinein; endlich waren wir notgedrungen, umzukehren, da wir nicht mehr genug Späne hatten, die überdies drohten auszulöschen. Im Finstern hätten wir den Weg nicht wohl ohne Unglück zurückgefunden, da es nirgend an tiefen Löchern fehlt, die man überschreiten muß.

Uebrigens kehrt man um so getrösteter um, da die Höhle oder vielmehr das Loch immer denselben Charakter beibehält. Von allen Seiten ein grauer kalkartiger, unsicherer Fels, der Boden äußerst schruppigt und mit einzelnen Stücken überworfen, die sich nach und nach von der Decke ablösen. An einigen Orten muß man sich kriechend durch die Enge winden. Es versteht sich, daß man auf keine Weise diese Höhle mit den Grotten von Arcy[1] zusammenstellen kann. Wir kamen glücklich

[1]) Vgl. S. 317 ff.

wieder bis zu den Alpen. Die Sennerin bewirtete mich noch einmal mit dem erquickenden Trank der Alpenkräuter. Die Nacht, die ich in ihrer Hütte schlief, war diejenige, die ich schon in München hätte zubringen sollen, die letzte meines Urlaubs. Den noch übrigen Weg legte ich allein zurück und bezahlte meinen Führer, der noch seitab ein Geschäft hatte. Zu Mittag aß ich in Zell. Der Pfarrer hat die Kinder sehr gerne. Es kamen mehrere kleine Mädchen des Dorfs, denen er etwas zu essen und einige Blumen gab, die sie vorzüglich lieben. Besonders war die eine ein gar hübsches Kind. Ich erzähle dies, weil die Kinder am meisten beitragen, mich heiter zu machen. Um ein Uhr nachmittags verließ ich Bayrisch Zell und ging das schöne Leitzachthal hinunter. Der Pfarrer, der mich eine Strecke begleitete, zeigte mir auch den Quell der Leitzach. Sie sprudelt aus der Wiese hervor und wird in weniger Zeit zum breiten, ansehnlichen Bache. Ich blieb ihr meist zur Seite, da ich einen anderen kürzeren Weg nahm, als die vorigen Male. Besonders gefiel mir eine große grüne Matte, die zur Linken vom Fluß, zur Rechten von einem herrlichen dichten Laubwäldchen begrenzt wird, in dessen Schatten sich eine Reihe von Heuhütten lehnt und den malerischen Anblick der Landschaft vollendet. Hier mehr als anderswo fiel es mir schwer, dies Thal zu verlassen, das ich immer mit einer Art von Trunkenheit durchwandelte, um so schwerer, da ich bei meiner Rückkehr die Briefe zu finden erwartete, die über mein Schicksal bestimmen sollten. Euer Freund muß euch verlassen, rief ich den sprachlosen Fluren zu. Werde ich dich zum letztenmal sehen, sagte ich, indem ich zur Kuppe des Wendelsteins emporschaute, die ich bis zum Neuhause im Gesicht behielt. Ich ging sehr schnell, und in der That hatte mich ein banges Gefühl ergriffen. Das dort und hier fiel mir aufs Herz. Endlich kam ich hier an und fand keine Briefe, erfuhr aber, daß sie in Miesbach lägen, und der nachlässige Postmeister sie selbst zu bringen versprochen hätte, aber nicht gekommen war. Heute Mittag erwarte ich sie nun oder ich schicke darum. Da die Antwort vom Regimente so bald kommt, so vermute ich eine abschlägige. Morgen reise ich dann ab, treffe aber um drei Tage zu spät ein.

Am Abende.

Glück auf! ich bleibe hier. Erst heute beim Nachtessen erhielt ich die Bewilligung des Regiments. Der Brief war liegen geblieben. Zugleich kam eine Antwort von Lüder, aber sehr kurz; doch verspricht er nächstens mehr. Er erhielt meine Briefe. Herr von Völdernborf, der von München abgereist ist, läßt mir danken für mein Lied und schien,

wie Lüder hinzusetzt, sehr erfreut über die Aufmerksamkeit, die ich ihm dadurch bewiesen habe. Gas grüßt mich.

So bin ich denn abermals frei und der gefürchteten Schlinge entronnen. Es ist mehr, als ich verdiene. Ich hätte Lust, während dieses Monats noch eine kleine Reise, vielleicht nach dem Chiemsee und die dortige Gegend zu machen. Ich wünschte, daß Lüder mich begleitete.

octavo Idus Sept. 1817. Schliersee.

Mein heutiger Spaziergang führte mich nach dem Birkenstein, ziemlich weit für eine Nachmittagspromenade. Doch hat man nicht nötig, bis nach Fischbachau hineinzugehen, das man links läßt, und den Weg geradeaus neben den Bergen wählt. Er ist freundlich und schattig. Eine Quelle fließt vorüber, im Thal ist ein Buchenwald, ober der Felswand ein Gehölz von Tannen. Ich gab mich ganz dem Genusse hin, den mir die heitere Aussicht vom Birkenstein gewährt, obschon sie nicht weit reicht.

Dieser Tage entdeckte ich auch einen neuen Weg nach dem hochgelegenen Bauernhof bei Westenhofen, welcher zwar länger ist, aber anmutiger und fast beständig den Prospekt des Sees darbietend.

An Lüder habe ich bereits geantwortet, ihm von des Königs Hiersein, von meiner letzten Wanderung u. s. w. gesagt und ihn nochmals hierher eingeladen.

Was meine Lektüre betrifft, so habe ich Schillers Aesthetisch-philosophische Schriften wieder ganz durchgelesen, mit sehr vielem Vergnügen, und ich hoffe nicht ganz ohne Nutzen. Vieles ging mir allzunah, um nicht lebhaft zu interessieren. Die schönsten Aufsätze sind die Briefe „über die ästhetische Erziehung" und „über naive und sentimentalische Dichtung". Der Stil ist unvergleichlich.

quarto Idus Sept. Schliersee.

Seit ich nicht mehr schrieb, habe ich eine interessante Reise gemacht, von der ich einiges erzählen will. Die vier Tage, die ich entfernt zubrachte, war ich immer am heitersten, freilich auch vom warmen Wetter begünstigt. Ich ging Sonntag, den Siebenten, nach Tische von hier weg, um doch einmal Tegernsee zu sehen, das mir von so vielen Seiten gelobt wurde. Da ich auf der Gindelalpe schon einmal war, so wählte ich den Weg über Gmund, um zugleich den See der Länge nach zu bereisen. Man geht von hier durch angenehme, schattige Gründe. Gmund ist ein schönes Dorf am äußersten Ende des Sees. Der Tegernsee machte einen sehr freundlichen Eindruck auf mich, wie denn auch seine Ufer viel Lachendes und Reiches haben, nicht jene friedliche Einsamkeit des Schlier-

sees. Auch der Ort Tegernsee selbst würde mir zu lebhaft sein für einen längeren Aufenthalt. Er ist den Sommer über beständig mit Fremden angefüllt. In Städten bin ich dem Geräusche nicht feind, aber ich liebe die Stille auf dem Lande. Von Gmund bis Tegernsee, die eine Stunde voneinander entfernt sind, geht die Landstraße stets am Ufer weg. Ich wohnte im Wirtshause, aber nicht aufs beste:

„Die Kost war fremd, das Bett war schlecht,
Niemand verstand mich recht." [84]

Ein Unglück, das mir hierzulande nicht selten widerfährt. Das Kloster, jetzt königliche Schloß, das ich zuerst besuchte, ist ein großes Gebäude, obgleich man die Hälfte davon niedergerissen. Es nimmt sich gut am Seeufer aus. Ehemals mag es wohl in einer halben Wüste am menschenleeren Strande gestanden haben. Die Kirche, in der Mitte gelegen, ist nicht alt genug, um eine Spur gotischer Baukunst verraten zu können. Doch ist sie groß und nicht ohne Majestät und ansprechende Heiterkeit. Auf dem Gottesacker sieht man ein Denkmal der seit der Aufhebung der Klöster verstorbenen Benediktiner. Die jetzt noch übrigen vier wohnen in einem großen Nebengebäude des Klosters. Das Volk sieht sie sehr ungern absterben.

Ein Spaziergang, den man erst vor kurzem, der königlichen Familie wegen, auf einen nahen Berg anlegte, gefiel mir vorzüglich. Wie wenig wird zu einer Promenade erfordert, wo die Natur so viel that. Die Bänke sind alle sehr glücklich angebracht. Bald lassen sie die Aussicht nach Tegernsee zu, bald wieder nach Egern (ein schönes Dorf, das eine halbe Stunde vom Kloster an einer großen, den See abschließenden Bucht liegt), bald nach einem anderen Teil der reizend begrenzten Wasserfläche. Geht man auf der anderen Seite des Spaziergangs, die weniger steil ist, wieder abwärts, so kommt man durch einen dichten Wald von Lärchenbäumen, die sich zusehends mehren. Ich begegnete einem verständigen Bauer, mit dem ich mich lange unterhielt. Sodann stieg ich noch zum Westerhof hinauf, wo man die schönste Aussicht über die Gegend genießt. Schon Frau von Schaden hatte mir ihn angerühmt. Ich sah die Sonne oben untergehen, und die Bäuerin, die mir Milch und Butter vorstellte, erzählte mir vieles von Frau von Schaden und ihren Töchtern. Die Aussicht ist wirklich anmutig, einige Bergformen sind besonders edel. Der große und kleine Walberg, der Ringberg, der Kamm dominieren in dieser Gegend. Der See selbst hat anderthalb Stunden in der Länge, seine Breite ist nicht beträchtlich.

Auf dem Westerhofe haben sie kleine Schlitten, mit denen sie die Fremden den Berg wieder herabziehen. Als ich, es glühten schon einzelne Sterne am Himmel, nach dem Gasthaus zurückging, kam mit mir zugleich Herr Wahrenberger an, ein sehr geschickter Maler, der sich öfters am Tegernsee aufhält, und den ich früher bei Herrn von Harnier kennen lernte. Ich erneuerte seine Bekanntschaft und sprach viel von seiner Kunst mit ihm, auch von den hiesigen Gegenden. Er ermunterte mich, das Zeichnen wieder vorzunehmen, obgleich ich meinen Mangel an Talent vorschützte. Er sagte mir seine Wohnung, bat mich, ihn in München zu besuchen, und will mir selbst an die Hand gehen. Nichts könnte mir angenehmer sein, als, sei es nur durch einzelne Umrisse, meinen Erinnerungen nachzuhelfen; vielleicht ließe sich auch durch Uebung und Fleiß etwas thun; aber die Zeit, die Zeit! Herr Wahrenberger bestärkte mich noch in der Idee, die mir kam, einen Abstecher nach Tirol an den Achensee und in das Innthal zu machen, was ich auch ausführte.

Den folgenden Morgen begab ich mich zu dem Herrschaftsrichter, um mir einen Paß ausstellen zu lassen. Zum Glück hatte ich ein paar Briefe von Schnizlein und Lüder bei mir (ich erhielt sie vor meiner Abreise und werde weiter unten davon sprechen), durch deren Aufschriften ich mich legitimieren konnte.

tertio Idus Sept. 1817. Schliersee.

So erhielt ich wirklich eine Beglaubigung, verabschiedete mich bei Herrn Wahrenberger und fuhr über den See nach Egern. Das Dorf liegt zerstreut, die Kirche und das freundliche Pfarrhaus am Wasser. Bei einer Brücke gelangt man auf die Landstraße, der ich bis Jenbach an den Inn folgte. Der zweistündige Weg bis Kreuth durch eine waldige Gegend hat einige Schönheiten durch den Baumwuchs und die Berge. Eine seltsame Gestalt nimmt man an einem Kegelberge wahr, unter dem die Kirche von Kreuth zu stehen scheint. Das Dorf besteht aus ein paar Häusern, worunter das Grenzzollamt, wo ich meinen Paß nötig hatte. Die Herbstnebel hatten sich allmählich aufgezogen und entkleideten die natürliche Bläue des Firmaments. Die Gegend wird zusehends verwachsener. Tannenbepflanzte Anhöhen von allen Seiten, unter anderen einige Tannen von ungewöhnlicher Schlankheit. Auch sieht man sie häufig mit Buchen vermengt. Ein Bach fließt links der Straße. Allerwegen Holzschläge. So geht es mit geringer Abwechslung bis zur Glashütte fort. Einmal ruhte ich aus auf einer Bank, die unter ein Heiligenbild gestellt ist, und neben daran sieht man eine Quelle in ein Brünnlein abgeleitet, das noch nicht lange gemacht scheint. Mir fielen dabei die

Verse irgend eines Dichters über „Verdienst um Menschheit“ bei einer ähnlichen Gelegenheit ein.

„Und wer hier, ungekannt von ihnen,
Die durst'gen Wanderer erquickt,
Mag mehr um Menschheit sich verdienen,
Als den der blut'ge Lorbeer schmückt“ [1]).

Die Glashütte (nur die Benennung davon existiert noch) ist ein Kirchlein und ein Wirtshaus. Ich aß Milch und Butter in einem Zimmer des letzteren, wo ich einen Pfarrer traf, der wahrscheinlich wegen des Messelesens von seiner Dorfschaft hierher gekommen war. Er gab mir aber auf mehrere Anreden keine Antwort und zog sich menschenscheu sogleich mit seiner Flasche zurück. Es war einer jener bleichen aufgedunsenen Mönchsgesichter, denen die Indolenz und dummstolze Insolenz aus den stieren Augen schaut.

Nach einiger Zeit windet die Straße sich links ins Thal hinab. Edlere Bergformen in der Ferne. Bald verkündet ein Markstein, daß man in die Staaten des Kaisers und Königs trete.

Anmerkung am Rande: Schon früher, von der Glashütte weg, sieht man mehrere Sennhütten an der Landstraße.

Ein Bächlein rauscht bald links des Weges, bald rechts. Endlich zeigt sich der Paß Achen, wo sich die Felsen verengen, der Bach wilder fließt, und die Straße durch das Thor des Zollhauses geleitet ist. Man visierte hier meinen Paß. Alsbald geht es ziemlich jäh abwärts. Von Zeit zu Zeit erscheint die Zinne einer Bergreihe des Achenthals und verkündigt eine größere, wildere Natur. Die Tannen sind hier häufig mit mehrerlei Laubholz untermischt. Bald zeigt sich ein kleiner rauschender Fluß, die Ach, der Ausfluß des Achensees. Eine Kohlenbrennerei zur Linken. Einzelne Weiler zerstreut. Die Kapellchen und Christusbilder nehmen immer mehr zu und stehen durch das ganze Achenthal und bis Jenbach in ununterbrochener Reihe. Die Ach braust tief unten in der Schlucht. Den Wäldern sind von Zeit zu Zeit Getreideäcker abgewonnen. Endlich stand ich am Eingang des Achenthals, doch lange noch nicht an dem Ufer des Sees.

Pridie Idus Septembres 1817. Schliersee.

Zuerst erblickt man einen hohen, kahlen, zweizinkigen Felsenberg, der aus einer anderen Gegend herüberschaut. Auf derselben Seite dehnt

---

[1]) Siehe S. 89.

sich jene vermischt nackte und verwachsene Bergkette aus, die man schon von ferne wahrnimmt. Aber von allen Seiten erquicken auch frische Matten das Auge. Die Ach fließt durch die Mitte. Weit zerstreut erstreckt sich die Dorfschaft Achenthal bis an den See hin. Mehrere Gotteshäuser, worunter eines auf einem Hügel zur Rechten, der ganz bis herunter mit kleinen Kapellen symetrisch besetzt ist. Die Hauptkirche freundlich von innen, wie außerhalb. Nahe daran das Wirtshaus, wo ich viel Menschen beisammen traf, da ein Festtag war.

Anmerkung am Rande: Der Kopfputz der Weiber ist seltsam, er gleicht einem persischen, spitz zulaufenden Turban, kleidet aber nicht übel.

Nach einigem Aufenthalt wanderte ich vollends bis zum Achensee hinab. Ich fand gerade ein Schiff reisefertig, das den zwei Stunden und noch etwas mehr sich erstreckenden See der Länge nach durchfahren wollte. Nichts konnte mir erwünschter sein, um so mehr, da ich müde und von der Sonne verbrannt war. Ich stieg ein, der Wind war günstig, wir spannten die kleinen Segel auf. Meine Gesellschaft bestand in einigen Obstverkäuferinnen und einem ältlichen Bauern, den sie einen feinen Mann nannten, und der auch viel Gebildetes und Gemäßigtes in seinem Betragen hatte und etwas Edles in seiner Physiognomie. Der Achensee ist ganz mit Felsen umgeben, die sich von beiden Seiten größtenteils steil erheben und zum Teile mit Tannen und Lärchenbäumen besät sind. Mit dem Zuger See hat er gemein, daß er zwei verschiedene große Kessel bildet, wovon die Umgebungen des kleineren, südlicheren schon in etwas gemildert sind. Die Landstraße führt am Wasserweg und ist teils auf Dämme und Stege gebaut, da die Felsen keinen anderen Raum ließen. Wo die Kessel sich schneiden, sieht man rechts eine große schöne Matte, mit Häusern besetzt. Wir stiegen endlich in Buchau aus, ein zerstreutes Dorf. Schöner Eichenwuchs an der Landstraße. Bald darauf macht sie eine Krümmung und senkt sich beständig abwärts bis nach Jenbach. Am Ausgang des Sees hebt sich ein kolossaler Bergkegel, der noch lang im Gesichte bleibt. Schon auf unserer Wasserfahrt hatte der Tag sich geneigt. Es war gerade die rechte Beleuchtung, um den Achensee zu sehen. Das Thal nach dem Inn hinab ist enge und verwachsen. Im Anfange viele Lärchenbäume. Man gewinnt einen schnellen lauten Bach zur Rechten, der sich durch die Gebüsche drängt und ein paar Mühlabfälle bildet.

„In Inn's broad wave he hurries to be lost.“ [85]

Endlich erblickte ich Jenbach. Der Abendstern lächelte friedlich über das reizende Thal; aber wie eine silberschuppige Riesenschlange schimmerte

nur von Ferne der Inn. Mehr konnte ich nicht mehr sehen. Ich wohnte im Bräuhause, wo mich die grobe Kellnerin bewillkommte. Während des Abendessens kam ich mit einem Tiroler Geistlichen aus einem aufgehobenen Kloster zusammen, der mir einige erwünschte Aufschlüsse über die Gegend gab. Des andern Morgens konnte ich selbst darüber urteilen. Jenbach ist ein großer Ort, der mit seinen Gebäuden und Gärten die Form eines X bildet, von dem sich der rechte obere Flügel an den schnellströmigen Inn lehnt. Gegenüber am anderen Ufer liegt Margarethen. Der Fluß ist viel mit Gesträuch bewachsen. Ich umging einen Hügel, auf dem ein Teil des Dorfes liegt, und konnte nicht genug den Reiz bewundern, der sich über diese ganze Gegend ausgießt. Später erstieg ich noch einen Berg, von dem ich eine gute Strecke des Innthals, gegen das tiefere Tirol zu, übersehen konnte. Schwatz und viele andere Dorfschaften lagen vor mir ausgebreitet, und ringsum die edeln Gestalten der Berge. Vorzüglich schön fand ich die Lage des Schlosses Tratzberg. Darauf trat ich meinen Rückweg an. Sowohl diesen, als den folgenden Tag ließen sich gar keine Nebel blicken. Den Achensee bewunderte ich auf der Landstraße. Er, der den vorigen Tag unruhig gewogt hatte, lag nun wie ein Spiegel da, aus dem die stolzen Felsen, vom Blau des Himmels besäumt, emporstarrten. Neben der Landstraße sah ich ein Alpenrosengesträuch in verschwenderischer Menge, und so auch pinus pumilio. Wo die Rauheit der Gegend etwas abnimmt, fangen die Lärchenbäume wieder an. Zu Achenthal aß ich zu Mittag und besuchte noch den Kirchhof, wo ich ein Denkmal jenen Achenthalern zu Ehren fand, die in den Kriegen von 1814 und 1815 geblieben sind. Auf der Glashütte trank ich wieder Milch und übernachtete in Kreuth, wo ich ankam, als schon das ganze Firmament gestirnt war. Ich traf dort einen Feldmesser, Herrn Albert aus München, den Sohn eines Gastwirts, der mich keineswegs interessierte. Des anderen Morgens ging ich frühe fort, nach Egern zurück, betrachtete mir den See noch einmal, wollte über den Kühzagel hierher gehen, verirrte mich gleich im Anfange, kam tief in die Wälder und erstieg auf diese Art einen sehr steilen Berggipfel, voll Hunger und Ermüdung, genoß oben einer heiteren Aussicht, orientierte mich am Wendelstein, stieg auf eine Alpentrift hinunter, wo mich der Junge mit dem Trank der Alpenkräuter erquickte, und fand von da endlich, dem Lauf eines rauschenden Bächleins folgend, das einmal durch eine große Schleuse gehemmt wird, über Westenhofen den Weg hierher.

decimo sexto Cal. Octobres 1817. Schliersee.

Ich schrieb mir mehrere Tage nicht mehr, da wir viele Gäste im Hause hatten, zum Teil noch haben, und ich sogar mein Zimmer mit einem kleinen Kabinette vertauschen mußte, das daran stößt. Ich wollte noch etwas von jenen Briefen sagen. Schnizlein giebt mir eine Charakteristik seiner jetzigen Umgebungen in Altdorf, sagt mir auch, daß er in München Herrn Issel noch obenhin kennen gelert habe, der nun bereits wieder von dort abgereist ist.

Lüder schätzt mich in meiner jetzigen Lage glücklich, er verlangt von mir ein Urteil über das hiesige Bergvolk und sagt mir selbst seine Meinung darüber. Ueber meine Elegie will er keine Kritik fällen. Er selbst beschäftigt sich mehr als je mit seinen Berufswissenschaften. Von München kann er nicht abkommen. Er schlägt mir vor, Diplomat zu werden, wie ich selbst schon öfters vorhatte. Es wurde nämlich durch ein Reskript dieses Sommers den Offizieren freigestellt, sich zu irgend einem Civilfache zu melden, und es hatten sich Leopold Belden und ein Jägeroffizier zur Diplomatie entschlossen und arbeiteten bereits als élèves diplomatiques, mit ganzer Gage beurlaubt. Ich war ziemlich ausführlich in meiner Antwort. Ueber das bairische Gebirgsvolk zu sprechen, hielt ich mich am meisten auf. Unter ihren Fehlern nannte ich die Roheit, die Habsucht, die Bigotterie und verbreitete mich besonders über die letztere. So setzte ich ihm auch nach meinen Ansichten auseinander, von wo man ausgehen müsse, um ein Gedicht zu beurteilen, und was dazu gehöre. Mehr verweilte ich bei dem letzteren Punkte, in Hinsicht der Diplomatie. Ich teilte ihm zuerst meinen bisherigen Plan mit, nämlich mehrere Jahre noch in Deutschland zu bleiben, meine Kenntnisse so viel als möglich auszubreiten, und dann nach Amerika überzugehen, um wie mein Arthur [1]) sagt:

> Um keinem unterthan zu sein und dankbar,
> Und durch mich selbst zu werden, was ich bin.

Hierauf bekannte ich ihm, daß ich der Diplomatie keineswegs abgeneigt wäre, aber daß ich befürchtete, mein Eifer für die Fürsten ginge nicht so weit, um ihnen zuliebe den geringsten Stein im Gebäude der Moral zu erschüttern. Uebrigens würde ich bei allebem den insipiden Geschäften meines jetzigen Standes die Arbeiten im diplomatischen Bureau vorziehen; aber es würde mir nicht so leicht werden, als dem ältesten

---

[1]) In dem Heldengedicht „Arthur von Savoyen", vgl. S. 41.

Velden, der mehrere Jahre auf einer Universität zubrachte. Ich bat um seinen Rat. In Wirklichkeit würde ich freudig diese neue Laufbahn betreten, wenn sie anders das Schicksal für mich bestimmte. Der Weg nach Amerika bleibt mir offen. Ich würde mich in einer Art neuen und ernsthaften Berufe üben, meine Kräfte würden anstrengend versucht werden; ich würde ein bestimmtes Fach ergreifen und in diesem mich nach Möglichkeit ausbilden. Dabei wäre ich jenes Dienstes, jener Paraden, jener Rekruten auf immer los. Diese Aussicht auf eine plötzliche Wendung meines Schicksals hat vielen Reiz für mich.

decimo quinto Cal. Oct. 1817. Schliersee.

Mir ist's, als müßte ich die gute Jahreszeit mit Gewalt festhalten. Aber vergebens! Die Hügel fangen an gelb zu werden, die Wiesen sind mit Zeitlosen bedeckt. Doch regnete es heute nach sehr langer Zeit zum erstenmal. Ich kann nicht beschreiben, wie mich der traurige Winter angraut, der diesem schönen Herbste folgen soll. In wenigen Wochen werde ich in München sein. Dieser Gedanke ist mir verhaßter als jemals. Wer das Landleben so sehr für sich tauglich findet, als ich, mit welchen Gefühlen kehrt er nach allem Zwange der Stadt zurück? In welcher Lage werde ich mich wohl im Herbst 1818 befinden? Wahrscheinlich in keiner so glücklichen.

decimo Cal. Oct. 1817. Schliersee.

Während die Fremden hier waren, machte ich mehr Spaziergänge als sonst, da ich ohnehin nicht in meine Ordnung kommen konnte. Auf diesen Spaziergängen entstand ein Gedicht, eine poetische Epistel an Gruber in Distichen [1]. Es handelt von meinem Landleben, meinen Wanderungen, von Horaz und meinen eigenen fruchtlosen Dichterbestrebungen. Gestern schrieb ich an Lodron; ich sagte ihm von meinen Beschäftigungen, meinen Aussichten u. s. w.

Was die Fremden selbst betrifft, so bestanden sie in einer Bräuin aus München, die mit ihrer Schwägerin, vielen Kindern, samt Hofmeister und Gouvernante hier war. Sie war eine recht brave, höfliche Frau, die Schwägerin hübsch. Sie hieß Frau Seidel. Die Gouvernante schielte, war aber sonst ein lustiges und artiges Mädchen. Die Kinder konnte man wohlgezogen nennen. Der Hofmeister, Herr Lechel, war ein langer,

[1] Nach dem Manuskript abgedruckt bei R. I, 433. „Vermischte Schriften" S. 124 und „Gedichte" (Stuttgart 1828) S. 55 geben die „Epistel" in wesentlich veränderter Form.

gutgewachsener Mann, sehr höflich, hatte aber etwas Täppisches, was mehr in seinen Geistesanlagen seinen Grund haben mochte, als in seinem äußeren Anstand, woran es ihm nicht fehlte. Seine Sprache war affektiert. Dabei hatten wir den Arzt des Pfarrers, Herrn Doktor Seitz, gleichfalls aus München, mit seiner Frau hier. Sie war nicht hübsch, doch nicht ohne natürlichen Verstand. Er selbst flößte mir Achtung ein. Ein stiller, gebildeter Mann von einigen vierzig Jahren, großer Freund des Landlebens und der Natur. Sie wohnten in meinem Zimmer. Zudem, da während dieser Tage die hiesige Kirchweihe fiel, waren noch die Pfarrer von Fischbachau und Ellbach da. Der letztere, obgleich kränklich, ist ein äußerst jovialer Mann; sein Witz ist zwar von bairischer Art, doch unterhielt er uns mannigfach über Tische. Er heißt Kreitmayer. Einen Tag später kam auch der Pfarrer von Au, der den Doktor abholte. Er hatte einen jungen Menschen bei sich, der in Tirol Kapuziner werden will. Er selbst ist vielseitiger gebildet, als unser Pfarrer, jünger, weniger orthodox, mehr mit unserer Litteratur bekannt. Den letzten Abend, als die Bräuin mit ihrer Familie, samt unserem Pfarrer, der sie nach Tölz begleitete, schon abgereist waren, unterhielten wir uns noch recht gut zusammen, und zwar mit einigen Pfänderspielen, unter anderem einem Reimspiele, das viel zu lachen gab. Ueberhaupt erinnere ich mich mit Vergnügen an diese vergangene Woche.

nono Cal. Octobres 1817. Schliersee.

Das Glück ist nicht für uns Menschen. Es giebt Augenblicke, in denen ich dies recht innig fühle. Ich komme soeben von einer kleinen Reise zurück, wo ich mich noch einmal von ganzer Seele an den Schönheiten der Natur erquickt habe, die von diesen herrlichen Herbsttagen noch mehr verklärt werden. Ich bin voll freundlicher Erinnerungen; aber eben diese schmerzen mich. Ich habe keine Ruhe. So werden selbst vergangene Freuden zu desto schärferen Messern, uns zu verletzen. Das Glück ist nicht für die Menschen. Da ich nun einmal die Bürde auf mich genommen, was ich sehe oder erfahre, schwarz auf weiß zu bringen, so mag es auch diesmal geschehen, so wenig auch die toten Buchstaben gegen das seiende Leben sind.

Vorgestern trat ich meine Pilgerschaft nach der Tiroler Grenze, gegen Audorf zu an. Ich wollte den Weg über Au gehen, wohin man von hier in drei Stunden gelangen kann, wenn man gleich über den Berg wandert. Ich nahm eine Strecke weit den Jungen mit mir, der mich auf die Gindelalpe führte. Anfänglich geht es meist durch den Wald,

der viele freie Plätze hat. Man sieht Parsberg zur Linken. Im ersten Thale, durch das man kommt, liegt Windsmühl besonders einsam, ein vom wilden Bach durchschnittener Weiler. Später zeigt sich Niklasreuth auf der Höhe. Der ganze Weg bis Au, wenige öde Waldstellen ausgenommen, gleicht einem englischen Garten. Oft schlingen sich die Steige durch Laubgewölbe, wie durch einen künstlichen Bogengang. Ganze Alleen von Obstbäumen bieten von Zeit zu Zeit sich dar. Au selbst ist völlig von einem Obstwalde umschlossen, aus welchem nur die beiden Kirchen emporschauen. Es ist ein großes Dorf, das sich der Länge nach hinzieht. Der innere Bau der Hauptkirche ist groß und erhaben; aber durch schlechte Malerei beklert. Der Pfarrer war nicht zu Hause, sondern bei einer Kirchweihe in Holzhausen. Ich setzte meine Reise ohne Verzug fort, bis Lützeldorf, wo ich etwas zu Mittag aß. Der Weg geht durch Feilenbach und noch andere kleine Dörfer. Die Gegend gewinnt immer mehr an Heiterkeit. Ein ganz anderes Klima herrscht hier jenseits der Berge. Die Ernte war bereits vorüber, während bei uns noch die Felder wogen. Der Hollunderstrauch, der überall wächst und der hier noch mit grünlichen Beeren erscheint, beugte sich dort unterm Gewicht seiner großen, schwarzen Trauben. In langen Furchen sah ich die menschenfreundlichen Stämme, aus deren Aesten die Pflaume, die Birne, der Apfel, ihrer Reife sich nahend, herabhängen. Keine düstere Tannenpyramide warf hier ihre betrübten Schatten auf die sonnigen Wiesen mit dem blassen Roth der Zeitlosen untermischt, der letzten Blume des Jahres. Seltener zwar zeigen sich Ahorn und Esche; aber dafür überall verteilen alte, stämmige Eichen nach allen Seiten die Zweige. Der schöne Wuchs des Nußbaumes, nicht minder häufig, mahnt an die üppigen Schweizerthäler und lockt die Müden unter sein wohlriechendes Laubdach.

Vorzüglich gilt diese Schilderung von der Gegend um Branneburg, das ich, einen Wald durchwandernd, erreichte, nachdem ich noch den Schaden bemerkt hatte, den der vor einigen Tagen in Lützeldorf gefallene Hagel anrichtete, von dem ich ganze Haufen Körner noch liegen sah.

Das Schloß Branneburg, das dem Grafen Preysing gehört, das von außen einen angenehmen Prospekt darbietet und von einem französischen Garten umgeben wird, liegt unvergleichlich schön auf einem Hügel, oder vielmehr unvergleichlich ist die Aussicht, die es von seinen Fenstern gewähren muß. Das reiche Thal, an dessen anderem Ende der Inn strömt, die malerisch zerstreuten Dorfschaften, Schloß Neubaiern auf der Höhe, vor allem aber die seltenen, anziehenden Bergformen bieten ewigen Reiz der Beschauung. Welcher Gedanke, den Abend seiner Tage

auf einem solchen Schlosse im Kreise einer liebenswürdigen Familie, einer guten Gesellschaft zu leben! Muß dies nicht der letzte Wunsch jedes gebildeten, jedes fühlenden Menschen sein? Aber nicht die Freuden des Landlebens, nicht die Freuden der Häuslichkeit machen dies Haus seinen jetzigen Besitzern angenehm. Nur die Jagd, das wilde Spiel ergötzt sie, wie alle, die mit Anstrengung die traurige Lehrheit ihres Ichs fliehen. Nicht weit von Branneburg kommt man abermals an ein Dörfchen. Ich gewahrte zur Rechten einen Fels, mit Lärchenbäumen bewachsen, an dessen Fuß ein rasches, rauschendes Bächlein floß. Seinem Laufe folgte ich, bis es mich an eine Sägmühle, und von da auf die große Landstraße brachte, auf der ich meinen Weg nach Flintschbach fortsetzte. Ich sah den Inn wieder und das romantische Flintschbach, wo ich einige Tage mit Issel zubrachte. Ich kam wieder an dem freundlichen Pfarrhof vorüber und am Wirtshause, das von ländlicher Musik ertönte, da es eben Sonntag war. Ich sah die Ruine Falkenstein wieder, die Herr Issel zeichnete [1]), von deren Felsenhöhen sich ein dicklaubiger, herrlicher Buchenwald ins Thal herabzieht. Ueberall schöne Baumgruppen.

Den Weg bis Audorf über Fischbach legte ich großenteils auf Gangsteigen zurück. Man rechnet ihn zu zwei Stunden. Allmählig hat sich das Thal um vieles verengt. Tirolerberge schließen den Hintergrund. Niederaudorf hatte ich schon gesehen, da die Landstraße hindurch führt; nicht so Oberaudorf, das um viel schöner am Inn liegt, und wo ich übernachtete. Ich kam noch ziemlich bei guter Zeit an, obschon ich einen weiten Marsch gemacht hatte. Ich machte noch einen Spaziergang an den Strom, an dessen anderem Ufer das Zollhaus steht, da hier die Länder sich scheiden. Das Dorf besteht aus nicht viel mehr als dem großen Karmeliterkloster mit seiner schönen Kirche, einem hübschgelegenen Landschlosse, das einer gewissen Frau von Kern gehört, und dem Wirtshause, wo ich ziemlich gut wohnte und höflichere Leute fand, als man in Bayern erwartet.

octavo Cal. Oct. 1817. Schliersee.

Des anderen Morgens trat ich meinen Rückweg an; der Himmel war noch rein, erst später stiegen die Nebel auf. Ich ging auf der Landstraße nach Flintschbach zurück. Ein kühlender, frischer Morgenwind bewegte den leichten, schwebenden Wuchs der Lärchenbäume. Nur kontrastiert die Niedrigkeit dieser Berge mit ihren stolzen Felsenformen. Ich

---

[1]) Siehe S. 117.

kam diesmal über Holzhausen nach Lützeldorf, da ich in Branneburg einem Jungen begegnete, der mich einen besseren Weg führte. Als ich mich Au näherte, schien die Witterung trüb zu werden; doch klärte sie sich nachmittags auf das freundlichste auf.

Ich traf den Pfarrer von Au, von dem ich schon einmal etwas Günstiges sagte. Er ist ein kränklicher, man kann fast sagen gebrechlicher Mann von einigen vierzig Jahren und hat viel Humanes in seinem Charakter. Er liebt die Lektüre der Dichter. Er zeigte mir Ausgaben des Horaz, Virgil, Kleist, Salis, Delille aus seiner Bibliothek. Sein Pfarrhof, obgleich von zweien Gärten umgeben, ist nicht sehr freundlich; man hat gar keine Aussicht wegen der Obstbäume. Nach Tische begleitete er mich nach dem Au'er Berge, von dem man von einer Stelle, welche die „Rastbank“ heißt, eine vorzüglich schöne Aussicht hat. Der Pfarrer, der nicht viel steigen kann, kehrte bald wieder um; doch beschrieb er mir vorerst den Weg und gab mir ein Fernrohr und eine Taschenausgabe von Salis'[1]) Gedichten mit, um zu lesen, da ich mich gerne lange oben verweilen wollte. So brachte ich wirklich auf dieser Rastbank, die samt Betstühlen und einem Christusbild zwischen zwei kolossalen Linden angebracht ist, den ganzen Nachmittag lesend und schauend zu. Die Aussicht auf das flache Land ist in der That so ausgedehnt als reizend. Am schönsten präsentieren sich Aibling und Rosenheim. Als der Tag sich neigte, stieg ich wieder herunter.

Beim Nachtessen sah ich außer dem Pfarrer noch einen Orgelmacher (da die dortige Orgel durch einen Blitzstrahl zerstört wurde); er hatte nur Verstand, wenn sich ein Gegenstand seiner Profession näherte. Später kamen der Provisor des Pfarrers, eine gute, ziemlich gemeine Natur, und ein anderer Provisor aus Miesbach, Herr Albert, ein Mann von einer gewissen Sanftmut, die etwas matt und affektiert war, und von einer Halbkultur, die mir nicht lieber ist, als gar keine. Nach Tische spielten wir ein paar Partien Lotto, wobei sich wahrscheinlich niemand unterhielt.

Folgenden Morgen wollte ich über den Au'er Berg nach Ellbach gehen und machte mich ziemlich früh davon. Ich mußte abermals an der Rastbank vorbei, konnte aber wenig sehen, da die Nebel noch im

---

[1]) Joh. Gaudenz Frhr. von Salis-Seewis (1762—1834) lebte, nachdem er vorübergehend französischer Offizier gewesen, in seiner Heimat Graubünden, die ihn zum Teil den Stoff für seine höher als diejenigen Matthissons stehenden, idyllisch-elegischen Naturschilderungen bot. Seine „Gedichte“ zuerst Zürich 1793 und öfter.

Thale lagen. Der Weg führt sodann durch die Waldung bis gegen den Gipfel des Berges, wo man eine Kapelle und mehrere Häuser findet. Der ganze Weg hat überhaupt viele Annehmlichkeit und Abwechslung und gewährt hübsche Aussichten. Ich ließ Hundheim zur Rechten und ging gerade auf Ellbach zu, dessen malerische Lage meine Erwartung weit übertraf. Das Dorf und insonderheit der Pfarrhof liegt am Fuß des Schwarzenbergs. Zu seiner Linken hat er den Breitenstein. Das Pfarrhaus mit seinen Nebengebäuden dominiert auf seiner Anhöhe über die zerstreute Dorfschaft im Ahornschatten; denn die Eiche und der Nußbaum haben hier aufgehört. Der Pfarrer, dieser heitere Mann, der aber häufig durch heftige Anfälle einer Brustkrankheit geplagt wird, empfing mich herzlich. Auf Ordnung und Zufriedenheit schien alles zu deuten, was ich in seinem Hause sah. Dies Haus ist auf eine alte, seltsame Weise gebaut. Es ist groß, aber so ungleich und winkelartig, daß es äußerst wenig Raum hat. So enthält es nur zwei Zimmer, das Wohn- und Schlafzimmer des Pfarrers, die man hübsch und freundlich nennen kann. Doch besitzen sie auch diese Eigenschaften im höchstmöglichen Grad. Ich gestehe, daß mir noch keine Stube so wohl gefallen. Sie sind eleganter eingerichtet, als ich in irgend einer Pfarrwohnung dieser Gegend gesehen habe. Aber die Aussicht vollends ist so schön, als die Phantasie es sich wünschen kann, und der Pfarrer hat sehr viele Empfänglichkeit für diesen Vorteil. Vor sich sieht er zuerst sein kleines Gärtchen, sodann seine geräumige Wiese, auf der das Vieh weidet, dessen er vieles und gutes hat, dann die Dorfschaft und das ganze reizende Thal, in dem sie liegt, und endlich diese Scene umgeben vom Amphitheater der Berge, mit deren edeln, wechselnden Formen sich die unserigen auf keine Weise vergleichen dürfen. Auf eine weite Ebene zu sehen, sie mag auch noch so schön sein, gewährt doch nur einen vaguen und mit der Zeit ermüdenden Anblick, da sie von den Augen niemals kann überschaut werden; aber diese angenehme Beschränkung durch stolze Berggestalten in der Ferne, die das Thal einschließen, und die bei jedem neuen Schritte, den die Sonne zurücklegt, eine neue Beleuchtung erhalten, dies ist gerade das Wünschenswerte. Der Pfarrer wies mir auch seine Büchersammlung. Ich war erstaunt, die Vossischen Uebersetzungen von Homer und Horaz, die Messiade, einige Schriften von Wieland zu finden, da ich ihn für Poesie gar nicht empfänglich glaubte. Noch mehr aber sah ich mit Vergnügen sämtliche Werke von Garve [1]). Latein muß übrigens seine Sache

---

[1]) Siehe S. 709.

nicht sein. Es fiel mir auf, gar keine Landkarte bei ihm zu sehen, als eine große und vorzügliche von England. Er sagte mir, daß er viele Vorliebe für dies Volk hätte.

Ich wollte denselben Nachmittag noch nach Schliersee, um ihm nicht beschwerlich zu fallen. Er führte mich zuerst im Dorf umher und zeigte mir dann den Weg, um über den Berg hierher zu kommen. Dieser Weg ist minder angenehm, als jener von Au nach Ellbach, obschon er im Anfange eine schöne Aussicht über das Thal zuläßt. Dann geht er beständig durch den Wald.

quinto Cal. Octobres 1817. Schliersee.

Noch erzählte ich nicht, was mir noch vor meiner letzten Reise, verwichenen Neunzehnten, geschah. Ich hatte mir vorgenommen, das Thal „Le dernier refuge“ zu besuchen, in welches hinabzusteigen mir noch nicht gelungen war. Ich ging daher den Kühzagel hinauf, über den „Pons alpinus“, und als ich den Berg erstiegen hatte, hielt ich mich, so viel als möglich, am Rand des Grabens. Hier hatte ich zuerst das Unglück, daß mir meine Mütze, an einen Ast streifend, in den Abgrund fiel. Ich wollte ihr nach, fing aber plötzlich an zu glitschen und war in einem Augenblicke fast bis unten, wo mein Hut lag, mit geringem Schaden, den Schreck ausgenommen. Doch war ich damit nicht zufrieden, denn ich befand mich erst im „Obblio del mondo“, war also durch den „Finisterre“ vom „Dernier refuge“ getrennt. Ich klimmte mit Mühe wieder empor und fand endlich, wo sich die ganze Schlucht in einen Sack endigt, durch eine fast ausgetrocknete Quelle, die allmählich hinabfließt, den Weg hinunter. Ich sah hier einen noch viel wilderen Ort als der „Obblio del mondo“, die Schlucht ist eng, die Felsen höher und drohender. Ich drang bis an den Wasserfall, den ich Finisterre nannte, vor und sah, über einen Stein gelehnt, in seine jähe Tiefe hinunter. Aber leider schien mir nicht weit davon ein Ort zur Linken ersteigbar, ich wollte daher den schlimmen Weg, der nichts anderes als das Flußbett ist, nicht mehr zurückmachen und fing an zu klimmen. Es ging zuerst ziemlich erträglich, ich machte mir Fußtritte mit dem Stock. Aber ich war fast am Ziel meiner Reise, als ich an eine felsige Stelle kam, die ich nicht übersteigen konnte. Ich kehrte wieder um, es ging nur unendlich schwer abwärts und ich fürchtete wieder auszuglitschen und würde hier in den Bach gefallen sein, der nicht des Wassers, sondern der großen Steine wegen gefährlich ist. Nach halbem Wege wendete ich mich abermals aufwärts, nachdem ich meinen mir entfallenen Stock wieder

gefunden hatte. Ich glaubte mehr zur Linken eine bessere Bahn zu entdecken und sah einen Tannenstrauch, an dem ich mich halten konnte Ich trat den Weg wirklich an, bemerkte aber zu spät, daß ich gerade über dem Wasserfall hing, und eine Strecke weit unter meinen Füßen jähe Felsen hatte, an denen ich mich fallend unfehlbar würde zerschmettert haben. Ich kam zwar mit aller Anstrengung an den Tannenstrauch, aber ich sah mit Schrecken, daß ich noch eine beträchtliche Höhe zu ersteigen hatte, die sehr steil war, obgleich ungefähr auf der Mitte des Weges eine Tanne emporragte. An den Rückweg war nicht mehr zu denken; ich würde mich nicht erhalten haben. Ich klimmte aufwärts, indem ich alle meine Kräfte anspannte. Ich bohrte mich mit Gewalt mit jedem Schritte mit den Händen ins Erdreich, soweit es die Steine zuließen, und stellte dann in die Lücken meine Füße. Einigemale oder vielmehr fast immer war mein ganzes Vertrauen in einige elende Gräser gesetzt, an denen ich mich hielt. In derselben Minute, als sie würden abgerissen sein, wäre ich auch schon in der untersten Tiefe gelegen. Niemals sah ich den Tod so klar vor mir. Es war sogar unwahrscheinlich, ihm zu entkommen. Auch war ich vollkommen darauf gefaßt. Den Tod, sagte ich zu mir selbst, fürchtest du nicht, und auch den Todesschmerz hast du nicht zu fürchten, da deine Besinnung schon im Hinunterstürzen verloren gehen muß. Doch unter diesen Gedanken erreichte ich glücklich den Tannenbaum und klammerte mich an ihm fest. Seine Richtung von der Erde aus war anfangs etwas wagerecht. Ich brachte es so weit, daß ich mich mit halbem Leibe über ihn hinablehnen konnte. Dies war wohl die gefährlichste Stellung meines Lebens. Mein Unterleib hing auf dieser, mein Oberleib auf jener Seite, und ich sah in dieser Lage in die häßliche Tiefe, ohne noch zu wissen, wie ich den noch kommenden Weg, der nicht minder steil, obgleich nicht mehr hoch war, zurücklegen sollte. Die höchste Anspannung meiner Kräfte, die nach dem ersehnten Baum gerichtet war, machte nun einer gänzlichen Abspannung Platz. Ich fiel in ein heftiges Zittern und konnte nicht von der Stelle kommen. Endlich ermannte ich mich und schwang mich mit den Füßen dahin, wo ich mit dem Leib lag. Nur durch die äußerste Geschwindigkeit, indem ich weder mit Hand noch Fuß die Erde kaum berührte, so daß sie nicht unter mir weichen konnte, gelang es mir, den Weg zu vollenden. Als ich oben war, sank ich vor Müdigkeit ins Moos hin. Der Berg ist an sich selbst nicht hoch; aber mein Unstern hatte mich gerade an die ärgste Stelle geführt. Nur die Vorsicht erhielt mich.

quarto Cal. Oct. 1817. Schliersee.

Diesen Nachmittag machte ich meinen Spaziergang durch den Wald gegen Ellbach zu und kam bis eine halbe Stunde vor dem Dorfe, bis auf einen waldfreien Wiesenhügel mit hübscher Baumgruppe, auf dessen Mittelpunkte ein hölzernes Kreuz. Von dort ist eine vorzügliche Aussicht über das ganze Thal. Man sieht den Schwarzenberg, den Breitenstein, den Wendelstein, die schönen Gebirge gegen Zell hin, und im Grunde Hundheim, Ellbach, Fischbachau und den Birkenstein. Ich nannte dies Belvedere „La plaza verde de la dulce cruz."

Gestern ging ich am anderen Seeufer, aber auf den Bergen nach Fischhausen zu, einen Weg, den ich noch nicht gemacht hatte, und der mir viel schöne Umsichten darbot. Besonders sieht man Fischhausen auf eine ganz eigene, einsame Art daliegen, vom Hagenberg und Brechenspitz und Angelberg umschlossen und vom See, dessen äußerstes Ende man wahrnimmt, bespült. Ich wandte mich aber nicht zur Linken nach Fischhausen, sondern stieg rechtwärts in ein anderes Thal hinunter, wo viel Vieh weidete. Es wird von einer Schlucht begrenzt, die aber ganz mit Bäumen bewachsen. Ich suchte gleichwohl einen Weg, um hinunter zu kommen, und ging eine Zeit lang darin fort. Sie ist eng, wild, aber nicht felsig; der Bach nimmt die ganze Breite ein. Ich nannte sie „La gorge des hêtres", weil diese Bäume dominieren, das frühere Thal jedoch „Peace of the flock."

Da ich nicht lange mehr hier bleibe, so sind freilich diese Benennungen wenig nütz.

secundo Cal. Octobres 1817. Schliersee

Heute besuchte ich den Wasserfall bei der Papiermühle, der aber jetzt durch den Mangel an Wasser sehr unbedeutend ist. Ich folgte jedoch dem Bache, der sich in starken Krümmungen durch die Thäler windet. Seine Ufer sind an einigen Orten felsig und häufig mit Buchen bewachsen, was den Spaziergang angenehm macht. Fast der zehnte Schritt führt wieder an einen neuen Wasserfall, die alle romantisch umgeben sind, und die, obgleich an sich selbst von keineswegs einer bedeutenden Höhe, dennoch in den Monaten Juni oder Juli ein schönes Schauspiel gewähren müssen. Ich kam zuletzt an eine Sennhütte, wo mich der rüstige Senner mit dem köstlichen Rahm der Alpenkräuter bewirtete.

Calendis Octobribus 1817. Schliersee.

Nicht ohne Grund fürchte ich bei meiner Rückkehr nach München wieder zurück in die Thorheiten der Liebe zu fallen. Ich stehe in einem

Alter, das Liebe fordert und sich nicht mehr mit der Freundschaft begnügen kann. Warm und innig möchte ich mich an ein anderes Wesen anschließen. Nur dies allein glaube ich, kann mich von dem Ueberdruß retten, den das Leben der Stadt untrüglich aufs neue in mir hervorbringen wird. Ich kann meine Gefühle zwar durch ernste Beschäftigungen betäuben, aber nicht beschwichtigen. Aber, was mich am meisten zittern machen sollte, ist, daß meine Neigungen bei weitem mehr nach meinem eigenen Geschlechte gerichtet sind, als nach dem weiblichen. Kann ich ändern, was nicht mein Werk ist? Ich fühlte zuerst den Drang der Liebe zu einer Zeit, als ich mich einzig unter Knaben befand und nie ein Mädchen zu Gesichte bekam. Wie konnte es anders sein, als daß mich die Neigung an einen Freund fesselte? Xylander war der erste Gegenstand dieser jugendlichen Empfindung. Wir waren glücklich, innig und unschuldig. Derselbe Trieb erwachte aufs neue im Pagenhause, nicht gegen einen Kameraden, sondern für den Grafen von M**. Vielleicht würden meine Neigungen, als ich in die Welt trat, eine andere Richtung erhalten haben, wäre mir nicht Federigos Bild entgegengekommen, und hätte mich Jahre lang der alten Thorheit zurückgegeben. Ich brauche nicht mehr zu erzählen, was mein Tagebuch ausführlich genug enthält. Xylander hat durch die Gunst des Schicksals seine Liebe einem weiblichen Wesen geschenkt; er ist gerettet, für mich sehe ich keinen Ausweg. Ich schätze die Weiber; ich würde mich je eher, je lieber verheiraten, wenn es mir vergönnt wäre. Achtung und Freundschaft würden mich an mein Weib ziehen, und diese würden vielleicht die Liebe gebären.

Die vier Monate, die ich nun hier auf dem Land lebe, hielt ich mich von verliebter Schwachheit rein. Aber diese letzten Tage erwachte lebhaft Federigos Bild in mir.

„Et flavos crines et membra decora juventae“ [1]).

Ohne alle Sinnlichkeit kann keine Liebe sein. Aber niemals und auf keine Weise hat mir Federigo gemein-sinnliche Triebe erweckt. Aber wenn es bei anderen so weit mit mir kommen sollte! O dann verschlinge mich eher der Abgrund. Ich würde verloren sein. Ich würde mich elend in mir selbst verzehren, ich würde nie zu meinem Zwecke gelangen und würde auch schaudern, ihn zu erreichen. Wie sehr schon eine edlere Liebe an den Rand des Verderbens und der Verzweiflung führen

---

[1]) Virgil, Aen. IV, v. 559.

kann, weiß ich; aber wie fürchterlich eine sinnliche Glut den ganzen Menschen zerstören muß, das erfuhr ich nicht; aber ich habe davon eine grausame Ahnung. Es giebt soviel in der Welt, was mich wünschen macht, daß ich niemals geboren wäre.

Des Abends.

Wir hatten heute den Oberst Zurwesten hier, der sich aber nicht lange aufhielt. In München sah ich ihn öfters bei Frau von Harnier, die, wie er mir sagte, sich in Frankfurt sehr wohl gefällt. Herr von Harnier war im September in München.

Es thut mir leid, ihn nicht gesehen zu haben. Herr von Zurwesten war sehr artig gegen mich. Nach Tische fuhren wir über den See nach Fischhausen und gingen von da bis aus Neuhaus, um die Aussicht auf den Wendelstein zu haben. Dann stiegen wir linkswärts zu den Ruinen von Waldeck empor und genossen, auf der Felsenspitze uns niederlassend, des herrlichen Ueberblicks über den Schliersee und gegen die Ebene zu. Nach unserer Rückkehr reiste der Oberst ab.

Einige Tage der vergangenen Woche war auch ein Stiefbruder des Pfarrers mit seinem Sohn hier. Er ist Verwalter eines Gutes des Grafen Törring bei Traunstein. Ich lernte in ihm einen humanen Mann kennen.

quinto Nonas Octobres 1817. Schliersee.

Eines Gedichtes in Distichen, „An die neue Schule“[1]) überschrieben, habe ich, soviel ich weiß, noch nicht erwähnt. Es ist gegen die Dichter der jetzigen Mode gerichtet. Ich weiß eigentlich nichts von meinen Versen zu sagen. Ihr Stoff liegt meistens in diesen Blättern zerstreut. Sie gefallen mir im Anfange, kaum aber sind ein paar Wochen verstrichen, finde ich sie mittelmäßig. Gruber habe ich die Epistel angekündigt; auch an Schnizlein und Lüder schrieb ich und bat letzteren, mir eine Wohnung zu mieten.

Nonis Octobribus 1817. Schliersee.

Diese Tage erhielt ich Antwort von Lüder auf meine drei Briefe. Ich habe nicht leicht einen Brief in Händen gehabt, den ich so oft las und der so schön geschrieben war. Im Anfange giebt er mir Nachricht von der Wohnung, die er mir vor dem Karlsthore, gegenüber von Schlichtegrolls und dem botanischen Garten gemietet. Er giebt mir recht, was die Bigotterie unsres Gebirgsvolkes betrifft, doch hofft er auf eine

[1]) Mss. Mon. Nr. 25.

nahe Beleuchtung. Er bedauert die Rückschritte der Franzosen in Hinsicht religiöser Aufklärung und schildert Frankreich unter den Bourbons mit einer treffenden Energie der Feder. Dann geht er auf das glücklichere Deutschland über, da, sagt er, wenn nicht alle Zeichen trügen, der Tag der Freiheit nicht ferne mehr sein kann, und indem er mich mit einigen unverdienten Lobsprüchen über meine Kenntnisse und Gemütseigenschaften überhäuft, bittet er mich, meine Kräfte nicht in der verhängnisvollsten Zeit dem Vaterlande zu entziehen und dem fremden Volke über dem atlantischen Meere zuzuwenden, das sie weder entbehrt, noch bedarf. „Welchen Schmerz," sagt er, „würdest du an den Ufern des Ohio, des Orinoco fühlen, wenn der laute Jubel des beglückten Volkes aus weiter Ferne zu dir klänge, und du hättest nicht mitgestritten, nicht mitgearbeitet, sei es auf dem Schlachtfelde oder in den reichern Feldern der Diplomatie."

So lange die Freiheit nicht in Europa verloren geht, so lange will ich ausharren in Europa. Sei es um Amerika! Lüder denkt größer und mutvoller, als ich. Ich muß ihm folgen, wenn ich seiner Freundschaft will wert sein.

Wenn ich Deutschland mein Vaterland nennen könnte, würde ich nie gedacht haben, daraus zu entfliehen; aber so kann ich nur hoffen, Bayern zu dienen, das mir doch nur durch die Caprice und Ungerechtigkeit der Fürsten zum Vaterlande geworden ist.

VIII. Id. Oct. 1817. Schliersee.

Mein hiesiger Aufenthalt geht zu Ende; alles mahnt mich daran, wenn es auch nicht mein Urlaub wäre. Das beständige Schellen der Glocken auf der Straße kündigt an, daß das Vieh seine Berge verlassen hat, um die umliegenden Weiden zu besuchen, die sie auch bald mit ihren Ställen vertauschen werden. Seit dem zweiten dieses Monats haben wir ewige Nebel, und die Berge waren schon einmal völlig mit Schnee bedeckt. Die belebende Kraft der Natur hat nachgelassen. Doch benützte ich diese Tage noch, so gut ich konnte, obgleich ich nur wenig spazieren ging. So habe ich zum Beispiel auch einige poetische Arbeiten vorgenommen. Ich veränderte und verbesserte das Gedicht, das ich an Lüder schickte, obgleich ich es schon für halb vollkommen hielt. Von der Epistel an Gruber schnitt ich mehrere Versreihen weg, und andere feilte ich. Zugleich hab' ich ein Gedicht über das kommende Säkularfest der Reformation zu stande gebracht. Es heißt „Hymne der Genien," weil von dem Genius der Religion, dem Genius des Vaterlands und dem

des Jahrhunderts gesprochen wird. Es ist in Hexametern. Lobsprüche der Reformation enthält es nicht so fast; es diente mir vielmehr, einige meiner Lieblingsideen auszusprechen.

VII. Id. Oct. 1817. Schliersee.

Meine Muse wird wohl lange in München feiern, da sie diese letzte Zeit hier so thätig war. Ich kann nicht leugnen, daß ich heute wieder ein Gedicht gemacht habe, obschon ich es noch nicht niederschrieb. Es ist gleichsam eine Antwort auf Lüders Brief, oder eine Zurücknahme meiner eigenen Distichen, die ich „Amerika“ [1]) nannte; darum gab ich ihm auch den Titel „Der Widerruf“ [2]). Es ist in gereimten Trochäen.

VI. Id. Oct. 1817. Schliersee.

Morgen werde ich nun Schliersee wirklich verlassen und dies Buch schließt sich. Die Menschen sind doch immer anziehender, als die Natur, deshalb freue ich mich, meine Freunde in München wieder zu sehen. Hier fesselten mich Pflanzen und Steine und Bäche, nicht die umgebenden Menschen. Den Pfarrer lernte ich nun gerade so viel kennen, daß ich nicht länger mehr bei ihm bleiben möchte. Er ist nicht ohne gute Eigenschaften, aber sein Jesuitismus, seine Unwissenheit in vielerlei Gegenständen und sein schmutziger, geldraffender Geiz schrecken von ihm ab. Dieser Mann liebt niemand als seine Hunde. Er ist voll Schlauheit, die aber jeder durchschauen kann.

Der Kaplan hat ein gutes Gemüt; aber ich ging die letzten Monate gar nicht mehr mit ihm um, da man seiner Grobheit, seiner Empfindlichkeit, seiner Ignoranz und seines unzufriedenen Wesens halber nicht leicht mit ihm umgehen kann. Er ist ein viel besserer Mensch, als der Pfarrer, allein der Pfarrer ist vollendeter in sich selbst. Ich hätte nicht geglaubt, jemals so viel in Berührung mit katholischen Priestern zu kommen, aber wer weiß, was ihm begegnet.

## Schluß und Uebersicht des Buches.

Am Elften früh ließ ich mir eine Postchaise von Miesbach kommen, um nach München zu fahren. Das Wetter war leidlich. Der Kaplan

[1]) Siehe S. 720.

[2]) Abgedruckt bei R. I, S. 31 mit der fälschlichen Ueberschrift „1818“. „Mag der Wind im Segel beben“ u. s. w.

begleitete mich noch bis Agathenried, wo er eine Messe hatte. Die Mißverständnisse, die noch zwischen uns obwalteten, wurden ausgeglichen. Wir ergossen uns beide nicht in das Lob des Pfarrers. Er sagte mir, daß ich einen andern Sommer sehr wohl in Ellbach zubringen könne, wo er zu Hause ist. Nichts würde mir angenehmer sein. Ellbach ist viel schöner, reizender, einsamer, als Schliersee, der Pfarrer human. In Miesbach bat mich ein Rechnungskommissar, ihn mitzunehmen. Er war ein aufgeklärter Mann. Wir fuhren über Kloster Weyarn (sonst Vinaria geheißen), Falley, Feistenhaar, wo wir Mittag aßen, Hegenkirchen, und frühe schon durch die neue Pflanzung Karolinenfeld. Bei guter Tageszeit waren wir in München. Ich empfand und empfinde, daß das Glück hier nicht wohnt, wohl aber in Schliersee. Ich wünschte mir keine besseren Tage. Einige trübe Stunden, Rückfälle früherer Zeit ausgenommen, war ich immer der zufriedenste. Die Einsamkeit war für mein Herz so wohlthätig. Ich vergaß mein Schicksal und meine Zukunft. Die kleinen Reisen, die ich von Zeit zu Zeit machte, erheiterten mich so sehr. Ich war frei, wie die ersten Menschen. Meine Studien konnten nicht ganz ohne Gewinn bleiben. Ich lebte ja nur für sie. Ich las nicht so viel, als zu Hause, aber ich dachte mehr nach.

Ich machte vielerlei Bekanntschaften, doch eigentlich nur eine, die mich ansprach, des jüngsten Herrn von Völderndorf. Doch erneute ich die Bekanntschaft von Frau von Schaden.

Der Plan nach Amerika ward abermals aufgefaßt und abermals weggelegt. Das Gelübde, der Poesie zu entsagen, wurde gebrochen. Doch schrieb ich mäßig und in allem nur einige Gedichte: „Die Epistel an Gruber"[1]), „An die neue Schule"[2]), „Hymne der Genien"[3]), „Die Quelle"[4]) (Das Wort der Najade), „Der Widerruf"[5]) und endlich das „Lied" von der Reise nach dem Brechenspitz[6]). Für einen langen Aufenthalt auf dem Lande scheint mir das nicht zu viel.

---

[1]) Siehe S. 829.
[2]) S. 839.
[3]) S. 840.
[4]) S. 816.
[5]) S. 841.
[6]) S. 810.

# Memorandum meines Lebens.

## Fünfzehntes Buch.

Von Mitte Oktober 1817 bis zu Ende des Jahres.

„Die Erinnerung ist das einzige Paradies,
aus dem wir nicht getrieben werden können.“
Jean Paul.

„Dieu des êtres pensants, dieu des cœurs fortunés,
Conservez les désirs que vous m'avez donnés,
Ce goût de l'amitié, cette ardeur pour l'étude,
Cet amour des beaux arts et de la solitude."

Voltaire[1]).

[1]) Discours en vers sur l'homme, V. „Sur la nature du plaisir", v. 117 sq.

III. Id. Oct. 1817. München.

Fast kam ich mit fröhlicherem Mute hier an, als er mich jetzt in diesem Augenblicke beherrscht, da ich ein paar Tage hier bin. Ich traf die Freunde wohl; aber sind sie auch glücklich? Können sie es sein, und welche Aussichten haben sie? Bei meiner vorgestrigen Ankunft stieg ich zuerst bei Lüder ab und fuhr dann mit ihm in mein Quartier. Das Zimmer ist hübsch, freundlich, groß, die Aussicht schön, die Leute höflich. Ich bin von dieser Seite zufrieden. Lüder übergab ich mein Gedicht, den „Widerruf". Ich fand ihn teilnehmend und erfreut, wie ich hoffte. Des Abends ging ich noch mit ihm zu Perglas. Er war heiter. Dall'Armi kam, der nun angestellt beim Topographischen Bureau ist. Das Gespräch wurde allgemein. Ich erzählte einiges von Schliersee und meinem Aufenthalt. Dall' Armi ist gar ein versprechender und würdiger junger Mensch. Er denkt frei wie alle Großgesinnten. Wir gingen zusammen weg. Der folgende Morgen war der Namenstag des Königs; ich benützte ihn, meine Sachen zu ordnen. Den Abend brachte ich mit Lüder zu. Er zeigte mir die Steinabdrücke einiger Gemälde der hiesigen Galerie, worauf er subskribierte. Mehrere anziehende Gemälde. Er liebt die Künste. Ich las mit ihm auch den zweiten Gesang des „Essay on man", den ich ihm erklärte, da sein Englisch noch nicht so weit reicht. Wir redeten auch von den Illuminaten. Mit Hauptmann Weishaupt scheint Lüder nicht mehr ganz so gut zu stehen. Es ist natürlich. Weishaupt ist politisch intolerant, Lüder hat diese Vorurteile abgelegt. Er wünscht nichts als Freiheit und Vereinigung Deutschlands. Aber glücklich ist er nicht. Auch er fühlt den Widerstreit des Lebens und seine vielfache Schalheit. Diesen Morgen machte ich die Meldungsbesuche bei Schneewetter. Der Oberst barsch, rauh, der Generallieutenant Raglovich teilnehmend. Bei der Parade wurde ich von einigen ziemlich artig empfangen. Meine Freiheit in Schliersee und mein jetziger Zustand! Ich war in

der Harmonie und erstaunte über den wahrhaft revolutionären Geist, der in den meisten Zeitschriften herrscht. Nachmittags ging ich zu Major Bauer und unterhielt mich lange mit ihm, über meine Reise, über Botanik u. s. w. Ich versprach ihm, ihm nächstens meine Gedichte vorzulegen, und in der That, ich habe endlich einmal einen Schiedsrichter nötig. Schlichtegroll war späterhin bei mir; ich fand ihn herzlicher als je, gesprächig und heiter. Meinen Besuch bei Perglas habe ich auch heute wiederholt, aber, allein mit ihm, fielen wir in unser altes Verhältnis zurück. Wir wußten uns kaum etwas zu sagen. Er bleibt Soldat. Er ist noch immer nicht ohne jenes Mißtrauen oder wie ich es nennen soll. Wir stehen in keinem herzlichen Verhältnisse, und, seltsam genug, wir können nicht mehr darein kommen. Er meinte, ich solle bei meinen Studien mehr erfahrene Männer um Rat fragen.

XVI. Cal. Nov. 1817. München.

Wie sehr ich, seit ich wieder hier bin, den Mangel an Zeit fühle, kann ich nicht beschreiben. Ich sollte so vieles thun, ich habe so vieles angefangen; aber ich komme zu nichts. O warum läßt sich nicht immer in Schliersee leben! Warum kann ich nicht den Studien leben, die ich so liebe!

Gestern kam ich von der Wache ab. Nathan und Liebeskind besuchen mich. Mit letzterem esse ich jetzt in demselben Kaffeehause. Auf der Wache am Isarthor mußte ich vor Federigo ins Gewehr stehen, da er mit der seinigen dicht an mir vorbeimarschierte. Ich sah ihn zum erstenmal wieder. Ich liebe nicht mehr; aber warum mußte es denn gerade Er sein?

XIII. Cal. Nov. 1817. München.

Gestern morgen war ich zum erstenmal bei Frau von Schaden und wurde gut aufgenommen. Es ist und bleibt eine sehr liebenswürdige Familie. Luise war etwas unpaß und zu Bette. Sie machten viel aus dem Liedchen, das ich an Völderndorf schickte. Auch diesen sah ich gestern sehr zufällig. Liebeskind hatte mich nämlich beredet, in ein fremdes Haus zu gehen, wo er für jemand eine Wohnung mieten wollte. Hier traf ich Völderndorf, der unterdessen eine Reise in die Lombardei und die italienische Schweiz gemacht hat, wovon er sehr zufrieden zurückkehrte. Er umarmte mich und betrug sich überhaupt freundschaftlich. Eigentlich aber ist es unrecht von mir, mich an neue Gesellschaften und neue Bekannte anzuschließen. Was kann ich gewinnen, wenn ich bekannt bin? Ich sollte mich noch mehr zurückziehen und ganz dem Studium

leben. Ein gefälliges Aeußeres, eine gute Unterhaltungsgabe, gesellschaftliche Talente wie Musik und Tanz, alles dies fehlt mir. Sucht man mich noch, so ist es jenes zweideutigen Vorzugs der Poesie wegen; aber selbst, wenn dies für mein Talent spräche, selbst wenn ich Dichter wäre, so könnte doch nichts erdrückender sein, als um dieser Gabe halber geschätzt zu werden.

Heute lernte ich auch bei Fürstenwerthers einen Schwager Völderndorfs kennen; es ist Baron Sternberg.

XII. Cal. Nov. 1817. München.

Mit Nathan Schlichtegroll hatte ich diese Tage vielen Umgang, und es betraf eine Ratschlagung. Ich habe nämlich die Absicht, meine „Hymne der Genien" [1]) nur für die Freunde drucken zu lassen. Nathan bestärkte mich darin und billigte das Gedicht. Ich feilte es noch so viel wie möglich, und heute morgen gingen wir zusammen zu Buchdrucker Lentner und bestellten 150 Exemplare davon. Das Ganze besteht nur in 30 Hexametern und füllt ein Quartblatt. Auch meine Gedichte „Amerika" und der „Widerruf" [2]) las Nathan, und das erstere sprach ihn an. Ich mußte es ihm sogar einige Zeit mitgeben. Er zeigte es aber Liebeskind, und dies hat mich mit letzterem auf gewisse Weise entzweit, da er mir eine moralisch-pedantische Vorlesung über mein Beginnen hielt.

XI. Cal. Nov. 1817. München.

Gestern Abend war ich bei Frau von Schaden eingeladen. Ich lernte einige Personen, wenn auch nicht mit Namen, kennen. Es ward viel Musik gemacht, die Mädchen singen wirklich sehr schön. Ich unterhielt mich gut; gleichwohl ist es ziemlich peinlich, sich unter einer musikalischen Gesellschaft zu befinden, ohne Musik zu verstehen. Doch ist eine solche tausendmal angenehmer, als eine Ansbacher Spielgesellschaft. Der jüngste Völderndorf war mit seinem Schwager, Baron Sternberg, da. Ich mag ersteren wohl leiden; doch glaube ich nicht, daß wir in nähere Berührungen kommen werden.

X. Cal. Nov. 1817. München.

Heute war's, einen Tag vor meinem einundzwanzigsten Geburtstage, als ich zuerst eine meiner poetischen Arbeiten gedruckt erhielt [3]), was doch

---

[1]) Siehe S. 840.

[2]) Vgl. S. 720 und 841.

[3]) Nach diesem Einzeldruck bei R. I, 424.

immer ein eigenes Gefühl ist, weil das Ungleiche und Individuelle der Schriftzüge dabei wegfällt. Mag sein, daß ich Unrecht hatte, dieses Gedicht drucken zu lassen. Es bleibt immer ein unvollendeter, an sich selbst unbedeutender Jugendversuch. Nur wenige Leser werden dabei meine Meinung fassen. Den Bigotten wird es ein Greuel sein, und die übrigen werden glauben, daß ich den Sektengeist anfachen wollte, was so wenig meine Absicht war. An Schlichtegroll habe ich bereits 25 Exemplare gebracht, und auch welche an Lüder. Beide aber waren nicht zu Hause.

IX. Cal. Nov. 1817. **München.**

Ich trat heute in das Alter der Mündigkeit. Möchte nun die Vernunft mehr als je meine Richterin und allenthalben meine Begleiterin werden. Einen guten, vielmehr einen weisen Menschen aus mir zu bilden, dies muß immer der Hauptzweck meines Lebens sein. Die Vorsicht hat im Laufe dieses Jahres besonders meine Studien in Schutz genommen. Mein Winteraufenthalt in Ansbach und mein Sommeraufenthalt in Schliersee gaben mir vielfache Muße. Ich suchte das Griechische mit Eifer wieder hervor, ich begann das Studium des Spanischen, der Botanik. So viel mir auch noch fehlt, so wird doch ein junger Mensch nur nach dem, was er verspricht, beurteilt. Ich bin noch nicht mit mir einig in Hinsicht der Poesie. Sollte ich wirklich ein Dichter werden? Als mir vor einiger Zeit Professor Schlett [1]) begegnete, sagte er mir bei Gelegenheit meiner letzten Reise: „Sie genießen das Leben, Sie widmen es den Wissenschaften und der schönen Natur; was aber sagt der Mars dazu?" Allerdings, wenn ich mein ganzes Treiben und Thun betrachte, und wie es so wenig in Harmonie mit meinen jetzigen Pflichten steht, so ist der Fall bedenklich genug, um mich fragen zu müssen: Was aber sagt der Mars dazu?

Vielleicht hab' ich noch etwas im vergangenen Jahre zurückgelassen. Ich hoffe, alle liebenden Thorheiten. Ich bin in diesem Augenblicke davon rein und hoffe es zu bleiben. Nach Federigo habe ich in der That nicht mehr die geringste Sehnsucht. Es durchkreuzen mich so viele Ideen, daß ich nicht Zeit habe, zu träumen.

Am 25. Oktober 1817. **München.**

Ich habe nun schon viele meiner Exemplare ausgeteilt. Ich schickte deren nach Ansbach an meine Eltern, an Gruber nach Würzburg, nach

---

[1]) (1765—1836), vgl. S. 37.

Dillingen an Fritz Fugger. Nathan will von seinem Vorrate an Issel und Gustav Jacobs besorgen. Ich gab auch an Major Bauer, an Dall' Armi, Perglas, Gas, Liebeskind. Bei Frau von Schaden habe ich damit viel Ehre erworben.

Gestern habe ich auch noch einen Kalender zu schreiben angefangen, den ich „calendarium sententiarum“ betitelte, und worein ich täglich einen lebensweisen Spruch eintragen werde, größtenteils aus meiner laufenden Lektüre geschöpft.

Am 30. Oktober 1817. München.

Mein Oberst hat mich abermals, weil ich zu spät beim Exerzitium der Rekruten erschien, auf acht Tage in Arrest gesetzt. Er ist mir ungemein gehässig und will nichts anders, als mich vertreiben; und ich sollte bleiben wollen? Nimmermehr! Es koste, was es wolle; ich muß mein Schicksal ändern. Ich habe mit Lüder einen neuen Plan entworfen. Lüder brachte den gestrigen Nachmittag und Abend bei mir zu. Er hat in dem General Zweybrücken einen Mann verloren, den er in vieler Hinsicht verehrte, und der sein Wohlthäter war. Vorgestern hatten wir dessen feierliche Leiche. Lüder wohnte in seinem Hause. Späterhin kam auch Gas. Auch er kann nicht zufrieden sein. Er ist Regimentsadjutant, hat von früh morgens bis in die Nacht die insipidesten Geschäfte, auch nicht eine Stunde für sich selbst, muß in den Listen wühlen und Ordrebüchern. Dabei liebt er das Studium, er will nicht unwissend bleiben. Er möchte sich in den Wissenschaften ausbilden, er möchte Sprachen lernen. Umsonst! Er kann nicht. Ein Tag wie der andere verstreicht ihm ungenützt. So geht das Schicksal mit uns Menschen um.

Am 1. November 1817. München.

Korrespondenz. — Lodron schreibt aus Klagenfurt. Unweit davon hat er einige Güter, die er aber erst aus den Klauen der Prozesse retten muß. Er ist deshalb noch nicht heiter. — An Schnizlein schickte ich einige Exemplare der Hymne. Gruber hat unterdessen eine Reise nach Amberg gemacht, wo er Verwandte hat. Auf dem Weg lernte er die fränkischen Städte kennen, die ihm noch fremd waren, Nürnberg, Bamberg, Bayreuth, wo er unter anderen Jean Paul [1] sah. Er schreibt auch viel von seiner Lektüre. Ich schickte ihm mit meiner Antwort die schon

---

[1] (1763—1825). Der berühmte Dichter hatte seit 1804 seinen ständigen Wohnsitz in Bayreuth.

erwähnte Epistel [1]), teilte ihm auch meinen Plan mit, ein didaktisches Gedicht zu gunsten der natürlichen Religion zu schreiben in ottave rime. Ueber meine poetischen Versuche sagte ich ihm: „Oft, ich gestehe es, fühle ich eine große Kraft in mir; ich werfe dann den Fehdehandschuh keck vor unsere ganze jetzige Dichterjugend. Ich glaube dann eines Schwungs fähig zu sein, den sie nicht erreichen. Ich finde in ihren Gedichten Vers auf Vers, die wenig oder gar keinen Sinn haben. Aber ein andermal verstummen diese Illusionen wieder. Ich höre eine Stimme, welche wahrer ist und weniger eitel und sie sagt mir, was den Schluß jener Epistel ausmacht."

Fritz Fugger dankt mir für meine Hymne. Er wendet allen Verdacht der Bigotterie von sich ab.

„Ich ahndete," sagt er [2]), „niemals unter allen symbolischen und geheimnisvollen Worten und Werken mehr, als ich glaubte, daß ich dahinter erkennen könnte; jedoch ohne dieses ganz fahren zu lassen; denn mir däucht, ein Weiser, der ein Menschenalter mit Thorheit und Meinung gerungen hat, könne sich am Ende wohl ein Gebäude aufführen, dessen Grundpfeiler auf seinen eigenen Grundsätzen ruhen, darin sein Geist ruhig und glücklich wohnen kann. Dazu gehört aber Zeit und Erfahrung, und die eine habe ich noch nicht verloren, die andere noch nicht gewonnen. Ich denke daher, ich halte mich noch immer so lang an dem gedachten Himmelreich, bis mir der liebe Gott einmal ein Thürlein aufschließt, das nun in mich selbst oder anderswohin führen mag."

Er erwähnt auch noch der politischen Schädlichkeit der Reformation und bedauert, daß sie eine Spaltung veranlassen mußte und nicht allgemein wurde.

Da in meiner Antwort mehrere Grundsätze vorkommen, die ich in diesen Blättern noch nicht hinlänglich auseinandersetzte, so mache ich mir die Mühe, sie abzuschreiben, indem ich den Eingang weglasse:

„Ich kann nicht mit Dir übereinstimmen, wenn Du glaubst, daß die Erfahrung eines halben Säkulums vonnöten wäre, um die festen Grundsätze eines religiösen Gebäudes aufzuführen. Der weise Allgeist des Universums erschwerte dem kurz lebenden Menschen dies Geschäft nicht so sehr. Die wahre Religion, d. i. die natürliche, ist so tief in unsere Seele gewurzelt und mit unserem Wesen verknüpft, daß der Aberglaube mit seinem ganzen Gefolge menschlicher Satzungen zwar sie zu verfinstern und zu verunreinigen im stande ist, aber nicht im stande, sie auszurotten. Daher sind alle geoffenbarten Religionen auf gewisse Grundwahrheiten der natürlichen ge-

---

[1]) Siehe S. 842, Anmerkung [1]).

[2]) Der Briefwechsel zwischen Platen und Fugger ist abgedruckt in „Poetischer und litterarischer Nachlaß des Grafen A. von Platen", herausgegeben von Johann Minckwitz, Leipzig 1852, zwei Bände. Der obige Brief a. a. O. Bd. 1, S. 68 ff.

baut, die aber, meist entartet, ihre reine Abstammung verleugnen. Diese Religion aufzufassen, die weder an Zeit, noch Ort, noch Volk gebunden ist, bedarf es nur des richtigen, schlichten Gebrauchs der Vernunft. Dies ist's, was ich durch den Vers ausdrücken wollte:

‚Leicht zwar bin ich dem Willen des redlichen Forschers erkennbar'.

„Ich kann mich nicht rühmen, ein Christ zu sein; doch weiß ich die Reinheit der christlichen Moral zu schätzen, die von der großen Menschenkenntnis und dem Nachdenken des Stifters zeugt. Leider ist der Gott der Christen nichts anderes, als ein Jupiter oder Jehova, nur in veränderter Gestalt. Die Vielgötterei des Katholizismus (denn was sind diese Maria, dieser Joseph, Johannes u. s. w., diese Engel, Heiligen, was sind sie anderes als Untergottheiten und Halbgötter?) ist viel abgeschmackter, als der Pantheismus der Heiden, der nur die Naturkräfte verkörperte, und dem die schöne philosophische Idee zu Grunde lag, daß alles, was Körper habe, auch gewissermaßen mit einer Seele begabt sei.

„Was die Reformation betrifft, so erinnere ich Dich, daß sie unzweifelhaft ganz „als Siegerin würde hervorgegangen sein", wären nicht die heftigen Gegenwirkungen der Fürsten und Priester gewesen. Nunmehr liegt die Macht der Kirche zu Boden und die Macht der Könige droht sich zu neigen. Glaube mir, wenn auch nicht die Reformation, so würde doch eine andere Hand den deutschen Reichsknoten gelöst haben, der zu schlaff geschürzt war, um zu halten. Und betrachte doch die Reformation nicht als etwas Zufälliges. Sie würde ohne Luther und Melanchthon erfolgt sein. Sie mußte erfolgen, sie war notwendig, denn jener Unsinn konnte nicht dauern.

„Wahr ist's, was Du sagst, noch ist's nicht vollendet, was der Genius der Hymne ausspricht; aber noch ist dies Jahrhundert nicht zu Ende; ja — es freut sich noch seines Knabenalters, und man liebt an einem Jüngling, wie Goethe sagt, nicht, was er ist, sondern was er ankündigt.

„Man preist viel und häufig das Altertum, ja — es war unseren Dichtern vorbehalten, sogar des Mittelalters Barbarei in ein schimmerndes Licht zu setzen: laßt uns denn auch unserer Zeit die Gerechtigkeit nicht versagen, die sie verdient; laßt uns stolz sein, in ihr zu leben und unser Scherflein beitragen, sie in den Augen der Nachwelt als eine Glanzepoche der Menschenbildung emporzuheben" [1]).

Am 11. November 1817. München.

Ich habe lange nichts mehr geschrieben, und welchen Stoff böte mir auch mein hiesiges Leben dar? Warum mußte die schöne Jahreszeit so schnell vorüberfliegen? Was blieb mir in Schliersee zu wünschen übrig? Wie leicht, wie gemächlich, wie angenehm strich mir Tag an Tag vorbei.

„Jenes süße Gedränge der leichtesten irdischen Stunden,
Ach, wer schätzt ihn genug, diesen vereilenden Wert!" [2])

---

[1]) a. a. O. Band 1, S. 71 ff.

[2]) Goethe, Elegie „Euphrosyne", Vers 38, 39.

Doch leugne ich nicht, daß mir hier der Umgang mit meinen Freunden viel Vergnügen gewährt. Besonders Lüder und Perglas bezeigen mir viele Teilnahme; auch Schlichtegroll besucht mich öfter, als er gewohnt war. Nun ist auch einer meiner genauesten Bekannten aus dem Kadettencorps hier, Lieutenant Bäumler vom ersten Chevauxlegersregiment, mit dem ich seit jener Zeit nicht mehr umgegangen.

In diesem Augenblicke, kaum meines Arrests erlöst, bin ich leider abermals gezwungen, das Zimmer zu hüten. Meine Gesundheit ist angegriffen, und noch weiß ich nicht, wohin sich diese Krankheit wenden wird, die beinahe in eine Leberverhärtung ausgeartet wäre. Ich habe mit einem Worte die Gelbsucht.

Obwohl ich keine Schmerzen leide, so fühle ich doch nur allzusehr, daß ich nicht gesund bin. Eine gewisse Mattigkeit in den Gliedern läßt mich die Muße, die ich jetzt habe, nicht genug zum Studium benutzen. Im Griechischen beschäftigt mich fortwährend der Homer, im Spanischen Cervantes, Virgil und Horaz im Lateinischen. In der Geschichte durchgehe ich Renners „Lehrbuch der allgemeinen Geschichte“ [1]), um mir wieder eine vollständige Uebersicht der Universalhistorie zu verschaffen. Ich lese auch gegenwärtig die „Essays von Montaigne“ [2]), die mir Frau von Schaden lieh.

Am 12. November 1817. München.

Wenn mir mein jetziger Aufenthalt in München schaler und leerer an Abwechslung vorkommt, als mancher frühere, so mag die Ursache sein, daß ich nicht mehr liebe. Jene Neigungen waren es, die meinem inneren und äußeren Leben eine Art von Farbe und Reiz gaben. Aber ich wünsche sie nicht mehr zurück.

Am 14. November 1817. München.

Wir haben überaus schöne Tage für diese Jahreszeit. Der Arzt erlaubt mir, täglich ein oder zwei Stunden spazieren zu gehen, und es begreift sich, daß diese Spaziergänge für mich ebenso erquickend als angenehm sind. Die letzten Herbsttage werden reizend durch die Erinnerungen an den Sommer, wenn man ihn schön durchlebt hat. Als ich heute

---

[1]) Jul. Aug. Renner, „Handbuch der allgemeinen Geschichte“, 3 Bände, Wien 1785—86.

[2]) Michel-Eyquem de Montaigne (1533—92), der „geistreiche Edelmann von Périgord“, welcher die Skepsis in seinen 1580 zuerst erscheinenden „Essays“ epochemachend vertrat.

Nachmittag auf dem Rückweg gerade an dem Garten des Sekretärs Mailer vorbeiging, glaubte ich von ferne den jungen Völderndorf mit einer Gesellschaft zu erkennen. Da ich nicht wohl gerade umkehren konnte, auch mein gelbes Mulattengesicht vor niemand zur Schau tragen wollte, so kam mir nichts erwünschter, als die Gartenthür offen zu finden. Ich glaubte Herrn Mailer zu treffen, dafür aber traf ich seine Schwester, Madame Schwarz. Obgleich ich nun sehr lange mit ihr brouillirt lebe, so war ich doch gezwungen, eine ehrliche Konversation anzufangen. Ich sah wohl, daß sie nicht ganz abgeneigt war, mich wieder einmal als ihren Mietsmann zu sehen, so wenig als ich selbst, es zu werden. Ich hatte in jenem Hause eine Art von Heimat. Der Umgang mit Frauen that mir wohl, und ich fühlte die ganze Zeit über, wie traurig es sei, unter fremden Menschen zu wohnen. Sie lud mich zu Tische, und ich versprach, sie einmal zu besuchen.

Lektüre:

„Betrachtungen über die Kriegskunst, ihre Fortschritte, Widersprüche u. s. w." von Bärenhorst [1]).

Dies Buch ist genial geschrieben, zieht gegen den Kleinigkeitsgeist zu Felde und gab mir sonst gute Aufschlüsse.

---

„Les aventures de Josephe Pignata" [2]).

Dieser Pignata, der zu seiner Zeit von der Inquisition verfolgt ward, würde nun für einen Bigott der ersten Sorte gelten. Sic tempora mutantur. Uebrigens sind die Schicksale dieses Odysseus im kleinen nicht ganz unbemerkenswürdig.

---

„La mort de César", tragédie de Voltaire [3]).

Die Seichtheit und Unnatur der französischen Bühne wird mir täglich mehr ins Auge fallend, jemehr mein Geschmack sich läutert. Voltaire darf sich nicht mit Corneille und Racine vergleichen, was sage ich von Schiller oder Shakespeare! Shakespeares „Cäsar" und der seine!!

Auch „Nathan den Weisen" las ich wieder. Die Ideen darin

---

[1]) Leipzig 1798 und 1799, drei Teile.

[2]) Cologne 1725.

[3]) Paris 1735.

haben mich immer angezogen und sind wert, jeden anzuziehen, aber als Schauspiel betrachtet ist es kaum leidlich.

Am 17. November 1817. München.

Fugger hat meinen Brief ziemlich seltsam beantwortet. Er nimmt sogar den Katholizismus in Schutz. Ein Bekenntnis, das Zeit und Volk geadelt hätten, dürfte man, sagt er, nicht Aberglauben nennen. Man müsse die Schale vom Kern sondern, aber das Volk bedürfe des Sinnlichen, bedürfe der Bilder. „Wenn die Alten," heißt es „Naturkräften Gestalt und Gottheit unterlegten und sich in ihren Werken gefielen, so sieht das Gemüt gerne in den Heiligen die Bekräftigung des Wortes und ein Ideal der Schönheit; Maria zieht die Seele nach sich hin in wohlgefälliger Betrachtung." Die Reformation wäre im Zeitgeist gelegen, aber nicht Bilderstürmerei. Die Hierarchie hätte der Despotie der Könige entgegengewirkt. Darum solle endlich keiner den anderen tadeln und das Gute des anderen gelten lassen [1]).

Es geht wohl nichts anderes aus diesem Briefe hervor, als daß Fugger selbst kein festes System hat, daß er zwischen der Vernunft und dem alten Schlendrian schwankt, die katholische Kirche als Mutter der Künste ehrt, übrigens nicht gesonnen ist, sein Nachdenken auf religiösen Gegenständen ruhen zu lassen. Wahrscheinlich werde ich ihm antworten.

Am 19. November 1817. München.

Gegenwärtig habe ich ein neues französisches Heldengedicht unter den Händen, das mir Schlichtegroll verschaffte: „Les Sarrasins en France" in fünfzehn Gesängen [2]). Der Hauptheld ist Karl Martell. Noch habe ich wenig gelesen, um davon zu urteilen. Aber in mir selbst entsteht immer heftiger die Neigung, ein Epos zu schreiben. Ich halte mich gerade nicht für zu jung. Wie viele Jahre würden nicht ohnehin verstreichen, bis es vollendet wäre. Fing doch Tasso seine „Gerusalemme" im zwanzigsten Frühling seines Lebens an. Aber Tasso, wird man sagen — Genug, auch ich kann meine Kräfte versuchen. Die Wahl eines Helden würde mir nicht schwer fallen. Ich habe längst die Geschichte des Richard Löwenherz als den besten und reichsten aller Stoffe betrachtet und es wohl auch schon einmal in diesen Blättern ausgesprochen. Doch

[1]) a. a. O. Band 1, S. 74 ff.

[2]) Masson, le Colonel de, „Les Sarrasins en France", Nuremb. 1816, 2 vol.

kenne ich diese Geschichte am ausführlichsten erst aus Hume[1]). Ich werde mich bestreben, mir nähere Quellen davon zu verschaffen.

Am 21. November 1817. München.

Was meine Krankheit betrifft, so geht sie ihren merklichen Gang zur Besserung. Außer dem unangenehmen Gefühl, das doch immer den Mangel an vollkommener Gesundheit begleitet, habe ich nichts an ihr auszusetzen. Ich lebe angenehm. Von allen lästigen Dienstgeschäften frei, umfasse ich ungestörter mein Studium. Dabei ist es mir nicht versagt, wenn es anders die Witterung zuläßt, ein paarmal des Tages frische Luft zu schöpfen auf kleinen Spaziergängen, die um so angenehmer sind, da ich nicht nötig habe, den Zwang der Uniform und das schwere Kaskett mit herumzuschleppen. Hierzu kommt noch, daß die Freunde mich häufig besuchen. Viel Nutzen und Freude gewährt mir Lüders Umgang. So auch Schlichtegrolls. Biller, der viel gute Gaben hat, hat sich leider noch nicht über die geschwätzige Frivolität seines Wesens emporzuheben gesucht. Gas ist ein vortrefflicher Mensch und gegen mich voll Zutrauens, aber nicht begünstigt durch seine Verhältnisse. Ich weiß nicht, ob Perglas sich ganz aus seiner Hypochondrie emporgerungen hat. Wir sind oft sehr einsilbig gegen einander. Er nimmt mathematische und kriegswissenschaftliche Stunden und hört am Lyceum Psychologie und allgemeine Geschichte. Er will immer geleitet werden und würde auch mit den besten Büchern nicht ohne Lehrmeister sein können. Ich weiß gar sehr den Rat und die Weisheit der älteren und erfahrenen Menschen zu schätzen, aber ich glaube doch, daß eine Zeit für den Jüngling komme, wo er selbst das Steuer seiner künftigen Bildung in Händen halten darf und sich den Schulzwang entschlagen.

Ich weiß nicht, ob ich erwähnte, daß Lüder nun eine Stelle in der historischen Abteilung der topographischen Bureaus erhalten hat. Der Dienstzwang wenigstens nahm für ihn ein Ende. Auch die gute alte Madame Mailer besuchte mich heute. Es wäre möglich, daß ich bis gegen Neujahr wieder zu ihnen zöge, obgleich ich hier vielleicht hübscher wohne und einer vorzüglichen Aussicht genieße.

Lektüre:

Ich habe Schillers „Dreißigjährigen Krieg“ wieder gelesen, und er zog mich sehr an. Es ist doch etwas ganz anderes, wenn ein genialer

[1]) cf. „History of England“ (London 1767), Vol. II, p. 1—40.

und philosophischer Kopf sich an die Geschichte macht, als ein trockener Sammler, der sich durch seine unfruchtbare Schreibart für jede seiner schätzenswerten Mitteilungen mit einer Anwandlung des Gähnens von seite seines Lesers bezahlt macht. Welche Muster stellen uns die Alten auf; wenn wir ihnen nur folgen wollten. Auch die historischen Abhandlungen des siebenten Bandes [1]) der Schillerschen Werke beschäftigen mich, und ich lese sie der Zeitfolge nach mit der Universalhistorie von Reiner zugleich. Schillers Antrittsrede in Jena über das Geschichtsstudium, sein Aufsatz über die erste Menschengesellschaft und über die Sendung Mosis sind vorzüglich, und wenigstens kann man, was meine schwache Meinung betrifft, von den beiden letzteren sagen, daß sie nichts zu wünschen übrig lassen. Wäre doch das Gedächtnis weit genug, all diese schönen Dinge unvergeßlich mit unserem eigenen Vorrat zu verschmelzen.

---

Was mein Projekt in Hinsicht der Epopöe betrifft, so hat es damit gute Wege. Ich ermangele zu allermeist der Zeit, um mich dieser Arbeit allein zu widmen; auch fehlt mir oft der Mut, besonders wenn ich den Homer lese. Uebrigens hoffe ich nach und nach mir die nötigen Quellen der Geschichte des britischen Helden einzusammeln. Viel verspreche ich mir von den in Humes History angeführten Autoren von jener Regierung. Ueber die Sitten und Gebräuche damaliger Zeit liefert Becker [2]) mehreres. Philipps des Schönen Geschichte hoffe ich in Lacretelles „Histoire de France" [3]) ausführlich zu finden, auch manches in Raynouard „Prozeß der Tempelritter" [4]). Ueber die Kaiser Friedrich I. und Heinrich VI. liefern Westenrieder [5]) und Schmidt [6]) hinreichende Auskunft. Ein paar vorzügliche Werke, die über die Kreuzzüge herauskamen, werde ich keineswegs unbenutzt lassen. Auch in Schillers „Memoires" erwarte ich viel Taugliches anzutreffen. Etwas Erdrückendes hat es für mich allerdings, daß ich gar keinen jener Orte gesehen, in denen die Handlung spielt, auch keineswegs Aussicht dazu habe. Doch auch dafür könnte Rat werden. Chateaubriands Reise ist nicht das einzige Werk, das mich hierin unter-

---

[1]) Der „Sämtlichen Werke" (Stuttgart und Tübingen 1812—15).

[2]) Siehe S. 385, Anmerkung [4]).

[3]) „Histoire de France, pendant les guerres de Religion", Paris 1814—16.

[4]) „Monuments historiques relatifs à la condamnation des chevaliers du Temple" etc., Paris 1813.

[5]) „Abriß der deutschen Geschichte", 2 Teile, München 1798; 2. Aufl. 1807.

[6]) Mich. Schmidt, „Geschichte der Deutschen", 22 Teile, 1785—1808.

richten kann. Aber wie gesagt, es fehlt mir Zeit und am Ende das Wichtigste — episches Talent.

Am 22. November 1817. München.

Lektüre:

Das erste Drittel, nämlich die fünf ersten Gesänge der „Sarazenen in Frankreich" habe ich nun durchgegangen. Der Verfasser heißt Colonel Masson[1]). Er macht in seiner Préface einige gute Bemerkungen über das epische Gedicht; vielleicht möchte er aber besserer Theoretiker, als Praktiker sein. Er gesteht die Schwierigkeit eines epischen Dichters unserer Zeit, der einen neueren Stoff behandelt, in Hinsicht der Maschine, des überirdischen Einflusses, den er gleichwohl für unumgänglich nötig hält. Er selbst bedient sich des Teufels, läßt aber, zum mindesten bisher, Gott aus dem Spiele. Ich dächte aber, daß er sich auch des Teufels hätte entschlagen können, besonders, da er noch andere Zaubereien einmengt, womit sich Ariost seine 46 Gesänge hindurch begnügt, ohne weder einen Satanas oder Jehova zu beschwören. Massons Zauberin Atlande, die die fränkischen Ritter in ihr Netz zieht, ist allzu sichtbare und sklavische Nachahmung der Armida. Da der Stoff selbst nicht reich ist, so finden sich viele Episoden, die übrigens keine hors d'oeuvres ausmachen. Die bisher gelesenen Gesänge sind voll Dialoge, wie die Ilias; aber sie ermangeln der Bündigkeit, der Kraft; sie sagen oft sehr wenig in vielen Worten. Das größte Hindernis des Verfassers, dem man Talent nicht absprechen kann, ist seine eigene Sprache. Sie ist nun einmal in der That nicht poetisch. Delilles Lehrgedichte, Gressets Episteln, Boileaus Satiren lesen sich zwar angenehm genug in dieser Sprache, aber bei der wahren Poesie, bei dem Epos insonderheit offenbart sich ihre Schwäche. Aller Pomp der Worte führt zu keiner erhabenen Würde. Der Verfasser der „Sarazenen" fühlte die Mängel des Alexandriners, er wählte daher Voltaires Versart in seiner „Pucelle." Aber dieses Maß, das für das komische Heldengedicht wie geschaffen erscheint, und das sich unter der energischen Hand eines Voltaire auch kräftiger gestaltet, sinkt unter der seinigen zu einer großen Unhaltbarkeit und schwankenden Mattigkeit herab, so schön auch das Ganze gereimt ist. Der Alexandriner, der dem Französischen einen Grad jener Haltung, jenes Rhythmus gewährt, der ihm mangelt, möchte doch für die Dichter dieses Volkes die einzige Versart für das Epos bleiben. Daß Voltaires „Henriade" mißlang, lag meines Erachtens nicht

---

[1]) Siehe S. 854, Anmerkung [2]).

am Alexandriner. Delille in seiner Uebersetzung Miltons [1]) wandte dies Versmaß mit allem Glück an. Da er fremde Ideen bearbeitete, so konnte er nicht nach pompösen Sentenzen und Antithesen haschen, wozu, sagt man, der Alexandriner verführt, und welche einen großen Teil seiner Vorzüge ausmachen sollen. Uebrigens ist es wahr, was Masson sagt, daß seine gewählte Versart nicht so viele müßige Beiwörter und Distichen, die des Ausfüllens wegen da sind, zuläßt. An der epischen Gabe der Metaphern und Gleichnisse ist er ziemlich reich; die seinen sind zwar großartig und aus der Natur genommen, aber doch möchte man sagen, zu wenig original. Was so schön zur einfachen Größe Homers paßt, was sich so gut im Strom seiner vollendeten Hexameter ausnimmt, klingt anders in französischen Reimlein, die einige tausend Jahre jünger sind.

Der Eingang dieses Gedichts lautet:

„Je chanterai les glorieux combats
Et ce heros, dont la mâle vaillance,
Sauva l'Europe et délivra la France —“

Daß er die Muse, die er anruft, mit „epischen Palmen“ sich krönen läßt, riecht sehr nach der Grammatik. Die Idee, daß der Genius der Pyrenäen sich den überschreitenden Muselmännern widersetzt, ist von Camoëns [2]), die Ausführung selbst eine Nachahmung von Virgils Schilderung des Atlas [3]). Im zweiten Gesang hält der Satan Rat; so enthält er auch eine Nomenklatur des sarazenischen Heeres. Im dritten ein Kampf zwischen dem Araber Alahor und dem Franken Raldin, welche Nebenbuhler sind. Letzterer läßt sich mit seinem Freunde Virène und vielen anderen Rittern in den zauberischen Gärten der Atlande bethören. Die Beschreibung dieser Gärten ist nicht ohne Schönheiten. Im vierten wird die fränkische Armee gemustert; ein Kriegsrat unter Karl Martell enthält ein paar vorzügliche Reden. Man rüstet sich zum Kampf. Der Gesang schließt mit der Beschreibung der fränkischen Fahne:

„Comme une flamme abandonnée aux vents
Plane sur eux l'étendard de la France.
L'air qui s'engouffre et siffle dans ses flancs,
Semble appeler la discorde sanglante;
La mort rugit dans ses plis ondoyants
Et la terreur suit son ombre mouvante.“ [86]

---

[1]) Vgl. S. 768.

[2]) l. c. cant. V, st. 39—60, d. h. die Erscheinung des Adamastor, des personifizierten Kaps der guten Hoffnung.

[3]) Aen. IV, 247 sq.

Im fünften Buch wird die Schlacht geschildert, die zuletzt unentschieden durch die Nacht getrennt wird. Alles erhebt sich zwar über die Mittelmäßigkeit, aber nichts verkündet ein großes Genie.

---

Schiller, „Ueber die Gesetzgebung des Lykurg und Solon".

Die Systeme dieser beiden Männer werden darin in einer schönen Sprache vollkommen erklärt, die Fehler von keinem verschwiegen, aber doch zuletzt gezeigt, wie sehr die Maximen des sanfteren Solon sich über die Lykurgischen erheben, welche der Vaterlandsliebe alle anderen Tugenden aufopferten und die Spartaner lehrten, die Familienliebe zu verachten, ihre Sklaven unmenschlich zu behandeln, und, was Wissenschaft und Kunst betrifft, in ewiger Unwissenheit zu verharren, die schlechtweg jedes Fortschreiten, den Hauptzweck der Menschheit, hinderten.

---

Ich antwortete heute an Lodron. Ich suchte ihn über seine Lage zu ermutigen, sagte ihm von meinen jetzigen Aussichten und legte ihm ein paar Exemplare meiner Hymne bei, über die ich mich erklärte, um nicht mißverstanden zu werden. Zugleich riet ich ihm (was sich auf seinen Brief bezieht), sollte ihm die Wahl zwischen dem Leben eines Staatsdieners und eines Güterbesitzers zufallen, sich für letzteres zu erklären, als glücklicher und auch nützender, wenn auch nur einem kleinen Zirkel.

Am 25. November 1817. München.

Schnizlein und Gruber schrieben. Ersterer dankt für die Hymne, die er bereits im Korrespondenten gelesen hatte, wo Frau von Schaden sie einrücken ließ. Auch er hat von den Reformationsfeierlichkeiten nichts gesehen. Uebrigens ergießt sich seine gewöhnliche Neugier in Fragen, wie ich in religiösem Betrachte mit dem Pfarrer in Schliersee ausgekommen? Wie ich mit Federigo stehe? Ob ich seit meiner Rückkehr schon einmal bei Hauptmann Weishaupt [1]) gewesen sei, was ich in der That verneinen muß, denn noch war ich nicht dort.

Gruber dankt für Brief, Epistel und Hymne. Er billigt, daß ich letztere drucken ließ. Er nennt es eine herrliche Idee, ein didaktisches Gedicht über natürliche Religion zu schreiben. Er hat mir auch dies Verlangen so angeregt, daß ich bereits einen großen Teil des Plans

---

[1]) Vgl. S. 753, 757.

aufzeichnete und sogar die Vorrede dazu schrieb. „Richard" ist nun vergessen. Doch davon mehr. Gruber meint, daß mein Streben und Studium der Alten mich zu einer Art von Vollendung führen müßten. Er hat den Plan, ein paar Jahre auf einer Universität zuzubringen, weiß aber noch nicht, wie er es bewerkstelligen soll. Dasselbe ist auch mein Plan seit einiger Zeit, um mich der diplomatischen Laufbahn zu widmen. Ich würde, wenn meine Krankheit nicht dazwischen gekommen wäre, in dieser Angelegenheit mit Herrn von Keßling gesprochen haben, um mir nachträglich jene jährlichen Studiengelder zu 600 Gulden auszuwirken, die jedem Pagen vom König bezahlt werden, und die ich, Offizier werdend, verscherzte. Ich würde dann zu Gruber nach Würzburg gehen.

Lektüre:

Mendelssohns „Phädon" [1]). Ein herrliches Buch, ganz seines Rufes wert. Welch ein Charakter wird uns in Sokrates aufgestellt! Läßt sich eine größere, menschliche Vollkommenheit denken? Mit welcher siegenden Eloquenz wird man von Beweis zu Beweis getragen. Wie vorteilhaft unterscheidet sich diese Sokratische Art zu philosophieren, diese fragende Gesprächsform von unseren neueren Vorträgen der Philosophie. Aus der bewiesenen Unteilbarkeit und Unausgedehntheit der Seele geht ihre Unvergänglichkeit klar hervor, da die Natur nichts vernichtet, sondern nur auflöst, das Unteilbare aber nicht aufgelöst werden kann. Ich habe den „Phädon" von Biller eingetauscht, der mir dafür eine Broschüre von Major Keßler über den Hof des türkischen Sultans [2]) abverlangte, die er in Affektion genommen hatte. In jenem Buche stand außer einigen Nachrichten über die mohammedanische Religion nichts Erhebliches.

Am 28. November 1817. München.

Ich antwortete an Gruber und schrieb ihm bloß über meinen Plan in Hinsicht des didaktischen Gedichts. Ich hebe ein paar Stellen davon aus, die ich meinem Tagebuch ohnedem schuldig bin. „Daß die Idee nicht in ottave rime könne ausgeführt werden, wurde mir einleuchtend, teils weil es unpassend überhaupt sein würde in einer reimarmen Sprache bei einem Werke, wo der Gedanke der Phantasie den Rang ablaufen

---

[1]) „Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele", in drei Gesprächen, Berlin und Stettin 1767.

[2]) Beauvoisin (S. E.), „Nachrichten über den Hof u. s. w. Nach dem Französischen übersetzt und mit authentischen Noten begleitet von Keßler", Karlsruhe 1811.

soll, teils insbesondere, weil bei einem solchen Gegenstande das ewige Abreißen und Wiederanknüpfen des Fadens, wie es die achtzeilige Stanze fordert, unerträglich sein würde. Hätten wir ein Versmaß, wie die Franzosen ihren Alexandriner, oder wie die Engländer ein ähnliches, so hätte ich mich für den Reim entschieden. So aber wählte ich reimlose Jamben, ein Metrum, in dem ich mich ungezwungen bewege, und das gewiß seine Schönheiten hat und harmonisch hinfließt."

Fürs andere wurde mir klar, daß es meine Kräfte überstiege, das Ganze systematisch und in einem fortlaufend zu behandeln; um regelloser zu werden, mußte es in mehrere Teile zerfallen. Die Epistelform schien mir die beste zu diesem Zweck, und ich schied auf diese Art das Ganze in sechs Teile. Darauf gab ich ihm einen flüchtigen Abriß des Plans, den ich für jetzt hier nicht mitteilen kann. Ich fragte ihn noch über mehrere Gegenstände, fügte aber aufrichtig hinzu, daß diese Arbeit für mich zu hoch wäre, und führte die horazischen Verse an:

„Versate diu, quid ferre recusent,
Quid valeant humeri" etc.[1]).

In der That, ich brauchte mehr als je einen strengen und erfahrenen Beurteiler, der mir sagte, ob ich zur Poesie überhaupt, und zu welcher Gattung ich Talent hätte. Ich durchgehe die Litteraturzeitungen des vergangenen Sommers, und wie viele unserer Dichterlinge finde ich darin mit Recht gegeißelt. Die Kritik betrachtet so manches, was dem Verfasser selbst so leicht entgeht!

Am 3. Dezember 1817. München.

Wenn ich einige Zeit nicht schrieb, so lebte ich desto angenehmer. Wir hatten schöne Herbsttage. Ich machte ziemlich weite Spaziergänge, einmal nach dem Hirschgarten bei Nymphenburg, einmal nach Thalkirchen, ziemlich hübsch gelegen am linken Ufer der Isar. Gewöhnlich führe ich den Horaz bei mir und lernte mehrere Oden auswendig. Diese Muße wird nun bald vorüber sein, da ich bald wieder den Dienst antreten werde.

Vorgestern ging ich nach dem beliebten Harlaching am rechten, erhabenen Isarufer. Der Weg ist einsam um diese Jahreszeit und mir um so lieber. Der Wind sauste im dürren Schilf; pfeilgerade glitten die Flöße, mit Holz und Kohlen beladen, über die Fläche des reißenden Flusses. Die Birken bewegten ihre dünnen, laublosen Aeste; hier und

[1]) Epist. ad Pis., 39, 40.

da prangte ein Kieferbaum im Schmuck seines ewig grünen Daches. Gestern wiederholte ich denselben Spaziergang. Gewöhnlich trinke ich am Ziel eine Tasse Kaffee und trete dann den Rückweg an.

Bei Madame Schwarz war ich bereits mehrmals; auch luden sie mich einmal zu Tische. Zu ihnen kann ich für jetzt nicht ziehen, auch wohne ich hier angenehm.

Für meinen poetischen Plan geschah nichts mehr. Ich lese viel Latein. Im Griechischen könnte ich um vieles eifriger sein. Das Portugiesische habe ich mit Ernst vorgenommen nach der Grammatik von Wagener.[1]) Ich freue mich auf das erste Buch in dieser Sprache, welches die „Lusiade" sein möchte, um derentwillen ich mich eigentlich dieser Mühe unterworfen habe. Doch muß ich gestehen, daß mir durch Gewohnheit eine Grammatik so unterhaltend als ein Roman däucht, wenn sie nicht ganz ungenial geschrieben ist.

Am 6. Dezember 1817. München.

Lektüre:

Ein Band der Voltairischen Schriften, den ich von Frau von Schaden entlehnt. Es ist der zwölfte. Er enthält die sieben „Discours sur l'homme" [2]), die zwar an einzelnen hübschen Alexandrinern nicht arm sind, aber im ganzen wenig Eindruck zurücklassen.

Mit Popes Gedicht, von dem sie Nachahmungen einschließen, können sie keineswegs verglichen werden. Voltaire scheint, was die Philosophie betrifft, niemals eigene Ideen gehabt zu haben. „Le pour et le contre" enthält einige gut gewählte und unumstößliche Einwürfe gegen die Offenbarung der christlichen Religion. „La loi naturelle" und „Sur le désastre de Lisbonne" habe ich selbst und schon einmal davon gesprochen [3]). Dem „Temple du goût" konnte ich keinen Geschmack abgewinnen. Für einen Franzosen mag er etwas mehr Interesse haben. Die eingestreuten Verse sind sehr mittelmäßig. „Temple de l'amitié", „Voyage de Berlin" äußerst unbedeutend. „Poëme de Fontenoy" zum mindesten nicht sehr ausgezeichnet, obgleich mit guten Stellen. Die Uebersetzungen aus der Bibel so mißlungen als möglich, da sie sich in schlichter Prosa unendlich schöner lesen. „La guerre de Genève" ist eine unwürdige Persi-

[1]) Th. Wagener, „Portugiesische Sprachlehre", 2 Bände, Mainz und Hamburg 1802.

[2]) cf. Oeuvres ed. Beuchot, vol. XII.

[3]) Vgl. S. 713.

klage, wovon die Verse gegen jene der Pucelle gar nicht in Betracht kommen. „La police sous Louis XIV“ ist besser ausgeführt, als der Stoff poetisch ist. „Apologie de la fable“ ist ein schönes Gedicht und verdient mit den „Göttern Griechenlands“ von Schiller verglichen zu werden, wenn auch die letzteren höher stehen. „Jean qui pleure et qui rit“ trotz seiner Frivolität scheint mir nicht ohne Wert. Mehrere andere Gedichte gehören unter die poetischen Lappalien [1]).

Voltaires Talent wird niemand verkennen; aber sein Geist war nicht reich genug, um so vieles hervorzubringen, als seine Feder zu schreiben beliebte. Ewige Wiederholungen; matte, seichte Verse.

---

Bäumler kommt öfters zu mir. Wir sind uns freilich ziemlich fremd geworden, aber ich fand in ihm denselben wohlwollenden Charakter. Er hat Lust zum Studium, aber doch gerade nicht viel Willen. Ich erzählte ihm auch einmal von meiner Schweizerreise und las ihm die Schweizergemälde vor. Auch gab ich ihm einige Exemplare der Hymne.

Manchmal beschäftige ich mich, einige meiner poetischen Arbeiten auszufeilen. Etwas Neues zu schreiben, kommt mir nicht in den Sinn. Ich werde mich bald wieder gesund melden. Besuche machte ich die ganze Zeit gar keine außer bei Madame Schwarz, wo ich von morgen an meine Kost nehmen werde.

Am 11. Dezember 1817. München.

Heute zog ich zum erstenmal Uniform an, meldete mich beim Obersten, der mich as usual sehr ungütig empfing, und trat wieder in den Dienst. Nachmittags machte ich eine kleine Promenade mit Perglas. Es war die Rede vom Konkordat, das zwischen Bayern und dem Papst abgeschlossen und für jetzt erst durch den Oesterreichischen Beobachter [87] bekannt. Es werden bei uns acht Bischöfe ernannt und sechs Klöster errichtet, worunter ein Jesuitenkloster sein soll. So weit wären wir also gekommen. Ohne Zweifel wird auch endlich wieder die Jugend den heilsamen Händen der Gesellschaft Jesu anvertraut werden. Perglas billigt dies Vorgehen nicht; doch bin ich, was religiöse Meinungen betrifft, noch nicht ganz mit ihm im reinen. Nach dem Verlesen war ich bei Lüder, den ich lange nicht mehr sah, und dem ich viel zu sagen hatte. Wir

---

[1]) In der angeführten Reihenfolge und unter dem Titel „Poëmes et discours en vers“ erschienen, Paris 1800 (Didot).

sprachen unter anderem von meinem Plan, der sich nun seiner Entscheidung nähert. Nächstens hoffe ich mit Herrn von Keßling zu reden.

## Lektüre:

The natural history of religion by Hume [1]).

Dies ist der vierte Band der „Treatises“ und enthält außerdem noch „Dialogues concerning natural religion“ [2]). Von diesen letzteren erwartete ich eigentlich mehr als ich fand. Viel Skeptizismus, der doch endlich dahin ausläuft, daß wir glauben müssen, da unser Wissen in Hinsicht der Gottheit so sehr beschränkt, obgleich der Gottheit Dasein jedem Vernünftigen unzweifelhaft sein muß. Die Worte Senecas angeführt: „To know God is to worship him“ [3]). Was auch der weise Moses erzählt, es kann nicht wohl bestritten werden, daß Vielgötterei die Religion der ersten Menschen war, oder man müßte die Vorsehung Gottes bestreiten, die einen so außerordentlichen Rückgang im Fortschreiten der Menschheit hätte genehmigen können. Es scheint, wie Hume sagt, schon der gesunden Vernunft unmöglich, von der Aufklärung des Theismus in die Finsternis des Polytheismus zurückzusinken. [4])

Am 12. Dezember 1817. München.

Heute morgens war ich wirklich bei dem Oberststallmeister. Ich stellte ihm vor, daß nun für mich die Zeit gekommen wäre, dem Staate auf eine andere Weise zu dienen, und bat ihn um seine Fürsprache beim König, auf daß mir die 600 fl. Studiengelder als ehemaligem Edelknappen bewilligt würden. Er machte keine Einwendung und trug mir auf, eine Bittschrift zu fertigen und ihm einstweilen den Brouillon zur Durchsicht zu überreichen. Für jetzt darf ich also freudig in die Zukunft sehen, und meine besten Wünsche scheinen sich zu erfüllen. Ich hoffe den Dienst und seine unglückseligen Beschäftigungen zu verlassen, um einige Jahre dem Studium ganz zu leben und mich zu meinem wahren Berufe, zu meiner Lebensbestimmung vorzubereiten.

---

[1]) Vgl. S. 732.

[2]) Nach dem Tode Humes 1779 erschienen. Die „Treatises“ zuerst 1755 in 4 Bänden; Platen scheint die Ausgabe von 1804 benutzt zu haben.

[3]) l. c. Part XII; David Hume, „Philosophical Works“, London 1874, Vol. II, p. 466.

[4]) Natural History of Religion, Sect. I, at the end. cf. „Essays“, London 1875, Vol. II, p. 313.

Ich machte heute den Besuch bei Frau von Schaden, deren Geburtstag es war, was ich nicht wußte. Der kleine August hatte ihr ein paar Rosen überreicht mit einem Bande umwickelt, auf welchem, von Luisen gedichtet, zwei Distichen standen, die für ein Frauenzimmer löblich genug waren. Frau von Schaden wollte mich für den Abend behalten, wo wahrscheinlich große Gesellschaft sich einfinden wird. Ich lehnte es aber ab. Sie hielt meine Krankheit bloß für eine Ausrede, sie nicht zu besuchen.

Lektüre:

„Les Sarrasins en France“[1]) habe ich nun vollendet. Ich kann mein früheres Urteil nicht zurückrufen, obgleich ein paar Gesänge vorzüglicher als die ersteren sind. Vielleicht würde der Verfasser in einer anderen Sprache etwas Besseres geliefert haben. Daß er manchmal das Versmaß variiert und Lieder einmischt, ist ein unglücklicher Versuch und nicht episch. Die Charaktere sind im ganzen nicht interessant genug, sie nehmen nicht für sich ein. Die Episode mit der Zauberin Atlande ist zu sehr sklavische Nachahmung des Tasso und paßt nicht zum Ganzen. Der Verfasser scheint zu glauben, daß durchaus eine Armida vonnöten wäre, um einige Ritter vom Heere entfernt zu halten.

Ueberdies haben Raldin und Virène beide schon ihre Dulcineen, was bei Rinaldo keineswegs der Fall ist. Bei jenen war also keine Zauberin nötig, um sie in den Fesseln der Liebe zu schmieden. Daß der alte Engueraud im letzten Gesang noch eine Zeit lang ohne Kopf herumreitet, gehört in den Eulenspiegel.

Auch die Schriften von Kleist[2]) beschäftigten mich wieder, vorzüglich der Frühling. Er verrät weniger Poesie, als Betrachtung der Natur. Ueberdies wird dies Gedicht sehr schätzenswert, wenn man die Zeit bedenkt, in der es geschrieben ward. Kleist that viel für die Sprache. Aber sein Hexameter, der mit einem Jambus anfängt, wurde ihm sicher von keiner der Musen eingeflüstert. Auch wurde meines Wissens diese Erfindung nicht nachgeahmt. Seine Jamben sind gut. Dem Epos (où soit disant tel) Cissides und Paches kann ich keinen Geschmack abgewinnen. Daß beide Männer Freunde sind, würde man kaum bemerkt haben, wenn der Verfasser nicht im Eingang erklärte, daß er zwei Freunde singen wolle. Kleist würde sein Bestes noch geschrieben haben.

---

[1]) Siehe S. 857 ff.

[2]) Christian Ewald von Kleists Werke, herausgegeben von Ramler, Berlin 1780.

Am 14. Dezember 1817. München.

**Lektüre:**

„Self-control“, a novel in 3 vol.[1]).

Dieser englische Roman, von anonymer Frauenzimmerhand geschrieben, ist sehr ausgezeichnet durch seine Schreibart und vortreffliche Charakteristik. Der Titel bezieht sich auf ein Mädchen, Laura Montreville, deren frommes Streben frühe einen hohen Grad von Selbstaufsicht und Selbstbeherrschung sich eigen machte. Jung, unerfahren, auf dem Lande erzogen, hatte sie das Unglück, mit einem Libertin von sehr einnehmender Gestalt, Namens Colonel Hargrave, zusammenzukommen, den sie liebt, ehe sie ihn kennt, und dem sie ihr Ideal unterschiebt; aber von dem sie sich auf immer abwendet, sobald ihr seine Gesinnungen klar werden. Ein anderer junger Mann, Montague de Courcy, von angenehmem Aeußeren, vorzüglicher Bildung und den edelsten Grundsätzen, die denen Lauras vollkommen gleich sind, kann lange nur ihre Achtung und Freundschaft gewinnen, obschon sie den Colonel Hargrave nicht mehr liebt. Aber Montague umspinnt sie nach und nach mit so vielen Proben seiner Vortrefflichkeit, seines Edelmuts, daß sie ihm auch ihre Liebe nicht mehr versagen kann, und sie wird die Seine, nachdem sie viel von Hargraves Nachstellungen gelitten und wunderbar aus seinen Händen befreit worden.

Am 15. Dezember 1817. München.

Ich lese nun den ersten Band der „Essays“ und „Treatises“ von Hume[2]). Der erste Aufsatz: „of the delicacy of taste and passion,“ rühmt jene ebensosehr an, als sie diese verwirft, und beweist, daß jene dieser entgegenarbeite. Der zweite, „of the liberty of the press“, thut dar, daß diese Freiheit gerade nur in einer gemischten Regierungsform, wie die englische, bestehen könne und müsse, da eine Partei beständig auf ihrer Hut vor dem Umsichgreifen der anderen zu sein genötigt wäre, während in einer absoluten Monarchie die Regierung, ihrer Macht vertrauend, nicht eifersüchtig auf das Volk ist, und in einer Republik das Volk nicht eifersüchtig auf den Magistrat, dessen Macht ohnedem beschränkt ist. Dies trägt bei, die Gewalt des Magistrats zu verstärken und sie der königlichen anzunähern.

Am 22. Dezember 1817. München.

Mein Tagebuch kam in Vergessenheit, da ich auch nichts Günstiges schreiben konnte. Ich werde nicht nach Würzburg gehen. Schon vor mehreren Tagen war ich bei Herrn von Keßling und brachte ihm den Brouillon meiner Bittschrift. Er billigte ihn zwar, doch weigerte er sich

---

[1]) [By Mary Brunton], 4. edition, Edinburgh 1812.

[2]) Vgl. S. 864.

nun auf einmal, die Supplik dem König zu überreichen, und riet mir, einen anderen Fürsprecher zu suchen. Da es keinen anderen für mich giebt, so unterbleibt die Sache. Gleichwohl haben zwei meiner ehemaligen Mitpagen diese Gnade ohne Anstand erhalten. Ewig kann ich nicht in dieser Carriere bleiben. So viel ist beschlossen.

Ich bin sehr mit Lektüre überhäuft und habe auch sonst mehr zu thun, als gewöhnlich. Da wir bald ein neues Exerzierreglement erhalten, so müssen wir Offiziere dasselbe einstweilen einüben und exerzieren, nur mit dem Gewehr, im Bibliothekzimmer. Das Mechanische ist freilich für mich wenig anziehend.

Am 24. Dezember 1817. München.

Heute übte ich zuerst den Wasserkothurn diesen Winter, am See im Englischen Garten. Ich habe die vergangenen Tage alle anderen Arbeiten suspendiert und dafür gestern eine zu stande gebracht, von der ich noch ausführlicher sprechen werde.

Am 25. Dezember 1817. München.

Heute abend, am Weihnachtstag, war Konzert bei Hofe. Ich ging hin in der Hoffnung, einige Bekannte zu treffen, vielleicht auch — Federigo, dessen mir einst so teuere Physiognomie so selten aufstößt, da ich ihn seit sieben Monaten nur einmal gesehen. Doch habe ich keine Neigung mehr.

Perglas war da; sonst traf ich niemand, als Leopold Velden. Er riet mir, eine Universität zu besuchen, und bedauerte mein Nichtreüssieren beim Oberststallmeister. Von dieser Seite gab er mir durchaus nichts zu hoffen nach seinen eigenen Erfahrungen. In der That, wie konnte ich auch erwarten, glücklicher zu sein, als meine würdigen Freunde? Wurden nicht Lüders Pläne vereitelt? Kam Perglas, wie er wünschte und glaubte, nach Göttingen? Wird nicht auch Gruber von seinem Verlangen abstehen müssen?

Am 26. Dezember 1817. München.

Ich bin sehr unzufrieden mit mir selbst; ich bleibe in allen meinen Arbeiten zurück, es fehlt mir an Zeit. O, daß ich mich ganz dem Studium weihen dürfte! Welcher Eifer würde mich beseelen!

Die vorgestern erwähnte poetische Arbeit liegt nun freilich vollendet vor mir da; aber wie unvollkommen, wie unbedeutend liegt sie vor mir, seitdem sie vollendet ist! Es ist eine Posse in Knittelversen, gegen die geoffenbarte Religion und die Thorheiten des Katholizismus gerichtet. Be-

sondere Veranlassung dazu gab das neu abgeschlossene Konkordat Bayerns mit dem päpstlichen Stuhle, ein Ausbund von Bigotterie, der der Geistlichkeit einen Einfluß gewährt, welcher nicht zu berechnen ist. Der Titel dieses geistlichen Nachspiels, wie ich es nannte, ward noch nicht ausgemittelt, das Motto:

„Difficile est satiram non scribere“ [1])

und ein zweites bei der Zueignung an die Freunde enthalt die Worte Gressets:

„Un bigot y verra des crimes,
Vous n'y verrez que la raison“ [2]).

Die passendste Ueberschrift würde „Das Konkordat“ sein; doch wäre dies zu auffallend, da ich die Nebenabsicht habe, es wo möglich in den Druck zu geben, um einigen Eindruck damit hervorzubringen. Ich habe deshalb an Schnizlein nach Altdorf geschrieben, um in Nürnberg einen Verleger zu finden. Doch ist sehr zu bezweifeln, daß es reüssieren wird. Das Ganze hat nur 762 Verse, einen Akt samt Prolog [3]). Es versteht sich, daß nun jene ernstere Schrift zu gunsten der natürlichen Religion unterbleibt, wie sie mit Gruber verabredet wurde. Ich würde derselben nicht gewachsen sein und noch weniger einen Verleger gefunden haben. Die Posse wurde wenigstens leicht hingeschrieben und nahm nur wenig Zeit weg, da sie in ein paar Tagen ausgeführt. Mehrere ernstere Ideen, die ich in die projektierten Episteln würde niedergelegt haben, sind in das Nachspiel übergegangen. Im Prolog erkläre ich das ganze Unternehmen also:

Und als ich mich grollend und zürnend erhoben,
Die tüchtigsten Waffen des Streits zu erproben,
Da griff ich zuletzt — kaum weiß ich, wie? —
Zum scharfen Pfeil der Parodie.
Die sich in pathetischen Harnisch schmiegen,
Belachenswürdigen Wahn zu bekriegen,
Sie geben sich selbst dem Gelächter preis:
Hier gilt's, wer gut zu spotten weiß!

Der Prolog wurde zuletzt geschrieben, das Stück selbst ziemlich planlos angefangen, nur um meinem Herzen Luft zu machen. Die Scene

[1]) Juvenal., Satir. I, 30.

[2]) Oeuvres II, 2. p. 359 („L'Abbaye“).

[3]) Carl Vogt gab das „Nachspiel“ nach einer ungenauen Abschrift zuerst Genf 1857 heraus (wiederholt in der Cottaschen Ausgabe von Platens Werken, 1877); R. II, S. 5 ff. nach der Originalhandschrift Mss. Mon. Nr. 27.

spielt im Himmel, an der Himmelsthüre. Personen sind Sankt Peter, die Mutter Gottes, der Ketzer (worunter ich eine vernünftige Person vorstelle) und endlich die arme Seele, unter welchem Namen ich den Pfarrer von Schliersee konterfeit habe. Kettenreime hab' ich nicht gebraucht, doch bilde ich mir ein, daß es ziemlich flüssig gereimt ist.

Lüder war diesen Abend bei mir und zeigte mir eine Zeichnung der neu erfundenen Maschine des Herrn von Reichenbach, wodurch die Salzsole in Berchtesgaden über einen Berg geleitet wird. Da ich es ihm versprochen hatte, so lasen wir zusammen die Posse durch; doch glaube ich nicht, daß sie ihm gefallen hat; sie ist wirklich für seinen Geist zu leicht, zu frivol. Doch sagte er, daß sie den Bigots etwas zu beißen geben würde.

Ich war auch heute bei Frau von Schaden und erwähnte diese Arbeit, da sie mich fragte, ob ich nichts über das Konkordat gemacht hätte? Es war der mittlere Völderndorf da, der Assessor ist.

Ich hatte abermals Ursache, mit mir mißvergnügt zu sein, denn ich war so einsilbig, so langweilig. Es gäbe doch viele Gegenstände, über die ich reden könnte; ich lese viel; aber es ist mir gar nicht darum zu thun, zu reden.

Am 27. Dezember 1817. München.

Diesen Abend trank ich bei Lüder Thee. Ich brachte ihm meine Posse, der ich nun den Titel „Der Sieg der Gläubigen" gegeben habe, um sie dem Major Bauer und dem Hauptmann Weishaupt mitzuteilen. Wir kamen auch auf Xylander zu reden. Lüder meint, daß er immer viel Anlage zur Intrigue gehabt hätte, und daß er zu sehr für sich eingenommen sei und für einen jungen Menschen zu absprechend sich betrage. Bäumler, der mich die Zeit über öfters besuchte, reiste wieder nach Frankreich zurück heute Nacht.

Am 28. Dezember 1817. München.

Gruber schickte mir ein Buch, „Esoterica" von Wünsch [1]), das über natürliche Religion handelt und das ich nun aber erst zum Einbinden schicken mußte. Er teilt mir seine Ideen über das Lehrgedicht, das ich fertigen wollte, mit und meint, daß ich noch ein oder zwei Jahre damit warten sollte, einstweilen Materialien sammeln und einzelnes davon ausarbeiten. „Es ist ein Werk," sagt er, „was in der für Menschen

---

[1]) Chr. Ernst Wünsch, „Esoterika oder Ansichten der Verhältnisse des Menschen zu Gott", 2 Teile. Zerbst 1817.

möglichst besten Bearbeitung das Resumé der Produktionen eines zugleich philosophischen und poetischen Genies sein müßte." Ich schrieb ihm, daß ich jenes Problem aufgegeben, und daß sich meine Ader in ein Possenspiel ergossen hat, das ihm mitgeteilt werden soll.

## Lektüre:

Ich habe die „Henriade" wieder durchlesen, kann aber meine früheren Urteile davon nicht zurücknehmen [1]). Dies Gedicht bleibt ohne Plan, ohne Handlung und Leben, so schön auch ein großer Teil der Verse ist, und es eilt über Hals und Kopf zu Ende. Das, was man Maschine nennt, ist gänzlich mißlungen. Diese allegorischen Götter sind kälter als kalt, die Höllenfahrt absurd. Der gute St. Louis ist nicht viel vorteilhafter geschildert als St. Denis in der „Pucelle". Man erkennt gleichsam ein und denselben Charakter in beiden. Aus den religiösen Meinungen, die ausgesprochen werden, guckt öfters der Skeptizismus aus der Larve einer niederträchtigen Bigotterie hervor, die Herr von Voltaire anzuziehen für gut fand.

Eine der schönsten Stellen ist die im ersten Gesang, als Heinrich mitten im Sturm nur der Gefahren seines Vaterlandes gedenkt:

L'astre brillant du jour à l'instant s'obscurcit;
L'air siffle, le ciel gronde et l'onde au loin mugit;
Les vents sont déchaînés sur les vagues émues,
Le foudre étincelante éclate dans les nues
Et le feu des éclairs et l'abyme des flots
Montraient partout la mort aux pâles matelots.
Le héros qu'assiégeait une mer en furie
Ne songe en ce danger qu'aux maux de sa patrie,
Tourne ses yeux vers elle, et dans ses grands desseins
Semble accuser les vents d'arrêter ses destins [2]).

Sehr glücklich ist der Anfang des siebenten Gesanges in sanften und melodischen Versen:

„Du Dieu qui nous créa la clémence infinie,
Pour adoucir les maux de cette courte vie,
A placé parmi nous deux êtres bienfaisants,
De la terre à jamais aimables habitants,
Soutiens dans les travaux, trésors dans l'indigence,
L'un est le doux Sommeil, et l'autre est l'Espérance."

---

[1]) Vgl. S. 319 ff.
[2]) v. 167 sq.

Diese Zusammenstellung ist, so viel ich weiß, neu und gut ausgeführt.

Aber einzelne Stellen machen kein Heldengedicht. Wenn Voltaire ein Poet war, so war er doch kein epischer. Uebrigens enthält schon mein siebentes Buch ein Urteil der „Henriade". Auch las ich die angehängte Abhandlung über die epischen Dichter wieder, von der, wenn ich nicht irre, mein elftes Buch spricht[1]). Sie ist seicht, scheint das Werk von ein paar müßigen Stunden, ohne Plan, ohne Nachdenken aufs Papier geworfen.

Am 30. Dezember 1817. München.

Es ist kein frohes Bekenntnis, aber kein unwahres, daß ich nicht hoffen kann, jemals etwas aus mir zu machen. Muß ich, der ich so viel von Wahrheit spreche, schreibe, muß ich den Wahn anrufen um seinen glücklichen Schleier, meine Zukunft zu beschönigen? Soll ich am Schluß dieses Jahres dein vergessenes Bild mir noch einmal vorzaubern, o Federigo! Selig, wenn auch schmerzlich, waren die Tage, da du mein alles warst, da ich jede Vollkommenheit und jede Tugend zu lesen glaubte in deinen Gesichtszügen. Dies ist vorüber. War es gut, so bald weise zu werden? Ist es recht, dem schönen Schmetterlinge der Phantasie den Farbenstaub vom Flügel zu streifen? Ein kurzlebender Schmetterling war meine Jugend, jene Tage waren meine Jugend. Was thue ich jetzt, was fühle ich, das ich nicht fühlen und thun könnte als Greis? Mein Mannesalter wird herbeikommen und mir Rechnung abfordern: Wie hast du die Jugend genossen?

„Ille potens sui
Laetusque deget, cui licet in diem
Dixisse ‚Vixi!'" [2])

Aber kann ich dies sagen? Wie herzlos und freudenleer geht mir Woche an Woche vorüber!

Lektüre:

„Traité du sublime dans le discours traduit du Grec de Longin" par Boileau [3]).

Ich las dies Buch gestern auf der Wache. Es enthält viel gute Bemerkungen, doch ließe sich dieser Stoff zu unserer Zeit umfassender

---

[1]) Vgl. S. 668 ff.

[2]) Horat., Od., lib. III, 29, 41.

[3]) Paris 1674. Oeuvres ed. Saint-Surin, Tome III, 377 sq.

bearbeiten. Uebrigens möchte durch Regeln bei dieser Sache wenig zu lernen sein. Das Erhabene definiert Boileau:

„Le sublime est une certaine force de discours, propre à élever et à ravir l'âme, et qui provient ou de la grandeur de la pensée et de la noblesse du sentiment ou de la magnificence des paroles ou du tour harmonieux, vif et animé de l'expression; c'est-à-dire, d'une de ces choses regardées séparément, ou, ce qui fait le parfait sublime, de ces trois choses jointes ensemble."

Diese Stelle ist aus den angehängten kritischen Reflexionen wider Perrault [1]) größtenteils gerichtet, der es sich einfallen ließ, die Alten als Schmierer und Dummköpfe zu behandeln und die Modernen weit über sie emporzuheben. Er brachte wahrscheinlich zuerst die Idee in Aufnahme, daß das, was die Alten die Werke Homers nannten, nichts sei als einzelne zusammengeflickte Rhapsodien einer Menge von Bänkelsängern [2]), eine Behauptung, die mir immer so ungereimt vorkam, daß ich den größten Widerwillen dagegen fühlte. Wie manche Cemente und Zusätze auch die Homerischen Gedichte späterhin mögen erhalten haben, so ist doch in jedem Gesange ein und dasselbe Genie sichtbar, selbst wenn es zuweilen schlafen sollte, wie Horaz sagt [3]).

Letzter Abend im Jahr.

Ich war eingeladen bei Frau von Schaden und fand ziemlich große Gesellschaft, die ich aber nicht ganz kannte: Herr und Frau von Fladt, die ich in früheren Jahren besuchte, Madame Stunz, deren ältester Tochter, Elektrine, Bekanntschaft ich machte, einer sehr talentvollen Zeichnerin; der jüngste von den Stiefsöhnen des Herrn von Keßling, Wilhelm Baron Freiberg, der Mariannen den Hof zu machen scheint, und so viel ich bemerkte, scheint weder Mutter noch Tochter ihm ungünstig. Am Ende ist doch alles, was die Mädchen wünschen — eine gute Partie. Er saß während des Soupers neben Marianne. Sein Aeußeres ist gerade nicht vorteilhaft. Er erkundigte sich nach meiner Lage, die so traurig ist, und die sein Vater so leicht hätte umstimmen können! Doch war ich weit entfernt, etwas davon zu erwähnen. Ferner lernte ich einen

---

[1]) „Reflexions critiques sur quelques passages du rhéteur Longin", l. c. p. 340. Perrault beginnt sein Gedicht „Le siècle de Louis le Grand" mit den geschmackvollen Versen:

„La docte antiquité fut toujours vénérable
Je ne la trouve pas cependant adorable."

[2]) l. c. p. 170 sq.

[3]) „Homerus bonus dormitat", Epist. ad Pis. 359.

Herrn von Imhof kennen, einen kleinen, freundlichen Mann, der mir artig entgegenkam. Er war des jüngsten Gölderndorfs Begleiter auf seiner Wanderung ins bayrische Gebirge. So war auch ein jüngerer Bruder von Hauptmann Weishaupt da, der Oberlieutenant in demselben Regiment ist. Er gefällt mir weniger als sein Bruder. Ferner ein junger Herr von Bandel [1]), der das Bauwesen studiert, aber die größte Lust hat, Soldat zu werden. Wir kannten uns als Kinder in Ansbach. Endlich sah ich die beiden Gölderndorf, den Assessor und Chevauxlegeroffizier. Es war gerade des Assessors Geburtstag. Er hatte auch seine artige Frau bei sich. Ich hatte ihn in Schliersee wirklich ein wenig verkannt und lernte ihn nun als einen heiteren, zuvorkommenden und liebenswerten Mann kennen. Sein jüngerer Bruder will bis künftiges Frühjahr eine Reise nach Salzburg machen und im Herbste nach Rom und Neapel. Er sehnt sich sehr nach der schönen Jahreszeit.

Zuerst spielte man ein paar kleine Komödien: „Der häusliche Zwist" von Kotzebue [2]) und „Die beiden Billets" [3]). Den Gemahl stellte im ersten Stückchen Luise vor, und seine Gemahlin Marianne. Beide Mädchen spielten recht gut, und diese kleine Scene hatte wirklich etwas Rührendes für mich. Den Nachbar machte der jüngste Gölderndorf. Er zog ihn in Karrikatur und hätte seine Rolle ein wenig besser memorieren können. Im zweiten Lustspiel hatte Luise Jürges, Marianne Röschens und der Assessor Gölderndorf die Rolle des Dorfbarbiers. Er entwickelte wahrhaft komisches Talent. Die Scene war in einem Zimmer, und man hatte im Halbkreis Stühle für die Zuschauer gesetzt. Luise und Marianne waren diesen ganzen Abend sehr liebenswürdig und heiter. Wäre nicht mein Herz so ganz zusammengefroren, ich würde kaum ohne wärmere Gefühle geblieben sein.

Beim Souper war ich nicht am günstigsten placiert, doch sprach ich mit Elektrine. Man brachte einige Gesundheiten aus. Mit dem Schlag Zwölf erfolgte ein allgemeiner Glückwunsch und Umarmungen von allen Seiten. Doch begnügten sich Marianne und Luise, mir die Hand zu

---

[1]) Ernst von Bandel (1800—76) studierte seit 1816 an der Kunstakademie in München, von der Architektur bald zur Bildhauerei übergehend. Nachdem er mit seinem „Mars" (1820) die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, konnte er 1825 eine Studienreise nach Rom unternehmen, wo auch Platen ihn wiederfand. Der nachmals berühmte Bildhauer gehört jedoch zu den wenig wohlwollenden Freunden des Dichters.

[2]) Vgl. „Almanach dramatischer Spiele für das Jahr 1810", Nr. 4.

[3]) Lustspiel von A. Wall, Leipzig 1808.

drücken, obgleich andere glücklicher waren. Zuletzt wurde dann auch getanzt. Ich blieb einige Zeit Zuschauer; als mich aber die beiden Mädchen durchaus zum Tanz zwingen wollten und mich beständig aufforderten, mich es sogar noch lehren wollten, so blieb mir nichts übrig, als auf und davon zu gehen. Ob es billig sei, dies schuldlose Vergnügen so gänzlich zu verschmähen, das doch unzweifelhaft eine den Menschen gegönnte Gottesgabe zu sein scheint, weiß ich nicht. Wann ich einmal unter die Menschen taugen werde, weiß ich auch nicht.

---

## Uebersicht des Buches. Schluß.

Manche Plane des Lebens und der Musen erhoben sich und zerstoben in diesem Zeitraume. Von meinen schönen Hoffnungen für nächsten Lenz fiel ich wieder in mein ernstes, dumpfes Hinbrüten zurück. Meine monatelange Krankheit machte mir Zeit gewinnen. Ich las ziemlich viel. Ich ließ zum erstenmal einige Verse drucken. Von der Welt zog ich mich eher noch mehr zurück, als ich mich ihr näherte. Neue Bekanntschaften machte ich keine, die in mein Leben eingegriffen hätten; doch kam ich nach langer Zeit wieder mit Bäumler zusammen.

---

Auf das verstrichene Jahr seh' ich nicht ungern zurück. Es war eines meiner glücklichsten. Sechs verschiedene Monate davon brachte ich unabhängig zu. Besonders war mein Aufenthalt in Schliersee glückselig. Ich war vielleicht nicht ganz unfleißig. Die kastilianische und portugiesische Sprache wurden mit Eifer ergriffen. Das Studium der Botanik ward angefangen. Ich schritt im Griechischen und Latein vorwärts. Eigene Arbeiten schrieb ich wenige. Das Bedeutendste ist noch der kurzfertige „Sieg der Gläubigen". Mit manchem der Freunde war ich näher verknüpft, besonders mit Lüder, der mir nun der vertrauteste von allen geworden. Ich kann mich (wann konnt' ich das vorher?) in diesem Jahre rühmen, nie in liebende Thorheiten gefallen zu sein, vielleicht die allerersten Tage ausgenommen.

---

# Erwähnte Schriften.

Der Mensch, Untersuchung für gebildete Leser von Grävell.
Principes philosophiques, politiques et moraux par le Major Weiss.
Pensées philosophiques par Diderot.
Ruth, eglogue par Florian.
History of England by Hume.
Napoleons Feldzug in Sachsen von Odeleben.
The Albion queens, a tragedy by Banks.
Cicero, Ueber die Pflichten, von Garve.
Philotas von Lessing.
Discours sur l'utilité de l'histoire par Ancillon.
De l'Allemagne par Madame de Staël.
The pleasures of hope by Campbell.
De conjuratione Catilinae, Salustii.
Zerstreute Blätter von Herder.
Der Cid, gesammelt von Herder.
Modern english poems, collected by Wiedemann.
Les confessions de J. J. Rousseau.
Advice to his son by Chesterfield.
Historia de las guerras civiles de Granada por Hita.
Briefe zur Beförderung der Humanität von Herder.
Oeuvres complètes de Bernard.
Le paradis perdu, traduit par Delille.
Les jardins, poëme par Delille.
Ὀδύσσεια Ὁμήρου.
De moribus Germanorum, Tacitus.
Nachrichten zur Geschichte der Jakobiner, Illuminaten u. s. w. von Baruel.
Harmonies de la nature par Bernardin de St. Pierre.
Carmina epistolaeque Horatii.
Betrachtungen über die Kriegskunst von Bärenhorst.
Les aventures de Joseph Pignata.
La mort de César par Voltaire.
Nathan der Weise von Lessing.
Les Sarrasins en France, poëme épique par Masson.
Geschichte des Dreißigjährigen Krieges von Schiller.
Kleine historische Schriften von Schiller.
Phädon von Mendelssohn.
Discours sur l'homme. Le pour et le contre par Voltaire.
La guerre de Genève par Voltaire.
Essays by David Hume.
Poetische Werke von Kleist.
Self-control, a novel.
La Henriade par Voltaire.
Traité du sublime de Longin, traduit par Boileau.



